Theodor Körner

Theodor Körner

und die Seinen.



THEODOR KÖRNER.

Standbild von Ernst Hähnel.

Theodor Körner

und die Seinen

geschildert

von

Dr. W. Emil Peschel und Dr. Eugen Wildenow

Begründer des Körnermuseums der Stadt Dresden

[illegible]

Mit vielen Abbildungen in und außer dem Texte, Faksimiles und zwei Karten.

Erster Band.

Leipzig 1898

Verlag von E. A. Seemann.

Theodor Körner

und die Seinen

geschildert

von

Dr. W. Emil Peschel und **Dr. Eugen Wildenow**

Begründer des Körnermuseums der Stadt Dresden

Gymnasialoberlehrer in Greifswald.

Mit vielen Abbildungen in und außer dem Texte, Faksimiles und zwei Karten.

Erster Band.

Leipzig 1898

Verlag von E. A. Seemann.

Der Stadt Dresden,

der Geburtsstadt des Sängers von „Leyer und Schwert“.

„Unseren in den deutschen Befreiungskriegen von 1813—1815 gefallenen
Vätern zum Gedächtnis,
den Lebenden zu ernstem Gedenken,
den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung.“

Vorwort.

Die Begeisterung, mit der man in ganz Deutschland, ja überall, wo deutsche Herzen schlugen, den hundertsten Geburtstag Theodor Körners feierte, hat die Liebe und Verehrung bezeugt, welcher sich der in der Jugendfrische fürs Vaterland gefallene Heldensänger bei allen seinen Landsleuten erfreut. An seinem Ehrentage erschien eine Reihe von Aufsätzen, die das Leben und Dichten des von den Musen geliebten Jünglings seinem Volke vorzuführen suchten; aber sie hatten das in reicher Fülle vorhandene Material bloß zum geringsten Teile benutzen können. Nur eine Festgabe hob sich glänzend von den übrigen ab: die von Rudolf Brockhaus aus dem Schatze seiner Autographensammlung herausgegebenen Briefe Theodor Körners, der Seinen und ihres Kreises. Aber diese Festschrift, so viele wichtige Nachrichten und Anmerkungen sie auch giebt, ist keine Biographie des Dichters und wollte es nicht sein.

Auch die früheren Lebensbeschreibungen Körners sind trotz mancher Verdienste im einzelnen keineswegs erschöpfend. Bei Fritz Jonas, Christian Gottfried Körner (Berlin 1882) steht, wie schon der Titel sagt, der Vater im Vordergrunde. Deshalb darf in diesem verdienstvollen Werke Vollständigkeit der Nachrichten über den wichtigsten Abschnitt in dem Leben der Körnerschen Familie nicht gesucht werden. In noch engeren Grenzen halten sich natürlich die biographischen Angaben, die der Vater des Dichters dem poetischen Nachlasse seines Sohnes 1815 voranschickte. Besonders genannt zu werden verdienen die Lebensbeschreibungen Theodor Körners von A. Wendt (1815 und 1816), die in den „Erinnerungsblättern für gebildete Leser“ (Zwickau, 1817), die von Fr. W. Lehmann (1819), von Fr. Erhard (1821) und von

R. Habermann (1844); eingehender behandelten A. Wolff (Berlin 1858) und Fr. Brasch (Schwerin 1861) das Leben des Heldenjünglings.

Alle diese Biographien sind durchgeprüft und dankbarst benutzt worden. Das gesamte Material aber, das in der „Körner-Bibliographie" zum ersten Male vollständig aufgezeichnet wurde, wie es bis 1891 vorlag, und das seitdem noch erheblich gewachsen ist, bieten wir auf den folgenden Blättern dar.

Wir haben uns indes nicht auf die im Körnermuseum vorhandenen Hilfsmittel beschränkt, sondern haben auch andere Schätze benutzen dürfen.

Zu besonderem Danke sind wir der Gräfin von Beroldingen, geb. Freiin von Handel, verpflichtet. Auch die von trefflichen, kurzen Biographieen begleiteten kritischen Ausgaben der Werke Theodor Körners von A. Stern und von H. Zimmer gaben uns als schätzenswerte Vorarbeiten manchen guten Wink, manche neue Anregung.

Ihnen und allen, die sich Verdienste um Theodor Körner und die Seinen erworben und dadurch unsere Arbeit gefördert haben, sei an dieser Stelle unser aufrichtigster Dank gesagt.

Die dem Werke beigefügten Bildnisse und Karten werden dem Leser die Hauptpersonen näher führen und die Züge des Lützowschen Corps, soweit der Dichter daran beteiligt war, verständlicher machen.

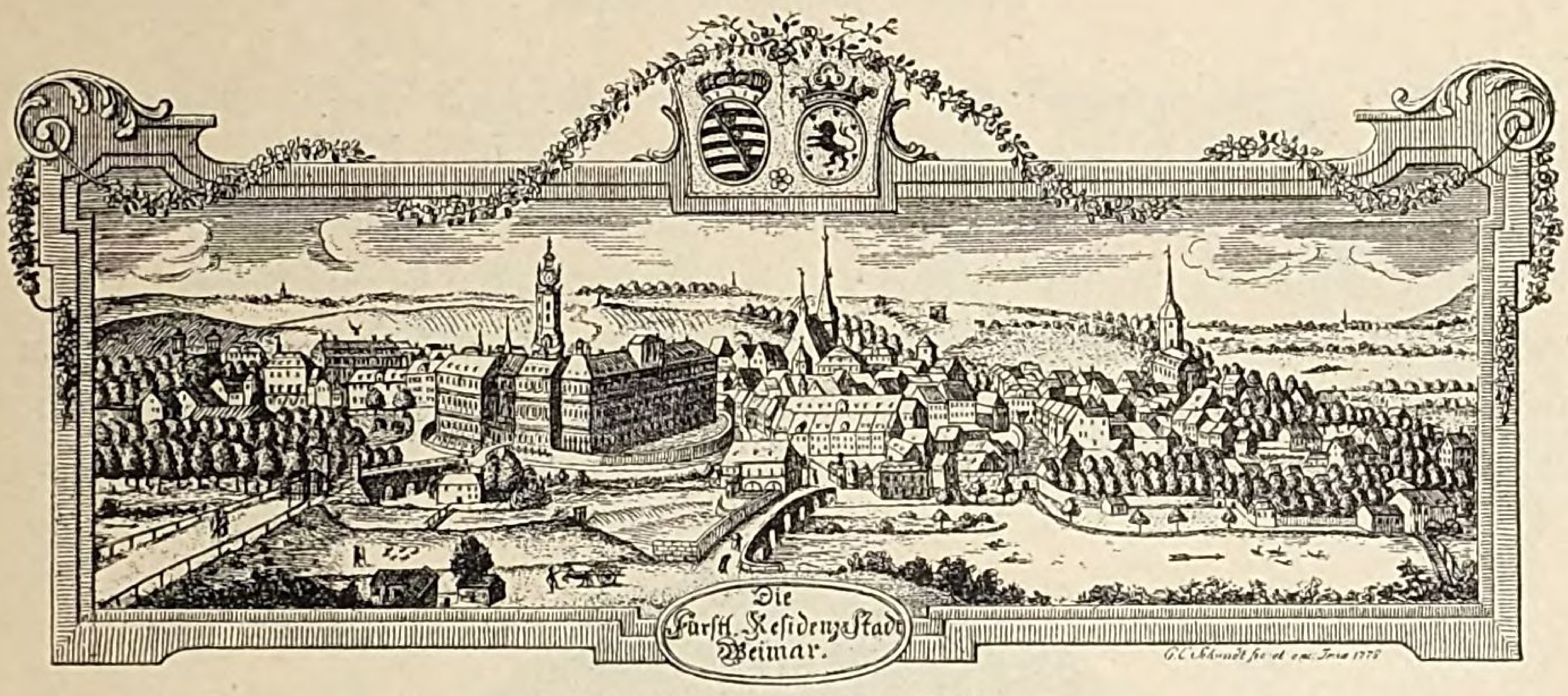
Dresden und Greifswald.

Dr. Emil Peschel.
Dr. Eugen Wildenow.

Inhaltsverzeichnis des ersten Bandes.

Verzeichnis der Abbildungen zum ersten Bande.

† = Sonderblatt, * = Original im Körnermuseum.



Weimar im Jahre 1776.

I.

Theodor Körners Vorfahren.

Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.

Diese Worte des Psalmisten passen auf den Vater des Dichters Theodor Körner, auf Christian Gottfried Körner, der in seinem langen Leben des Himmels reichsten Segen erfahren hat, dem aber auch tiefes Weh nicht erspart geblieben ist. Mühe und Arbeit boten ihm Glück und Zufriedenheit in frohen Tagen, hielten ihn aber auch aufrecht, wenn des Lebens Stürme über ihn einherbrausten. Arbeiten hatte er gelernt im elterlichen Hause; auf Arbeit hielt er bei sich und den Seinen, ohne ihnen deshalb die Freuden des Lebens zu untersagen und zu verkümmern.

Durch ernstes Streben und angestrengten Fleiß sehen wir aber auch alle Körners sich heraufarbeiten. Arbeit allein thut's freilich nicht; zum Fleiß muß die Begabung, das Talent, zum Wollen muß das Können kommen. Aber Arbeit und Fleiß der Eltern hilft das Talent der Kinder fördern, und gewiß hätte sich Theodors Talent, diese Himmelsgabe, nicht so schnell und reich entfaltet, wenn er nicht in einem Hause geboren und erzogen worden wäre, wo man äußere Sorgen nicht recht kannte und den Idealen leben konnte.

Der älteste ermittelte Vorfahr der Körnerschen Familie, Johann Körner, auch Hans Körner genannt (geb. 1651), war „wohl gelittener Bürger und Bierschröter" in Leipzig, wo er zuletzt in der Nikolaistraße wohnte. Vermählt war er mit Barbara, geb. Müncher (geb. 1648, † 16. Juli 1720). Bereits nach vollendetem 50. Lebensjahre ereilte ihn am 10. Oktober 1702 der Tod. Von vier Kindern überlebte den Vater nur ein Sohn, der am

11. März 1688 geboren war und Johann Christoph hieß. Mochte das Elternhaus dem Kinde auch sonst nicht viel bieten können, so wurde der Knabe doch fleißig zur Schule gehalten. Durch gute Verbindungen kam er in das vornehme Haus des Konsistorialdirektors D. Johann Jakob Franz Born († 1732) und genoß hier die Unterweisung des M. Kademann, der später als Superintendent in Gera starb. Durch ihn wurde in dem strebsamen Knaben die Neigung zur Theologie erweckt. Zwar fanden sich Leute, die dem sechzehnjährigen Jüngling



D. Gottfried Olearius, der Urgroßvater Theod. Körners, von 1672 bis 1716.

dies widerrieten, und durch ihre Vorstellungen wurde er in große Unruhe versetzt. Aber „durch Gottes Gnade und auf geschehene Beratschlagung mit dem Herrn M. Kademann“ wurde er in seinem Vorsatze bestärkt. Schon 1706 ließ er sich an der Universität seiner Vaterstadt immatrikulieren. Im Jahre 1711 wurde er Magister und unter diejenigen aufgenommen, welche damals zuerst bestellt wurden, nachmittags in der Universitätskirche zu St. Pauli zu predigen. Fünf Jahre später habilitierte sich der junge Theologe. Unter den Kollegien, die er alsbald zu lesen anfing, werden namentlich Homiletica und Hebraica genannt.

Bis zum Jahre 1724 blieb er in Leipzig. Mochte ihn nun die akademische Thätigkeit, wie später seinen Enkel, nicht befriedigen, oder mochte das Gehalt, das er als Vespertiner bezog, zu unbedeutend sein: jedenfalls folgte er 1724 einem an ihn ergangenen Rufe nach Weimar als Kollaborator und Substitutus des schon betagten Archidiakonus Faselius an der Stadtkirche St. Petri und Pauli. Nun verheiratete er sich auch, und zwar mit Christiane Elisabeth, der hinterlassenen ältesten Tochter des Leipziger Theologen Gottfried Olearius, und rückte zum Diakonus auf. Leider aber ereilte ihn gleich seinem Schwiegervater ein früher Tod. Er hinterließ zwei Söhne und eine Tochter.

„Er hatte," wie sein Biograph rühmend hervorhebt, „wie in anderen Wissenschaften, also vornehmlich in Hebraicis und Rabbinicis eine gute Einsicht. In seinem mühsamen Amte war er unermüdet, und die Stunden, welche er davon frei hatte, widmete er den Studiis und sonderlich den Schriften Lutheri, die er mit großem Vergnügen täglich las. Seine Lehre war richtig, sein Leben erbaulich und sein Ende selig."

Seinen ältesten Sohn, Johann Gottfried, beizeiten in die Bahn zu lenken, die ihm die beste schien, war sein eifrigstes Bestreben. Dazu stammte ja die Mutter aus einer hochberühmten Theologenfamilie, in der mehrmals dichterische Begabung hervorgetreten war.

Die Liebe zur Wissenschaft wurde nach des Vaters frühem Tode weiter gepflegt und gefördert durch wohlgeeignete und befähigte Hauslehrer, später auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Die Mutter setzte alles daran, den gelehrigen und geistig reich ausgestatteten Knaben das Ziel, das ihr Gatte ihm gesteckt hatte, erreichen zu lassen. Auf der Schule zeichnete er sich durch einen wahrhaften Feuereifer im Lernen, wie durch seine Liebenswürdigkeit aus. Den Anforderungen seiner Lehrer, unter denen besonders Carpov hervorgehoben wird, genügte er vollkommen. Der letztere führte ihn mit feinem Takt und Verständnis nicht nur in die Philosophie, sondern auch in die Theologie ein, und zeitlebens hat Körner gerade ihm eine dankbare Erinnerung bewahrt und erklärt, daß er gerade seinem Unterrichte außerordentlich viel zu verdanken habe.

Geistig und sittlich wohlausgerüstet und zu den schönsten Hoffnungen berechtigend, bezog Körner Michaelis 1743 die Universität Leipzig. Unter Hinweis auf seinen berühmten Großvater mütterlicherseits schärfte ihm der M. Eichler ein, der damals Diakonus an der Nikolaikirche war, daß für einen Theologen, der sein Studium recht betreiben wolle, zunächst eine philosophische Vorbereitung notwendig sei. Wissenschaftliche Methode aber konnte man nach der Anschauung der damaligen Zeit auch aus der Mathematik erlernen. Und so begann denn Körner, zunächst mathematische Kollegia zu hören, u. a. bei Kästner. Zu derselben Zeit schritt er zum Studium der Philosophie, in der er vornehmlich Jöcher zum



Johann Gottfried Körner, Großvater Theod. Körners. Jugendbildnis vom 30. Juli 1730.
Original im Körnermuseum.

Lehrer hatte. Dieser wußte ihn auch zu bestimmen, seine historischen Vorlesungen zu besuchen. Galt doch schon damals eine allseitige Ausbildung des

Geistes als das Beste, was die Universität bietet. Auch Litteraturgeschichte hörte der angehende Theologe. Daß er außerdem darauf bedacht war, sich im Lateinischen zu vervollkommnen, braucht kaum erwähnt zu werden; sein Lehrer war hier der glänzende Stilist Ernesti.

Zwei Jahre dauerte dieser vorbereitende Kursus. Jetzt erst trat er an sein eigentliches Fachstudium heran. Er hörte aber nicht bloß Vorlesungen, sondern er las auch fleißig die vorzüglichsten Autoren; insbesondere aber interessierte er sich für Kirchengeschichte und deren Quellen.

Nach Vollendung seiner Studien erwarb er sich 1748 die philosophische Magisterwürde. Zugleich erhielt er von der theologischen Fakultät die Erlaubnis, gelegentlich an Sonn- und Festtagen nachmittags in der Universitätskirche zu predigen. Seitdem ist er ununterbrochen in Leipzig thätig gewesen.

Am 29. März 1750 wurde Körner vom Rate der Stadt Leipzig zum Katecheten an der Peterskirche ernannt. Dabei verlor er aber sein Hauptziel, die akademische Thätigkeit, nicht aus dem Auge.

Mit Freuden hatte die bisherige Entwickelung seines Paten und einstigen Zöglings der große Philolog Mathias Gesner in Göttingen verfolgt. Auf sein Betreiben erhielt der junge Magister im Jahre 1752 einen ehrenvollen Ruf nach jener Universität, wo die Stelle eines Universitätspredigers und außerordentlichen Professors frei geworden war. Gewiß wäre er ihm gefolgt, wenn ihm nicht gerade zu derselben Zeit der Leipziger Rat die Stelle eines Subdiakonus an der Thomaskirche angetragen hätte. So entschloß er sich denn, in seinem lieben Leipzig zu bleiben. Das neue Amt befriedigte ihn innerlich und überhob ihn äußerlich aller Sorgen.

Bei seinem regen wissenschaftlichen Streben und bei der allgemeinen Achtung, deren sich Körner zu erfreuen hatte, fand er Eingang in den besten und angesehensten Häusern Leipzigs. Seine Braut Sophia Margaretha Stirner war die Tochter eines der ersten Kaufleute der Stadt. Die Ehe war außerordentlich glücklich und gesegnet. Zwei Kinder wurden dem Paare geboren, zunächst am 2. Juli 1756 ein Sohn, Christian Gottfried, der Vater unseres Dichters, und dann im folgenden Jahre eine Tochter, die jedoch im ersten Lebensjahre wieder starb.

Bald nach seiner Verheiratung — am 1. Januar 1756 — ging Körner als Subdiakonus und Vesperprediger an St. Nikolai in eine etwas besser dotierte Stelle über. Im Jahre 1757 ließ er eine „Dankpredigt“ wegen einer reichen Ernte im Druck erscheinen, und zwei Jahre später veröffentlichte er eine Sammlung von (zwölf) Predigten, die er in den Jahren 1753 bis 1758 gehalten hatte. Die letzte von diesen ist seinen Schwiegereltern gewidmet, denen er sich zum größten Dank verpflichtet fühlt, von denen er mit der kindlichsten Liebe und der größten Ehrfurcht spricht. Er nennt sie die besten Schwiegereltern, „bei deren Größe und Vortrefflichkeit dero Kindern nichts übrig bleibe als eine stille Ehrerbietung, der willige Gehorsam

und der aufrichtigste Dank". Die Predigten, die mit der größten Sorgfalt ausgearbeitet sind und insgesamt durch eine klar durchgeführte, fein durchdachte Disposition sich auszeichnen, geben uns ein Bild von seiner Art zu predigen und seiner damaligen theologischen Anschauung.

Körner steht in diesen Predigten noch ganz auf dem Standpunkte altsächsischer Orthodoxie. Die Bibel und jedes Wort in ihr ist ihm ein Heiligtum, ist ihm göttliche Offenbarung. Was er sagt und behauptet, findet er, wenigstens meist, klar in der heiligen Schrift ausgesprochen und begründet. Daher seine häufigen Citate aus der Bibel und seine zahlreichen Berufungen auf das Buch der Bücher. Der Glaube an das Wort Gottes, die völlige, aufrichtige Ueberzeugung von den Heilswahrheiten der lutherischen Lehre, die unbedingte Hingabe an die im Evangelium geoffenbarte Liebe Gottes ist ihm unerläßliche Vorbedingung für jede wahre Frömmigkeit. Der Zweifler und religiöse Skeptiker wird und kann niemals wahrhaft fromm sein, weil er an dem Heiligsten und Besten, das Gott den Menschen vermacht hat, rüttelt und deutelt. Die Bibel ist nur aus der Bibel zu interpretieren, und wer den wahren Glauben und die rechte Frömmigkeit besitzt und sie aufmerksam liest, wird sie verstehen und alles in ihr finden, was zu seiner Seelen Seligkeit notwendig ist.

Wie er die Bibel als von Gottes Hauch durchweht auffaßt und für jeden Satz eintritt, ebenso verteidigt er auch die Lehren und Gebräuche seiner Kirche. Höchst lehrreich ist in dieser Beziehung gleich die erste Predigt „von der Pflicht, den Sonntag zu heiligen". Mit heiligem Ernste, mit fast alttestamentlichem Eifer tritt er da für strengste Sonntagsheiligung und Kirchenzucht ein, preist die Zeiten glücklich, wo man denen, die nicht zur Kirche kamen, mit Geldbußen und Leibesstrafen entgegentrat, und ruft sein Wehe über eine Zeit aus, wo nichts mehr fruchtet und Kirchenstrafen abgeschafft sind.

Der Ton in den Predigten ist ein frischer, die Form nicht ungewandt, die Ueberzeugungskraft mächtig. Er weiß den Hörer und Leser zu packen, spart nicht den Tadel und wirkt durch sein eigenes Beispiel und Vorbild. Was er von anderen verlangt, thut er in erster Linie selbst. Unerbittlich streng gegen sich, lebt er fromm und Gott wohlgefällig, läßt keine Kraft, die ihm der Herr verliehen, unausgenutzt, ist ein Feind jeder Regellosigkeit, sucht jeden Hang zum Vergnügen zu unterdrücken und findet in asketischer Strenge den wahren Frieden und in unausgesetzter Bethätigung seiner Frömmigkeit durch Wort und That die rechte Befriedigung. Von seinem Fleiße zeugt die nicht geringe Zahl der Werke, die er im Laufe der Jahre bis an sein Lebensende veröffentlicht hat, und die sich immer steigernde Berufsthätigkeit; von seinem sittlichen, christlichen Wandel zeugt die Achtung und Verehrung, deren er sich überall erfreute, und die sich namentlich bei und auch noch nach seinem Tode aussprach. Dabei war sein Familienleben

untadelhaft; gewissenhaft sorgte er als Vater für die Erziehung seines Sohnes; als Oekonom war er auf die Mehrung seines Vermögens bedacht. Treu zur Seite stand ihm eine Gattin, die mit allen Tugenden ihres Geschlechtes reichlich ausgestattet war. Ohne sie würde der Gatte weder im öffentlichen noch im privaten Leben das haben leisten können, was er wirklich geleistet hat. Verstand sie es doch, durch ihren Fleiß und durch ihre umsichtige Klugheit ebensosehr wie durch ihr glückliches Temperament und die Lauterkeit ihres Charakters dem Gatten die häuslichen Sorgen abzunehmen und zu erleichtern.

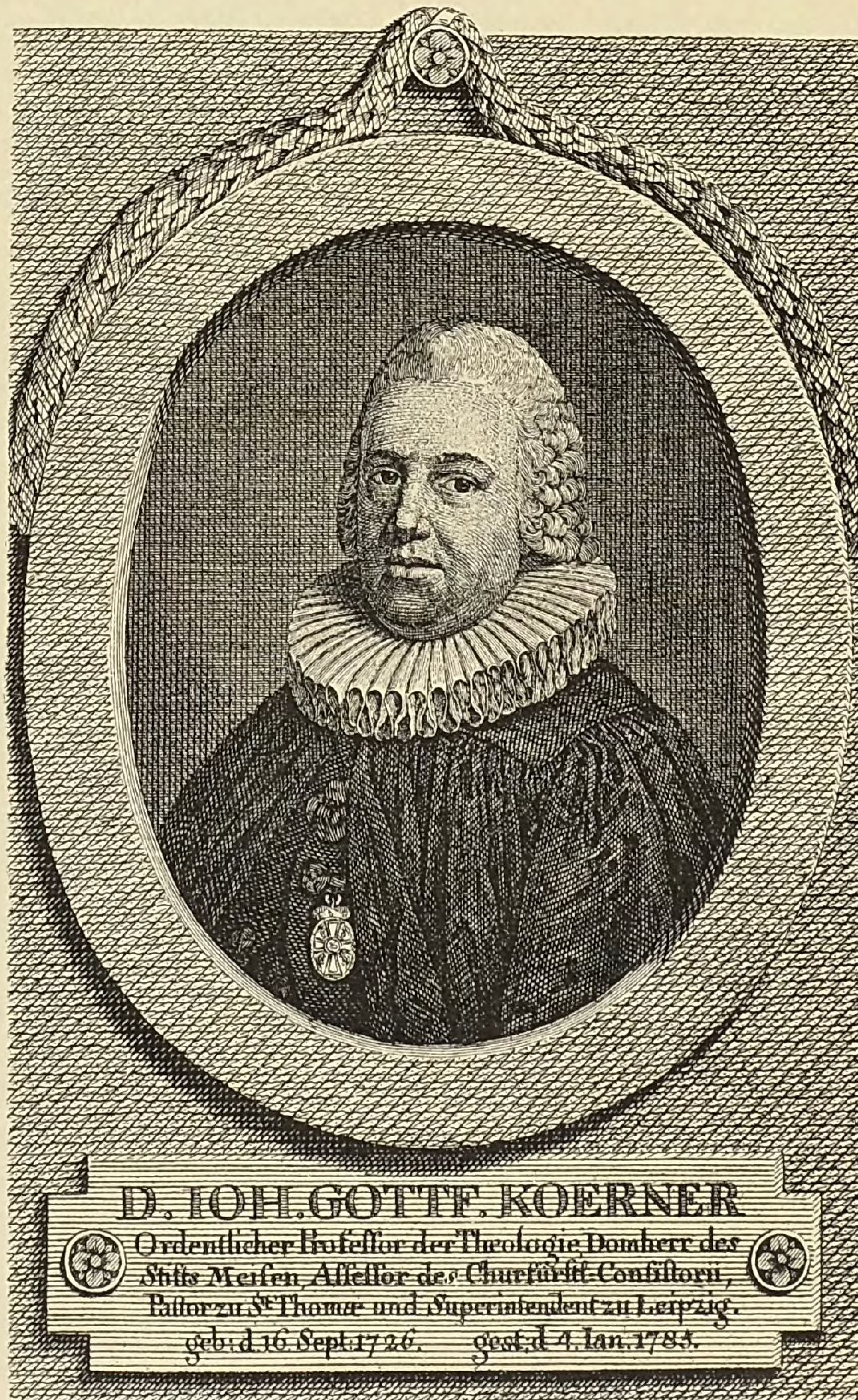
Im Jahre 1761 wurde Körner Diakonus an der Thomaskirche. Diese Stellung hat er unter allen seinen Aemtern am längsten bekleidet.

Ende 1770 wurde Körner von der theologischen Fakultät der Universität Wittenberg wegen seiner gelehrten Schriften zum Doktor ernannt. Seine bedeutendste Arbeit hat den Titel: „Die heilige Schrift, mit Anmerkungen". Durchdrungen von der Wichtigkeit des Inhalts aller biblischen Schriften, von der Vortrefflichkeit ihres Endzweckes und von der herrlichen Uebereinstimmung der Worte mit dem Zwecke mahnt er in der Einleitung vornehmlich die Christen, recht fleißig und täglich in der heiligen Schrift zu lesen und auf die nicht zu hören, die nichts davon wissen wollten, weil sie keine Zeit dazu hätten, oder weil sie bei der Lektüre nur auf Zweifel und Widersprüche stoßen würden, oder gar, weil es ihnen an der rechten Einsicht und dem rechten Verständnis fehle. Was giebt es Wichtigeres und Heilbringenderes für den Menschen als die unausgesetzte Beschäftigung mit dem Vermächtnis Gottes? Wie kann man von Widersprüchen und Gefahren, in die man gerate, reden, wenn man die Bibel liest und fleißig studiert? Dabei gilt es, zu bedenken, daß Gott gewissermaßen selbst der Verfasser der heiligen Schrift ist, und daß demnach die Vorbedingung für die Lektüre derselben der Glaube ist. „Nichts glauben wollen, was man nicht begreifen kann, das heißt: alle Religion aufheben und die schuldige Verehrung dem Herrn versagen, weil man sein Zeugnis nicht als einen Beweis für die Wahrheit gelten läßt."

Im Jahre 1775 erhielt Körner von Wittenberg einen Ruf als General-Superintendent. Aber er mochte sich von Leipzig nicht mehr trennen, zumal da er in demselben Jahre zum Archidiakonus seiner Kirche gewählt wurde. Später war er nicht nur der erste Geistliche Leipzigs, sondern er sah auch alsbald seinen schon lange gehegten Lieblingswunsch, als Professor wirken zu können, erfüllt. Nachdem er bis zum zweiten Professor aufgerückt, endlich Domherr im Hochstift zu Meißen und „Senior der meißnischen Nation" geworden, starb er nach einem arbeitsvollen Leben ganz plötzlich.

Am 4. Januar 1785 — er war eben von seinem Arbeitstisch aufgestanden, um sich ein wenig auszuruhen — trat das ein, was die Aerzte schon lange

befürchtet hatten. Denn bei seiner meist sitzenden Lebensweise und bei dem Mangel an Körperbewegung war Körner zuletzt sehr stark geworden. So traf ihn denn

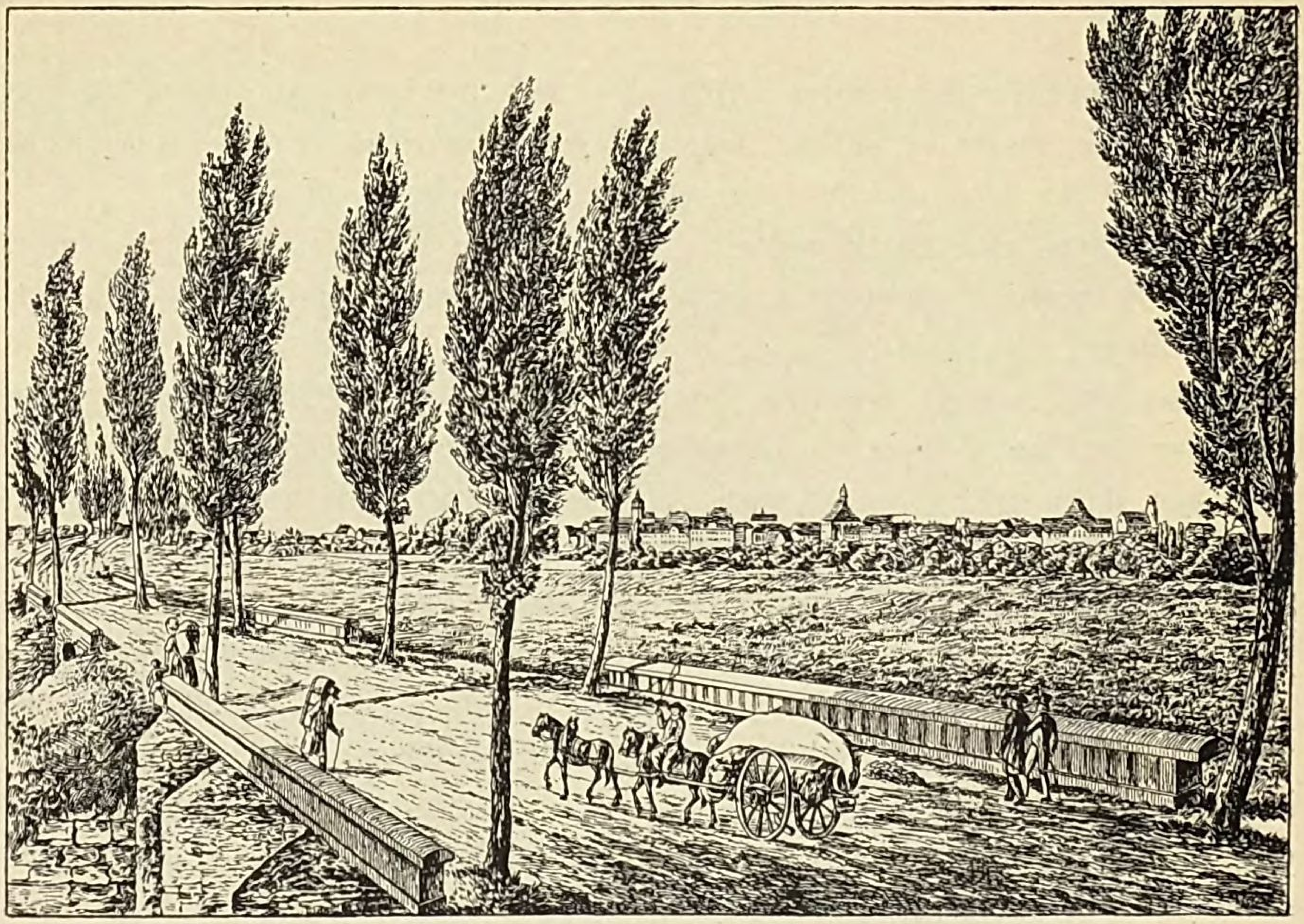


an dem eben erwähnten Tage ein Schlagfluß, und alle Bemühungen der Seinigen — auch der Sohn war zufällig zum Besuche in Leipzig — und der Aerzte, ihn

ins Leben zurückzurufen, waren erfolglos. Tief betrauert von allen, die ihn gekannt hatten, wurde er an der Hauptstätte seines Wirkens, in der Thomaskirche, beigesetzt als der letzte, der dort zur ewigen Ruhe gebettet ist.

Schon nach wenigen Monaten — am 22. Mai — folgte ihm seine Gattin, die, bereits vorher leidend, den Tod ihres geliebten Mannes nicht hatte verwinden können.

Noch im Dezember desselben Jahres veröffentlichte der Sohn Körners sieben Predigten des Vaters, die er den Freunden des Verstorbenen widmete. Der größere Teil von ihnen ist in den achtziger Jahren gehalten. Schriftstellerischen Ruhm für den Geschiedenen will er durch sie nicht einernten: fehle ihnen doch die letzte Hand des Verfassers; indessen werde vielleicht auch die strengere Kritik eine gewisse Popularität und einen nicht gemeinen Erfindungsgeist in fruchtbarer Benutzung vorgeschriebener Texte darin nicht verkennen. Die siebente Predigt hat zum Thema: „Ich lebe für die Zukunft". „Liebreicher Erlöser," so schließt sie, „breite die Flügel Deiner Gnade über uns und segne uns! Erwecke uns durch Deinen Geist nur dazu, daß wir Dir leben, für die Zukunft leben, damit wir würdig wandeln in dem Berufe, dazu Du uns gesetzt hast! Laß uns alsdann Deine Herrlichkeit schauen und hier und dort schmecken, wie freundlich Du bist!" Es waren seine letzten Worte auf der Kanzel, drei Tage vor seinem Tode. Arbeit und Streben nach Wahrheit: das war die Devise seines Lebens. Wozu auf der Schule und der Universität der Grund gelegt war, das weiter auszubauen hielt er für eine Pflicht der Dankbarkeit und für das Hauptziel seines irdischen Daseins. Hatte er zuerst auch dabei mit manchen äußerlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, so gelang es ihm doch, sich durchzuringen und allmählich zu den höchsten Aemtern emporzusteigen. Was er in der Jugend gelernt, das hatte er im Alter die Fülle. Aber wie er selbst keine Stunde unausgenutzt ließ, wie er nie zufrieden war, außer wenn er arbeiten und anderen durch Rat und That behülflich sein konnte, so verlangte er auch von anderen, daß sie gleichen Grundsätzen huldigten, und in erster Linie von dem eigenen Sohne. Das ist das große Vermächtnis, das er Christian Gottfried hinterließ, daß dieser in der Arbeit das Glück des Menschen sah.



Leipzig. Nach einem kolorierten Kupferstich.

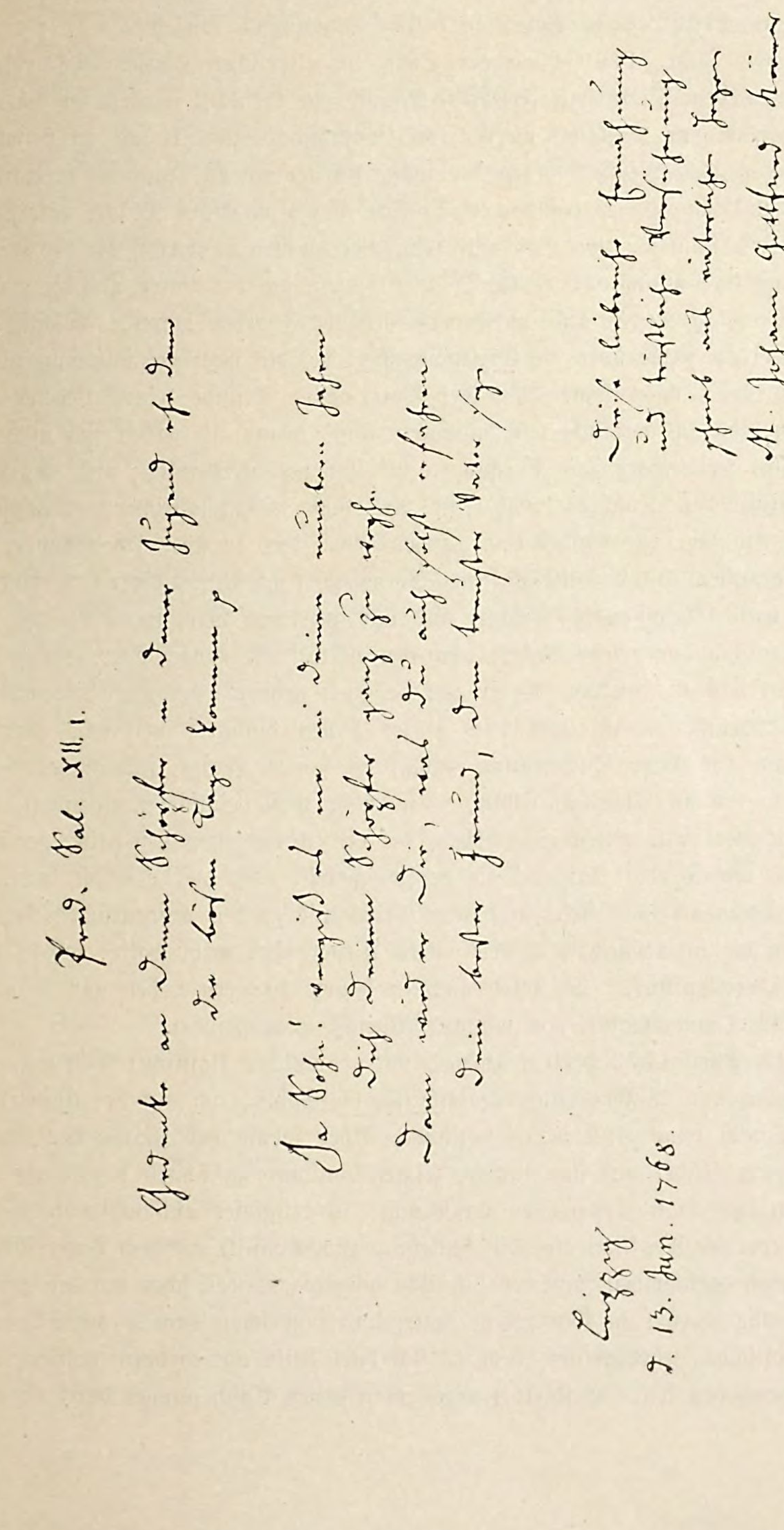
II.

Christian Gottfried Körner
bis zur Geburt Theodors.

Christian Gottfried Körner wurde am 2. Juli 1756, wenige Wochen vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges, geboren. Zwei Tage danach wurde das Kind in der Nikolaikirche getauft, wo ja sein Vater damals das Amt eines Diakonus und Vesperpredigers bekleidete.

Da die Schwester bald nach ihrer Geburt starb, und Christian Gottfried das einzige Kind der Ehe blieb, konnte sich ihm allein die ganze Fülle der elterlichen Liebe zuwenden, und gewiß leitete der Vater mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit nach seinen Prinzipien die Erziehung. In erster Linie galt es, den Knaben zu einem frommen, gottesfürchtigen Menschen heranzubilden: nur darin konnte nach den Anschauungen des orthodoxen Geistlichen das Ziel aller Pädagogik bestehen; der Beruf des Knaben konnte nur der eines Theologen sein.

Mag nun der junge Körner bis zu seinem 13. Jahre ganz im elterlichen Hause erzogen worden sein, oder mag er eine öffentliche Schule besucht haben: jedenfalls wurde bei allem, was er zu Hause sah und hörte, betont, daß die Furcht



Stammbuchvers D. Johann Gottfr. Körners für seinen Sohn Christian Gottfr. Körner. Stammbuch im Körnermuseum.

des Herrn der Weisheit Anfang sei. Dies bezeugen die Worte, die der Vater am 13. Juni 1768 seinem Sohne in dessen Stammbuch schrieb.

Bis zum Jahre 1769 blieb der Sohn im elterlichen Hause. Da richtete der Vater an den Kurfürsten Friedrich August ein Gesuch, in dem er bat, es möchte seinem Sohne verstattet werden, die Landesschule zu Grimma zu besuchen. Auf den zusagenden Bescheid bezog der junge Körner am 21. Juni als Extraneus die Schule und wurde der besonderen Aufsicht des Konrektors Mücke unterstellt. Aus dieser Zeit stammen zwei Briefe an seine Verwandten in Zerbst, die des Jünglings fromme Gesinnung und ernste Denkart zeigen, die der Vater und die Lehrer in seiner Seele zu wecken und zu fördern bestrebt gewesen waren. Wichtig ist, was uns Körner selbst über die Erziehungsmethode, die man bei ihm anwendete, sowie über ihre Folgen sagt. Wie der Vater keine Stunde seines Lebens ungenutzt ließ und in ascetischer Frömmigkeit Gott diente, so gaben sich auch die Lehrer Mühe, jeden Hang zum Vergnügen bei ihm zu unterdrücken; und es gelang ihnen wirklich, den Knaben durch eine Art von leidenschaftlicher, mönchischer Frömmigkeit so sehr zur Resignation zu gewöhnen, daß er über jede Stunde, die er ohne Vorwissen und Erlaubnis seiner Vorgesetzten mit irgend einer Ergötzlichkeit zugebracht hatte, Gewissensbisse fühlte und nur zufrieden war, wenn er eine beschwerliche und unangenehme Arbeit vollendet hatte. Die Folge einer solchen Erziehung war, daß er, der von Natur zur Trägheit geneigt war, zwar unermüdlich thätig und strebsam wurde und sein ganzes Leben hindurch verblieb; aber er wurde infolge der steten Anspornung, zumal bei seinem Hange, sich immer dahin zu stellen, wo es an Arbeitern fehlte, so unruhig und peinlich gewissenhaft, daß ihm niemals oder nur selten eine Arbeit, die er sich vorgenommen hatte, genügte, daß er stets meinte, die Aufgabe, die er sich gestellt oder die er gelöst habe, sei eine zu unbedeutende und stehe in keinem Verhältnis zu dem aufgewandten Fleiße, daß für ihn die interessanteste Arbeit nichts Anziehendes mehr hatte, sobald ihm eine dringendere aufstieß. So blieb auch in seinem späteren Leben gar manches begonnene Werk unvollendet, gar mancher Vorsatz unausgeführt.

Am 23. April 1772 verließ Körner, mit gründlicher klassischer Bildung, mit starkem Willen und Wissensdrang ausgestattet, die Schule, um auf der Universität seiner Vaterstadt seine Studien zu beginnen. Aber sobald der Zwang der Schule nicht mehr wie früher auf ihm lastete, zeigten sich nur zu schnell die Folgen der allzu pedantischen, fast klösterlichen Erziehung: in religiöser und wissenschaftlicher Beziehung trat die Reaktion ein, die schließlich zum Konflikt mit dem Vater führte.

Zur Gottesgelahrtheit fühlte er sich nicht hingezogen, weil schon auf der Schule die Philosophie Zweifel in ihm erregt hatte, und ihm schon damals die Sklaverei eines symbolischen Lehrbegriffes, dem er sich dort hatte unterordnen müssen, unerträglich geworden war. Bestärkt wurde er in seinen Anschauungen durch Garves

und Platners philosophische Vorträge, die er zuerst hörte; durch sie wurde in ihm eine Neigung zur Spekulation erweckt: vitam impendere vero wurde nunmehr sein Wahlspruch.

Er entschied sich für die Rechtswissenschaft; er wählte sie, wie er sagt, als Brotstudium und angebliche Beschäftigung; aber es ekelte ihn vor dem buntscheckigen Gewebe willkürlicher Sätze, die trotz ihrer Widersinnigkeit dem Gedächtnis eingeprägt werden mußten. Im Laufe der Zeit wurde dieser Widerwille gegen das starre, tötende Recht mit seinen hohlen Formen immer stärker. Daher suchte er nach einem Mittel, sich sein Studium interessanter zu gestalten. Er fand dies schließlich in der philosophischen Behandlung rechtlicher Gegenstände, in der Entwickelung allgemeiner Begriffe, in der pragmatischen Geschichte von den Ursachen und Folgen einzelner Gesetze. Der Trieb nach Erkenntnis der Wahrheit beseelte ihn und damit verbunden das Streben, die Glückseligkeit der Menschen auf Erden zu verwirklichen und zu fördern. Deshalb warf er sich, namentlich in Göttingen, wo er am 14. Oktober 1776 immatrikuliert wurde, auf die Naturwissenschaft und Mathematik, um deren Anwendungen auf die Bedürfnisse und Gewerbe der Menschheit zu ergründen und zu verwerten. Es schien ihm der Gedanke herrlich, das Feld dieser Wissenschaften zu erweitern, um dadurch die Macht des Menschen über die ihn umgebenden Wesen zu vergrößern und ihm neue Quellen der Glückseligkeit zu eröffnen. So war es ihm nicht darum zu thun, besondere, allgemein geläufige Fachkenntnisse zu erwerben, sondern einzudringen in die Geheimnisse der heutigen Technologie und Nationalökonomie, zweier Wissenschaften, die damals noch in den Anfängen lagen; gerade die Beschäftigung mit diesen Disciplinen, die er auch nach Vollendung seines Studiums im Jahre 1777 nicht aussetzte, wurde wenigstens bei seiner ersten Anstellung von hoher Bedeutung.

Aber über dem Studium vergaß er nicht, die Geselligkeit und Freundschaft zu pflegen. Noch in späteren Jahren bildet die Erinnerung an den Verkehr während der Universitätszeit den Anknüpfungspunkt für manche Verhältnisse, wie sie das Leben bot. Körner gehörte einem Vereine an, der den Musen dienen wollte. Früher hätte er dies für Zeitverschwendung gehalten; Vergnügen zu empfinden und zu wirken, erschien ihm nicht erstrebenswert. Aber seine Vorstellungen über die erhabene Bestimmung der Kunst klärten sich; er kam zu der Erkenntnis, daß die Kunst nichts anderes ist, als das Mittel, wodurch eine Seele besserer Art sich anderen versinnliche, sie zu sich emporhebe, den Keim des Großen und Guten in ihnen erwecke, kurz alles veredele, was sich ihr nähere. Schmerzlich bedauert er es jetzt, daß er, den von früh auf Talent und Neigung namentlich zur Musik gewiesen hatten, sich dieser Kunst nicht habe widmen können. „Jetzt fehlt es mir," sagt er damals, „nicht an Lust zu eigener Arbeit von dieser Gattung, aber an Hoffnung des Erfolges, nicht an leisen Ahnungen glücklicher Ideen, aber an Vermögen, sie

darzustellen.“ So sehr hatte er sich von den im Elternhause herrschenden Ideen über die Kunst befreit und schwelgte je länger, desto mehr in den Genüssen, welche Lektüre und Musik ihm bieten.

Nachdem er nach Leipzig zurückgekehrt war, erwarb er sich auf Grund seiner nationalökonomischen Kenntnisse zunächst bei der philosophischen Fakultät die Magisterwürde. Sieben Monate später habilitierte er sich in derselben Fakultät.

Es galt für ihn, sich aber auch praktisch und theoretisch weiter in seine Wissenschaft hineinzuarbeiten. So wurde er denn zunächst auf seine Bewerbung vom Bürgermeister zu Leipzig, D. Carl Wilhelm Müller, „zu einem Notarien, öffentlichen Schreiber und Richter für Leipzig und Umgegend creiret, geordnet, gesetzt und gemacht“. Endlich errang er sich auch die juristische Doktorwürde.

Der junge Doktor kündigte sofort Vorlesungen an; aber die Zuhörer blieben aus. An den ‚Professor‘ Schiller schrieb er später, als dieser seine akademische Thätigkeit glänzend begonnen hatte, er hätte etliche Male zu Anfang des Halbjahres am Fenster gelauert, wobei jedes Stiefeltratschen ihm willkommene Musik erschienen wäre. Kein Wunder daher, wenn der für seine Wissenschaft begeisterte Lehrer nicht die rechte Befriedigung fand.

Schon schmiedete er Pläne, ein neues, wahrhaft streng-kritisches Journal zu gründen, in dem die neuen Litteraturwerke sachgemäß, furchtlos und unparteiisch beurteilt werden sollten, weil er meinte, eine Reform thäte der Litteratur not, da bot sich ihm plötzlich die Gelegenheit zu einer großen Reise: er wurde ersucht, den jungen Grafen Karl von Schönburg-Glauchau auf seiner „Kavaliertour“, die man Ende des 18. Jahrhunderts noch immer als notwendig für die allgemeine Bildung erachtete, als Mentor zu begleiten. Eine solche Reise mußte seinen Gesichtskreis unendlich vergrößern, seinen Anschauungen und Ideen eine festere Unterlage geben. Handel und Wandel anderer Länder kennen zu lernen, hatte er sich schon immer für etwas Wünschenswertes gedacht, um einen großen Vorrat von Erfahrungen und Kenntnissen einzusammeln, um seine Beobachtungskraft zu schärfen, um seinen Geschmack zu bilden und besonders, um seine Begriffe über menschliche Fertigkeiten zu erweitern. Aus seinem Reisetagebuche ersieht man den klaren, lebendigen Sinn und die Vielseitigkeit des jungen Gelehrten. Was er Beachtenswertes sieht und hört, zeichnet er auf mit feinem Verständnis und gutem Urteil. Manchmal erweitern sich seine Notizen zu kleinen Abhandlungen über Künste, Sitten, Gesetze, Gewerbe, Maschinen u. s. w. Vor allen Dingen interessiert ihn, den Nationalökonomen, wenn man so sagen darf, die Statistik und die industrielle Thätigkeit des Menschengeschlechtes, wie er sie am großartigsten in den Städten Englands kennen lernt. Die Eindrücke, die er dort empfängt, sind fast überwältigend für ihn.

Die Reise führte über Eisenach auf schlechten Wegen nach Frankfurt a. M.,

unter dessen Merkwürdigkeiten Körner die Judengasse ausführlich beschreibt. Von Mainz aus fuhren die Reisenden auf einem Kahne bis Köln. Die Fahrt gewährte besonderes Interesse, weil gerade Weinlese war. Den Hauptanziehungspunkt in Köln selbst bietet für Körner natürlich der Dom; Einzelheiten des Bauwerkes werden sogar am Rande des Tagebuches abgebildet. In Düsseldorf fesselt am meisten die berühmte Bildergalerie, die damals noch nicht nach München verkauft war. Ehe man nach England hinüberging, durchreiste Körner Holland, freilich im Fluge; natürlich staunte der Binnenländer über den Hafen von Antwerpen mit seinem regen Verkehr. Endlich wurde die Fahrt nach dem Inselreiche gewagt; denn der amerikanische Befreiungskrieg hatte begonnen und Frankreich sich daran beteiligt. Der Aufenthalt in London dauerte bis in den März des folgenden Jahres. Wir finden die Reisenden in Warenlagern, in Theatern und in Konzerten; bald besuchen sie den Landsitz eines reichen Herrn, dessen Bekanntschaft sie durch Vermittelung des sächsischen Gesandten am englischen Hofe, Grafen Brühl, gemacht haben; bald wohnen sie einem Pferderennen bei; den Kunstwerken widmen sie wie überall eine rege Teilnahme. Das Ziel eines Ausfluges ist Cambridge mit seiner berühmten Universität, deren Einrichtungen bis ins kleinste studiert werden. Dann wendet man sich nach dem Westen. Bei Spithead ankert die englische Flotte, die Körner gewissermaßen vor unseren Augen entstehen läßt, indem er uns Kunde giebt von dem Bau und dem Betrieb der Schiffe. In den Industriebezirken wird Körner durch gute Empfehlungen eingeführt in das großartige Getriebe. Er vergißt aber auch nicht zu betonen, daß der Pflege der Wissenschaften gerade durch den auf das Praktische gerichteten Sinn etwas Abbruch geschehe. Ganz besonders hebt er hervor, als er wieder in London ist, wo er Gelegenheit hat, dies zu beobachten, daß man sich um deutsche Geistesprodukte fast gar nicht bekümmere. Zurück reist Körner über Belgien. Am Rheine sitzen die geistlichen Fürsten, die freilich zur Beförderung der Gewerbe gar keine Anstalten machen. Dieser Gegensatz fällt gar unangenehm auf; Ausgaben zum Besten der Nachkommen werden da vermieden. Die Reise erstreckte sich dann weiter über Darmstadt nach Straßburg, wo das Französische noch wie eine fremde Sprache gelernt wird, und nach der Schweiz. Dort besuchte er Bodmer und hörte von ihm, daß er sich mit altdeutschen Handschriften beschäftigte und sie herauszugeben beabsichtigte. Mit dieser Bemerkung schließt das Tagebuch.

Ein Jahr hatte die Reise bisher gedauert; auf anderthalb Jahre war sie berechnet, wie Körner im Oktober 1779 von Frankfurt aus an Gleim geschrieben hatte. Die letzten sechs Monate sind zunächst weiter in der Schweiz und dann namentlich in Frankreich, vornehmlich natürlich in Paris, verlebt worden. Jedenfalls bot auch diese Zeit unsern Reisenden des Neuen und Interessanten genug, so daß sie um Ostern 1781 befriedigt in der Heimat wieder eintrafen.



Gottfr. Heinsius, Kupferstich von Theod. Körners Großvater J. M. Stock a. d. Jahre 1770.

Die Vorlesungen nahm Körner sofort wieder auf, hatte aber damit ebensowenig Erfolg wie zu Anfang. Er bat deshalb, im Leipziger Konsistorium beschäftigt zu werden, und erwarb sich dort die Achtung seiner Vorgesetzten so, daß er mit Erfolg um eine Stelle in Dresden anhielt. Dort trat er am 5. Mai 1783 als jüngster Rat des Oberkonsistoriums ein und gleichzeitig als Assessor der Landesökonomie-, Manufaktur- und Kommerzien-Deputation, die die Interessen des Handels und der Industrie wahrzunehmen hatte.

So willkommen aber auch Körnern die Einführung in die Kreise des höheren Beamtentums war, so wenig ihm auch die Leipziger Verhältnisse und die „Leipziger Menschen“ zusagten, bei denen „so viel Altkluges, litterarische Mäkelei, Kleinlichkeit und Mangel an echter Begeisterung und hervorbringender Kraft“ sich fand, bei denen „Wissenschaft und Kunst fast nur fabrikmäßig betrieben“ wurden: der Abschied von seiner Vaterstadt wurde ihm doch nicht leicht.

Schon 1778 hatte er Minna Stock kennen gelernt, die Tochter des Kupferstechers Johann Michael Stock, der aus Nürnberg stammte und dort die Witwe Endner geheiratet hatte. Seit 1764 lebte er in Leipzig im vierten Stock des am Neuen Markte (Universitätsstraße) gelegenen Hauses des Buchhändlers Breitkopf. Stock, der einen herrlichen Humor und große Gutmütigkeit besaß, fand als geschickter Arbeiter hier sein gutes Auskommen, indem er namentlich für Breitkopf kleine Vignetten anfertigte und daneben in seiner Kunst Unterricht erteilte. Bekanntlich hat auch Goethe zu seinen Schülern gehört und ziemlich familiär in der Mansardenwohnung verkehrt. Der Vater lehrte die künstlerisch hoch veranlagten Töchter, Dora, geboren am 6. März 1760, und Maria Jacobine, geboren am 11. März 1762, richtig zeichnen, während von dem, was man sonst unter Unterricht versteht, nicht viel die Rede gewesen zu sein scheint. Leider starb Michael Stock schon am 30. Januar 1773, erst 35 Jahre alt. Zum Glück hatte Georg Gustav Endner des Stiefvaters Kunst erlernt: dieser sorgte treu für seine Angehörigen, sodaß die Familie Stock wenigstens von Nahrungssorgen verschont blieb. Unter der Pflege einer trefflichen Mutter wuchsen die Töchter heran. Für Malerei und Musik besaßen sie ein feines Verständnis und hohe Veranlagung. Die begabtere, lebendigere, geistreichere war allerdings die ältere, Dora; an Schönheit und Grazie aber wurde sie bei weitem von der jüngeren Schwester übertroffen. Beide fielen durch die Liebenswürdigkeit ihres Wesens auf. Kein Wunder daher, wenn die Mädchen gern gesehene Gäste waren auch in den unteren Räumen des Hauses bei Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, der die Musik sehr liebte. Musikalische und dramatische Aufführungen belebten den Verkehr in seinem Hause. Hier lernte Körner seine Minna kennen, wie er die Verlobte später nannte, indem er ihre beiden Namen Maria Jacobina zusammenzog.

Nach der Rückkehr von seiner großen Reise wurde die im Breitkopfschen

Hause angeknüpfte Bekanntschaft fortgesetzt; die Kunst bildete auch hier das Bindeglied. „Musik, im väterlichen Hause fleißig geübt und durch Körners Talent fürs Klavier und seine schöne Baßstimme belebt, gab die anmutigste Unterhaltung, sowie das Lesen der besten Dichter und Schriftsteller den Geist bereicherte.“ In dem Stockischen Hause fand Körner Interesse für das, was er in seiner Knabenzeit nicht zu würdigen verstanden, in der Folge aber desto mehr liebgewonnen und achten gelernt hatte. Und gerade dies scheint nicht zum mindesten das Verhältnis immer fester geknüpft zu haben. Fürs Leben aber sich zu binden, hielt Körner für seine Pflicht, als am 16. Januar 1782 die Mutter Stock starb. Die bangen Sorgen, mit denen die Verwaisten in die Zukunft blickten, wurden zum



Johanna Dorothea Stock,
geb. den 6. März 1760, gest. 30. Mai 1832.



Anna Maria Jakobine (Minna) Stock,
geb. 11. März 1762, gest. 20. August 1843.

teil wenigstens dadurch gebannt. So erfolgte die öffentliche Verlobung; aber an eine baldige Verheiratung wurde vorläufig noch nicht gedacht; denn mit seinem geringen Einkommen konnte Körner noch keine Frau ernähren. Und der gestrenge Herr Superintendent und Professor war keineswegs einverstanden mit der Wahl seines Sohnes. Durch seine Anschauungen über Religion, Moral und Kunst, durch seinen weltlichen Sinn und Verkehr — war er doch sogar Freimaurer geworden —, endlich durch seine Begeisterung für Musik, Philosophie und die Litteratur der Sturm- und Drangperiode hatte er sowieso schon das Mißfallen des Vaters erregt. Der Sohn blickte stets in dankbarer Verehrung zu ihm empor und achtete den Wert und die Bedeutung christlicher Religion und Moral sehr hoch. Jetzt allerdings sollte es fast zum offenen Bruche kommen. Die „Kupferstechermamsell“ wollte der Vater nicht als Schwiegertochter begrüßen. Alle Versuche

des Sohnes, die Eltern für seine Braut zu gewinnen, schlugen fehl. Ja, als der Bräutigam das trefflich gelungene Bildnis der Braut, das Anton Graffs Meisterhand geschaffen hatte, seinem Vater als Geburtstagsgeschenk überreichen wollte, soll dieser in frommem Eifer die Leinwand mit einem Federmesser aus dem Rahmen geschnitten, sie wie einen Bogen vierfach zusammengefaltet und mit der strengen Weisung beiseite geworfen haben, ein solches Sündenkonterfei ihm nie



Minna Stock. Braut Dr. Chn. Gottfr. Körners, nach dem Ant. Graffschen Oelbildnis gem. 1784. Original im Körnermuseum.

wieder vor Augen zu bringen. Zum Glück ist das Bild wieder aufgefunden und erneuert worden; es prangt heute im Körnermuseum und legt beredtes Zeugnis ab von dem Liebreize Minnas. Obgleich der Vater seiner Empörung in so starker Weise Ausdruck gegeben hatte, blieb der Sohn seiner Verlobten treu.

Er schied aus seiner Vaterstadt, begleitet von den Segenswünschen seiner Braut. Aber auch Dora sah ihn nur ungern ziehen und neben ihr ein Jüngling, der sich eng an Körner angeschlossen hatte und durch das Band der

Freundschaft mit ihm verbunden war. Es war dies der am 19. April 1764 in Paris geborene Ludwig Ferdinand Huber, dessen Eltern aber schon in seinem zweiten Lebensjahre nach Leipzig übergesiedelt waren. Regen Geistes hatte er bereits früh Gefallen gefunden an den Erzeugnissen der Litteratur, namentlich der französischen, und schon im 15. Jahre hatte er es unternommen, größere poetische Werke aus dem Französischen ins Deutsche zu übersetzen. Aber auch die



Ludw. Ferd. Huber, von 1764 bis 1804, nach der im Körnermuseum befindlichen Originalzeichnung von Dora Stock.

junge deutsche Litteratur, besonders Schillers Erstlingswerke, übten eine mächtige Anziehungskraft auf ihn aus. Am liebsten hätte er sich, wenn es die Vermögensverhältnisse seiner Eltern gestattet hätten, einem geschäftslosen Dichterleben gewidmet. So aber wählte auch er, wie einst Körner, ohne eigentliches Interesse, nur als Brotstudium, in seinem 18. Jahre die Rechtswissenschaft. Die Begeisterung für die Produkte der Sturm- und Drangperiode führte ihn mit Körner zusammen; aus der Bekanntschaft entwickelte sich bald ein freundschaftliches Verhältnis, namentlich da Huber sich zu der älteren Schwester Dora hingezogen fühlte.

Nach Körners Scheiden aus Leipzig wurden infolge ihrer Interessen für Litteratur und Kunst die Beziehungen zwischen Huber und Dora immer enger, und alsbald erfolgte die Verlobung, wenngleich hier noch viel weniger an eine baldige Heirat zu denken war: stand doch der Bräutigam ohne Vermögen und vorläufig ohne Aussicht auf Anstellung erst im 20. Lebensjahre; dabei besaß er bei weitem nicht die Energie seines zukünftigen Schwagers.

Für Körner war es zunächst von der größten Wichtigkeit, sich in seine neue Stellung einzuarbeiten; von Besuchen in Leipzig konnte in der ersten Zeit kaum die Rede sein. In der Folge aber, als er seinen Aufgaben mehr gewachsen war, sehen wir ihn oft in Leipzig, wo sich die zwei Brautpaare in innigster Liebe und Freundschaft immer fester aneinanderschlossen. Die höhere Weihe erhielten die Besuche durch die gegenseitigen geistigen Anregungen. Wir wissen, daß Körner schon vor seiner großen Reise der schönen Litteratur lebhafte Teilnahme entgegenbrachte. In Huber fand er einen talentvollen, für Litteratur und Kunst begeisterten Freund. Was war natürlicher, als daß sich die Gespräche um Litteratur, besonders um die neuesten Werke drehten, daß namentlich Schillers Produkte mit Begeisterung gelesen und besprochen wurden? Die Ideen, denen Schiller in seinen „Räubern" beredten, wenn auch urwüchsigen Ausdruck verliehen hatte, entsprachen ganz ihren Anschauungen: die bestehenden politischen, sozialen und litterarischen Verhältnisse hielten auch sie für verrottet und einer Umgestaltung bedürftig. Mit steigendem Interesse wurden die Werke des ihnen so kongenialen Dichters gelesen, mit Interesse aber auch seine Schicksale verfolgt.

Friedrich Schiller war ja im September 1782 aus Stuttgart geflüchtet. Indes die Hoffnung, die er auf Dalberg, den Intendanten des Mannheimer Theaters, gesetzt hatte, betrog ihn. Zum Glück fand er eine edle Gönnerin in Frau Henriette v. Wolzogen, auf deren Gute Bauerbach bei Meiningen er Anfang Dezember eintraf. Dort vollendete er in ruhiger Muße „Kabale und Liebe". Mit dieser Tragödie erwarb er sich die Anstellung als Theaterdichter in Mannheim. Allein die Verhältnisse, in die er hiermit trat, wurden mit der Zeit für ihn in jeder Beziehung unerquicklich. Demütigungen und Kränkungen von seiten des Intendanten, Intriguen der Schauspieler, Nahrungssorgen und Krankheitsanfälle, Mahnbriefe des Vaters verleideten ihm allmählich den Aufenthalt so, daß er der Verzweiflung nahe war, und legten ihm die Frage nahe, ob es nicht geratener wäre, den Dichterberuf aufzugeben und sich durch Wiederaufnahme seiner medizinischen Studien und ärztlichen Praxis eine feste Lebensstellung zu schaffen. Da traf, gleich einem Sonnenstrahle, der nach schwerem Unwetter des Menschen Herz wieder freier aufatmen läßt, eine Zusendung bei ihm ein, die ihn den Glauben an die Menschheit und an sich wiedergab und den Grund zu einem der idealsten Freundschaftsbündnisse legen sollte.

Es war im Mai 1784, als Körner wieder einmal zu einem Besuche in Leipzig eintraf. Hier wurde bei einer Zusammenkunft der beiden Brautpaare auf Doras Anregung beschlossen, dem verkannten Verfasser der „Räuber", dessen Dichtergenius sie verehrten und voll zu würdigen verstanden, ein äußeres Zeichen ihrer Hochschätzung zuzuschicken.

Dora zeichnete kunstvoll mit Silberstift auf Pergament die Porträts der vier Absender en miniature, Minna stickte auf die Vorderseite einer seidenen



Dr. Chn. Gottfr. Körner, gez. 1786 von Dora Stock. Original im Körnermuseum.

Brieftasche eine Lyra mit goldenen Saiten und einem grünen Lorbeerzweige, Körner endlich komponierte „Amaliens Lied" aus der ersten Scene des dritten Aktes der „Räuber": „Schön wie Engel, voll Walhallas Wonne", und als alles fertig war, schrieb jeder von den vier dazu einen Brief. Das Paket wurde mit Hülfe des Buchhändlers Schwan an Schiller übermittelt; dabei war dem Ueberbringer das Versprechen abgenommen worden, die Namen der Absender zu verschweigen. Der Brief Körners, der allein erhalten ist, zeugt von der aufrichtigsten Verehrung, die er der Muse Schillers sowie seinem Mute und seinen Bestrebungen zollt. Er schließt mit den Worten: „Wenn ich, obwohl in einem andern Fache, als das

Ihrige ist, werde gezeigt haben, daß auch ich zum Salze der Erde gehöre, dann sollen Sie meinen Namen wissen. Jetzt kann es zu nichts helfen."

Schiller fühlte sich überrascht und gehoben durch die geschmackvollen Geschenke ebensosehr als durch die von Enthusiasmus und Dichteranbetung überfließenden Begleitschreiben. In zwei Briefen an Dalberg und Frau v. Wolzogen giebt er seiner Freude über die Gaben Ausdruck, die ihm mehr geschmeichelt hätten, als der lauteste Zusammenruf der ganzen Welt, und die ihm um so schätzbarer seien, als freier Wille und eine reine, von jeder Nebenabsicht einer Empfindung und Sympathie der Seelen die Erfinderin sei.



Minna Körner, geb. Stock, gez. 1786 von Dora Stock. Original im Körnermuseum.

Eine Antwort an die freundlichen Absender selbst sendete der Dichter erst am 7. Dezember, und zwar richtete er sie an Huber, welcher den Schleier des Geheimnisses gelüftet haben, oder dessen Namen ihm vom Uebermittler der Sendung verraten worden sein mochte. „Ihre Briefe, die mich unbeschreiblich erfreuten und eine Stunde in meinem Leben auf das angenehmste aufgehellt haben, trafen mich in einer der traurigsten Stimmungen meines Herzens, worüber ich Ihnen in Briefen kein Licht geben kann. Meine damalige Gemütsverfassung war diejenige nicht, worin man sich solchen Menschen, wie ich Sie mir denke, gern zum ersten Male vor Augen bringt. Ihre schmeichelhafte Meinung von mir war freilich nur eine angenehme Illusion — aber dennoch war ich schwach genug, zu wünschen, daß sie nicht allzu schnell aufhören möchte. Darum, meine Teuersten, behielt ich mir die Antwort bis auf eine bessere Stunde vor — auf einen Besuch meines Genius, wenn ich einmal, in einer schöneren Laune meines Schicksals, schöneren Gefühlen würde geöffnet sein. Diese Schäferstunden blieben aus, und in einer traurigen Stufenreihe von Gram und Widerwärtigkeit vertrocknete mein Herz für Freundschaft und Freude. Unglückselige Zerstreuungen, deren Andenken mir in diesem Augenblicke noch Wunden schlägt, löschten diesen Vorsatz nach und

nach in meinem harmvollen Herzen aus. Ein Zufall, ein wehmütiger Abend erinnert mich plötzlich wieder an Sie und mein Vergehen; ich eile an den Schreibtisch, Ihnen, meine Lieben, diese schändliche Vergessenheit abzubitten, die ich auf keine Weise aus meinem Herzen mir erklären kann." Aufrichtig bittet er um Verzeihung für seine Nachlässigkeit und scheinbare Undankbarkeit; und dann folgt ein Bekenntnis, das uns zeigt, von welch ungeahntem Einfluß die Sendung für ihn gewesen, und zu welchem Danke die deutsche Nation jenen Freundespaaren, vornehmlich aber, wie die Folgezeit lehren sollte, Körnern verpflichtet war. „Wenn ich Ihnen," so heißt es weiter in dem Schreiben, „bekenne, daß Ihre Briefe und Geschenke das Angenehmste waren, was mir — vor und nach — in der ganzen Zeit meiner Schriftstellerei widerfahren ist, daß diese fröhliche Erscheinung mich für die mancherlei verdrießlichen Schicksale schadlos hielt, welche in der Jünglingsepoche meines Lebens mich verfolgten — daß, ich sage nicht zu viel, daß Sie, meine Teuersten, es sich zuzuschreiben haben, wenn ich die Verwünschung meines Dichterberufes, die mein widriges Verhängnis mir schon aus der Seele preßte, zurücknahm und mich endlich wieder glücklich fühlte; — wenn ich Ihnen dieses sage, so weiß ich, daß Ihre gütigen Geständnisse gegen mich Sie nicht gereuen werden. Wenn solche Menschen, solche schöne Seelen den Dichter nicht belohnen, wer thut es denn?"

Körner gab Schillern die innere Ruhe, den Seelenfrieden, den Glauben an die Menschheit und an sein Talent wieder.

Am Schlusse des wichtigen Briefes bittet der Dichter Huber und die anderen, ihm ihre Freundschaft, deren er sich je länger, desto mehr würdig zeigen werde, zu bewahren; zugleich spricht er den Wunsch aus, daß es ihm vergönnt sein möchte, sie recht bald persönlich kennen zu lernen.

Der Brief kam erst am 3. Januar in die Hände der Leipziger, und da tags darauf der Vater Körners starb, so verzögerte sich die Antwort. Körner dankt für die Offenheit, mit der Schiller ihnen entgegengetreten sei, und freut sich, nunmehr den als Freund lieben zu können, den er bisher als Dichter verehrt habe. „Wir müssen Freunde sein," fährt er fort. „Wir wissen genug von Ihnen, um Ihnen nach Ihrem Briefe unsere ganze Freundschaft anzubieten; aber Sie kennen uns noch nicht genug. Also kommen Sie selbst sobald als möglich! Dann wird sich manches sagen lassen, was sich jetzt noch nicht schreiben läßt. Es schmerzt uns, daß ein Mann, der uns so teuer ist, Kummer zu haben scheint. Wir schmeicheln uns, ihn lindern zu können, und dies macht uns Ihre Freundschaft zum Bedürfnis."

Nur allzubald sah sich Schiller in die Notwendigkeit versetzt, der freundlichen Einladung zu folgen.

Mit Gewalt zieht es den Dichter nach Leipzig. „Seit Ihren letzten Briefen,"

so schreibt er am 10. Februar an Körner, „hat mich der Gedanke nicht mehr verlassen wollen: Diese Menschen gehören Dir, diesen Menschen gehörst Du“, und schon zwölf Tage später haben sich die Verhältnisse für ihn so drückend und geradezu unhaltbar gestaltet, daß sich ihm das Bekenntnis entringt, er könne nicht mehr in Mannheim bleiben. „Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch teuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situationen. Mit dem Theater hab' ich meinen Kontrakt aufgehoben; also die ökonomische Rücksicht meines hiesigen Aufenthalts bindet mich nicht mehr. Außerdem verlangt es meine gegenwärtige Konnexion mit dem guten Herzog von Weimar, daß ich selbst dahin gehe und persönlich für mich negotiiere. Aber vor allem andern lassen Sie mich's frei heraussagen — ich muß Leipzig und Sie besuchen. O, meine Seele dürstet nach neuer Nahrung — nach besseren Menschen — nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen, muß in Ihrem näheren Umgang, in der innigsten Verkettung mit Ihnen mein eignes Herz wieder genießen lernen und mein ganzes Dasein in einen lebendigeren Schwung bringen. Meine poetische Ader stockt, wie mein Herz für meine bisherigen Zirkel vertrocknete. Sie müssen sie wieder erwärmen. Bei Ihnen will ich, werde ich alles doppelt, dreifach wieder sein, was ich ehemals gewesen bin, und mehr als das alles, o meine Besten: ich werde glücklich sein.“

Noch aber konnte Schiller aus Mannheim nicht scheiden: er lebte nicht bloß in einer idealen Welt; auch mit den realen Verhältnissen mußte er rechnen. Ein Brief vom 28. Februar an Huber giebt uns nähere Auskunft darüber. Schiller bittet darin um einen Vorschuß von ungefähr 300 Thalern: so viel brauche er, um seine Angelegenheiten in Mannheim zu ordnen. Und da ist es wieder Körner, der in zarter Weise ihm das Geld zu verschaffen weiß. Wohl bezahlt er die gewünschte Summe aus seiner eigenen Tasche, aber er läßt sie ihm durch den Buchhändler Göschen in Leipzig zustellen, mit dem er in Geschäftsverbindung stand, gewissermaßen als Vorschuß auf die „Thalia“, Schillers Zeitschrift, die in Göschens Verlag erscheinen und dem Dichter, wie er hoffte, viel einbringen sollte.

Am 17. April trifft dieser nach einer beschwerlichen Reise in Leipzig ein. Körner war, als Schiller in Leipzig eintraf, nicht dort; er hatte in Dresden zu viel zu thun und konnte fürs erste nicht fort. Als ihm aber die freudige Botschaft von der Ankunft des Freundes zuging, schrieb er ihm sofort: „In einer unaussprechlich seligen Stimmung setze ich mich hin, an meinen Schiller zu schreiben. Seit meinem Hiersein ist es die erste ruhige Stunde, in der ich mich ganz dem süßen Gedanken an meine jetzige Lage überlassen habe. Ein Brief von meiner Minna, der eben ankam, hat mein Gefühl noch erhöht. Jetzt fange ich zu leben an.

Bisher habe ich nur vegetiert und zuweilen von künftigem Leben geträumt." Schillers Freundschaft giebt seinem Dasein erst die höhere Weihe; das Glück des Verlobten ist noch einer Steigerung fähig gewesen. Das wahre Glück der Menschen bestand nach Körners Ansicht in der Arbeit, und gerade hierin sollte ihm Schiller, wie er hoffte, förderlich sein. Der Dichter, der schon so Großes geleistet, sollte seinem Thun und Schaffen die rechte Richtung geben, sein Verlangen nach interessanter Beschäftigung befriedigen. Es thue ihm so wohl, daß er sich gegen einen Freund ergießen könne, der ihn so ganz verstehe, der mit echter Wärme an jeder begeisternden Idee teilnehme, der mit ihm empfinde, schwärme, Pläne entwerfe und Ideen zergliedere, sowie es der Gegenstand erfordere. „Um ganz glücklich zu sein, d. h. beim Genuß der angenehmsten Empfindungen mit mir selbst zufrieden zu sein, muß ich so viel Gutes um mich her gewirkt haben, als ich durch meine Kräfte und in meinen Verhältnissen zu wirken fähig bin. Und das werde ich, wenn ich meinen Schiller an meiner Seite habe. Einer wird den andern anfeuern, einer sich vor dem anderen schämen, wenn er im Streben nach dem höchsten Ideale erschlaffen sollte."

Das erhoffte er von der neuen Freundschaft: sein eheliches Leben sollte durch rechte, befriedigende Arbeit verklärt werden. Deshalb sieht er mit Freude und Stolz in die Zukunft; deshalb ergreift er die Hand, die ihm Schiller bietet, um sie nimmer loszulassen: durch Schiller sollte sein Wesen und Streben ergänzt werden und einen festen Halt gewinnen. Und das ist das Große an Körner, daß er, getragen von dieser Erkenntnis, ganz in Schiller aufging, ganz sich ihm hingab, sein ganzes Ich in seinen Dienst zu stellen bereit war. Und Schiller verspricht, daß durch gegenseitige Anregung und Ergänzung ihre Freundschaft geklärt und idealisiert werden soll.

In dem letzten, vor der persönlichen Bekanntschaft an Schiller gerichteten Briefe will Körner auch die letzte äußerliche Schranke ihrer Freundschaft beseitigt wissen: „Das Sie in unsern Briefen ist mir zuwider. Wir sind Brüder durch Wahl, mehr, als wir es durch Geburt sein könnten."

Endlich, am 1. Juli, lernten sich die Freunde persönlich kennen, und zwar in der Nähe von Borna auf dem etwa fünf Stunden von Leipzig entfernt liegenden Rittergute Kahnsdorf, das der Familie Ernesti gehörte. Dorthin hatte sich Körner begeben, um mit der Braut zusammen seinen Geburtstag zu verleben; und dort trafen am genannten Tage auch Schiller, Huber und andere Freunde ein. Aber eine ruhige Aussprache war bei den vielen Anwesenden unmöglich. Die Zeit war für ihre Wünsche zu kurz, und sie hätten die Höflichkeit verletzt, wenn sie sich beide abgeschlossen und „als ihr Eigentum behandelt" hätten, schreibt Schiller gleich darauf.

Der wenigstens im Anfang außerordentlich überschwenglich geschriebene Brief

giebt uns zugleich ein Spiegelbild von dem tiefen, nachhaltigen Eindruck, den Körners Persönlichkeit auf Schiller gemacht hat. „Nur unserer innigsten Verkettung, ich muß sie noch einmal so nennen, unserer heiligen Freundschaft allein war es vorbehalten, uns groß und gut und glücklich zu machen. Ohne mich sollst Du ebenso wenig Deine Glückseligkeit vollendet sehen können als ich die meinige ohne Dich. Unsere künftig erreichte Vollkommenheit soll und darf auf keinem anderen Pfeiler als unserer Freundschaft ruhen. — Der Himmel hat uns seltsam einander zugeführt; aber in unserer Freundschaft soll er ein Wunder gethan haben. Eine dunkle Ahnung ließ mich so viel, so viel von Euch erwarten, als ich meine Reise nach Leipzig beschloß; aber die Vorsehung hat mir mehr erfüllt, als sie mir zusagte, hat mir in Euren Armen eine Glückseligkeit bereitet, von der ich mir damals auch nicht einmal ein Bild machen konnte."

Aus der Antwort Körners spricht zu Herzen gehende Freude über des Freundes Worte und die zarteste, fein fühlendste Opferwilligkeit. „Von Jugend auf," so sagt er, „sehnte ich mich nach einem Freunde in dem erhabensten, heiligsten Sinne dieses Wortes; aber immer wurden die Bedürfnisse meines Herzens nicht befriedigt, wenn ich eine Seele gefunden zu haben glaubte, wie ich sie mir wünschte. Schon gab ich alle Hoffnung zu einer solchen Glückseligkeit auf. Mir winkten die Freuden der Liebe. Ich strebte nach diesen, und bei diesem Bestreben nahm meine Sehnsucht mir ab. Das Weib meines Herzens war mir Geliebte und Freundin zugleich. Und nun, da ich mich dem Zeitpunkte nähere, wo ich sie ganz mein nennen kann, da meine Glückseligkeit schon einen Gipfel erreicht hat, der mich fast schwindelnd macht — nun soll auch jener frühere Wunsch in vollem Maße befriedigt werden. — Ist dies nicht zu viel für einen Menschen wie ich?"

„Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Notwendigkeit des Brotverdienens zu setzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im geringsten meine Umstände zu verschlimmern. Auch kannst Du mir meinethalben nach ein paar Jahren alles wieder mit Interessen zurückgeben, wenn Du im Ueberfluß bist." Die Mittel zu dem Anerbieten bot ihm die nicht unbedeutende Hinterlassenschaft des Vaters, dem die Mutter schon wenige Monate später, am 22. Mai, nachgefolgt war, nicht ohne daß sie sich vorher mit dem Sohne wegen seines Verlöbnisses ausgesöhnt hatte.

Drei Tage darauf verfaßt Schiller ein Dankschreiben, das mit den Worten schließt: „Werde ich das, was ich jetzt träume — wer ist glücklicher als Du? Eine Freundschaft, die so ein Ziel hat — kann niemals aufhören. Zerreiße diesen Brief nicht! Du wirst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltenen Empfindung lesen, und auch im Grabe wirst Du sanft darauf schlafen." Er ahnte mit prophetischem Geiste den Segen, der ihm aus Körners hochherziger Freundschaft entsprießen sollte.

Für eine auf solchen Anschauungen und Voraussetzungen gegründete Freundschaft fehlte zur Glückseligkeit nur noch eins, nämlich das Zusammenleben ohne Trennung.

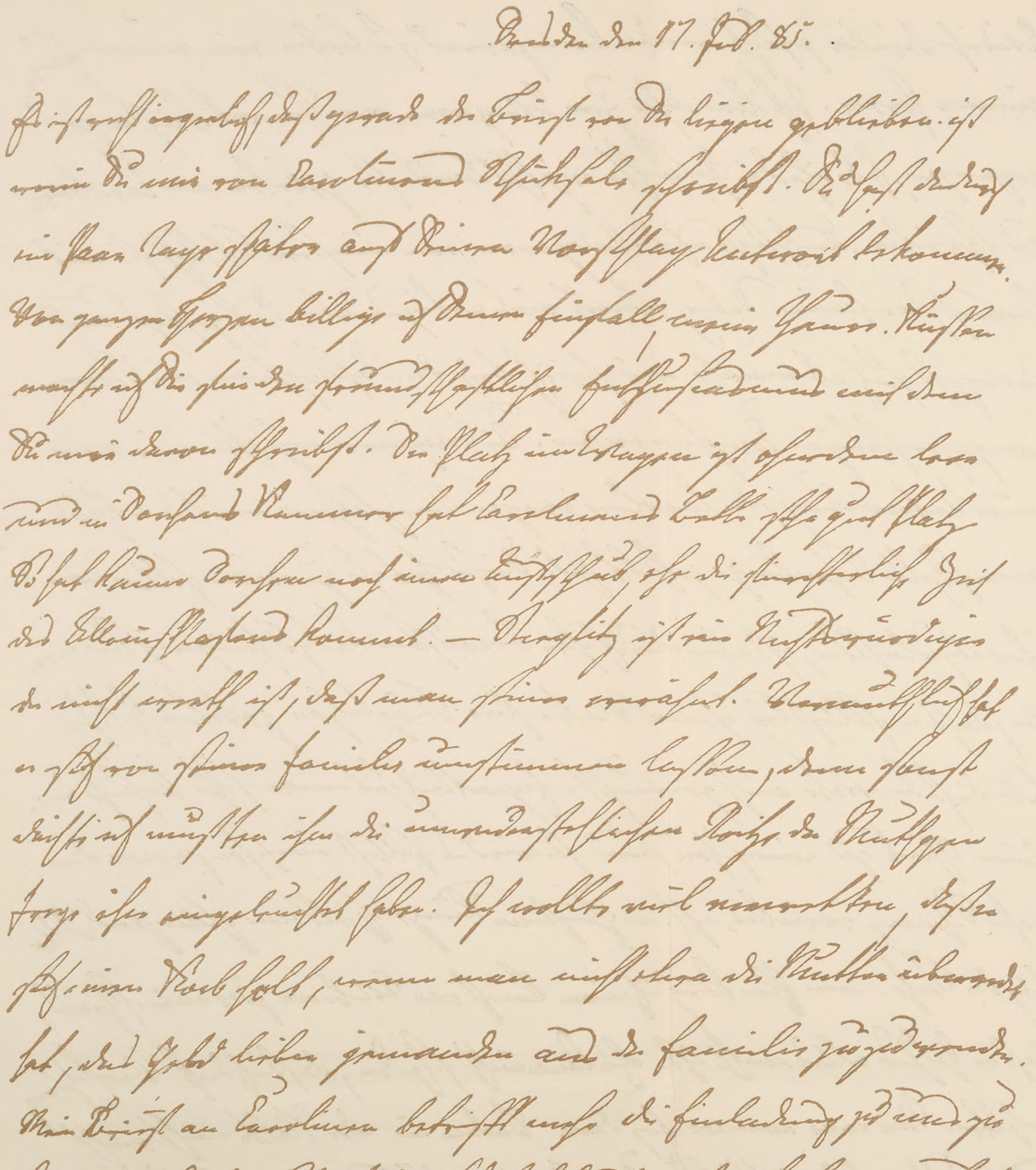
Es waren damals bewegte Zeiten für den jungen Konsistorialrat. Da er nun ganz unabhängig dastand, so that er sich mit Georg Joachim Göschen zusammen, der 1785 in Leipzig eine Verlagsbuchhandlung gründen wollte, und beteiligte sich mit einem Kapitale von 3000 Thalern an dem Unternehmen. Begegnet waren sich die beiden jungen Männer schon am Ende der siebziger Jahre, als Göschen noch als „Handlungsbedienter“ in einer angesehenen Leipziger Buchhandlung angestellt war; gefunden hatten sie sich in der Begeisterung für die junge deutsche Litteratur; jetzt verbanden sie sich, um diese zu unterstützen. Und einer der ersten Vorschläge Körners war, der Genosse sollte Schillers „Rheinische Thalia“ in Verlag nehmen.

Körner setzte die schönsten Hoffnungen auf das neue Unternehmen, und Göschen ließ es in der That seinerseits an Eifer für das gemeinsame Geschäft nicht fehlen. Vor allen Dingen galt es, hervorragende Namen, die Leuchten der zeitgenössischen Litteratur, für die junge Buchhandlung zu gewinnen. Mit Herder, Wieland, Bode u. a. wurden Unterhandlungen angeknüpft und Abkommen getroffen. Und als Schiller im April nach Leipzig kam und bald ebenso wie Huber mit Göschen Freundschaft schloß, stellte er außer der Thalia seine neue große dramatische Dichtung, an der er arbeitete, den Don Carlos, in Aussicht. So berechtigte das Unternehmen zu den schönsten Hoffnungen, und Körner konnte glauben, einen Teil seines Vermögens recht nutzbringend angelegt zu haben.

Aber auch noch in anderer Weise sorgte er für eine gute Anlage seines Kapitals. Seiner Verheiratung stand nichts mehr entgegen. Dazu mietete er in der Neustadt von Dresden am Kohlenmarkte Nr. 14 eine Wohnung und erwarb als Eigentum ein Weinbergsgrundstück im nahen Loschwitz.

Am 7. August 1785 wurde Körner in seinem väterlichen Gartenhause vor dem Schloß, der sog. Pleißenburg, ehelich kopuliert. Sein Glück und seine Sehnsucht spricht er in einem Briefe an die Braut vier Tage vor der Hochzeit aus. Wir lesen seine Zeilen faksimiliert hier daneben. Natürlich feierte Schiller den Tag mit einem Hochzeitsgedichte, und seinem Hochzeitsgeschenke, zwei Vasen, fügte er eine Parabel bei: Tugend, Liebe und Freundschaft erscheinen in ihr zu einem Rang- und Wettstreite vor Jupiters Thron. Die Entscheidung des Gottes lautet: „Versöhnet euch, meine Kinder! Euer Streit ist der schönste, den Zeus je geschlichtet hat; aber keine hat ihn verloren. Meine männliche Tochter, die Tugend, wird ihre Schwester Liebe Standhaftigkeit lehren und die Liebe keinen Günstling beglücken, den die Tugend ihr nicht zugeführt hat. Aber zwischen euch beide trete die Freundschaft und hafte mir für die Ewigkeit dieses Bundes!“

Das junge Paar verblieb vorerst noch in Leipzig. Als es endlich nach

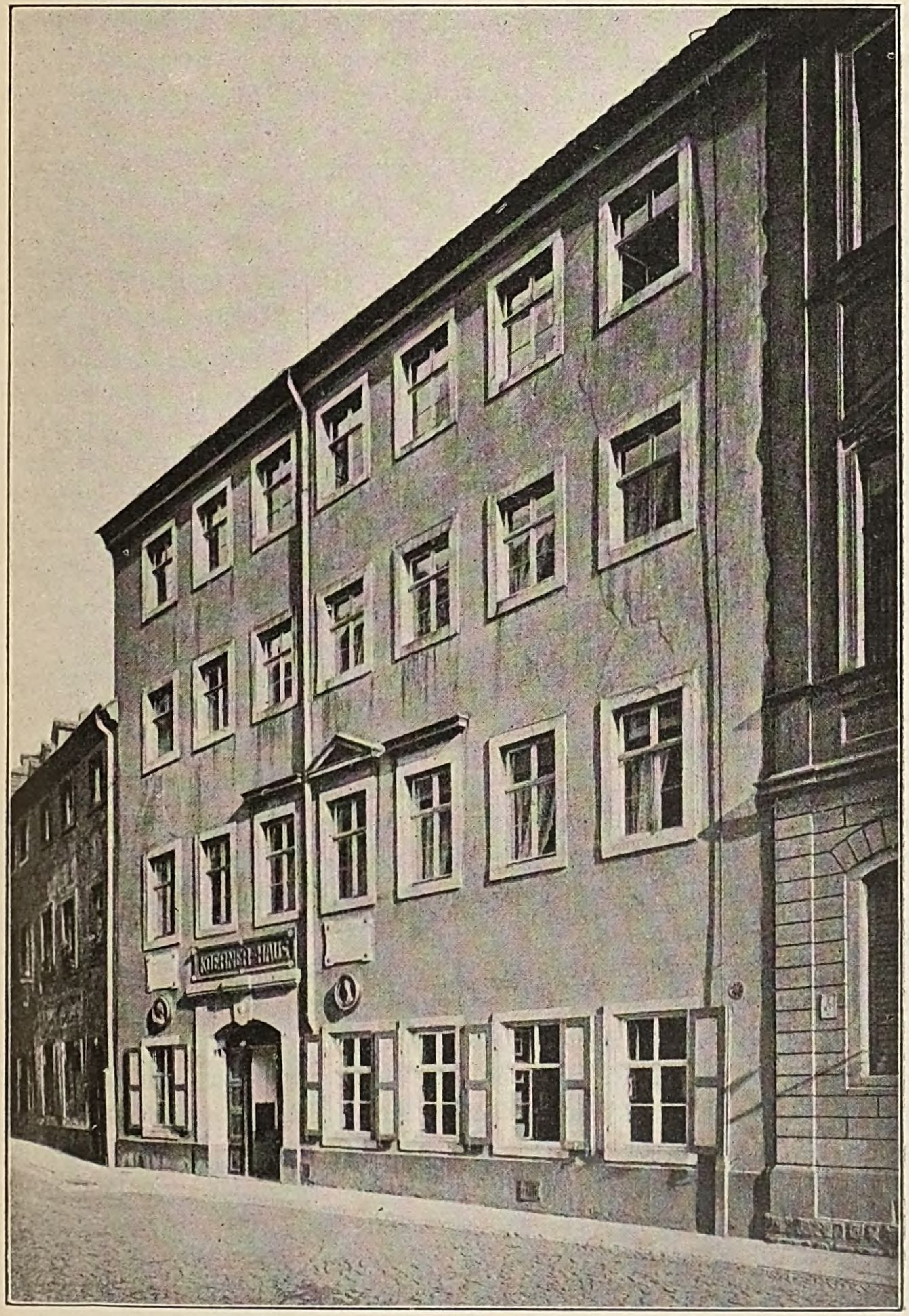


Brief Dr. Chn. G. Körners an seine Braut 17. Februar 1785. Original im Körnermuseum.

bis ich darüber gesagt werden kann, wird sie lieber von einem Frauen-
zimmer hören. Ich bin daher zur Ostagonen am Sonntag Bußtage
gegangen, habe ihr die Geschichte erzählt und sie gebeten an Caroline
zu schreiben. Nachher sagte ich der Ostagonen von unserer Absicht sie mit
Frau Schiedenheim. Vater war viel artiges über dich gesagt und
überhaupt sich abermals ein Gespräch bey der Oberhofmeisterin mit Ihrem
vorgestrigen Concertabend. Die Ostagonen erzählte mir von
einer Unterredung, die Caroline wegen Stieglitz mit dem Feld-
marschall Schaumburg gehabt hat. Dieser hat ich zuerst sollen von
ihr abzuleiten, ist aber durch ihre Standhaftigkeit so hingerissen wor-
den, daß er selbst bey ihrem Vater für Stieglitz gebeten hat. Ich
habe diese Nachricht nicht gewußt. Eigentlich hat man ihr Ursache Caro-
line Glück zu wünschen, und sie würde selbst einsehen, wenn der
erste Schmerz vorüber ist. — Christine Runge spielt eine glänzende Rolle
bey der Sache. — Ihr Brief schreibt von ... daß mir schreibt,
daß in Hause alles wohl ist. Ich kann nicht schreiben, daß sich dieß ...
... Mir war einmal bey dem Baden in der Kälte nicht recht
zu Muthe. Aber gottlob! nun 4 Tage nach ... weiß ich ...

wie da meine Minna geht. – Ich fühle mein Herz klopfen, wenn ich
daran denke, obgleich wir uns immer fühlte, wenn ich nach einer
langen Trennung mich dem Orte Deines Aufenthalts näherte. –
Und dann der Tag, der mich zum Bewahrer eines Heiligthums weiht,
das feierlich die Gottheit nur ihren Lieblingen schenkt! Wie ehr-
würdig wird mir der Priester seyn, der Deine Hand in die meinige legt.
Wie sorgfältig werde ich seyn, um alles zu entfernen suchen, was
die Heiligkeit eines Tages entweihen könnte, der für mich der fest-
lichste meines Lebens ist! Wie sehr werde ich jeden Gebrauch ehren,
der uns Achtung der Sitte uns eingewurzelten angewöhnt. –
[illegible] Wunsch ist schon jetzt nach einer Hochzeit, doch ich werde die Andern
schwer werden sich meine Einbildungskraft zu Hülfe kommen wünsch
aber Du bedarfst dieser Hülfe nicht Du wünschst nichts, was ein
reines Herz verwirft, als was die keuscheste Jungfrau Dir sagen kann.
Lebe wohl! noch 4 Tage – und ich in Deinen Armen. Lebe ganz
dem glücklichen ... Dein Kinna.

Grüß die Verwandten



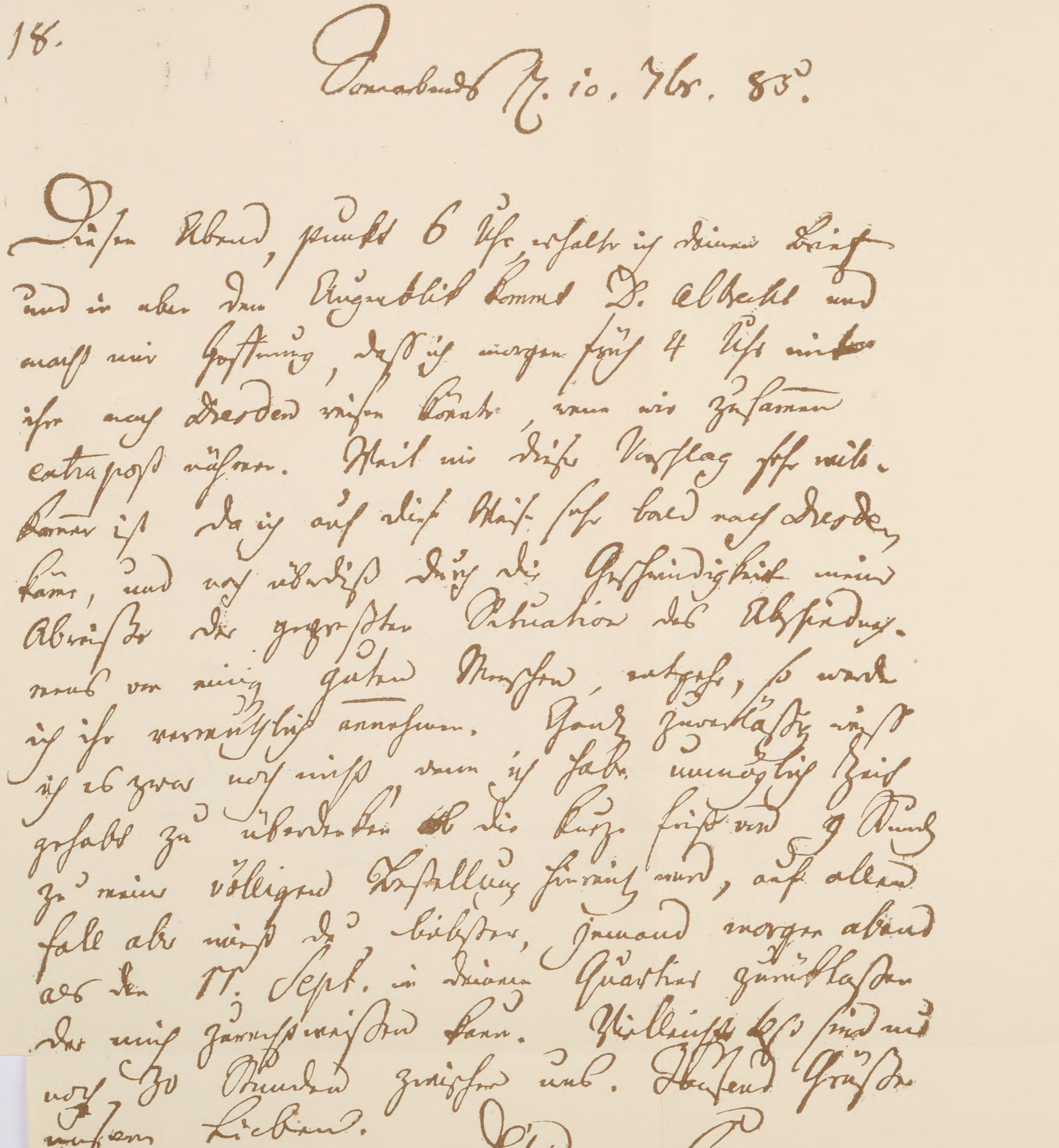
Das Geburtshaus Theodor Körners, Dresden-N., am Kohlenmarkt Nr. 14,
jetzt Körnerstraße Nr. 7.

Dresden sich aufmachte, gaben ihm Schiller und Huber das Geleit zu Pferde bis Hubertusburg; auf dem Rückwege aber stürzte der Dichter kurz vor Stötteritz und quetschte sich die rechte Hand. Indes solle ihm, wie er später schreibt, das kleine Ueberbleibsel an der Hand herzlich lieb sein, weil es ihn sein Leben lang an Körners glücklichen Einzug in Dresden erinnern werde.

Die Neuvermählten sind in Dresden angekommen. Dorchen ist mit der Schwester in die neue Heimat übergesiedelt. Es beginnt eine neue Epoche für Körner: ein Familienleben, wie es idealer nicht gedacht werden kann. Der junge Gatte ist ganz betäubt und berauscht von seinem Glück, zumal da die Anstalten in seinem neuen Heim den vollen Beifall Minnas gefunden haben. Nur eines fehlt noch: der Freund. Aber auch diese Sehnsucht sollte über Erwarten schnell erfüllt werden. Schillern zieht es mit Macht zum Freunde. Er wartet nur noch auf die Berufung Hubers nach Dresden. Als sich aber diese Angelegenheit allzu sehr verzögert, hält es ihn nicht länger. Ihm kommt es in Gohlis, wo er während des Sommers Aufenthalt genommen hat, einsiedlerisch, traurig und leer vor. „Ich muß zu Euch," schreibt er am 6. September, „und auch meine Geschäfte fordern Ruhe, Muße und Laune. In Eurem Zirkel allein kann ich sie finden. Schreibe mir, bester Körner, mit dem ersten Posttag — nur in zwei Zeilen —, ob ich kommen kann und darf."

Körners Antwort, natürlich eine zusagende, trifft umgehend ein. Sofort am 10. September abends noch meldet der Dichter seine bevorstehende Abreise von Leipzig, und schon am folgenden Tage ist er unterwegs nach Dresden; dort fährt er um Mitternacht über die Elbbrücke, steigt in der Altstadt „im goldenen Engel" ab und sendet in der Frühe die Nachricht von seiner Ankunft in die Wohnung des Freundes. Um ein Uhr mittags stellt er sich bei Körner ein, der so lange im Kollegium zu thun gehabt hatte. Die Freude des Wiedersehens war „himmlisch". Beim Mittagessen wurde fleißig Hubers gedacht und in gutem Rheinwein seine Gesundheit getrunken. Schiller fühlte sich wie zu Hause. Nachmittags fünf Uhr fuhren sie alle nach dem Weinberg in Loschwitz, um dort gemeinsam den Rest des Sommers zu verleben.

Als die beiden Freunde am folgenden Morgen mit Minna und Dora unter einem Nußbaume am Frühstückstische saßen, brachte Schiller eine Gesundheit auf ein frohes Zusammenleben aus; die Gläser klangen hell; aber der Redner stieß in seiner enthusiastischen Stimmung so heftig mit den andern an, daß Minnas Glas in Stücke sprang. Der Rotwein floß über das Damasttuch zum Schrecken der Hausfrau. Schiller rief: „Eine Libation für die Götter! Gießen wir unsere Gläser aus!" Körner und Dora folgten seinem Beispiele. Darauf nahm der Dichter die geleerten Gläser und warf sie sämtlich über die Gartenmauer auf das Steinpflaster mit dem leidenschaftlichen Ausrufe: „Keine Trennung; keiner allein!


18.

Sonnabends d. 10. 7br. 85.

Diesen Abend, punkt 6 Uhr, erhalte ich deinen Brief und in eben dem Augenblik kommt Dr. Albrecht und macht mir Hofnung, daß ich morgen früh 4 Uhr mit ihr nach Dresden reisen könnte, wenn wir zusammen extrapost führen. Weil mir dieser Vorschlag sehr willkommen ist, da ich auf diese Weise sehr bald nach Dresden käme, und noch überdiß durch die Geschwindigkeit meiner Abreise der gepreßten Situation des Abschiednehmens von einigen guten Menschen entgehe, so werde ich ihn vermuthlich annehmen. Ganz zuverläßig weiß ich es zwar noch nicht, denn ich habe unmöglich Zeit gehabt zu überdenken, ob die kurze Frist von 9 Stunden zu meiner völligen Bestellung hinreicht, auf allen Fall aber wirst du, bester, jemand morgen abend als den 11. Sept. in deinem Quartier zurüklaßen, der mich zurechtweisen kann. Vielleicht sind nur noch 30 Stunden zwischen uns. Tausend Grüße unsern Lieben.

Dein
Schiller.

Brief Schillers an Dr. Körner vom 10. September 1785. Original im Körnermuseum.

219

dem Herrn

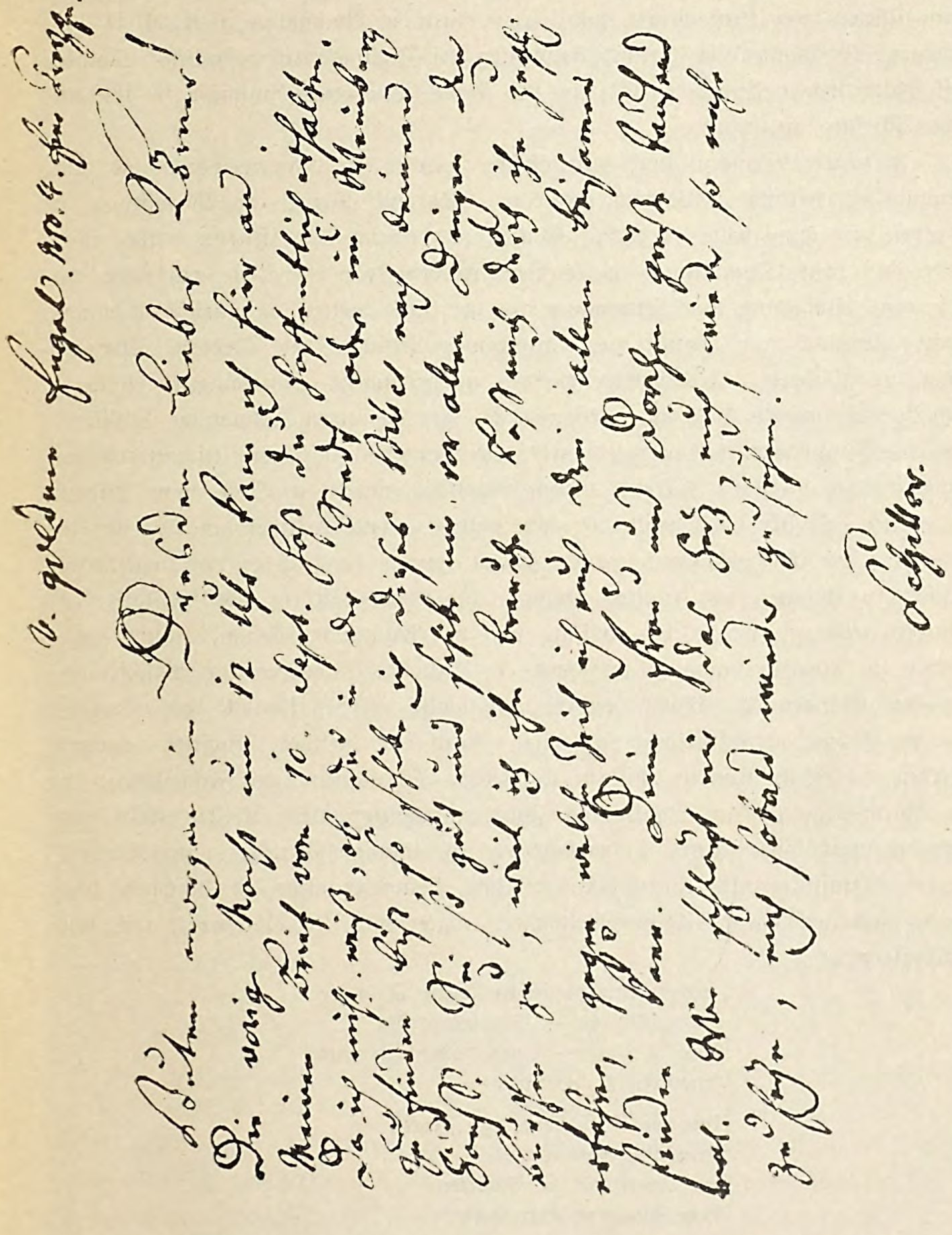
Oberkonsistorialrath Körner

wohnhaft in der Neustadt in
auf dem Kohlenmarkt
im [illegible]schen Hause

fr.

Dresden

Ein hochlöbl. Postamt wird ersucht
den Brief schleunigst zu befördern.


v. goldnen Engel. No. 4. 2te Etage.

Lieber Körner!

Schiller.

Brief Schillers an Dr. Chn. Gottfr. Körner, Dresden, den 12. September 1785. Original im Körnermuseum.

sei uns ein gemeinsamer Untergang beschieden!" Minnas Schreckensruf über die unvertilgbaren Rotweinflecke im Tischtuch hatte er für einen Angstschrei wegen böser Vorbedeutung des zerbrochenen Glases gehalten. An demselben Tage aber kaufte Frau Körner vier kleine Becher und ließ sie durch die Buchstaben S. K. M. D. bezeichnen. So konnte beim Gesundheit-Trinken kein Unglück mehr geschehen. Schiller ließ später seinen Becher zurück, um bei seiner Wiederkehr anstoßen zu können, ohne Schaden anzurichten.

In neuer Lebenslust und Geistesfrische wurden die wenigen Wochen bis zum Beginn des Herbstes in Loschwitz verlebt. Während Körner des Vormittags in Dresden zu thun hatte, arbeitete Schiller an seinem Don Carlos. Aber noch fehlte die rechte Sammlung; zu ernstem Arbeiten war die Zeit noch nicht da. Die ganze Umgebung und Stimmung, das herrliche Wetter, die entzückende Landschaft: alles lud zum Genuß ein. Dazu kamen Bekannte aus Dresden; Spaziergänge und Fahrten auf der Elbe wurden unternommen; Einladungen erfolgten, und Besuche wurden gemacht. Zeugnis von der damaligen Stimmung Schillers, dem des Vergnügens fast zu viel wurde, giebt uns ein in jener Zeit entstandenes humoristisches Gedicht. Körners waren nämlich einmal zu Tisch nach Pillnitz ausgebeten; Schiller aber wollte sie nicht begleiten, sondern lieber am Don Carlos arbeiten. Da im Wohnhause gerade gebaut wurde, verließ er, um ungestörter schaffen zu können, sein trautes Zimmer und begab sich in das Häuschen des Winzers nebenan, worin sich freilich auch die Waschküche befand. Kaum hatte er hier zu arbeiten begonnen, so wurde er durch das Schwatzen der Waschfrauen und das Klatschen der Wäsche gestört; nun wollte es das Unglück, daß Körners, die am Abend zurückzukehren gedachten, durch ein heftiges Gewitter genötigt wurden, die Nacht über in Pillnitz zu bleiben. Da obenein noch Frau Körner in der Voraussetzung, daß Schiller die Fahrt mitmachen würde, Keller, Küche und Schränke verschlossen hatte, so verfaßte er das launig satirische „unterthänigste, an die Konsistorialrath Körnerische weibliche Waschdeputation in Loschwitz von einem niedergeschlagenen Trauerspieldichter eingereichte Pro Memoria" mit den Schlußstrophen:

„Schon ruft das schöne Weib: Triumph,
Schon hör' ich — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — einen nassen Strumpf,
Geworfen in die Welle.

Und weg ist Traum und Feeerei,
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Teufel soll die Dichterei
Beim Hemderwaschen holen!"

Anfang Oktober siedelten Körners wieder nach Dresden über. Schiller wohnte zunächst noch bei ihnen, da das von dem Freunde für ihn und Huber

gemietete Logis im Fleischmannschen Hause (Kohlenmarkt Nr. 6), das dem Körnerschen Quartier gegenüberlag, noch nicht frei war. Vierzehn Tage nach Michaelis bezog der Dichter die neue Wohnung, und Ende Oktober traf endlich auch der von ihm sehnlichst erwartete Huber ein, um sich in Dresden auf die Laufbahn eines Legationssekretärs vorzubereiten. So war das „fünfblättrige Kleeblatt" wieder vollzählig, und nun begannen Tage des heitersten Glückes und der ungetrübtesten Freude. Aller irdischen Sorgen scheinbar enthoben, konnten die Freunde sich jetzt ganz das sein, was sie in idealer Begeisterung zu sein sich vorgenommen und als das höchste irdische Glück gedacht hatten. Zwar war Körner ein außerordentlich gewissenhafter Arbeiter und wurde sehr durch seine amtliche Stellung in Anspruch genommen; die übrige Zeit aber gehörte der Geselligkeit, dem Zusammenleben mit seinen Freunden. Begünstigt wurde dieser Verkehr durch die damaligen Dresdner Verhältnisse. Jede freie Aeußerung des Lebens und Handelns galt in dieser „Wüste der Geister", wie Schiller später die Stadt nannte, als ein Verbrechen gegen den Anstand. Es lastete, sagt ein damals beliebter Schriftsteller, im allgemeinen auf Dresden eine Art von ägyptischer Finsternis. Der Unterschied der Stände zerschnitt alles gesellige Leben der höher sich dünkenden Klassen so unbarmherzig, daß sein eigentliches Wesen ganz zu Grunde ging. Den durch Geburt, Rang, Reichtum, Orden u. s. w. Bevorrechteten wurde meistens höchst unwohl, wenn sie irgendwo mit Personen von geringerem Belange zusammentrafen. Die Hofluft, in der sich alles zu sonnen trachtete, umwölkte den freien Sinn des Genius wie eine wahre Despotie. Kein frohes Gefühl wagte sich zu äußern, wenn der Gebieter es nicht billigte. Ein vom steifen Hofton getragenes Leben, in dem Gesinnungen von Freiheit und Selbständigkeit nicht hervortraten, wohl aber anmaßende Kritik bei eigner Mittelmäßigkeit, erbärmliche Gesinnung und ängstliche Geschliffenheit sich breit machte, konnte auf Schiller, dem der Charakter der Bevölkerung „seicht, zusammengeschrumpft und unleidlich" vorkam, einen erfreulichen Eindruck nicht machen. Zwar konnten sich die Freunde der äußeren, großen Welt nicht ganz entziehen: Körner hatte als Beamter mancherlei Rücksichten zu nehmen und gesellschaftlichen Verpflichtungen zu genügen; Huber bereitete sich auf seine diplomatische Laufbahn vor; auch er mußte, wenngleich innerlich nicht befriedigt, dem öffentlichen Leben und Treiben seinen Tribut zollen. Schiller endlich konnte sich der Theaterwelt nicht ganz entfremden. Aber die Zahl von Bekannten und die Gesellschaften, die man besuchte, war bei der Abgemessenheit und Steifheit des herrschenden Tones immer nur verschwindend klein. Wohler als in den offiziösen Kreisen fühlte man sich entschieden da, wo Geist und Kunst zu Hause waren und Anlaß zu anregender Unterhaltung boten. Aus diesem Grunde offenbar verkehrte man, abgesehen von dem schon seit längerer Zeit befreundeten Anton Graff, der bald nach Schillers Ankunft dessen so berühmt gewordenes Brustbild im Körnerschen Hause

für die befreundete Familie malte, bei dem Professor Becker, dem Redakteur der „Ephemeriden der Menschheit", die Körner selbst vom Oktober 1784 bis März 1785 während einer Erholungsreise seines Freundes nach Italien herausgegeben



Friedrich Schiller, Oelbildnis, gem. 1786 von Anton Graff. Original im Körnermuseum.

hatte, ferner beim Oberhofprediger Reinhard, beim Kriegssekretär Neumann, beim Finanzrat Wagner und zuletzt auch beim Komponisten Naumann; für Schiller insbesondere kam noch in Betracht das Haus des ihm schon von Leipzig her be=

kannten Dr. Albrecht, dessen Gattin Sophie sich der Bühne zugewandt und ein Engagement in Dresden angenommen hatte.

Aber auch im Körnerschen Hause selbst fehlte es nicht an Besuchen. Alle Einheimischen, die hier verkehrten, waren entzückt von der Liebenswürdigkeit der Wirte. Nicht minder sprachen Auswärtige oft genug hier vor, namentlich seitdem Schiller bei seinem Freunde Aufnahme gefunden hatte.

Mochten die Besuche letzterer Art auch Abwechslung bringen und unsern Freunden vielleicht leichter über den „Mangel an Menschen von Sinn, Kopf und Herzen" in Dresden hinweghelfen: die wahre Freude und den rechten Genuß fanden sie erst, wenn sie, abgeschlossen von der Außenwelt, die ihnen doch nicht sympathisch war, die im allgemeinen ihnen nichts bot und sie nicht verstand, leben, wenn sie sich, im engeren Zirkel sich für den äußeren Zwang schadlos haltend, ungeniert der Kunst und der freien Mitteilung ihrer Gedanken hingeben konnten.

Das Schwesternpaar wußte dem Leben immer eine erfreuliche Abwechslung und einen eigenen Zauber zu verleihen; ihr frohes Temperament, ihre ungezwungene Liebenswürdigkeit, ihre Scherzworte würzten vortrefflich die Geselligkeit und machten sie zu einem Quell unerschöpflichen Genusses. Dora, „witzig, fein und derb, wie es eben galt, neckend und neckisch, immer die Freunde anfechtend und wieder von ihnen angefochten, launig, auch launisch und wunderlich, ja, in Augenblicken wohl unerträglich, aber das Ganze ihrer Persönlichkeit beruhend auf der Grundlage einer edlen Gesinnung, zusammengehalten und zu einer harmonischen Eigentümlichkeit verschmolzen durch ein liebevolles Gemüt und einen ebenso richtigen als gewandten Verstand, eine Individualität, welcher in ihrer Jugend gar nicht zu widerstehen gewesen sein soll", hantierte fleißig mit Stift und Pinsel; genoß sie doch als Pastellmalerin schon damals einen ehrenvollen Ruf. Minna, mit allen gesellschaftlichen Talenten begabt, die das Leben schmücken, mit unendlicher Liebe und Verehrung zu ihrem Gatten aufblickend und das Hauswesen leitend, liebte die Musik und bot durch anmutiges Spiel nicht minder als durch ansprechenden Gesang den mit Entzücken lauschenden Zuhörern reichhaltigen Genuß. Schiller, obschon ohne musikalische Kenntnisse, besaß doch ein gutes musikalisches Urteil und Gefühl. Die Macht der Musik vermochte nicht nur sein Gemüt der Not zu entheben und zu schönerer Empfängnis zu stimmen, sondern auch seine Phantasie lebhaft zu erregen: wirkte doch nach seiner eigenen Bestätigung die Musik geradezu auf ihn produktiv. Besonders aber besaß Körner selbst ein feines Verständnis gerade für diese Kunst, und er spielte und sang nicht bloß gut, sondern er komponierte sogar. Sein im Körnermuseum befindliches Notenheft enthält achtzehn von ihm in Musik gesetzte Lieder. Angeführt von ihnen ist bereits die einst an Schiller gesandte Komposition von „Amaliens Lied" aus den „Räubern". Jetzt komponierte er, wohl angeregt durch Schiller, dessen „Lied an

die Freude". Dem Dichter gefiel darin am besten der Chor, der außerordentlich wirkungsvoll und kräftig war; namentlich seinetwegen scheint das Lied



Friedrich Schiller, Silberstiftzeichnung von Dora Stock 1786.

oft gesungen worden zu sein. Schiller lernte in den Jahren 1785—87 Körners Talent für Musik immer mehr schätzen und würdigen, kein Wunder daher, wenn

der Dichter, bei dem Kompositionen guter Meister und eine gute Wiedergabe derselben immer einen tiefen Eindruck hinterließen, auch in der Folgezeit nach seinem Scheiden aus Dresden sich an ihn mit musikalischen Anliegen wandte.

So boten zunächst die im Körnerschen Hause gepflegten Künste vielfache Unterhaltung, und zwar nicht nur ein momentanes, äußerliches Vergnügen, sondern auch Stoff zu anregenden Debatten, in denen theoretische und praktische Fragen über dieses Gebiet menschlicher Thätigkeit aufgeworfen und beantwortet wurden. Das hauptsächlichste und vornehmste Feld aber, auf dem sich die Unterhaltung bewegte, war die Litteratur. Litterarisches Interesse hatte ja den Bund begründet, und wenn auch mehr und mehr das Verhältnis des Menschen zum Menschen, die wirkliche Freundschaft, überwog, so war doch das Bedürfnis gegenseitiger litterarischer und ästhetischer Aufklärung das Prinzip der gegenseitigen Anregung, zunächst wenigstens ihr wesentlicher Bestandteil und ihr Hauptziel. Nachdem die „Flitterwochen der Freundschaft" verflossen waren, galt es „viel empfinden" und „fruchtbar handeln". Litterarisch thätig sein: das war die Devise der drei Männer, die den Herzensbund geschlossen hatten. Körner bedurfte dabei, infolge seiner Naturanlage und der Mannigfaltigkeit seiner Interessen, am meisten des Spornes. Noch ehe Huber in Dresden eingetroffen war, hatte Schiller an ihn geschrieben: „Ich sitze Körnern ein bißchen auf dem Nacken, daß er etwas arbeiten soll. Heute habe ich einige Manuskripte von ihm über die Kultur gelesen." Druckfertig aber wurde die Abhandlung nicht; Körner konnte oder wollte sich nicht entschließen, sie fertig zu stellen und zu veröffentlichen. Allerdings war für ihn bei den damaligen Zuständen in Dresden eine Publikation auch nicht ganz unbedenklich. Er hatte als Beamter seine Kraft dem Berufe zu widmen, und er merkte beizeiten, daß ein hohes sächsisches Landeskollegium den Kopf geschüttelt haben würde, wenn einer aus seiner Mitte mehr hätte wissen wollen, als was Akten, Gesetzbücher und Kanzleiobservanz ihn lehren konnten; schwerlich würde man es ihm fürs erste verziehen haben, wenn es herausgekommen wäre, daß er, der eifrige Priester der Themis, nebenher mit Grazien und Musen Abgötterei trieb und sich mit schöngeisterischen Allotriis in Versen und Prosa befaßte. Daß er im Juli des Jahres 1785 „Einige Predigten von D. Johann Gottfried Körner, den Freunden des Verstorbenen gewidmet" bei Göschen erscheinen ließ, betrachtete man als einen Akt der Pietät gegen seinen Vater; aber philosophische oder litterarische, mit seinem Namen unterzeichnete Arbeiten hätte man schwerlich ohne weiteres passieren lassen. Auch dies Bedenken mag lähmend auf seine Thätigkeit gewirkt haben. Wohl interessierten und beschäftigten ihn Gegenstände mannigfaltigster Art; aber er springt von einem zum andern; bevor er das eine fertig hat, geht er zu etwas anderem über. Schillern war es vorbehalten, mehr Stetigkeit in sein Denken und Arbeiten zu bringen. Anderseits aber blieb

auch Schiller nicht unbeeinflußt von seines Freundes Charakter. Auch er schwankt in der Zeit seines Dresdners Aufenthaltes hin und her; es wird ihm schwer, sich andauernd mit einem Gegenstande zu beschäftigen und etwas zu vollenden; in seinem ganzen Arbeiten liegt ein Hasten und unsicheres Tasten; auch er findet zunächst wenigstens weder rechte Ruhe noch Befriedigung. Aber die tägliche Unterhaltung mit seinem Freunde, der ihn an Vielseitigkeit der Bildung, an Reife des Urteils, an Scharfblick, an Festigkeit des Handelns überragte, mit dem er sich über seine liebsten Gedanken aussprechen konnte, erquickte und erheiterte ihn. Körners klarer Geist gab ihm seine Gedanken besser gestaltet und in fruchtbarerem Zusammenhange zurück; seine Lebensansicht wurde entschiedener, sodaß er immer mit Vergnügen und Dankbarkeit der ersten Zeit seines Dresdner Lebens gedachte.

Zweierlei beschäftigte damals Schiller am meisten: er wollte den Don Carlos vollenden und Beiträge für die Thalia schaffen. Zwar wurde Don Carlos, soweit er fertig war, gelesen und besprochen; zwar gewann der Dichter aus der Unterhaltung und namentlich aus dem Wesen des besonnenen, opferfreudigen, selbstlosen Freundes neue Anregung und bestimmtere Züge für die Gestaltung seines Idealbildes Marquis Posa, der seinem Freunde treu bleibt bis in den Tod; aber recht vorwärtsschreiten wollte die Arbeit nicht. Wieder schien er vergebens auf „einen Besuch seines Genius“ zu warten und begann an seinem Dichterberufe zu zweifeln. Da war es Körner, der ihn mit aller Entschiedenheit wieder und immer wieder darauf hinwies, daß er zum Poeten geschaffen, und alle andere Beschäftigung für ihn abwegig sei. Ihn beunruhigte damals Schillers immer mehr sich steigernde Begeisterung für historische Studien, in denen dieser eine Vertiefung seiner Bildung und eine Erweiterung seines Darstellungsgebietes suchte. Nach Körners Ansicht war Schiller der geborene Nachfolger Shakespeares; der Freund schien ihm schon damals berufen, im Drama Unsterbliches zu schaffen. Mit banger Besorgnis beobachtete er des Dichters Abschweifungen. Vielleicht wäre ohne sein Mahnen Don Carlos überhaupt nicht vollendet worden.

Der Kreis der Unterhaltung hatte sich infolge der historischen Studien Schillers vergrößert. Weiteren Stoff bot die „Thalia“, für die der Dichter seine Dresdner Freunde zu gewinnen suchte. Wohl verfaßte Huber einen Aufsatz „Ueber moderne Größe“; Körner aber fühlte sich immer noch nicht fähig, mit Beiträgen hervorzutreten; er habe, gestand er gleich anfangs dem Freunde, die Sprache noch gar nicht genug in der Gewalt, über dem Suchen nach dem Ausdruck, über dem Feilen an den Perioden verliere er oft den Gedanken. Ueberhaupt machte er keinen Anspruch darauf, als Litterat zu glänzen, es genügte ihm, Schillers Freund zu sein und sein überragendes Genie zu bewundern, ihn aber auch zugleich mit seinem klaren und scharfen Verstande von Abwegen fern zu halten, ihn zu veredeln und zu vervollkommnen. Selbstlos bietet er, der um

einige Jahre ältere, aus dem reichen Schatze seines Wissens und seiner Welterfahrung dem Freunde alles, was diesem nützen, alles, was ihn dem idealen Ziele näher bringen kann. Gern erkennt aber auch Schiller an, daß der Freund an Weltverstand ihn überrage, daß er „in gar manchen Dingen vernünftiger denke und handle“. „Sein Verstand,“ so schrieb er später einmal, „ist richtig, uneingenommen und kühn; in seinem ganzen Wesen ist eine schöne Mischung von Feuer und Kälte“, und kurze Zeit darauf folgt ein Bekenntnis, das uns in klaren, herrlichen Worten das Wesen der einst in idealer Begeisterung geschlossenen und treu gehaltenen Freundschaft und die gegenseitigen Verdienste charakterisiert: „Sie haben sehr recht, wenn Sie sagen, daß nichts über das Vergnügen geht, jemand in der Welt zu wissen, auf den man sich ganz verlassen kann. Und das ist Körner für mich. Es ist selten, daß sich eine gewisse Freiheit in der Moralität und in Beurteilung fremder Handlungen oder Menschen mit dem zartesten moralischen Gefühl und mit einer instinktartigen Herzensgüte verbindet, wie bei ihm. Er hat ein freies, kühnes und philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden und Fehler anderer und ein ängstliches für sich selbst. Gerade das Gegenteil dessen, was man alle Tage sieht, wo sich die Menschen alles und ihren Nebenmenschen nichts vergeben. Freier als er von Anmaßung ist niemand; aber er braucht einen Freund, der ihn seinen eigenen Wert kennen lehrt, um ihm die so nötige Zuversicht zu sich selbst, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben.“ Durch liebevolle Beurteilung und Mahnung förderte Körner, zwar „kein imposanter Charakter, aber desto haltbarer und zuverlässiger auf der Probe“, dessen Herz der Freund „nie auf einem falschen Klange überraschte“, die Entwickelung des Dichters, durch fortgesetzte Offenbarung seiner eigenen edlen Menschennatur die Hebung des Menschen.

Außer Kunst, Geschichte und Litteratur im engeren Sinne war es nun aber noch ein viertes Gebiet, auf dem sich der Austausch der Gedanken tummelte, nämlich die Philosophie, und gerade hier sollte die gegenseitige Anregung und Befruchtung am bedeutendsten und nachhaltigsten werden. Körner hatte mit Eifer Kants „Kritik der reinen Vernunft“ gelesen. Die Kritik, die hier an den kühnen Philosophemen der Metaphysiker über den Künstler des Weltalls, über die beste Welt, über die Liebe als das Wesen Gottes und über die große Harmonie der Dinge geübt wurde, fand seinen ungeteilten Beifall, und begeistert schwur er zu der neuen Lehre. Noch steckte er tief im Studium dieser neuen Philosophie, als Schiller bei ihm eintraf. Was Wunder, wenn er den Freund, der ja allerdings ganz anderen Anschauungen in dieser Beziehung huldigte, für seine Ideen zu gewinnen suchte? Je mehr aber die Ansichten auseinandergingen, um so anregender und lebhafter mußten die Gespräche und Erörterungen, um so eifriger die gegenseitigen Bekehrungsversuche werden. Wurde nun auch fürs erste

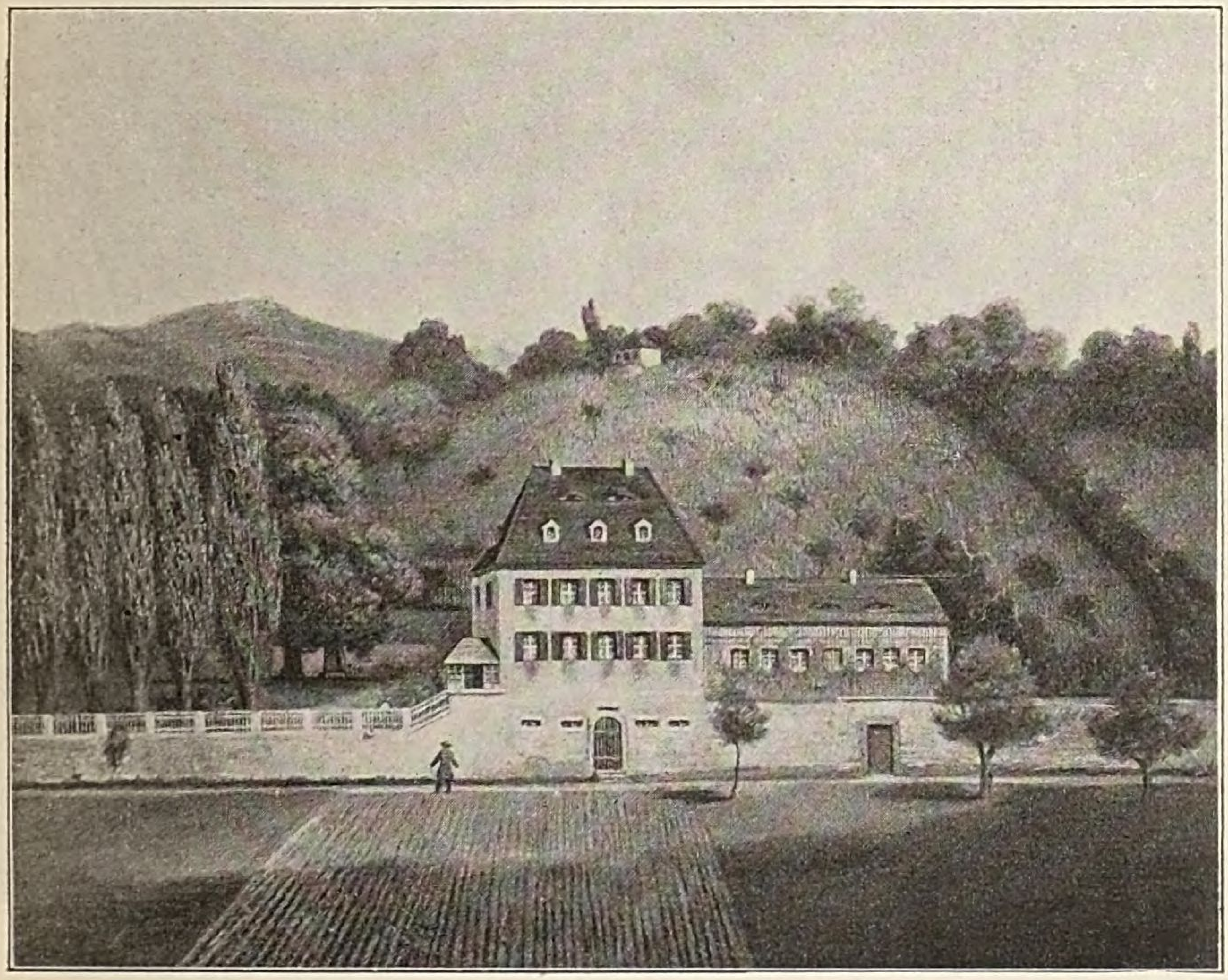
eine Einigung nicht erzielt, so ist es doch das große Verdienst Körners, Schiller zu philosophischen Arbeiten, wenigstens von neuem, angeregt und ihm zuerst die hohe Bedeutung des Kantschen Evangeliums gepredigt zu haben. Mit Recht glaubte er erkannt zu haben, daß in Schiller der Dichter mit dem Denker zusammenfalle, daß überhaupt die Befruchtung mit philosophischen Ideen seinen Werken nur zum Vorteile gereichen könnte. Anderseits aber gelang es Schiller, den Freund bei seiner Begeisterung für die Philosophie zu einem Beitrag für die Thalia zu bestimmen und die zugesagten Artikel auch zu erhalten. Schon früher nämlich, um die Zeit, wo der Dichter die Militärakademie verließ, hatte er den Plan gehabt, in Briefform die philosophische Entwickelung eines jungen Mannes darzustellen, hatte diesen Plan auch teilweise schon ausgeführt, dann aber war ihm die Fortsetzung der „Philosophischen Briefe“ verleidet worden. Der Verkehr mit Körner veranlaßte ihn jetzt, sein altes Manuskript wieder hervorzusuchen und seine Jugendphilosophie, die mehr poetisch geschwärmt als logisch gedacht war, an der neuen Lehre, der sein Freund huldigte, zu prüfen. Mit Leichtigkeit wußte er ihn für seinen nun wieder aufgenommenen Plan zu interessieren, und so entstanden damals die 1787 in der Thalia veröffentlichten „Philosophischen Briefe“, in denen auf gewisse Perioden der erwachenden und fortschreitenden Vernunft aufmerksam gemacht, gewisse Wahrheiten und Irrtümer, welche sich an die Moralität anschlössen und eine Quelle von Glückseligkeit und Elend sein könnten, berichtigt und wenigstens die verborgenen Klippen gezeigt werden sollten, an denen die stolze Vernunft schon gescheitert wäre. Körner vertritt in diesen Briefen dem moral-philosophischen, jugendlich schwärmenden Julius gegenüber den kritischen, an Verstand gereifteren Raphael, der den Freund aus der erhabenen Ruhe der Ueberzeugung aufrüttelt und in die Genüsse einführen will, die die Vernunft und Zweifelsucht gewährt. Er schrieb damals nur einen Brief; ein weiterer und letzter folgte erst 1789. Schiller versprach zwar noch eine Antwort, gab aber dann die Fortsetzung auf, weil ihm die Teilnahme des Publikums zu matt erschien.

So verfloß den Freunden in heiterer und ernster Unterhaltung ungetrübt der Winter. Immer mehr lernten sie sich verstehen und würdigen. Waren Körner und Huber amtlich beschäftigt, so konnte Schiller ungestört die öffentliche, sowie die umfangreiche Bibliothek seines Freundes benutzen und fand da manches Werk, das ihn zu neuen Plänen begeisterte.

Es fehlte aber auch nicht an Augenblicken, wo es Schiller schlimm empfand, unthätig bei Körner zu verweilen, zumal in den Tagen, da Körners verreist waren. Da nahte sich ihm der finstere Genius der Hypochondrie, und er bedurfte der Aufheiterung durch den lieben Familienkreis gar sehr. Erst wenn dieser wieder vollzählig beisammen war, fühlte er sich wieder wohl. Und Körner und die Seinen verstanden es gut, dem Dichter über die beunruhigenden Gedanken

hinwegzuhelfen und neuen Lebensmut zuzuführen; bald sehen wir ihn in heiterer, sogar humorvoller Stimmung.

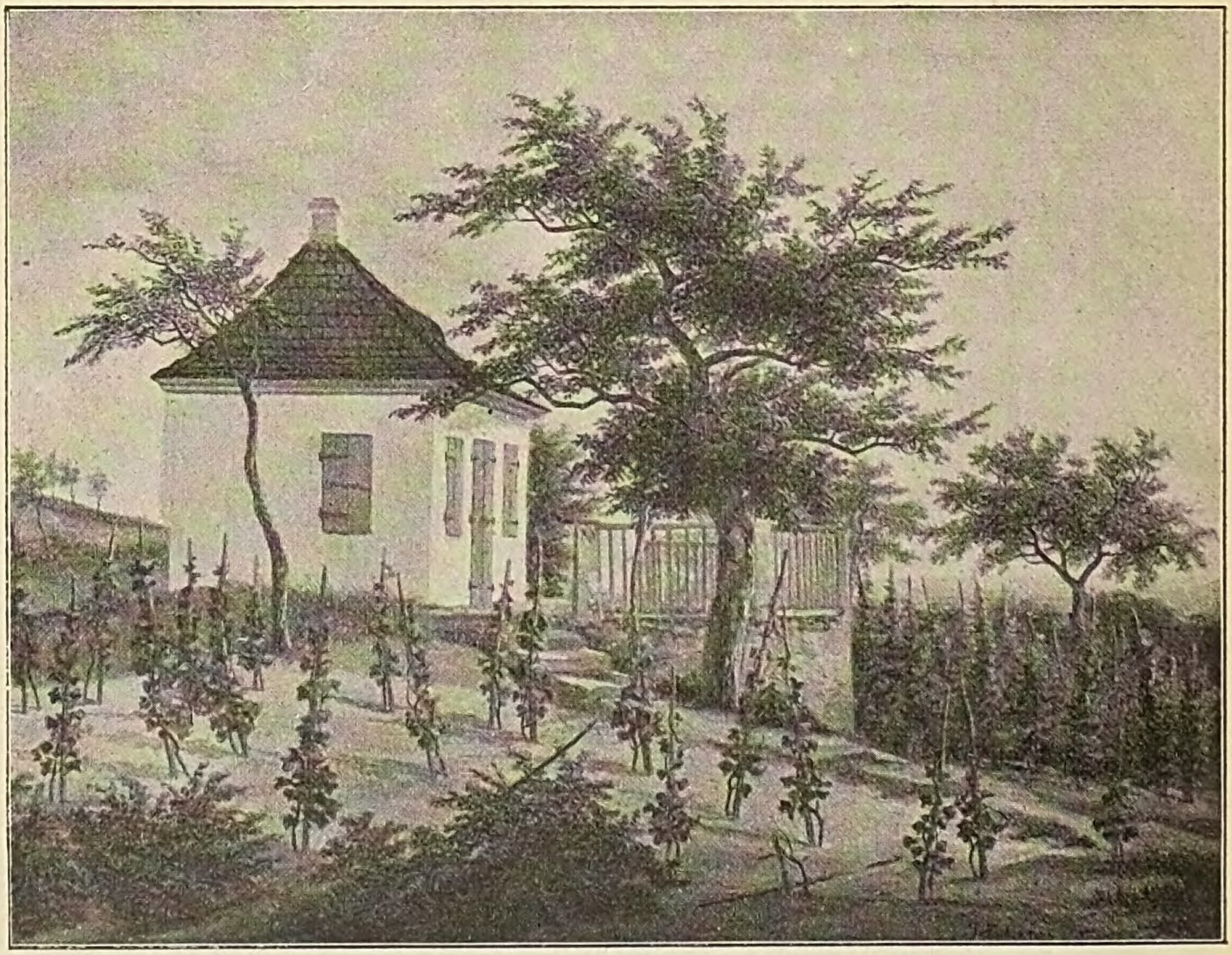
Der Sommer wurde in Loschwitz verlebt, und gerade die Aenderung des Wohnsitzes scheint beruhigend und erheiternd auf Schiller gewirkt zu haben. Das Leben in der entzückenden Landschaft, die herrlichen Spaziergänge und Kahnfahrten boten stets wechselnden Reiz und forderten zur Fröhlichkeit und zum Genießen auf. Einen Wiederschein der damaligen Stimmung des Dichters bietet uns ein humo=



Dr. Körners Weinbergsgrundstück in Loschwitz. Oelgemälde von Gust. Müller.
Im Körnermuseum.

ristisch=satirisches Werk, das er mit Huber zusammen für Körners Geburtstag verfaßte. Es führt den Titel „Avanturen des neuen Telemachs oder Leben und Exsertionen Körners, des decenten, consequenten, pikanten ꝛc. von Hogarth (Schiller) in schönen illuminierten Kupfern abgefaßt und mit befriedigenden Erklärungen versehen von Winkelmann (Huber). Rom, 1786." Schiller soll zur Herstellung dieses Produktes eigens eine Unterrichsstunde bei Graff genommen haben. Die dreizehn wunderbaren, grotesk gehaltenen Zeichnungen führen uns zum großen teil Scenen aus dem häuslichen Leben des Geburtstagskindes vor, zum teil

versinnbildlichen sie einzelne Eigenheiten und sonderbare Einfälle desselben. Der beigegebene, zum Verständnis höchst notwendige Text giebt uns Aufklärung über den Sinn der Kupfer. Besonders charakteristisch sind die Bilder, in denen Körners Schriftstellerei, seine Begeisterung für ganz sonderbare Ideen (z. B. für eine Reise nach Aegypten) und seine Gutmütigkeit im Ausleihen von Geld — befindet sich doch im Körnermuseum eine ganze Reihe von Schuldscheinen, auf deren Ein-



Don Carlos-Pavillon auf Dr. Körners Weinbergsgrundstück. Nach dem im Körnermuseum befindlichen Originalgemälde von T. Faber. 1823.

lösung der Vater Theodors vergebens wartete — satirisch beleuchtet und ins Lächerliche gezogen werden.

Zu dem vierten Bilde „Körners Familienleben" lautet die Erläuterung: Fig. 1 ist Körner, welcher über dem Kant einschläft. Fig. 2 (Schiller, Kopf stehend) ist der berühmte Dichter, Körners adoptiver Sohn, welcher hier abgezeichnet ist, wie ihn verschiedene vernünftige Leute gesehen haben; Fig. 3 stellet für eine zärtliche Umarmung zwischen Huber und Dorchen, welcher Fig. 4 (Minna) zusieht und mit sträflichem Gesicht „Allzeit!" dazu sagt. Charakteristisch wird uns in diesem kleinen Bilde Stimmung und Neigung der einzelnen Mitglieder unseres

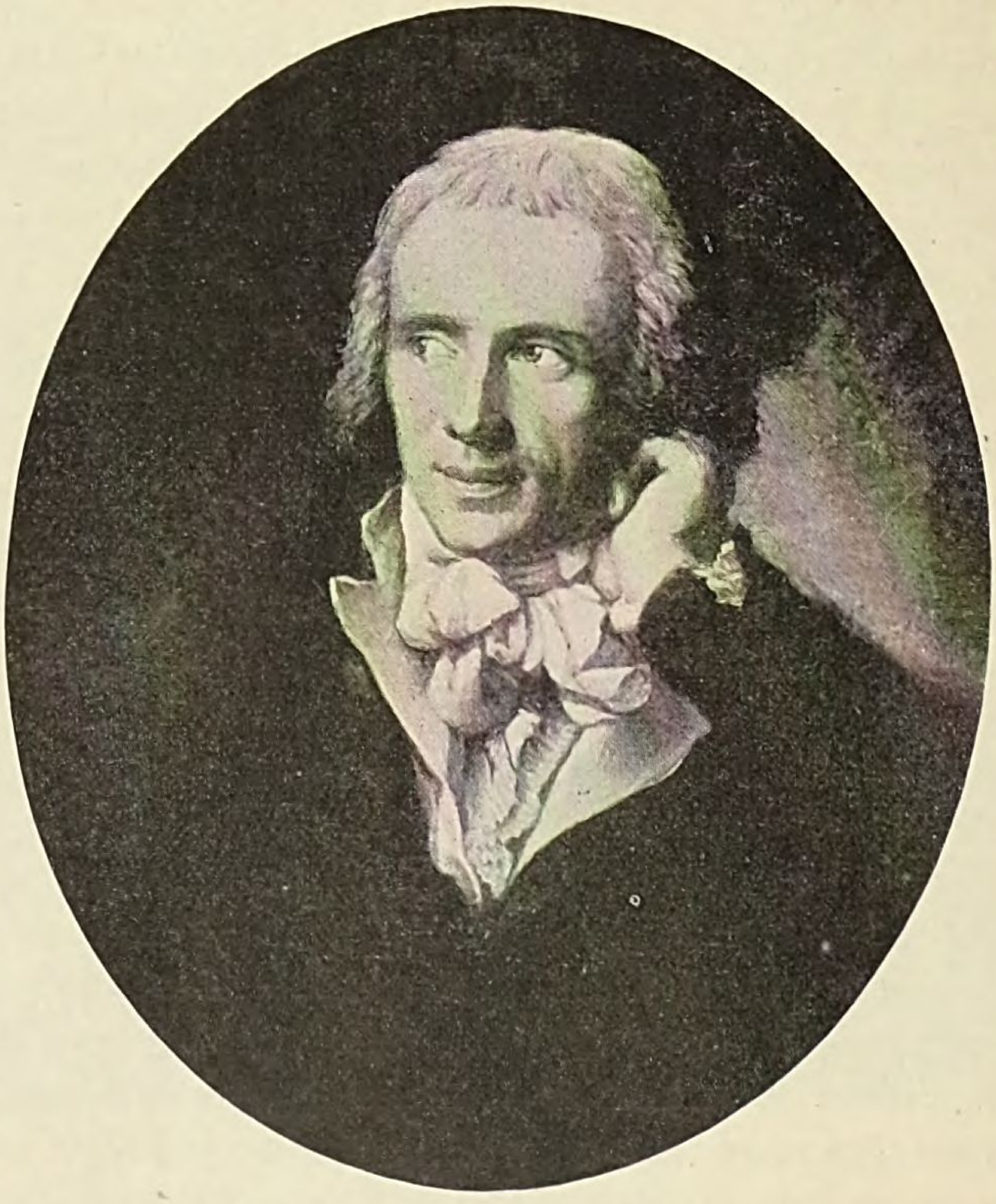
Freundeskreises vorgeführt: Körner, lebhaft interessiert für Kunst; Schiller, ausgelassen, ohne Ernst und Produktivität; Minna, die Leiterin des Hauswesens, zum Rechten sehend; Huber und Dorchen endlich, einander herzlich zugethan, ganz der goldenen Zeit der Liebe lebend.

War in dieser Satire Körners ganzes Leben und Wesen in großen Zügen liebenswürdig gegeißelt, so nahm sich Schiller für den folgenden Geburtstag seines Freundes eine besonders hervortretende, ihn speziell interessierende Eigenschaft desselben zum Thema für ein kleines Lustspiel, das den Titel führt: „Körners Vormittag“ oder „Ich habe mich rasieren lassen“. In drastischer Weise wird hier die Langsamkeit von Körners Schriftstellerei verspottet, der sich durch eine Menge nebenher gehender Interessen immer wieder vom Schreibtisch abziehen läßt und, vielgeschäftig, von allen ausgenutzt und für alle zugänglich, zu nichts kommen kann. Mit den besten Vorsätzen steht der Held des Stückes in Schlafrock und Pantoffeln am Morgen gegen neun Uhr in seinem Studierzimmer, froh darüber, daß er endlich einen freien Vormittag hat, an dem er die schon so oft gefaßten litterarischen Vorsätze zur Ausführung bringen könne. Zunächst aber will er sich rasieren lassen. Während dieser Prozedur treten ihm nun aber so viele Hindernisse und Störungen entgegen, zumeist infolge seiner Gutmütigkeit, daß Stunde auf Stunde verrinnt, ohne daß er auch nur das Geringste fertig gebracht hat. Voll Aergers und Unmutes darüber weist er schließlich einem noch zuletzt bei ihm vorsprechenden Kandidaten der Theologie, der sich die Ehre geben will, dem Herrn Konsistorialrat seine Dissertation de transsubstantiatione zu überreichen, barsch die Thür. Aber kaum ist derselbe fort, so siegt seine Gutmütigkeit wieder über seine Grobheit: schleunigst läßt er den eben Hinausgewiesenen freundlichst zu Tische laden. Inzwischen ist es 1 Uhr geworden. Trostlos ruft Körner aus: „Mein schöner Vormittag! O mein herrlicher Vormittag!“ Auf die Frage der inzwischen eingetretenen Freunde aber, wie er denn den ganzen Vormittag hingebracht habe, nimmt er eine gravitätische Positur an und antwortet: „Ich habe mich rasieren lassen.“

Diese natürlich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Scherze und Neckereien zeugen von dem traulichen Familienleben, das auf dem Weinberge zu Loschwitz herrschte. Freud und Leid der Körnerschen Familie wurde von den Freunden mit herzlicher Teilnahme verfolgt, und auch sie konnten des lebhaftesten Interesses für alles, was sie anging, von seiten Körners, Minnas und Doras gewiß sein. Groß war daher die Freude, als am 24. Juli 1786 dem überglücklichen Körner der erste Sohn geboren wurde. Drei Tage später erhielt das Kind in der durch den Hofprediger Raschig in der evangelischen Hofkirche vollzogenen Taufe die Namen „Johann Eduard“. Unter den dreizehn Taufzeugen befand sich natürlich auch Schiller. Leider starb das Kind schon wenige Monate später. Zur Erholung unternahm Körner mit seiner angegriffenen Frau eine Reise nach Leipzig und fand

dort im Hause des ihm befreundeten Kauf- und Handelsherrn Johann Friedrich Kunze (geb. 1755) herzliche Aufnahme.

Während seiner Abwesenheit jedoch fühlte Schiller nur zu deutlich, daß ihn an Dresden eigentlich nur der Freund fesselte. Und der Don Carlos rückte nur langsam vorwärts, hauptsächlich weil der Dichter durch das Studium der Geschichte



Joh. Friedr. Kunze, von 1755 bis 1803, nach dem Ant. Graffschen Oelbildnis gemalt von Emma Körner. Originalkopie im Körnermuseum.

zu sehr in Anspruch genommen wurde. Endlich lastete das Gefühl der Abhängigkeit so drückend auf ihm, daß er sich zum Scheiden entschloß, zumal da unerquickliche Verhältnisse, in denen sein Herz schmerzlich getroffen worden war, ihn in allen seinen Arbeiten hemmten.

Jetzt muß etwas geschehen: in Dresden ist seines Bleibens nicht mehr. Zwar wird ihm die Trennung von Körners gewiß nicht leicht; aber lange genug hat er deren Gastlichkeit und Unterstützung in Anspruch genommen. Die Dresdner

Verhältnisse und Menschen können ihn nicht mehr halten. Er muß in eine andere Sphäre, in eine feste Stellung. Sein Ziel ist Weimar: von der dortigen Gesellschaft, von der dortigen geistigen Atmosphäre erhofft er Rettung und neues Leben. Am 20. Juli macht er sich auf, und tags darauf trifft er in Weimar ein.

Die Trennung sollte, wie beide Freunde beim Scheiden wohl kaum geahnt hatten, eine dauernde sein. Aber waren sie auch äußerlich getrennt: geistig sind sie stets einander nahe und verbunden geblieben. Die Zeit, die Schiller in Dresden verlebt hatte, war keine verlorene gewesen. Damals gerade war der Same gelegt worden zu Werken, die noch heute als herrliche Früchte menschlichen Denkens und Dichtens bewundert und mit Vergnügen genossen werden.

Waren die letzten Monate schon wegen der Unruhe und Unzufriedenheit Schillers für Körner nicht die erquicklichsten, so kam noch etwas anderes hinzu, was ihm manche bange Stunde bereitete, nämlich die Sorge um seine Vermögensverhältnisse, und auch diese Rücksicht ist vielleicht für die Trennung der Freunde mitbestimmend gewesen.

Körner hatte ja, wie bereits früher berichtet worden, an Göschen zunächst 3000 Thaler bezahlt und zugleich mehr in Aussicht gestellt. Bei der reichen Fülle von einlaufenden Verlagsanträgen waren die von Körner eingesandten Gelder gar bald verausgabt, während sich die Einnahmen nur langsam ergaben. Gar bald forderte Göschen weitere 1000 Thaler, und Körner, der damals noch das Beste hoffte und sich überhaupt in der herrlichsten Zeit seines Lebens befand, konnte nicht nein sagen. In demselben Jahre bot sich nun aber der Körner-Göschenschen Sozietät das bedeutendste und herrlichste Verlagswerk dar, welches im gesamten damaligen Deutschland zu finden war. Goethe gedachte nämlich seine Schriften zu sammeln und wandte sich deshalb an Göschen. Dieser schrieb sofort an Körner, ob er gewillt und in der Lage sei, für die in Frage stehende Ausgabe 1500 Thaler vorzuschießen. Rasche Entscheidung galt. So sagte denn Körner auch diesmal zu, trotz mancher großen Ausgaben gerade in diesem Sommer, wenngleich er hinsichtlich der Rückzahlung von Kapitalien schon manche trübe Erfahrung gemacht hatte. Bereits im Juli war der Kontrakt mit Goethe abgeschlossen. Indes das so schön gedachte Unternehmen fand nicht die rechte Unterstützung beim Publikum; wieder überstiegen die Ausgaben die Einnahmen, und jetzt scheint es Körner nach und nach klar geworden zu sein, daß er bisher zu optimistisch gedacht hatte. Als guter Hausvater, als pflichttreuer Gatte sah er, daß es so mit der Anlage seines Kapitals nicht weiter gehen könne. Bei seinem Besuch in Leipzig wurde die Angelegenheit gewiß ernsthaft mit Göschen besprochen. Das zugesagte Geld mußte natürlich eingezahlt werden; aber die Herbeischaffung machte immer größere Schwierigkeiten. Schließlich, nach reiflicher Ueberlegung über die wunderbare Natur der abgeschlossenen Sozietät und über die Konsequenzen weiterer Beteiligung

am Verlagshandel, schreibt er am 11. Mai 1787 an Göschen: „Aber nunmehr lassen Sie mich halt machen! Ich weiß, daß Sie zu keinen anderen Unternehmungen Geld von mir verlangen werden, als die Sie auch für mich vorteilhaft glauben. Aber mich in meiner jetzigen Lage weiter darauf einzulassen, fängt mir an bedenklich zu werden. Unglücklicherweise kommt mich die Aussaat immer etwas hoch zu stehen. Ich habe noch Schulden abzuzahlen, die ich zu 5 Prozent verzinsen muß, während daß meine Kapitale sich zu 4 Prozent verinteressieren. Alle bisher eingegangenen Gelder, die ich zur Tilgung dieser Schulden hätte verwenden können, habe ich für die Handlung hergegeben." Er spricht dann weiter über die hohen (20) Prozente, die er für das letzte Geld bezahlen müsse; er fürchtet sich vor neuen Projekten; er bittet um Verzeihung für seine Offenherzigkeit und schließt: „Nur in meiner jetzigen Lage muß ich mir Grenzen setzen. Es bleibt also bei unserer Abrede. Die 4000 Thaler bleiben in der Handlung; aber die 1500 Thaler für den Goethe erwarte ich nach und nach zurück." Die ganze Angelegenheit, die natürlich auch Schiller auf das regste interessierte und beunruhigte, gab gewiß Anlaß zu mancher längeren Besprechung unter den Freunden. Und als dann der Dichter von ihm schied, glaubte Körner an dem Anfang eines neuen entschiedenen Abschnittes seines Lebens zu stehen: er beschloß, wenn auch vielleicht erst nach manchem inneren Kampfe, nunmehr ein Verhältnis ganz zu lösen, auf das er einst so große Hoffnungen gesetzt, das ihm schließlich aber doch nur bange Sorgen bereitet hatte. Deshalb schrieb er am 28. Juli an Göschen, daß er sich vom Buchhandel einen unrichtigen Begriff gemacht, wenn er von ihm eine frühe Ernte erhofft habe. „Mir ist daran gelegen, mein Kapital jetzt so gut als möglich zu nutzen, weil ich jetzt hauptsächlich von Interessen leben muß. Eine entfernte Aussicht, bei der ich mich jetzt häufigen Geldverlegenheiten ausgesetzt sehe, kann für mich wenig Reiz haben, da ich ohnehin an Aussichten zu einträglicheren Besoldungen und beträchtlichen Erbschaften keinen Mangel habe. — Wie wäre es, wenn wir annähmen, ich hätte Ihnen ein Kapital zu fünf Prozent in Ihre Handlung geborgt. Ich entsagte allem Anteil an der Handlung, wenn Sie mir das Kapital von der Zeit, da Sie es empfangen haben, verzinseten. Sie können mir abschläglich, doch nicht unter 100 Thaler, wieder bezahlen, so viel und wenn Sie wollen. Vor Ablauf eines größeren Termins kann ich das Geld nicht aufkündigen. Alsdann aber kann ich auf alle Ostermessen 500 Thaler fordern." Göschen war zuerst über diesen Brief nicht wenig erstaunt und verstimmt, zumal da er in der Folgezeit ganz auf sich angewiesen war. Aber er konnte sich die Richtigkeit der Bedenken Körners nicht verhehlen, und so sah er sich denn wohl oder übel genötigt, auf dessen Anerbieten einzugehen. Er schrieb daher bald darauf an ihn einen Brief, in dem er demselben seinen wärmsten Dank aussprach für dessen Uneigennützigkeit und freundschaftliche Rücksichtnahme in den

Festsetzungen bezüglich der Rückzahlungen des Kapitals. So wurde die Sozietät ohne nachhaltige Verstimmung aufgelöst. Körner und Göschen blieben in freundschaftlichem Verkehr und litterarischer Verbindung. Göschens Verlag war vom Glück und Erfolg begünstigt. Am 1. März 1801 war der letzte Rest des Kapitals wieder in Körners Händen.

Noch etwas anderes bekümmerte Körner zur Zeit, wo Schiller noch in Dresden bei ihm weilte. Seine amtliche Stellung gewährte ihm weder äußere noch innere Befriedigung. So versuchte er denn noch während der Anwesenheit seines Freundes sich um eine Hofratstelle mit 1000 Thalern Gehalt zu bewerben. Aber schon der erste Brief, den er an Schiller nach dessen Abreise von Dresden schreibt, ist nicht allzu hoffnungsfreudig. „Es ist nichts vorgefallen, außer daß in meiner Beförderungssache einige Schritte geschehen sind. Am Sonntag sagte ich dem Präsidenten von meiner Absicht. Er nahm mich sehr freundlich auf, sagte mir viel Schmeichelhaftes über mein bisheriges Betragen; kurz, ich glaube darauf rechnen zu können, daß er mir das beste Zeugnis giebt. Gestern übergab ich dem Kanzler mein Memorial. Ich fand ihn verlegener als vorher. Er sagte gar nichts von der Sache, sondern suchte ziemlich ungeschickt ein Gespräch von anderen Dingen anzufangen. Es ist übrigens gar nichts daraus zu schließen. Die Sache geht von selbst ihren Gang, und sobald ich noch ein paar Gänge gemacht habe, denke ich nicht weiter daran. Ich sehe es an wie ein Los in der Lotterie. Der Gewinn soll mich überraschen und die Niete nicht traurig machen.“ Zugleich spricht er in diesem Briefe die herzlichste Sehnsucht nach Schiller aus; doch hofft er, daß des Freundes Entfernung seine eigene litterarische Bethätigung in Dresden begünstigen werde. „Ich schämte mich, neben Dir zu stümpern, und meine ersten Versuche mußten doch schülerhaft ausfallen.“

Es verlangt ihn nach dem ersten glücklichen Erfolg; der träge Stolz, sich mit der Ahnung von dem, was man leisten zu können glaube, zu begnügen, solle nun nicht mehr sein Behelf sein. Er erkennt also Schillers geistige Ueberlegenheit unumwunden an, fühlt sich anderseits aber ihm zu Dank verpflichtet, weil er ihn angeregt und begeistert habe. Mit Ernst denkt er an litterarische Thätigkeit.

Auch Schiller spricht in dem ersten Schreiben (23. Juli) seinen herzlichsten Dank aus: „Meine ganze Seele ist bei Euch — denn sollte Freundschaft ein so armseliges Feuer sein, daß es durch Teilung verlöre? Kein Geschöpf in der Welt kann Euch die Liebe, kann Euch nur den kleinsten Teil der Liebe entziehen, womit ich auf ewig an Euch gebunden bin.“ Bisher aber, so schreibt er in einem der folgenden Briefe an Körner, sei der Umriß ihrer Verbindung ebenso wie ihr Anfang nur Schwärmerei gewesen; jetzt aber müsse ein ernsthafteres Nachdenken und eine langsame Prüfung ihr Konsistenz und Zuverlässigkeit geben. „Jedes

unter uns muß dem Interesse des Ganzen einige kleine Leidenschaften abtreten, und eine herzliche Liebe für jedes unter uns muß in uns allen die erste und die herrschende sein.“ Von der Zukunft verspricht sich also Schiller die schönsten Früchte ihrer Freundschaft; gebe es doch für ihn kein gewisseres und kein höheres Glück in der Welt mehr als den vollständigen Genuß ihrer Freundschaft, die ganze unzertrennbare Vermengung ihres Daseins, ihrer Freuden und Leiden.

Körner erklärt sich ganz einverstanden mit Schillers Ideen über ihr Verhältnis. „Wir kennen uns nunmehr genug, um die Ideale unserer Phantasie von Wirklichkeit zu unterscheiden. Alle Erwartungen, die sich auf diese gründen, werden früher oder später erfüllt werden, und diese sind hinreichend, unseren Enthusiasmus zu nähren. Alle Genüsse zu erschöpfen, die uns unser Beisammensein gewähren kann, ist ein begeisterungswürdiges Ziel. Die Mittel dazu zu finden, fordert kalte Prüfung unserer Lage in ihrem ganzen Umfange und aller Hindernisse, die uns zeither noch von diesem Ziele entfernt haben. Deine jetzige Entfernung wird uns Gelegenheit geben, wenigstens einen Teil dieses Geschäftes zu vollenden.“ Körner selbst scheint die Trennung schon jetzt in beiderseitigem Interesse als förderlich und heilsam anzusehen; ein längeres Zusammenleben hätte verhängnisvoll werden können für beide.

Zugleich aber beginnt in diesem Briefe der geistige Austausch von Gedanken über Litteratur und Philosophie. Schiller hat in Weimar Herder und Wieland kennen gelernt. In seinen Zukunftsplänen spielt bald eine Vereinigung des „Merkur“, den Wieland herausgab, mit der „Thalia“ eine Rolle. Aber Körner, der mit besonderer Aufmerksamkeit Schillers geistige Thätigkeit verfolgt, warnt vor allzu engem Anschluß, und als er gar den Oberon zu einer Oper umarbeiten will, ruft er ihm zu: „Warum nicht selbst ein Süjet erfinden?“

Da die Aussichten auf Beförderung sich nicht verwirklichten, so will sich Körner mit Schillers Zustimmung auf juristische Schriftstellerei werfen; dazu wird sogar einmal erwogen, ob nicht eine Bewerbung um ein Amt in Weimar für Körner erfolgreich wäre. Aber Schiller selbst weiß ja noch nicht, ob er sich dort niederlassen werde, und dann müßte eine Veränderung des Ortes gewünscht, dürfte nicht bloß geduldet werden.

Aber noch eine andere Sorge fing schon damals an, Körner mit bangem Zweifel und Bedenken zu erfüllen; zu Hubers Charakter und Laufbahn hat er kein rechtes Zutrauen. Im September trifft Kunze aus Leipzig mit seiner Schwester Karoline bei ihm zum Besuch ein. Aber das launenhafte und prätenziöse Wesen der Leipziger behagt den Dresdnern nicht, zumal sie durch „ewiges Klatschen und Nergeln“ Unfrieden zu stiften suchen zwischen Dorchen und Huber. Als sie wieder fort sind, schreibt Körner zwar an Schiller: „Ich bin jetzt überzeugt, daß es vergebliche Arbeit ist, das Verhältnis zwischen Dorchen und Huber

aufheben zu wollen; und solange noch eine Möglichkeit ist, daß es für beide eine Quelle von Glückseligkeit werden kann, so ist es pedantische Stümperei, es zu stören." Aber eine gewisse Wehmut klingt doch aus diesen Worten heraus: die Möglichkeit einer Auflösung der Verlobung ist gehegt, und leider sollte Körner in Hubers Charakter sich nicht irren; von der anderen Sorge, hinsichtlich der Anstellung, sollte er allerdings bald befreit werden, da er schon am 19. Oktober nach Weimar melden konnte: „Das Wichtigste für uns ist jetzt Hubers nahe Aussicht zu einer Legationssekretär=Stelle mit 600 Thalern."

Endlich beunruhigt ihn Schillers Thun und Treiben. Bald bemerkt er in dessen Briefen eine gewisse Zurückhaltung und Erregung; bald möchte es ihn fast verdrießen, daß der Professor Reinhold, dessen Bekanntschaft der Dichter in Jena gemacht, ihn für Kant derartig zu interessieren verstanden habe, daß er diesen Philosophen jedenfalls noch lesen und vielleicht studieren werde, während er selbst doch vergebens versucht habe, den Freund „zum Proselyten" zu machen; dann wieder kann er sich noch immer nicht mit dessen stets steigendem Interesse für die Geschichte aussöhnen; er kann sich ihn nur als Dichter denken. Als aber Schiller ihn beruhigt und aufklärt, als er ihm schreibt: „Meine Unabhängigkeit und die Vermengung meiner Existenz mit Euch soll das Schicksal meines Lebens bleiben", und weiter, daß die wenigen freien Atemzüge, die er unter der Last der Folianten und staubigen Autoren erhaschen könnte, ihnen, seinen Lieben in Dresden, gehörten, daß alle seine Verbindung in Weimar erst durch Beziehungen auf ihn und die Seinen Wert für ihn gewönnen, daß keine Menschen ihm näher ständen als sie, selbst seine eigene Familie nicht, daß kein Schicksal ihn fremd mit ihnen machen könnte, als er ihm namentlich mitteilt, daß die Heiratsideen, von denen er in seinen Briefen geredet und über die er den Freund um seine Ansicht gebeten, keine ernsten, sondern nur „ein hingeworfener Gedanke" gewesen, da erklärt sich Körner für zufriedengestellt und glaubt den alten, herzlichen Ton des Dichters wieder gefunden zu haben. „Nur manchmal solche Briefe," so schreibt er nach Weimar am 24. Dezember, „und Du wirst keine Klage von mir hören;" bekomme er doch dadurch auch auf lange Zeit wieder Mut, sich über Dinge, die er mit sich herumtrage, rückhaltslos gegen ihn zu öffnen.

Das Interesse Schillers für die Lengefeldsche Familie war kein Geheimnis mehr, und er selbst konnte am wenigsten darüber im unklaren sein; seine eigenen Worte lassen uns darüber auch nicht in Zweifel. Hätte er sich schon damals dem Freunde auch in dieser Beziehung ganz rückhaltslos erschlossen, so wäre beiden, insbesondere aber Körner, manche trübe Stunde in der Folgezeit erspart geblieben. Daß trotzdem, nach erfolgter Aufklärung und Aussprache, die Freundschaft zwischen Schiller und Körner an Herzlichkeit und Teilnahme nichts einbüßte, legt Zeugnis ab für die idealen Prinzipien, auf denen eben dieses Herzensbündnis von Anfang an basiert war.

Die freudige Stimmung, die damals im Körnerschen Hause herrschte, wurde zwar etwas herabgestimmt durch die endlich Mitte März erfolgte Berufung Hubers nach Mainz; aber im allgemeinen kam man leichter darüber hinweg, als man gedacht hatte, wenngleich Dorchens erster Anfall des Schmerzes heftig war, als sie die bevorstehende Abreise ihres Verlobten erfuhr. Aber auch sie mußte sich in eine Trennung zu finden, die im Grunde doch nur als ein Glück angesehen werden und sie nach menschlicher Berechnung dem längst ersehnten Ziele wesentlich näher führen mußte.

Am 20. April 1788 wurde dem Körnerschen Ehepaare ein Mädchen geboren, Emma Sophie. Die Freude war um so größer, da ja das erste Kind kurze Zeit nach der Geburt wieder gestorben war, und da die Mutter die schwere Zeit kräftiger überstand. Das Kind entwickelte sich, obgleich eine Amme angenommen werden mußte, gut und fing nach des Vaters Beobachtung sogar am 1. Juli schon an „einige Aufmerksamkeit zu zeigen".

Zu seinem Leidwesen mußte Körner in diesem Jahre krankheitshalber ein Bad besuchen, und zwar empfahlen die Aerzte Karlsbad. Dahin brach denn am 5. Juli die Familie mit der Schwägerin auf. Im allgemeinen verkehrte man meist nur mit Dresdner Bekannten, namentlich mit Zschiedrich, der durch seine kleinen harmlosen Scherze schon früher in Dresden oft den Kreis unterhalten hatte. Die folgenschwerste Bekanntschaft war die mit dem außerordentlichen preußischen Gesandten am Dresdner Hofe, dem Grafen Geßler. Der Verkehr mit ihm wurde in Dresden fortgesetzt und gestaltete sich immer mehr zu einem Freundschaftsbunde aus, der erst durch den Tod gelöst wurde.

Die Kur schien allen, insonderheit Dorchen, gut zu bekommen; doch will Körner für seine Person erst die Folgen abwarten; und da außerdem alle sich nach Hause und ihrer gewöhnlichen Lebensart sehnen, so ist man froh, als am 5. August die Rückreise angetreten wird. Leider aber wird Körner noch von einer Gelbsucht heimgesucht, daß er erst Ende September die Arbeit wieder aufnehmen kann. Als er dieses ‚souveräne' Mittel, die Gesundheit zu verbessern, anwendete, beglückwünscht ihn Schiller und sucht sein Selbstvertrauen zu heben, indem er ihn zu einer Hauptarbeit auffordert. Daß Körner zu einer solchen fähig war, hatte er genugsam erkannt. In den Kritiken und Rezensionen über den endlich erschienenen Anfang des Abfalls der vereinigten Niederlande und die ersten Briefe über Don Carlos, in den Urteilen über die Götter Griechenlands, den Geisterseher und Egmont fand er viel Richtiges, namentlich klares Durchdenken des Stoffes. So erbaut er von diesen Arbeiten war, so wenig wollten ihm die immer wechselnden Pläne des Freundes über kleinere selbständige Artikel oder gar litterarische Unternehmungen scheinen. Deshalb verhielt er sich auch sehr zurückhaltend, als Körner ihm mitteilte, daß er geneigt wäre, das bisher von Archenholz redigierte Journal

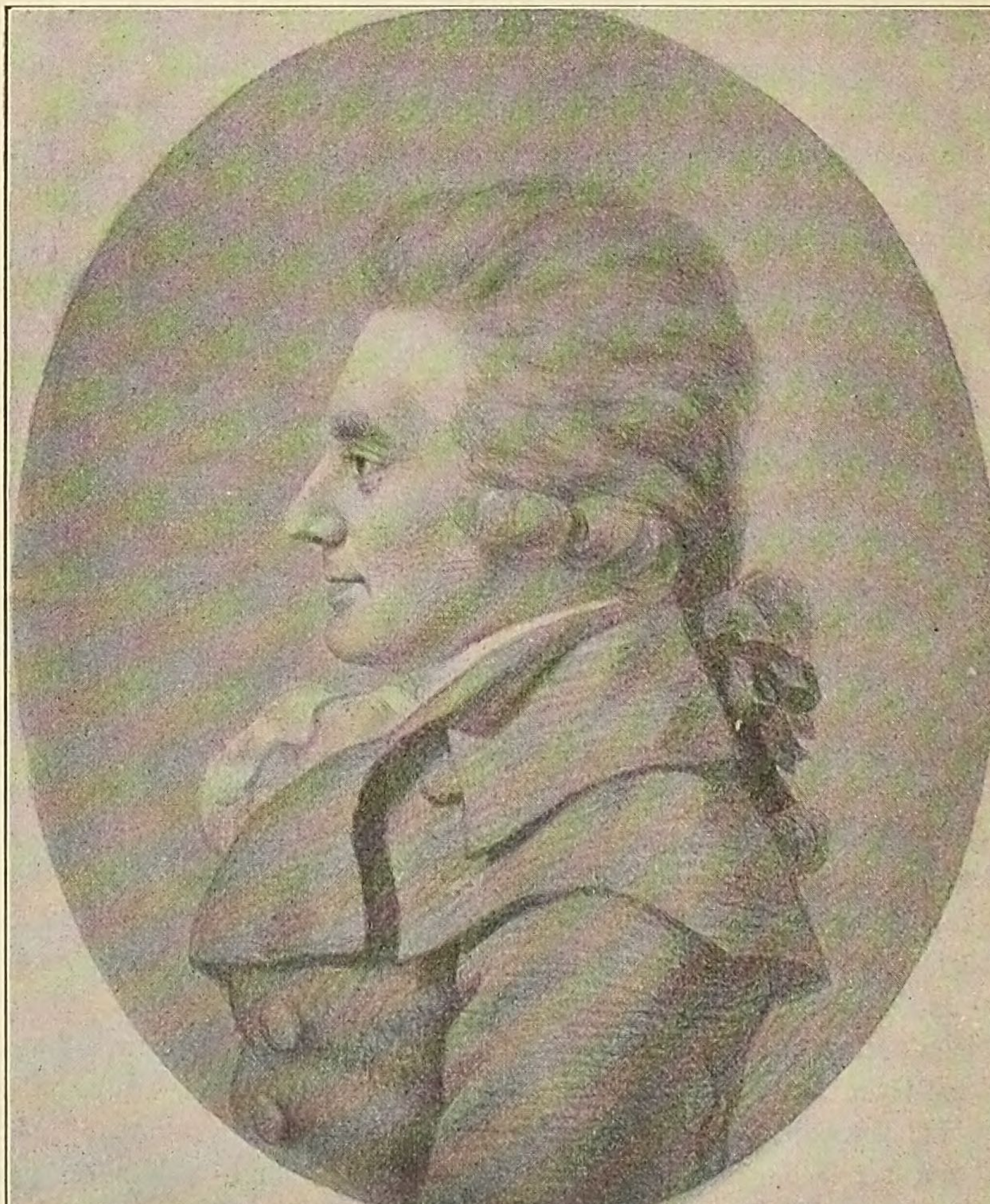
über Litteratur und Völkerkunde zu übernehmen. Körners Ansichten, der sich zum Gesetz machen will, das Publikum zu sich heraufzuziehen, nicht seinen Launen zu fröhnen, scheinen ihm zu ideal. Aus der Ausführung des geplanten Unternehmens wurde, wie Schiller vorausgesehen hatte, nichts.

Die damalige Begeisterung Körners für litterarische Thätigkeit hatte ihren Grund in der geringen Befriedigung, die er mehr denn je über seine amtliche Stellung empfand. Wohl hat sich sein Verhältnis zu dem neuen Präsidenten, den das Kollegium in dem bisherigen Oberaufseher der Grafschaft Mansfeld, dem Herrn von Burgsdorff, erhalten hatte, zu einem auf gegenseitiger Achtung beruhenden, freundschaftlichen gestaltet. Aber er hatte seine Zeit fast bloß auf Akten verwendet, wie er dem Freunde vertraut, „und was mir bange macht: es giebt Momente, da ich mich wohl bei der Aktenarbeit befinde. Ich habe Berührungspunkte mit dem jetzigen Präsidenten in juristischen Geschäften. — Auch weiß ich wohl, daß ich ihm gefalle, und er beweist es durch ein sehr zuvorkommendes Betragen. Für meine ökonomischen Aussichten ist das recht gut; aber ob mein Geist nicht dabei einschrumpft, wenn ich mir die leichte Aktenarbeit so verzuckere, das ist eine andere Frage.“ Und dann ist Körner eifrig im Plänemachen, die Ideen drängen sich ihm zu, aber durch die neuen werden die früheren beiseite geschoben. Nur zwei kleine Aufsätze werden fertig: zuerst „Ueber die Freiheit des Dichters bei der Wahl seines Stoffes,“ den Schiller in die Thalia aufnahm, weil er die Auseinandersetzung lichtvoll und durchdacht, den Stil edel und angenehm fand; dann die Uebersetzung eines Bruchstückes aus Gibbons Geschichte, den Mahomet. Unaufhörlich strebt Körner danach, seine schriftstellerische Reputation zu gründen. Aber es fehlt ihm bei seinem reichen Wissen an Zähigkeit, bei der Stange zu bleiben, und die Besorgnis, nur Mittelmäßiges zu stande zu bringen, ist übergroß.

Zum Ersatz gewissermaßen tritt er in einer ganz neuen Eigenschaft, nämlich als Dichter, dem Freunde entgegen. „Anbei erhältst Du,“ so schreibt er im März 1790 dem Freunde, „eine Seltenheit — Jamben. Sie sind das Produkt einer glücklichen Stimmung; es kann viel Zeit vergehen, ehe ich wieder im stande bin, nur eine Seite von dieser Art zu machen. Ich fand mich reich an dichterischem Stoff und voll Eifers, meinem Produkte so viel Schönheit als möglich aufzugeben. Daß ihm der Reim fehlt, ist bloß Unvermögen von mir.“ Das seiner Gattin zum Geburtstag gewidmete Gedicht giebt Zeugnis von dem reinen, idealen Glück, das im Körnerschen Hause herrscht. Schiller ist überrascht durch die Zusendung; er findet die Epistel sehr glücklich ausgefallen; die in ihr ausgesprochenen Gedanken sind ihm sehr willkommen gewesen; die Versifikation sei fließend, und einzelne Stellen könnten nicht leichter und schöner eingekleidet sein.

In den nächstfolgenden Monaten jedoch nimmt ihn seine amtliche Stellung — er war Appellationsrat geworden — ganz in Anspruch. Im Kollegium

finden Beratschlagungen statt über eine neue Gesetzordnung wegen Erleichterung der Bauern teils durch Verhütung mancher Bedrückungen, teils durch Abkürzungen der Prozesse in Dienstsachen. Er kann sich nicht versagen, viel über die Sache zu



Dr. Chn. Gottfr. Körner, gez. 1790 von Wagner. Original im Körnermuseum.

grübeln, wenngleich er sich nicht verhehlt, daß Vorschläge von einem der jüngsten Glieder im Kollegium nicht viel Eingang finden werden. Vornehmlich aber freut ihn die Beobachtung, daß für manche menschenfreundliche Neuerung trotz ihrer Kühnheit schon die steifesten Geschäftsmänner ein offenes Ohr zu haben scheinen,

sodaß er die Ueberzeugung gewinnt, daß im Politischen weit mehr Verbesserungen ausführbar sind, als man glaubt.

Selbstverständlich verfolgt Körner die Arbeiten und Pläne Schillers mit der eingehendsten Teilnahme. Nicht müde wird er, dem Freunde, dem er auch in Geldangelegenheiten helfend zur Seite steht, Urteile über dessen Beschäftigung mit Homer, Euripides und Virgil rückhaltslos zu übersenden. Immer wieder fordert er ihn zu eigenen poetischen Schöpfungen auf. Bald ruft er ihm mahnend zu, Horaz zu studieren und auf lyrischem Gebiete darzuthun, was er vermöge; bald spornt er ihn an, dem deutschen Publikum zu zeigen, was ein Lustspiel sein könne. Daneben gehen Rezensionen und Besprechungen über Werke Wielands, Bürgers, Ifflands, Hubers und Goethes. Vor allen Dingen aber fallen in jene Zeit die scharfsinnigen Kritiken über Schillers Gedicht „Die Künstler“, das er als das Beste seines Geistes bezeichnet, und über den dreißigjährigen Krieg. Nicht für alles, was der Freund auf litterarischem Gebiete schafft, kann er sich erwärmen; nicht einverstanden erklärt er sich namentlich mit seiner allzu großen Vorliebe für die antiken Autoren. Aber auch diese Urteile finden bei Schiller ein geneigtes Ohr und geben zu beherzigenswerten Auseinandersetzungen Anlaß. Hin und wieder fließen auch Ansichten über Musik und Theater ein.

Körner war, wie wir wissen, auf den Vorschlag Schillers, Dresden zu verlassen, aus verschiedenen Gründen nicht eingegangen. Nicht wenig mag zu der absagenden Antwort der Verkehr mit dem Grafen Geßler beigetragen haben, der ihm unter den Dresdner Menschen bald der interessanteste wurde. Außer mancherlei Kenntnissen und Sinn für Kunst aller Art, den er durch einen langen Aufenthalt in Italien gebildet hatte, besaß dieser eine gewisse Energie des Charakters und viel Talent, die Leute schnell und richtig zu beurteilen. Der Umgang mit ihm bereitete Körnern manche frohe Stunde, und bald umschloß beide ein inniges Freundschaftsband. Der Einfluß des Gesandten in Dresden war nicht unbedeutend, und Körner hoffte, durch ihn namentlich für Schiller, gegen dessen damalige Aussichten auf eine Professur in Jena er manche Bedenken äußerte, etwas erreichen zu können. Nach und nach söhnt er sich allerdings mit diesem Plane des Dichters aus; er schickt ihm daher, als die Sache Ende Januar entschieden ist, seinen Glückwunsch zu.

In jene Zeit fällt auch der erste Gedankenaustausch der Freunde über Goethe. Schiller hatte ihn am 9. September 1788 im Lengefeldschen Hause kennen gelernt und damals Körnern geschrieben, er zweifle, ob er dem großen Dichter je sehr nahe rücken werde.

Erst jetzt, nachdem Schiller allmählich Goethes autokratische Natur und Ansichten über Kunst kennen gelernt, nachdem er entdeckt hat, wie dessen Anteil an seiner Berufung ohne höheres menschliches Interesse, bloß rein amtlicher

Natur gewesen sei, sieht er sich, von dieser Wahrnehmung schmerzlich getroffen und erbittert zugleich, wieder veranlaßt, an den Freund zu schreiben: „Oefters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. — Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben."

Körner, überzeugt von der Größe Goethes, verkennt nicht das Drückende, das nach Schillers Schilderung in dessen Charakter liegt. Doch ruft er ihm ermutigend zu: „Man muß seinen ganzen Stolz aufbieten, um sich vor einem solchen Menschen nicht gedemütigt zu fühlen. Doch wäre es schade, wenn dies Dir seinen Umgang verleiden sollte. Du kannst keck mit dem Gefühle: anch' io son pittore vor ihm auftreten, wenn er auch gleich durch Alter und Erfahrung in der Herrschaft über sich selbst eine gewisse Ueberlegenheit besitzt. — Menschen von solchem Gehalt wirst Du nicht häufig finden, und Dich mit ihm reiben zu können, ist doch gewiß ein beträchtlicher Vorteil. Es giebt Momente, wo man zu solchen Herausforderungen nicht gestimmt ist; aber in Deinen besseren Stunden wird Dich doch eine Spannung dieser Art mehr befriedigen, als das behagliche Gefühl einer bequemen Ueberlegenheit unter beschränkteren Köpfen." Zugleich fordert er ihn auf, im lyrischen Fache, in dem er seines Erachtens einzig sei, gegen Goethe in die Schranken zu treten; im Dramatischen habe er allerdings einen gefährlichen Nebenbuhler an ihm; im Lyrischen aber überrage er ihn an Schwung und Reichtum der Ideen und an Gefälligkeit der Versifikation. Schiller jedoch weist ein solches Ansinnen entschieden zurück. „Mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich und dabei weit mehr Reichtum an Kenntnissen, eine sicherere Sinnlichkeit und zu allem diesen einen durch Kunstkenntnis aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn, was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt." Eine derartige Unterordnung Schillers unter Goethe ist Körner keineswegs geneigt zu unterschreiben. „Du hast Dich," so schreibt er

am 4. März 1789, „meines Erachtens in Bescheidenheit übersprungen. Daß Goethe mehr Genie habe als Du, zweifle ich sehr. Aber mehr Kunstfertigkeit in einigen Fächern kann er haben; und diesen Vorzug kannst Du ihm abgewinnen, auch im dramatischen Fache." Eine gewisse Kälte und ein Mangel an Individualität kommt nach seiner Ansicht Goethen als Künstler zu statten, während Schiller mehr für seine Ideale als für seinen schriftstellerischen Ruhm begeistert sei und zu wenig an die größtmögliche Wirkung seiner Schöpfungen auf das Publikum denke. Schillers Antwort klingt zuerst resigniert: „Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen! Einholen läßt sich alles Verlorene für mich nun nicht mehr — nach dem dreißigsten Jahre bildet man sich nicht mehr um — und ich könnte ja selbst diese Umbildung vor den nächsten drei oder vier Jahren nicht mit mir anfangen, weil ich vier Jahre wenigstens meinem Schicksal noch opfern muß." Der Schluß des Briefes aber atmet doch frohe Zuversicht: „Ich habe noch guten Mut und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft." Mit dieser beruhigenden Aussicht ist Körner zufrieden; die Kritik Goethes ist zum vorläufigen Abschluß gelangt; erst nachdem der große Dichter Körners persönliche Bekanntschaft in Dresden gemacht, begegnen wir neuen Urteilen über ihn.

Das Verhältnis zu Goethe läßt Schillern jetzt wieder die Trennung von seinem Dresdner Freunde in ihrer ganzen Bitterkeit empfinden. „Warum müssen wir," so schreibt er sehnsuchtsvoll, „getrennt von einander leben? Hätte ich nicht die Degradation meines Geistes so tief gefühlt, ehe ich von Euch ging, ich hätte Euch nie verlassen oder hätte mich bald wieder zu Euch gefunden. Aber es ist traurig, daß die Glückseligkeit, die unser ruhiges Zusammenleben mir verschaffte, mit der einzigen Angelegenheit, die ich der Freundschaft selbst nicht zum Opfer bringen kann, mit dem inneren Leben meines Geistes, unverträglich war. Dieser Schritt wird mich nie gereuen, weil er gut und notwendig war; aber es ist doch eine harte Beraubung, ein hartes Opfer für ein ungewisses Gut."

Körner tröstet ihn wie immer; auch er möchte, wenn auch nur eine Stunde, mit dem Freunde über dessen Lage und Berufung nach Jena sprechen können; vor allen Dingen aber solle er sich keinen hypochondrischen Gedanken hingeben; habe er doch für seine Jahre schon viel geleistet, und seine Fortschritte seien augenscheinlich.

Am 12. April traf Mozart in Dresden ein. Gar bald wurde er durch Naumann in dem Hause am Kohlenmarkt eingeführt, und fast täglich verkehrte er daselbst während seines kurzen Aufenthalts in der sächsischen Hauptstadt. Besonders interessierte er sich für Dora, der er mit süddeutscher Lebhaftigkeit die naivsten Schmeicheleien sagte. Gewöhnlich kam er kurz vor Tisch zu Körners und setzte sich nach

einigen galanten Redensarten an das Klavier, um zu phantasieren, und so hatte man denn fast täglich, da der große Musiker völlig in sich versunken und fast unempfindlich für die Außenwelt niemals zu bewegen war, zu rechter Zeit zu Tische zu kommen, die angenehmste, ausgesuchteste Tafelmusik. Dora zeichnete damals mit Silberstift auf Pergament das Porträt des 33 Jahre alten Künstlers.

Auch sonst kehrte mancher Auswärtige in dem gastlichen Hause am Kohlenmarkt ein. Unter anderen kam Zacharias Becker aus Gotha, der Kriegsrat Scheffner aus Königsberg und namentlich Bode, der Freund Lessings. Körner konnte den Verkehr mit allen diesen Männern, deren Unterhaltung ihm so manche Anregung gab, um so ungestörter genießen, als seine Gesundheit fast völlig wiederhergestellt war. Täglich ritt er mit Geßler spazieren, wenngleich manche seiner besten Stunden dadurch verloren ging. Anstatt der Badereise wollte er diesmal die Zerbster Verwandten besuchen und dabei Schiller wiedersehen.



Wolfg. Amad. Mozart. Von 1756 bis 1791.
Nach der 1789 in Dresden von Dora Stock angefertigten Silberstiftzeichnung.
(Besitzer: Dr. Max Abraham.)

Fast zwei Jahre hatte ja die Trennung bereits gedauert. Körnern zieht es so sehr mit allen Lebensfasern nach Schiller, daß er sogar willens ist, falls der Onkel in Zerbst unpaß sein sollte, geradezu eine Reise nach Jena und Weimar zu machen; allerdings drängt es ihn auch, persönlich einmal die Wirkungsstätten seines Freundes, namentlich Weimar, kennen zu lernen: vielleicht, daß ihm trotz seiner einstigen Absage gerade diese Stadt so gefallen mochte, daß er sich entschlossen hätte, dorthin überzusiedeln. Auf der Rückreise von Zerbst trafen Körners in Leipzig ein, und hier erfolgte am 3. August die von beiden Seiten so lang ersehnte Wiedervereinigung der Freunde. Im ersten Rausche des Wiedersehens teilte Schiller, der sich am Morgen desselben Tages in Lauchstädt mit Charlotte v. Lengefeld verlobt hatte, dem Freunde sein Glück mit. Körner war über diese Nachricht doch etwas verwundert, da der Dichter wohl oft von Heiratsplänen ihm geschrieben, nie aber angedeutet hatte, daß sein Herz schon gewählt.

Am 7. August trafen die Schwestern selbst in Leipzig ein, um Körners

kennen zu lernen. Drei Tage später fuhren die Dresdner zusammen mit Schiller nach Jena, wo sie in des letzteren Wohnung freundliche Aufnahme fanden. Zu seiner Freude lernte Körner hier den Hofmedikus Hufeland und namentlich Reinhold kennen. Von Jena wurde dann am 18. August ein Ausflug nach Weimar gemacht, wo ihn namentlich Wieland, Herder und Charlotte v. Kalb interessierten. Auch Goethe, der damals in Amtsgeschäften von Weimar abwesend war, kam auf die Kunde, daß sich Körners daselbst einfinden würden, zurück, vornehmlich um die Töchter seines alten Freundes Stock wieder zu sehen. So begegneten sich denn hier Goethe und Körner zum ersten Male; indes nähere Beziehungen wurden damals noch nicht angeknüpft; der Besuch scheint nur ein sehr kurzer und fast nur den Frauen gewidmeter gewesen zu sein. Noch an demselben Tage wurde die Rückreise nach Jena und unmittelbar daran sich anschließend über Gera, Altenburg, Grimma, Hubertusburg und Borna die Rückkehr in die Heimat angetreten.

Wohl hatten sich die Freunde wieder gesehen; aber bei dem „geräuschvollen und eiligen Zusammensein“ waren tausend Dinge nicht zur Sprache gekommen, die bei einem stillen Umgang mit Leichtigkeit hätten abgethan werden können. Fast wie im Traum waren sie voneinander geschieden. Besonders schmerzlich hatte natürlich Körner dies empfunden, da ja Schiller aus einem anderen Grunde damals in Unruhe gewesen. Es darf uns daher nicht wundern, wenn sich bei dem ersteren das Gefühl aufdrängt, als ob die Zusammenkunft sie mehr entfernt als genähert hätte. So ist er denn herzlich erfreut, als Schiller ihm schriftlich versichert, wie sehr er sich ihm durch den Besuch, durch welchen des Freundes Bild wieder lebhaft in ihm geworden, zu Dank verpflichtet fühle.

Nun hält der Dichter auch die Zeit für gekommen, ihm alles, namentlich seine bald in Aussicht genommene Heirat zu enthüllen und ihn angelegentlichst um Rat zu fragen; traue er doch nicht gerne seinem Urteile, wo er wisse, daß Leidenschaft ihn leite. Fremde Billigung macht ihn sicher, und diese Billigung erwartet er, wie er gleichzeitig nach Rudolstadt schreibt, von Körner. „Vielleicht wünscht er, daß ich mich jetzt schon um eine zweckmäßige Aussicht bemühen möchte, aber nur, weil er das Ganze unserer Lage nicht durchschauen kann.“ Körner freut sich, wie vorauszusehen gewesen war, darüber, daß ihm die alte Offenheit in des Freundes Brief entgegentritt; er gesteht ihm, daß er immer mehr davon zurückkomme, Herzensangelegenheiten nach Gemeinsprüchen und sog. Klugheitsregeln beurteilen zu wollen. Zugleich rät er ihm, seine Stellung in Jena, die ihm doch wenig oder gar nichts einbringe, aufzugeben und vielleicht ganz von litterarischer Thätigkeit zu leben, ein Jahr zu privatisieren, im übrigen aber, wenn sonst nichts im Wege stehe, je eher je lieber zu genießen, was das Ziel seiner Wünsche sei. Von dem Schreiben, das immerhin den Tadel einschloß, als

könnte er in seiner jetzigen Stellung eine Gattin nicht standesgemäß erhalten, war Schiller, der damals ganz in dem idealen Reiche der Liebe lebte, nicht allzu sehr erbaut. Mit um so größerer Befriedigung konnte er bald darauf nach Dresden schreiben, daß der Herzog von Weimar ihm ein Gehalt von 200 Thalern zugesagt, und daß seiner nahe bevorstehenden Hochzeit, auch von seiten der Mutter, nichts mehr im Wege stehe; daher solle ihm der Freund bald mitteilen, ob seine jetzige Lage ihn freue und befriedige. Körner scheint ihn zu nochmaliger Prüfung ermahnt zu haben; etwas ironisch schreibt Schiller darauf: „Traue mir zu, daß die zwei Jahre, die ich gehabt habe, meine künftige Frau in Rücksicht auf mich kennen zu lernen und in eben dieser Rücksicht gegen andere zu stellen, nicht verloren gewesen sind. Mir scheint, es begegnete Dir diesmal mit mir, was schon einigemal geschah: Du hast Dich über mich geirrt, weil Du zu wenig Gutes von mir hofftest. Ich bin bei diesem ganzen langen Vorfall mit meinem Kopf und meinem Herzen sehr zufrieden; aber mir kommt vor, Du könntest den Maßstab nicht sogleich wiederfinden, mit dem ich zu messen bin. — Wenn ich vielleicht als Liebhaber, wie Du sagst, zu hoch in den Wolken stand, um meinen Gegenstand gut zu sehen, so stelltest Du Dich vielleicht diesmal etwas zu tief auf den Boden. Es wird gar nicht an Gelegenheiten fehlen, die Dich bekehren werden.“ Körner sieht sich infolgedessen zu folgender Rechtfertigung veranlaßt: „Meine Klugheit konnte Dir als Bräutigam nicht erbaulich sein; aber Du hast mich doch falsch verstanden. Ich sage bloß, daß ich kein kompetenter Richter über den Wert Deiner Gattin bin, daß ich sie zu wenig gesehen habe, und daß ich mich jetzt bloß freue, weil Du Dich freust, nicht aus eigener Ueberzeugung. Ich mochte Dir nichts heucheln, was ich nicht



Charlotte Dorothea, Herzogin von Kurland. Von 1761 bis 1821. Nach einer Originalzeichnung von J. Darbes, 1786. Im Körnermuseum.

empfand, und konnte nicht ganz schweigen, ohne kalt zu scheinen. Von Uebersehen kann bei mir gar nicht die Rede sein. Was habe ich von dem, das Dich gefesselt hat, in einem halben Tage sehen sollen, während Du mit Deiner Geliebten allein sprachst? Also sei gerecht gegen mich und verkenne mich nicht!"

Nach dieser offenen Aussprache finden wir in den folgenden Briefen nur noch einen schwachen Nachhall der Mißstimmung. „Mißverständnisse unter uns können nie von Dauer sein. Das aufzugeben, was wir einander sein können, wird sich keiner von beiden so leicht verschließen", schreibt Körner.

Damit ist die Heiratsangelegenheit abgethan; die Freunde haben sich wiedergefunden: kein Mißton trübt in der Folgezeit ihr Verhältnis, zumal da Schiller in Charlotte eine Gattin gefunden hatte, die Glück und Unglück in der aufopferndsten Liebe bis an den Tod mit ihm teilte.

Damals machte Körner auch die Bekanntschaft des Offiziers Ferdinand v. Funck, eines litterarisch gebildeten und thätigen Mannes, an dessen Umgang er bald große Freude fand, den er auch Schillern als einen brauchbaren Mitarbeiter für seine Memoires empfahl.



Elisa v. d. Recke, Stiefschwester der Herzogin Dorothea von Kurland. Von 1754 bis 1833. Nach einer Originalzeichnung von J. Darbes, 1786. Im Körnermuseum.

Noch eine andere, für die Folge hochwichtige Bekanntschaft der Körnerschen Familie fällt in jene Zeit. Ende Mai trafen nämlich in Dresden die Schwestern Elisa von der Recke (geb. 20. Mai 1756 in Kurland) und Dorothea, Herzogin von Kurland (geb. 3. Februar 1761), ein.

Die erstere war im zarten Alter von fünfzehn Jahren mit einem rohen Wüstling verheiratet worden, hatte eine äußerst unglückliche Ehe geführt und sich schließlich nach dem Tode ihrer einzigen Tochter im Jahre 1781 von ihrem Gatten scheiden lassen. Zur Wiederherstellung ihrer zerrütteten Gesundheit hatte sie sich

drei Jahre später nach Karlsbad begeben und dabei zum ersten Male Dresden berührt; ein zweiter Besuch war im Juni 1789 erfolgt. Auf der Rückreise aus dem Bade kehrte sie diesmal in Halberstadt bei ihrer liebsten Jugendfreundin Sophie Becker ein, die an den Regierungsassessor Schwartz verheiratet war. Hier traf sie das Schicksal, diese Freundin bald nach der Entbindung von einem Sohne zu verlieren. Noch tief gebeugt von Schmerz, folgte sie bald darauf einer Einladung der Fürstin Luise von Dessau. Schon fing ihre Herzenswunde an sich zu schließen, als im April 1790 aus Kurland die betrübende Kunde eintraf, daß der dreijährige kurische Erbprinz gestorben sei. Ihre Stiefschwester Anna Charlotte Dorothea hatte 1779 Peter Biron, den letzten Herzog von Kurland, geheiratet. Bei den zerrütteten Verhältnissen des Herzogtums war die Geburt eines Sohnes von dem herzoglichen Paare und dem gesamten Lande mit Jubel begrüßt worden. Kein Wunder, wenn nunmehr der Schmerz Dorotheas ein so heftiger war, daß er sie aufs Krankenlager warf, und die Aerzte ernstliche Besorgnisse für sie hegten. Sobald sie sich einigermaßen erholt hatte, wurden Anstalten zu einer Reise nach Karlsbad getroffen; zugleich wurde mit der Schwester eine Zusammenkunft in Dresden verabredet.

Elisa traf bereits in der ersten Hälfte des Mai hier ein, und damals wurde sie durch Vermittelung des Grafen Geßler, den sie schon am 17. Juni 1789 bei Naumann kennen und dann durch einen fünfwöchigen Verkehr in Karlsbad mehr und mehr schätzen gelernt hatte, auch mit Körners bekannt.

Am 22. Mai kam dann die Herzogin in Dresden an, und auch sie fand bald in dem für die Wissenschaften und Künste so gastlichen Körnerschen Hause Eingang, wo sich alle beeiferten, die trauernde Fürstin aufzurichten und auf eine schonende Weise zu erheitern. Musikalische Unterhaltungen, wo die Themata im Einklang mit der elegischen Grundstimmung der beiden kurischen Schwestern standen, wurden veranstaltet und Wanderungen in die reizende Umgegend von Dresden unternommen. Besonders freundschaftlich schlossen sich die Frauen aneinander an. Nach einer Rast von einigen Tagen trat die Herzogin Dorothea am 1. Juni die Weiterreise an, nachdem sie, gewissermaßen zum Danke für die freundliche Aufnahme, dem Wunsche Ausdruck gegeben hatte, daß Dora, der ja der frühere Aufenthalt in Karlsbad so gut bekommen war, sie jetzt dorthin begleiten möchte.

Zunächst reiste die Herzogin selbst ab; einige Tage später, nachdem eine passende Wohnung besorgt worden, folgten Elisa und Dora. Bis zum 6. Juli blieben sie daselbst, täglich immer intimer miteinander verkehrend; ein enges Freundschaftsband umschloß namentlich die Herzogin und Dora. Aber auch Körner fühlte sich von dem Wesen der ersteren so eingenommen, daß er, um sie genauer und ungestörter kennen zu lernen, beschloß, nach Freiberg zu fahren und dort die Zurückkehrenden einzuholen. Der erste Eindruck, den er von der Fürstin

gewonnen hatte, wurde hier und in der Folgezeit voll bestätigt. Er fand sie ungezwungen, liebenswürdig, lebhaft und interessant. „Nichts an ihr ist abgezirkelt und studiert. In ihrem ganzen Betragen herrscht angeborne Grazie; nichts Drückendes, keine Spur von Pflichtmäßigkeit oder Resignation. Ihr Aeußeres ist sehr einnehmend, und sie kleidet sich mit Geschmack." Auch Elisa gewann bei genauerer Bekanntschaft sehr bei ihm. „Sie hat viel Feinheit der Seele, Talent zu höherer Freundschaft und eine seltene Zartheit der Empfindung. Unter uns war sie äußerst natürlich, und wir freuten uns über die schöne Weiblichkeit, die wir gerade nicht in ihr gesucht hätten." Ueber acht Tage hielt sich die Herzogin noch in Dresden auf, fast unzertrennlich sich an das Körnersche Haus anschließend.

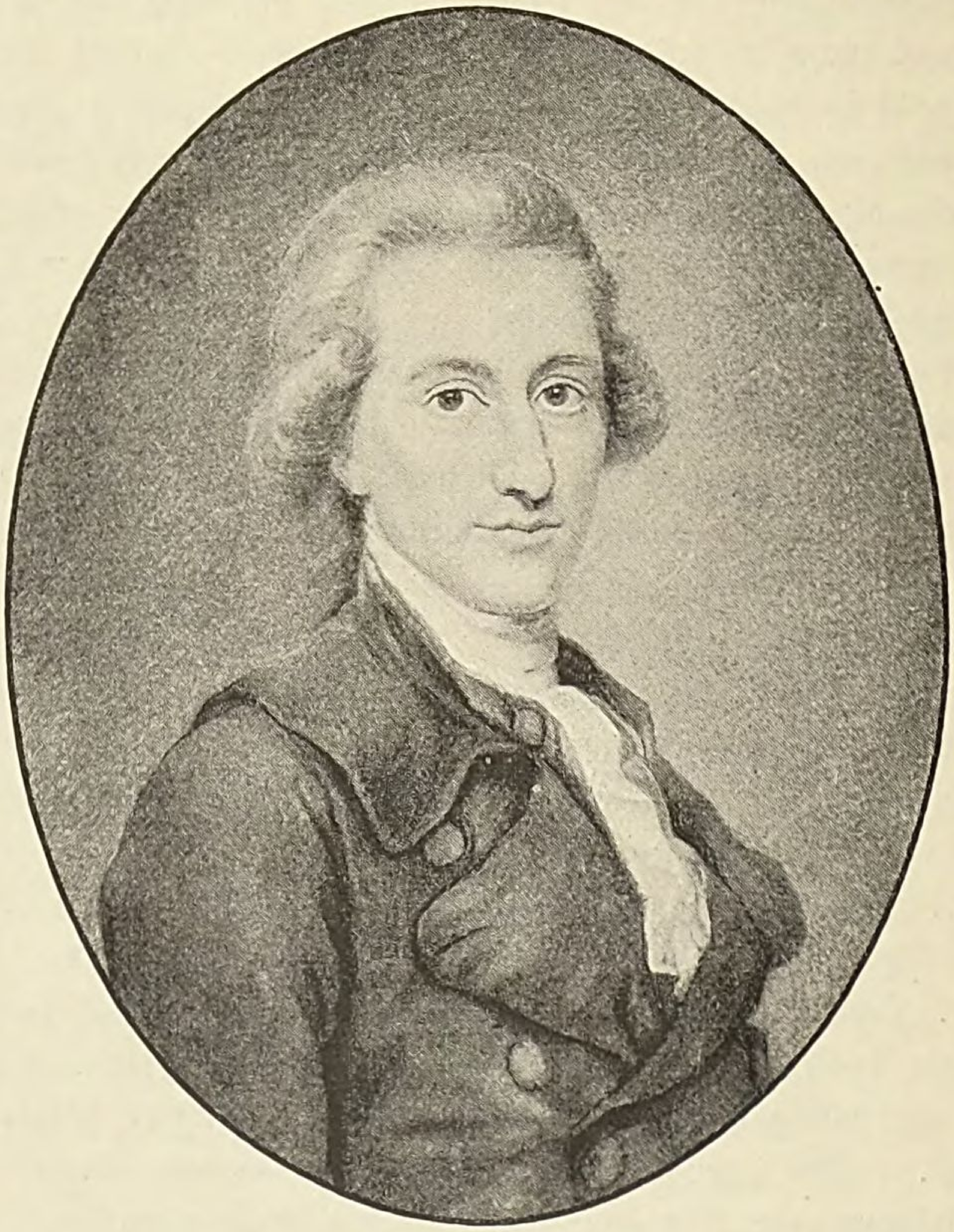
Auch der alte Jugendfreund, der Leipziger Handelsherr Johann Friedrich Kunze mit seinen Kindern, Wilhelm und Julie, sprach damals bei Körner vor. Wichtiger aber war der Besuch Goethes, der durch Geßler zu ihm nach Loschwitz geführt wurde. Körner, der eine halbe Stunde lang ein interessantes Gespräch über Kunst mit ihm hatte, schreibt dem Freunde über diese Begegnung nur kurz: „Er taute auf und war zuletzt sehr mitteilend. Aber seine Art, sich anzukündigen, hat immer etwas Kaltes und Zurückscheuchendes. — Auf dem Rückwege denkt er hier wieder durchzukommen und länger zu bleiben." Körners Urteil ist noch zurückhaltend und geteilt. Einige Tage später machte er auch die Bekanntschaft des dänischen Dichters Jens Baggesen, der damals von Weimar über Leipzig nach Dresden kam und sich eine Woche daselbst aufhielt. Unter Baggesens Stammbuchblättern aus den Jahren 1787—1797 (hg. von Theodor v. Baggesen) befindet sich eins folgenden Inhalts:

„Man ist verzweifelt wenig, wenn man nichts weiter als kein Schwärmer ist.
Dresden, den 16. Aug. 1790. Dr. Christian Gottfried Körner."

Am 1. September schreibt Schiller: „Viel Glück zum Appellationsrat! Ich kann mir denken, wie der gelungene Wunsch Dich erfreut. Deine jetzige Existenz ist nun völlig gedeckt, und Du weißt doch nunmehr, warum Du Deine Fesseln trägst." Den Freund in Jena freut die Berufung um so mehr, als er der festen Ueberzeugung lebt, daß Körner seinen Rechtshandel nur durch seinen persönlichen Wert gewonnen, daß ihm seine Liebhaberei für Kunst und damit Verwandtes, wie er leider gefürchtet, bei seiner Bewerbung nicht geschadet habe. Zugleich spricht er die Hoffnung aus, daß ihm die neuen Dienstgeschäfte, wenn auch mehr gehäuft, doch weit weniger drückend sein werden als die alten, und daß er in der Folgezeit auch seiner Kunstbegeisterung und seinem Geschmack werde Rechnung tragen können.

Körner meldet alsbald dem Freunde seine Einführung im Appellationsgericht: die vorläufig allerdings etwas reichliche Arbeit behage ihm, obwohl ihn dies hindere, einer freundlichen Einladung der Herzogin von Kurland nach Sagan Folge zu

geben; wohl aber sei Dorchen auf acht Tage dorthin gereist. Letzterer gefiel es übrigens so gut bei der fürstlichen Freundin, daß sie ihren Besuch um weitere acht Tage verlängerte. Was Körners freudige Stimmung damals noch erhöhte, war das wirklich erfolgte neue Eintreffen Goethes in Dresden. Acht Tage blieb er da, und viel verkehrten beide miteinander. Es gelang ihm, dem großen Dichter näher zu kommen und vielfache Berührungspunkte, namentlich in der



Johann Wolfgang v. Goethe. Von 1749 bis 1832. Nach einer Originalzeichnung aus dem Jahre 1785 von J. Darbes.

Kantschen Philosophie, zu finden. Aber auch des neuen Freundes Ansichten über Stil und Klassizität in der Kunst waren ihm interessant; er fand in seinen Gesichtspunkten zwar viel Abweichendes, aber ebensoviel Fruchtbares und Anregendes; besonders fühlte er sich ihm zum Dank verpflichtet für manchen Wink im Genuß der bildenden Kunst. Goethe trug ihm auch einige damals gedichtete Elegieen vor und sandte bald darauf noch einige aus Weimar. Von dort aus

dankte er Körnern auch brieflich am 21. Oktober für die ihm erwiesene Freundschaft und Güte, versicherte, daß ihm derselbe und seine Gattin mehr gegeben, als er hätte wünschen dürfen, und schloß mit der Bitte, die kleine Emma in seinem Namen zu küssen. Auch in Jena, wo er am letzten Oktober bei Schiller vorsprach, konnte er nicht genug von dem angenehmen Aufenthalt in Dresden und der neuen persönlichen Bekanntschaft mit Körner, der in seinen Kunstansichten vor allem auf Objektivität drang, rühmen. Infolge dieser Annäherung scheint sich auch Schiller mehr zu dem vom Glück so sehr begünstigten Rivalen hingezogen gefühlt zu haben.

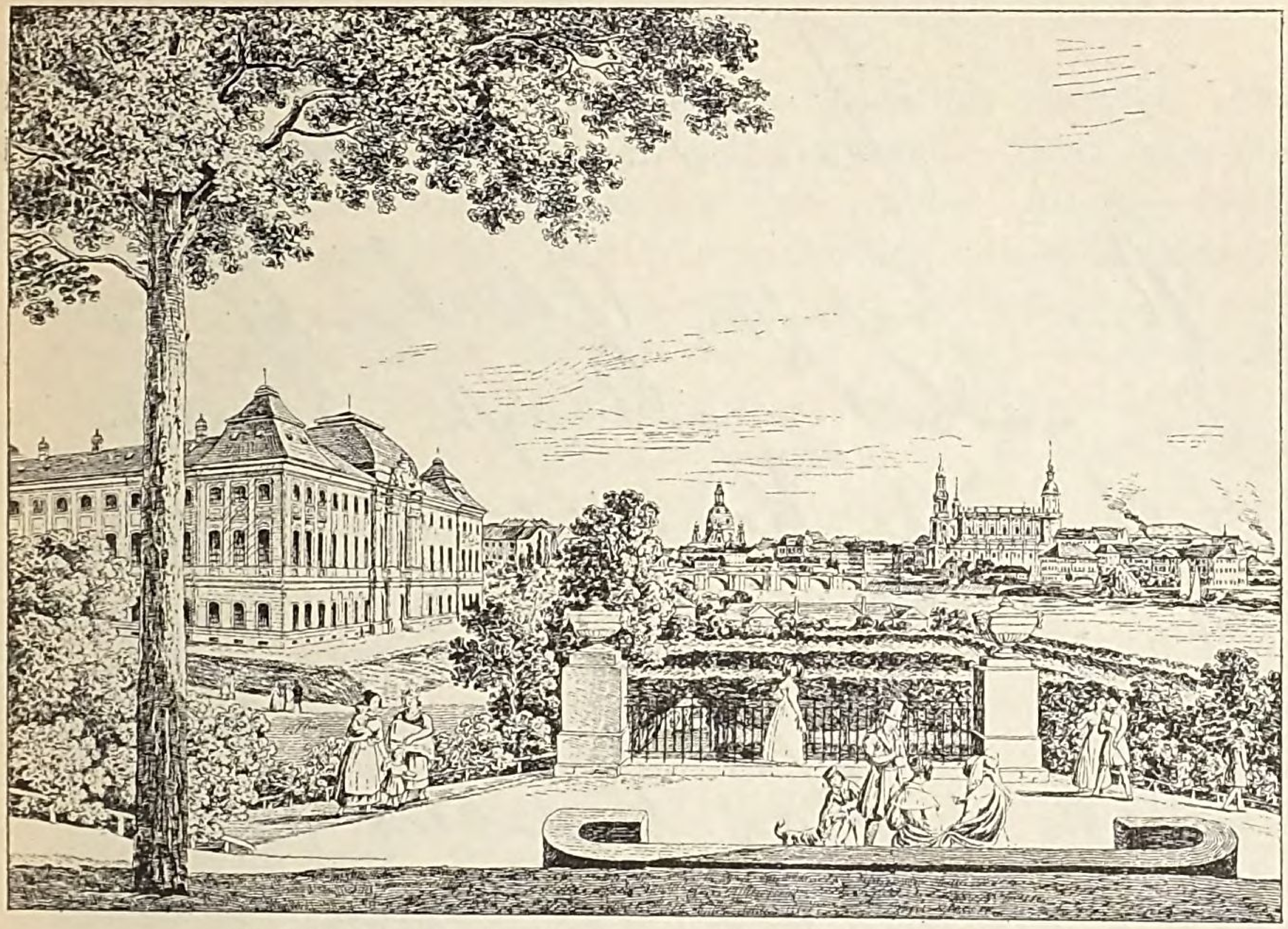
Inzwischen hatte Körner an seiner neuen Stellung immer mehr Gefallen und Befriedigung gefunden, zumal da er anfing „im Kollegium etwas zu gelten“. Seine juristischen Arbeiten gelangen ihm je länger desto mehr; es entspann sich „eine Liebschaft“ zwischen ihm und der Jurisprudenz, selbst was den historischen Teil betraf; er fand den Stoff interessant und bei weitem nicht so abschreckend, als der gewöhnliche Glaube war; zugleich fühlte er Lust und Beruf in sich, auf die Verbesserung der allerdings pedantischen Form hinzuarbeiten. Schon Anfang Dezember waren ihm die neuen Geschäfte so leicht, daß er Zeit genug hatte, wieder litterarisch thätig zu sein.

Hatte sich Körner mit seiner amtlichen Stellung in jeder Beziehung und auch mit den Dresdner Verhältnissen im allgemeinen ausgesöhnt, fand er auch im Kreise der Seinen das ungetrübteste Glück, immer wieder ergriff ihn von neuem die Sehnsucht nach dem Freunde und nach einem Wiedersehen mit demselben. So hatte er denn schon im Dezember 1790 Schiller, der sich nach seiner Ansicht gar zu sehr anstrengte, zu einem Besuch für die Osterferien eingeladen: Dresden würde gewiß seinem „Weibchen“ gefallen.

Aber schon im Anfange 1791 zeigen sich bei Schiller schlimme Krankheitserscheinungen, und die Anfälle wiederholen sich und so heftig, daß er sich entschließen mußte, die Vorlesungen im Winter- und Sommersemester auszusetzen. Körner hatte mit Bangen auf Nachrichten gewartet und jubelt der Wiedergenesung zu: es war ihm, als ob der Freund ihm von neuem geschenkt wäre. Aber schon im Mai tritt wieder ein so heftiger Anfall auf, daß man das Schlimmste befürchtete; mehr als einmal hatte der Dichter dem Tode ins Auge geschaut. Deshalb lehnte er die Einladung im Körnerschen Hause sich zu erholen mit der Begründung ab, daß er es dem Verlangen seiner Eltern, die vielleicht eine spätere Zusammenkunft nicht erleben würden, schuldig wäre, die Reise nach Schwaben zu machen. Aber er hatte noch die Beschränkung hinzugefügt: „Könnte ich irgend die Unkosten der Reise bestreiten.“ Das läßt Körner durchaus nicht gelten, der Geldpunkt käme gar nicht in Betracht, er sei doch da und werde Rat schaffen. „Also,“ fährt er fort, „die Unkosten dürfen Dich nicht abhalten, zu

uns zu kommen, auch wenn Du schon eine Reise zu Deinen Eltern gemacht hättest. Der einzige Fall, wo ich nachzustehen bereit bin, ist, wenn Dir jetzt ein Bad nötig sein sollte. Auch hierüber muß bloß der Arzt, nicht der Finanzminister entscheiden." Der Arzt aber schickte den Kranken nach Karlsbad, wo er sich glücklicherweise etwas wieder erholte. Und so mußte Körner, wie schwer es ihm auch wurde, darauf verzichten, den Freund zu sehen.

Wenige Wochen vor Schiller war Dora mit der Herzogin von Kurland in Karlsbad gewesen; ihr waren die freudigen Tage, die sie dort verlebte, um so eher zu gönnen gewesen, als Huber, dem sie noch immer in treuer Liebe ergeben war, an Zärtlichkeit und Stetigkeit je länger je mehr gar manches zu wünschen übrig gelassen hatte und seine Briefe immer frostiger geworden waren. Ueber drei Jahre hatten sich die Verlobten nicht wieder gesehen. Dem Bräutigam, der bei seinem leicht bestimmbaren, momentanen Einflüssen außerordentlich zugänglichen Naturell in Mainz leidenschaftlich für die jugendliche Gattin Georg Forsters entbrannt war, konnte an einer Begegnung mit Dorchen nichts gelegen sein. Wohl verfolgten Körner und Schiller des Freundes litterarische Bestrebungen und Erzeugnisse, wenn auch verschieden und in ihren Ansichten voneinander abweichend, mit Interesse; wohl wurden Briefe gewechselt. Als aber die Brautschaft schier endlos werden zu wollen schien, hatte Schiller, freilich mit einem Anflug von Scherz, am 15. April 1790 an Körner geschrieben: „Seitdem ich eine Frau habe, kupple ich gern. Da Kunze jetzt Witwer ist, so sollte das Attachement, das er sonst immer an Dorchen hatte, wieder aufwachen, und er sollte sie heiraten. Ist Dir dieses nie eingefallen? Diese beiden Leute hat der Himmel füreinander bestimmt; Dorchen macht ihn gewiß glücklich, und sie kennt ihn so gut, daß er sie nie unglücklich machen kann." Wenn auch den Freund diese Ideen überraschen, wenn er es auch damals noch für das Beste hält, daß Dora und Huber zusammenkommen, und erklärt: „Wenigstens könnte ich nichts thun, um es zu hindern:" die Möglichkeit einer Auflösung des Verlöbnisses ist von der einen Seite, wie schon früher (1787) von Körner, ins Auge gefaßt, von der andern Seite zwar jetzt zurückgewiesen, aber doch in einem Tone, der von bangen Besorgnissen nicht ganz frei ist. Nur zu bald sollte es Körner, der vielleicht nur dem Freunde gegenüber seine beunruhigenden Gedanken in dieser Beziehung nicht mitteilen mochte, klar werden, welch böses Spiel Huber mit seiner Schwägerin getrieben. Freilich wird man zur Entschuldigung des letzteren auch bedenken müssen, daß er immer mehr zu der Ueberzeugung kam, wie wenig er eigentlich mit seiner aller Energie entbehrenden Natur zu einem so energischen, neckischen und sarkastischen Wesen paßte, wie es Dora war.



Ansicht von Dresden vom Japanischen Palaisgarten aus.

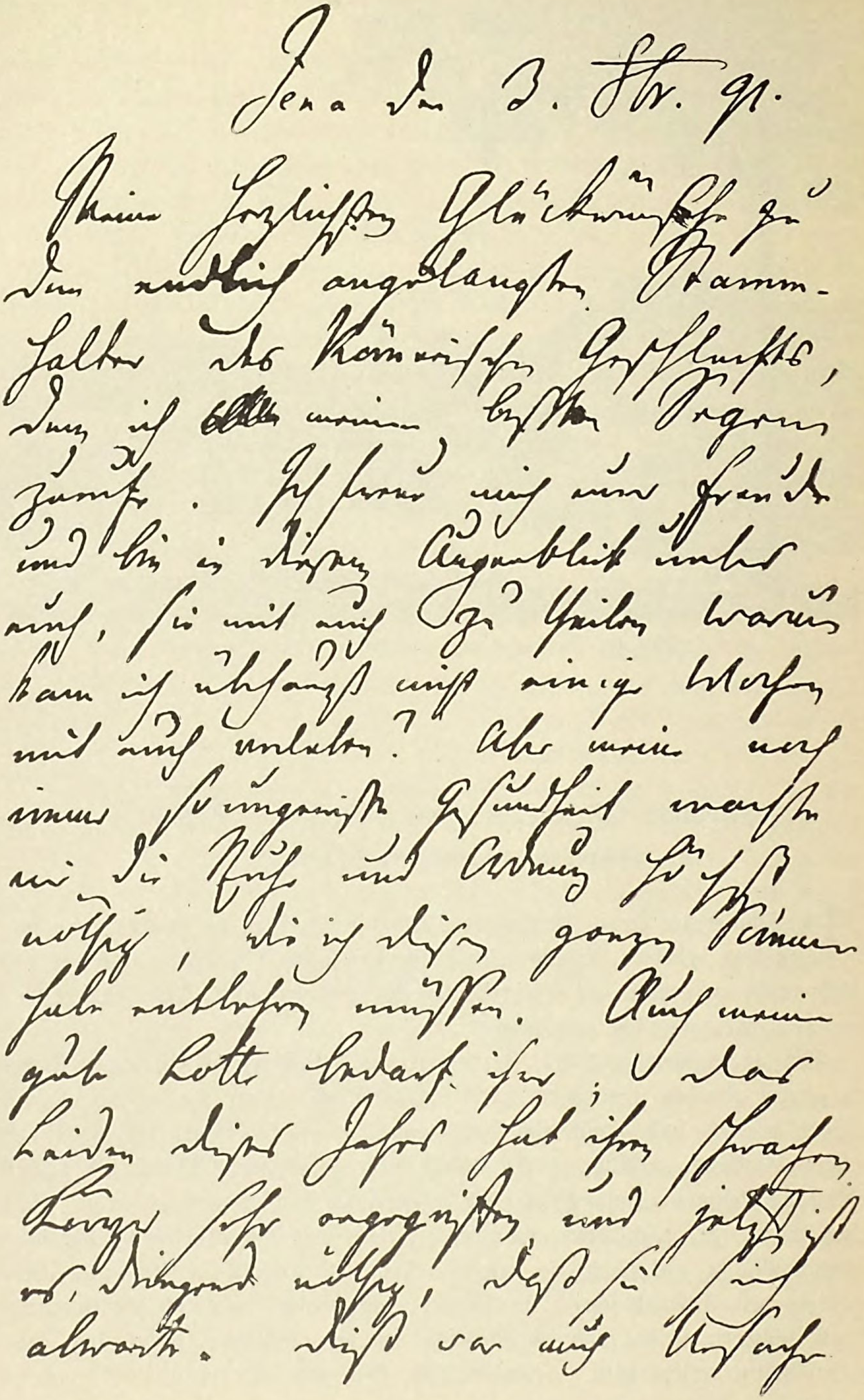
III.

Theodor Körner bei den Seinen in Dresden.

(Theodors Kindheit und Knabenzeit.)

Als Schiller im April des Jahres 1788 aus Dresden die Nachricht empfing, daß dem geliebten Freunde ein Töchterchen geboren worden, hatte er dem Glückwunsche zu dem frohen Ereignisse die Worte hinzugefügt: „Der Junge wird zu seiner Zeit auch nicht ausbleiben."

Am 23. September 1791, Freitag abends dreiviertel auf elf, wurde Minna von einem Knaben entbunden. Der überglückliche Vater gab seiner Freude darüber poetisch und musikalisch durch einen von ihm besonders komponierten Hymnus Ausdruck. Schiller sandte alsbald seine herzlichsten Glückwünsche zu dem endlich angelangten Stammhalter des Körnerschen Hauses und rief ihm seinen besten Segen zu. „Ich freue mich Eurer Freude und bin in diesem Augenblicke unter Euch, sie mit Euch zu teilen." Auch die damals in Berlin weilende Herzogin von Kurland schrieb an Körner: „Unmöglich kann ich Ihnen meine Freude schildern, in die mich die Nachricht von der glücklichen Entbindung Ihrer teuren Gattin versetzt hatte. Gottlob, daß diese von uns so geliebte Freundin



Jena den 3. Octbr. 91.

Meine herzlichsten Glückwünsche zu dem endlich angelangten Stammhalter des Körnerischen Geschlechts, dem ich ~~als~~ meinen besten Segen zurufe. Ich freue mich eurer Freude und bin in diesem Augenblick unter euch, sie mit euch zu theilen. Warum kann ich überhaupt nicht einige Wochen mit euch verleben? Aber meine noch immer so angegriffene Gesundheit macht mir die Ruhe und Ordnung so höchst nöthig, die ich diesen ganzen Winter sehr entbehren müssen. Auch meine gute Lotte bedarf ihrer, das Leiden dieses Jahres hat ihre schwachen Nerven sehr angegriffen und jetzt ist es dringend nöthig, daß sie sich abwarte. Dieß war auch Ursache

Aus Schillers Gratulationsbrief zu Theod. Körners Geburt. Original im Körnermuseum.

uns aufs neue geschenkt ist — ich weine für Freude und für Angst, wenn ich an die Gefahr denke. Sie verdienen, guter, rechtschaffner Mann, ganz glücklich zu sein. Gott wird Ihnen Mutter und Kind erhalten. Umarmen Sie mein bestes Minchen recht herzlich — recht freundschaftlich — auch den kleinen Ankömmling drücke ich in Gedanken an mein Herz." Die Herzogin blieb diesem sein ganzes Leben hindurch eine treue mütterliche Freundin. Der Knabe erhielt die Namen Karl Theodor, den ersteren, der zunächst sein Rufname blieb, nach dem treuen Freunde Karl v. Geßler, der damals von seinem Gesandtschaftsposten zurücktrat, um sich von nun an nur noch seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen und der Bewirtschaftung seiner Güter in Schlesien zu widmen, den zweiten nach der Herzogin von Kurland.

Die weiteren Nachrichten über Mutter und Kind aus dem Jahre 1791 lauten durchgehends günstig. „Bei uns," so schreibt Körner am 13. Oktober nach Jena, „geht alles nach Wunsch; Minna hat sich nach keiner Niederkunft so wohl befunden, und der Junge nimmt sichtlich zu," und einige Wochen später berichtet er ebendahin: „Bei mir ist alles wohl. — Gesund sind wir alle. Minna ist ausgegangen, und das Kind nimmt sichtlich zu." Mit inniger Vaterfreude verfolgt Körner zunächst die körperliche Entwickelung seines Sohnes, gerade so, wie er es einige Jahre vorher bei Emma gethan hatte; auch über sie hatte er im ersten Jahre ihrer Geburt wiederholt geschrieben, wie wohl sie sich befinde und wie sehr sie zunehme.

Trotz der Befürchtung Schillers, der kleine Ankömmling würde den Oxenstierna, mit dessen Biographie sich Körner befaßt hatte, nicht sehr fördern, vollendete der Vater gerade damals diese historische Arbeit.

Schiller übersandte gewissermaßen als Ersatz für seinen Besuch, um den Körner gebeten hatte, seine Virgilübersetzung. Die Ottaverime fanden so sehr den Beifall des Dresdner Freundes, daß er Vorschläge für ein größeres Gedicht in demselben Versmaße machte. Eine weitere Erörterung über diesen Gegenstand wird abgebrochen infolge des ganz unerwarteten, hochherzigen Anerbietens, welches damals dem großen Dichter aus Kopenhagen vom Prinzen von Augustenburg und vom Grafen v. Schimmelmann gemacht worden war. Um ihn wenigstens drei Jahre lang von äußeren Sorgen frei zu machen, wurde ihm ein Jahrgehalt von tausend Thalern gegeben. Körner nimmt natürlich herzlich teil an Schillers Glück und hat nur daneben die schmerzliche Empfindung, daß eine solche Handlung angestaunt wird, die doch eigentlich so natürlich sei. Sein alter Wunsch, noch einmal ganz unabhängig mit Schiller zu wirken, er als Philosoph neben dem Künstler, taucht hier wieder auf. Leider stellen sich dem fürs erste noch unübersteigliche Hindernisse entgegen. Immer größer aber wird die geistige Annäherung dadurch, daß Schiller, begeistert von Kants im Jahre 1790 erschienenen „Kritik

der Urteilskraft", in welcher der große Philosoph gerade damals zum Glück für den Dichter in der Entwickelung seines Systems auf die Aesthetik gekommen war und diese neu begründet hatte, alsbald sich immer mehr in Kants neuestes Werk das ihn durch seinen lichtvollen, geistreichen Inhalt hinriß, hineinzuarbeiten begonnen hatte und nunmehr nach Dresden berichtete, daß er mit großem Eifer Kant läse und viel darum gäbe, wenn er jeden Abend darüber mit dem Freunde verplaudern könnte.

Nach einem erneuten Krankheitsanfalle sagt Schiller seinen Besuch in Dresden zu: sobald die Luft milder wehe, und die Vorboten des Frühlings da seien, komme er auf einen Monat mit seiner Frau, vorausgesetzt, daß er in Dresden bei ihnen logieren könne, da er bei rauher Luft nicht aus dem Hause dürfe, am wenigsten des Abends, und also, falls sie sich anderswo einmieten müßten, zu oft in Gefahr wäre, zu Hause zu sitzen und ihres Umganges zu entbehren. Selbstverständlich geht Körner auf alle seine Wünsche ein und bietet ihm Wohnung bei sich an.

Zugleich bittet der Dichter den Freund, er möchte sich doch erkundigen, wieviel er noch bei Beit zu bezahlen habe. Bei diesem Leipziger Juden hatte Schiller nämlich vor Jahren schon eine Schuld kontrahiert, die er nunmehr endlich infolge des Kopenhagener Geschenkes abzahlen wollte. Aber was antwortet Körner? „Beit's Wechsel sind schon lange in meinen Händen." Schon in der Michaelismesse 1786 hatte er durch Bezahlung von 700 Thalern jene Schuld des Freundes getilgt, da Beit bei der letzten Prolongation zu große Forderungen gemacht hatte. Körners Freundesdienst muß um so höher angeschlagen werden, als er damals in schonender Rücksicht dem Dichter kein Wort davon gesagt, ja die ausgelegte Summe sogar nicht notiert hatte. Daher konnte er jetzt nicht einmal schreiben, wieviel er einst bezahlt hatte. „Uebrigens," so schloß er, wieder echt freundschaftlich, „fragt sich's bloß, ob Du nicht dringendere Posten abzustoßen hast als diesen Rest. Ich denke, wir verstehen uns über diesen Punkt."

Unendlich groß ist die Vorfreude Schillers auf das Wiedersehen. „Ich denke, es soll eine herrliche Periode für uns werden. Wir haben uns so tausend Dinge mitzuteilen, deren wir uns jetzt selbst nicht bewußt sind. Unsere Vorstellungsart mag sich zwar in manchen Stücken verändert haben; darauf rechne ich; aber im ganzen, denke ich, sind wir nicht auseinandergekommen. Bei Dir erkenne ich noch immer das alte Bedürfnis, den alten Kampf mit Dir selbst, und bei mir haben Lektüre, Umgang und Beschäftigung bloß den Stoff, aber die Art ihn zu formen nicht verändert. Ich bin und bleibe bloß Poet, und als Poet werde ich auch noch sterben."

Endlich waren die bangen Stunden des Harrens und Sehnens vorüber. Mitte April trafen Schiller und seine Gattin, begleitet von dem ihnen aufs treueste ergebenen Fischenich und dem jungen Dänen Hornemann, zwei eifrigen

Kantianern, in Dresden ein. Charlotte gefiel den Dresdnern von Tag zu Tage mehr, und auch sie umschlang bald ein Band innigster Freundschaft mit dem Körnerschen Hause. Im Mittelpunkt der Unterhaltungen der Freunde stand natürlich die Philosophie, insonderheit Kant. Das Resultat war die Verabredung ästhetischer Briefe. Aber noch manches andere wurde besprochen, zunächst die Begründung einer neuen Zeitschrift, der Horen, für die Körner fleißig Beiträge zu liefern versprach. Alljährlich — so wurde weiter abgemacht — wollten sie sich wenigstens auf der Messe zu Leipzig wiedersehen; nicht gar zu sehr wollten sie sich geistig anstrengen, da sie auch auf ihr körperliches Wohlbefinden Rücksicht zu nehmen hätten. Endlich wußte Schiller den Freund zu einer Uebersetzung Shaftsburys oder vielmehr Humes zu bestimmen. Schöne Pläne und Absichten! Nur wenige davon sollten sich leider verwirklichen. Zunächst wurde nichts aus der beabsichtigten Hume-Uebersetzung; weiter fand Körner in der Folgezeit keinen Gefallen am Kartenspiel, worauf ihn Schiller als eine besondere Erholung hingewiesen hatte: Musik und Lektüre thäten ihm, wie er bald darauf nach Jena schrieb, mehr Dienste, weil sie ihn länger und angenehmer zerstreuten. Auch die in Aussicht genommenen Zusammenkünfte unterblieben; stets stellten sich ihren lebhaften Wünschen in dieser Beziehung Hindernisse entgegen; nur selten sollte ihnen die Freude des Wiedersehens vergönnt sein.

Als Schiller wieder fort ist, kommt Körnern das Beisammensein wie ein Traum vor; aber doch fühlt er sich gestärkt wie durch eine Art von geistiger Badekur, wie durch einen Pyrmonter, nachdem er sich durch schofle Nahrung den Magen verdorben hatte. Neu angeregt durch den Freund, nimmt er, so oft ihm seine Aktenarbeit nicht zusagt und ihm die Zeit gestattet, seine Zuflucht zu litterarischer Thätigkeit. Stoff für einen Aufsatz wird ihm zugeführt durch die Zeitgeschichte. Anlaß genug zum Nachdenken giebt ihm wie allen wahren Patrioten die französische Revolution und die Politik der deutschen Kabinette, die, zu schwach, dem äußeren Feinde zu widerstehen, die Ausschreitungen in Frankreich an ihren eigenen Unterthanen zu rächen und durch teilweise ganz illiberale Maßnahmen die Freiheit des einzelnen zu unterdrücken suchten. Schon am 24. Februar hatte Körner an Schiller geschrieben: „Unserer Preßfreiheit droht ein harter Stoß. Im Grunde verliert aber die gute Sache nichts dabei, und die Regierungen machen sich bloß lächerlich." Indes die der Schriftstellerei drohende Gefahr bekümmert ihn doch tief; denn wenn er auch überzeugt ist, daß die litterarische Freiheit gewisse Schranken haben muß, so glaubt er doch, daß diese nicht durch gesetzlichen Zwang, sondern durch Veredelung des Geschmackes bewirkt werden müssen. Die Sache beschäftigt auch die sächsischen Kollegien, und bei dem Interesse, das gerade er für „die Achtung vor jedem Keim des Lebens im Kopf und Herzen" hegt, veranlaßt ihn sein Präsident, für ihn eine Denkschrift „Ueber die

Wahl von Maßregeln gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit" zu verfassen. Die Abhandlung ging bis zu dem Kurfürsten. Sie gewährt einen Einblick in Körners liberale Gesinnung, wägt alle Vorteile und Nachteile genau ab und erörtert auch die Mittel, wie man den Wirkungen anstößiger Schriften entgegenwirken könne, ohne diese zu verbieten. Die Ausführung weiterer litterarischer Pläne unterblieb, weil die Aktenarbeit sich wieder häufte und weil manchmal auch lieber oder unlieber Besuch die Stunden nach dem Tagewerke ausfüllte. Damals knüpfte sich die Bekanntschaft mit dem Berliner Verlagsbuchhändler Parthey enger, die brieflich weiter gepflegt wurde und später der Familie unseres Freundes Segen bringen sollte.

In den Briefen an Schiller regt Körner damals wieder die Frage an, ob er Dresden mit einer anderen Stadt vertauschen solle. Er hatte nämlich, anstatt zwölftausend Thaler, wie er gehofft, nur dreitausend aus der Erbschaft des Onkels in Zerbst bekommen. Dresden zu verlassen rät der Freund ihm nicht; seien ja doch dort die Aussichten für seine Umstände solid und selbst für seine Neigungen nicht zu verwerfen; es koste ihm ein Jahr oder zwei, die Freundschaft der Minister zu kultivieren; eine Verbesserung sei ihm dann gewiß; dabei gewinne er an Fertigkeit für Geschäfte und an äußerlichem Ansehen, sodaß er, wenn es ihm einfalle, andere Dienste zu suchen, alsdann desto mehr für sich anzuführen habe. Was zweitens die Schriftstellerei anbetreffe, so erklärt er ihm von vornherein, daß 500 Thaler schwer für ihn durch litterarische Arbeiten zu erwerben seien, für ihn, der doch Amtsgeschäfte habe und von seinen Erholungsstunden nichts verlieren dürfe; bei schriftstellerischen Arbeiten aber erhole man sich nicht, und bei Lieblingsarbeiten verdiene man wenig. Zugleich spricht er ihm Mut zu und rät ihm, leichter wegzuarbeiten, er hätte schon das Zeug dazu, wenn er nur das fortwährende Kritisieren ließe. Aber wieder erklingt das alte Lied; wieder kommt Körner trotz aller guten Vorsätze mit seinen litterarischen oder geschichtlichen Arbeiten vor lauter Bedenklichkeiten nicht zu Ende.

Während noch darüber Erörterungen zwischen unsern beiden Freunden gepflogen wurden, waren die Ausschreitungen des französischen Pöbels in Paris immer ärger geworden. Voll Abscheu und Besorgnis zugleich blickte man auf die „Hauptstadt der Welt". Wie Körner über die Revolution dachte und nach seinen liberalen Grundsätzen denken mußte, wissen wir. Gern hätte er seinen Ansichten schriftlichen Ausdruck verliehen; aber solange das Schicksal des Königs noch nicht entschieden war, hielt es für das beste, zu schweigen, da die Stimme der Vernunft in dem Moment der Krise, wo alles zwischen zwei Extremen der Leidenschaft, zwischen Furcht und Uebermut schwanke, doch nicht gehört werde. „Ist die Krise geendigt," so schrieb er Ende Dezember nach Jena, „so ist es Zeit zu einer freimütigen, aber ruhigen Untersuchung. Diese kann sodann einen neuen Vorrat von bestimmten und fruchtbaren Ideen in Umlauf bringen, der bei

einer künftigen Krise seine wohlthätigen Wirkungen äußern würde. Für diesen Zeitpunkt spare ich mancherlei auf, das ich jetzt mir über gewisse Gegenstände ausgedacht habe."

Auch Schiller, der bereits eine Verteidigung des unglücklichen Königs abzufassen angefangen hatte, um den Regierungen ernstliche Wahrheiten zu sagen, gab seinen Plan wieder auf, nachdem am 21. Januar 1793 Ludwig XVI. enthauptet worden war; denn „diese elenden Schinderskuechte" ekelten ihn an.

Eine etwas eigenartige Rolle spielte politisch damals Huber. Nachdem Mainz im Oktober 1792 von den Franzosen eingenommen worden war, flüchtete er auf Befehl seines Hofes nach Frankfurt, war jedoch so unvorsichtig, bald darauf nach Mainz zurückzukehren, was ihm höheren Ortes übel vermerkt wurde. Infolge der Verbindung mit ihm wurde Körner seiner Regierung verdächtig und erhielt bedeutende Warnungen darüber. Zum Glück stellte sich der gegen ihn geäußerte Verdacht allmählich als eine bloße Privatmeinung heraus.

Schon vorher war der befürchtete Bruch Hubers mit Dora eingetreten. Bereits im August 1792 hatte Körner mit endlicher Erlaubnis seiner Schwägerin einen „Erklärungsbrief" an den einstigen Freund geschrieben, in dem er alle Vorwürfe vermied und bloß den Ton in einer Reihe von seinen Briefen an Dora als Veranlassung gebrauchte. Daraufhin forderte er ihn mit möglichster Schonung auf, das, was er gewesen und was er sei, streng und unbefangen zu vergleichen und, wenn er einen Unterschied finden sollte, ein Verhältnis abzubrechen, das seinen und Doras Lebensgenuß vergiften müsse, sobald es ihn nicht mehr würzen könne; es bedürfe keines Geständnisses; er werde verstanden, wenn er auf diesen Brief gar nicht antworte und seinen Briefwechsel mit Dora abbreche.

Huber erklärte darauf brieflich, daß er sich allerdings verändert fühle, bisher aber geschwiegen hätte, solange er die Folgen der Wahrheit nicht hätte absehen können; aber verlangte Wahrheit könne er nicht vorenthalten. Zugleich aber verschob er weitere Auseinandersetzungen auf eine persönliche Zusammenkunft. Mit dieser Erklärung war der Bruch besiegelt. Körner antwortete ihm sehr kalt und machte ihn nur darauf aufmerksam, daß er die Folgen seines Stillschweigens noch weniger hätte voraussehen können und daß es wirklich nicht fein von ihm gewesen wäre, mehrere Jahre von Dorchens Leben seiner Weichlichkeit aufzuopfern. Dora fand sich mit ruhiger Würde in ihr Schicksal. Im ersten Momente fühlte sie es tief; aber bald war sie ziemlich beruhigt darüber; sie wurde immer mehr überzeugt, wie wenig sie verloren hatte.

Für Schiller, der Hubers Untreue schon lange durchschaut hatte, kam die Nachricht von dem nunmehr erfolgten Bruche nicht gerade überraschend; er selbst hatte seine Entrüstung darüber schon im März 1792 Huber indirekt dadurch fühlen lassen, daß er zwar dessen Beiträge für die „Neue Thalia" angenommen, ihm

aber nicht mehr brieflich geantwortet hatte. An den Dresdner Freund schrieb er übrigens jetzt: „Huber hat sich benommen, wie zu erwarten war, ohne Charakter, ohne alle Männlichkeit. Ich bin nicht überrascht, und er hat auch bei mir weiter nichts dadurch verloren; denn auf denjenigen Wert, den Grundsätze und Stärke des Geistes geben, mußte man bei ihm Verzicht thun. Er bleibt, was er ist, ein raisonnierender Weichling und ein gutmütiger Egoist."

Dora war wie aus einem schweren Traum erwacht. Sie blieb unvermählt. Trost für die Untreue und Ersatz für den Verlust fand sie in der Kunst; ihr Glück fand sie, nachdem ihre künstlerischen Arbeiten und die herzliche Anhänglichkeit ihrer Schwester und ihres Schwagers ihre Wunde geheilt hatten, im Körnerschen Hause, wo sich ihr eine schöne und lohnende Aufgabe in der Unterstützung ihrer leider oft kränkelnden Schwester und in der Erziehung der Kinder bot, wo sie, von Sorgen unbehelligt, ganz ihrem Talente und der Kunst leben konnte.

Nach und nach wich die gereizte Stimmung, in die Körner durch Hubers Handlungsweise versetzt worden war, und als er im Januar 1805 die Nachricht von des einstigen Freundes frühzeitigem Tode empfing, konnte er, tief getroffen von der furchtbaren Schicksalsfügung, mit gutem Gewissen an Schiller schreiben: „Gegen Huber habe ich keinen Groll; aber ich kann mich nicht überzeugen, daß ich gegen ihn hätte anders handeln sollen. Ich bin mir nicht der kleinsten Feindseligkeit bewußt, aber er lebte ganz außer meiner Welt. Auf seinen letzten Brief, der mich reizte, mag ich vielleicht etwas hart geantwortet haben. Unser ehemaliges Verhältnis war nicht wieder anzuknüpfen. — Er hatte so manche Ansprüche auf eine schönere Existenz, und nach dem, was er uns ehemals gewesen war, hat es mir immer Gewalt gekostet, hart und unfreundlich gegen ihn zu sein. Sein Tod ist wahrscheinlich eine Folge der ungeheuren Anstrengung, mit der er seine Schriftstellerei treiben mußte, da er wenigstens ehemals nicht mit Leichtigkeit arbeitete."

In dem anregenden Briefwechsel hatte Körner gegen Schillers zu starke Beschäftigung mit der Philosophie anzukämpfen. Er wollte in ihm immer wieder den Dichter anspornen und versuchte noch einmal, mahnend ihn darauf hinzuweisen, sich die Zeit nicht mit Grübeln zu verderben, da für ihn, den praktischen Künstler, Spekulation über Gegenstände der Aesthetik, die ja an sich interessant sei, nicht tauge oder wenigstens nicht fruchtbar genug sei. Der große Dichter war nicht mehr umzustimmen. Schon glaubt er, den objektiven Begriff des Schönen, der sich eo ipso auch zu einem objektiven Grundsatz des Geschmackes qualifiziere, und an welchem Kant verzweifle, gefunden zu haben; er will seine Gedanken darüber ordnen und in einem Gespräch „Kallias oder über die Schönheit" auf kommende Ostern herausgeben. Körner, der das Vergebliche seiner Bemühungen, den Freund fürs erste wenigstens von spekulativen Betrachtungen abzu-

halten, einsah, gab nunmehr unumwunden seiner Freude über Schillers Ergänzung der Kantischen Philosophie Ausdruck und versprach seine Unterstützung; beschäftigte doch auch er, der den alleinseligmachenden Glauben in der Philosophie haßte, sich mit einem philosophischen Gespräche, in dem er einige antikantische Ideen ins Licht setzen wollte. Und nun beginnen mit dem Jahre 1793 die schon bei der letzten Zusammenkunft geplanten langen, geistreichen, tief durchdachten Deduktionen der Freunde über die Theorie des Schönen. Die bis Mitte 1795 sich hinziehenden, öfters philosophischen Abhandlungen gleichenden Briefe, in denen Schiller die Bestimmung des Schönen aus dem Gebiete der praktischen Vernunft hernahm und im Naturschönen das Objekt als Subjekt schaute, sollten sich auf alle Gebiete der Kunst erstrecken, indem der Dichter dabei namentlich für die Musik auf Körners Unterstützung und Unterweisung rechnete. Nicht immer stimmten die Freunde überein; nicht immer drangen sie zur rechten Klarheit ihrer Gedanken vor; aber mit liebevollem Interesse suchen sie in die hohen philosophischen Probleme einzudringen und die schwierigsten Fragen zu lösen und zu immer schärferem Nachdenken sich anzuregen. Immer fruchtbarer werden die Resultate ihrer Untersuchungen, immer geklärter trotz mancher Zweifel und Mißverständnisse die Anschauungen, immer trefflicher die Winke für die höhere Kritik, der zugleich auch Kants 1793 neu erschienenes Werk „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" unterzogen wurde. Noch bevor die Deduktionen abgeschlossen sind, geht Schiller, um sie praktisch zu verwerten, an eine Revision seiner Gedichte, auch hierfür wieder den Freund um Unterstützung bittend, weil er sich auf dessen sicheres Urteil da, wo es sich um einzelne und praktische Fragen auf dem Gebiete der Aesthetik handelte, verlassen konnte.

Je mehr der briefliche Gedankenaustausch an Tiefe und Reichhaltigkeit gewann, um so mehr sehnte sich der Dichter nach dem Freunde. Aber unüberwindliche Hindernisse stellten sich einem Zusammentreffen entgegen; denn Körner konnte erst in der Zeit Urlaub erhalten, die Schiller zu der längst gewollten Reise nach seiner Heimat bestimmt hatte. Körner mußte deshalb die Gesichtspunkte, nach denen er dessen Gedichte ausgewählt und neu herausgegeben wissen wollte, schriftlich niederlegen. Diese fanden dann Schillers freudige Zustimmung so sehr, daß er eigentlich Lust hatte, sie in seiner Vorrede zu erwähnen. Da die Ausgabe aber nicht zu stande kam, wollen wir uns um so mehr daran erinnern, wie sehr der große Dichter Körners Urteil schätzte.

Von seinen Kindern berichtete der hochbeglückte Vater öfter an Schiller. Emma machte so gute Fortschritte, daß er sie rühmen konnte. Anders stand es mit Karl. Seine zarte Konstitution bereitete den Eltern manche Sorge. Mit liebevollem Interesse und treuester Aufmerksamkeit beobachtet der Vater den Sohn. Gern läßt er den Vorwurf über sich ergehen, daß er den Jungen vorziehe und



Minna Körner und Tochter Emma. Bleistiftzeichnung von Dora Stock.
Original im Körnermuseum.

sich mit ihm mehr beschäftige als mit Emma. Er hält darauf, daß das Kind nicht zu früh läuft; keine künstlichen Mittel — wie der Korb — werden angewendet; er läßt es lieber kriechen, bis die Beine stärker geworden sind. Erst im zweiten Jahre lernt der Junge laufen; dafür trägt er sich dann aber auch „recht gut, hat keine krummen Beine und geht mit geradem Leibe“. Im ersten Jahre blieb der Knabe von Krankheiten verschont; auch den ersten Zahn bekam er, wenngleich spät, so doch ohne Beschwerden und nachteilige Folgen. Nicht so ungetrübt verfloß die erste Hälfte des folgenden Jahres, wo Karl mit den Aug- und Spitzzähnen oft Not genug hätte. Infolgedessen wagte der Vater noch nicht, die Impfung an ihm vornehmen zu lassen; wenn er im August nach Jena komme, so schrieb er an Schiller, wollte er darüber mit Hufeland sprechen. Zur Freude der Eltern erkrankte Karl ebensowenig wie Emma an einer gerade damals in Loschwitz stark umgehenden Blatternepidemie. Mit der langsamen körperlichen Entwickelung des schwächlichen Knaben stand die geistige, soweit man von ihr in den ersten Jahren überhaupt reden kann, im Einklang. Auch hier galt es, zu schonen und nicht zu drängen. Das lebhafte Kind, an dem die Eltern schon damals ein weiches, für Wohlthaten außerordentlich empfängliches und dankbares Herz zu erkennen glaubten, sollte und mußte sich geistig zunächst ganz selbständig, ohne äußere Einwirkung entfalten; freies, ungebundenes Leben in der Natur, Stärkung der Nerven, Ausbildung des Körpers: das war das Erste und Hauptsächlichste, was not that. Das bot der Aufenthalt auf dem Weinberge.

Von den Besuchen des Jahres 1793 ist hervorzuheben der Wilhelm v. Humboldts, der eigens nach Dresden kam, um Schillers besten Freund kennen zu lernen und „auch noch in Körners Seele das Bild Schillers und die Idee des Schönen zu suchen“. Wilhelm v. Humboldt hatte bereits im Dezember 1789 des großen Dichters persönliche Bekanntschaft in Weimar gemacht und seine hoch gespannten Erwartungen noch übertroffen gefunden; seine Hoffnung aber, Schiller schon damals näher zu treten, hatte sich nicht erfüllt. Erst im April 1793, als Humboldt von Erfurt nach Jena kam und ein seltenes Verständnis und große Wärme für Schillers Untersuchungen über das Schöne zeigte, erkannte der Dichter mehr und mehr die „Totalität“ von Humboldts Wesen. Schon damals lud er ihn ein, ganz nach Jena zu ziehen. Mehr und mehr lebte sich Humboldt in Schillers Ideen hinein. Während der wenigen Wochen, die er in Dresden weilte, sahen sich Humboldt und Körner oft; mehr und mehr lernten sie sich schätzen und lieben. Und als dann Humboldt Dresden verließ, begann zwischen beiden ein Briefwechsel, der sich über die höchsten Ziele menschlichen Könnens und Denkens verbreitete. Nach Humboldts damaliger Ansicht war es das fruchtbarste und schlechterdings reizendste Feld des Nachdenkens, den Menschen in dem ganzen Umfange seiner genießenden und wirkenden Kräfte erst empirisch-philosophisch zu

betrachten, zu untersuchen, was eigentlich Ideal der Menschheit genannt zu werden verdiene, und welche Uebung der Kräfte diesem Ideal nähere, dann hiermit historisch die Menschen in verschiedenen Zeitaltern und Nationen zu vergleichen und den Zusammenhang der Weltbegebenheiten mit kritischem Auge zu verfolgen, um vielleicht daran die Gesetze auszuspähen, nach welchen das ewige Schicksal die Menschen in ewig in sich zurückkehrenden Kreisen oder einem großen unendlichen Ziele zuführe. Schiller und Körner tauschten damals über Aesthetik ihre Gedanken aus, und vielfach streiften ihre Untersuchungen die hohen Probleme Humboldts, der zunächst durch den persönlichen, dann durch den brieflichen Verkehr mit Körner immer mehr angeregt wurde und dem „der Umgang in Ideen und noch dazu in der Farbe" einen seltenen Genuß bereitete. Nach Körners Ansicht besteht die Schönheit ganz in objektiven Eigenschaften der Dinge; sein Bestreben geht dahin, die Eigenschaften zu entwickeln, durch die der schöne Gegenstand gleichsam aus dem Reiche aller übrigen Dinge hervorspringt, und dadurch der Schönheit eine Unabhängigkeit zu sichern, auf welche sie bei keinem andern System Anspruch machen kann. So interessant für Humboldt dies Bestreben ist, so sehr ihn die Theorie reizt: überzeugen kann er sich doch nicht von ihr; er glaubt vielmehr bei seinen ästhetischen Untersuchungen von der Stimmung der Seele ausgehen zu müssen, welche das Schöne genießt; alles Eigentümliche des Schönheitsgefühles entspringt nach ihm aus der Verknüpfung der denkenden und empfindenden Kräfte. War ihre beiderseitige Vorstellungsweise auch ganz entgegengesetzt, ihr Ziel war das gleiche; gelangten sie auch in ihren Deduktionen zu keiner Einigung über das Wesen des Schönen, so fachte doch der briefliche Verkehr und Gedankenaustausch das Interesse, das sie an einander nahmen, auf das lebhafteste an und festigte ihre geistigen Beziehungen zu dauernder Freundschaft.

Was Körner an Humboldt zunächst gefiel, war der Umstand, daß dieser sich durch Offenheit und Jovialität im Umgang beliebt zu machen wußte, daß er viel frohe Laune und einen angenehmen Verstand besaß, der andere nicht drückte, sondern nur Freude erweckte, daß er namentlich nicht gemeine Kenntnisse in der Philosophie, ein Gefühl für allerlei Art von Vortrefflichkeit und Empfänglichkeit für große und vielumfassende Ideen besaß; dagegen fehlte es ihm nach seiner Ansicht noch an gewissen Handgriffen, um seine zum teil sehr guten und fruchtbaren Gedanken geltend zu machen. Dem neuen Freunde selbst enthielt er seine Ansichten nicht vor, indem er ihn darauf hinwies, daß er fürs erste nach planmäßiger Verteilung des Einzelnen und daraus entspringender Haltung des Ganzen streben müsse. Humboldt giebt dem kritischen Urteile des Freundes völlig recht; nachdem er ihm Mitteilung über die Manier, wie er bisher den Stoff behandelt habe, gemacht, fährt er fort: „Aber verzeihen Sie, daß ich Sie so lange mit mir

unterhalte; indes ist es mir zu wichtig, es gerade mit Ihnen zu thun (zu haben?). Denn kaum weiß ich noch einen einzigen, dem die Beurteilung von Werken der Geister und noch mehr die der Köpfe mit so vielem Rechte angehört, als Ihnen. Nie, das ist mein aufrichtigstes Geständnis, vereinigt sich vielleicht wieder eine so kalte Parteilosigkeit und eine so große Vielseitigkeit, die jeder Eigentümlichkeit ihr volles Recht läßt, mit den übrigen zu diesem Geschäft erforderlichen Eigenschaften. Vorzüglich ist mir immer, besonders bei Schillers Arbeiten, Ihre Strenge ehrwürdig gewesen, da sie so rein und unmittelbar aus den höchsten Forderungen des Ideals entspringt." So erkannte Humboldt Körners Begabung und Verdienste unumwunden an. In der Folgezeit wurde der „Umgang in Ideen" immer reger, namentlich als Humboldt nach Jena übersiedelte und sich immer mehr an Schiller anschloß.

Schiller, der bis in den Anfang 1794 in seiner Heimat blieb, weil er wieder von Krankheit heimgesucht worden war, hatte dort mit Cotta einen Plan verabredet, mit dem er sich schon lange getragen hatte: Cotta war bereit, den Verlag der „Horen" zu übernehmen. Schon waren Humboldt und Fichte als Mitarbeiter gewonnen, an andere bedeutende Männer war bereits geschrieben. Körner wurde zunächst zu einem beurteilenden Mitgliede bestimmt. Das Weitere sollte bei einer persönlichen Zusammenkunft abgemacht werden. Körner ist mit seiner Ernennung ganz zufrieden; er werde dabei besonders auf die Urbanität im Tone des Vortrages achthaben; außerdem glaubt er, falls das Fach der philosophischen Geschichte noch nicht ganz besetzt sein sollte, in diesem am ersten Beiträge liefern zu können. „Philosophie der Kunst in weitestem Sinne wird zu eigenen Untersuchungen wohl mein Lieblingsfach bleiben, und da ist es Bedürfnis und Genuß für mich, die Resultate des Nachdenkens der Alten und Neueren über diese Gegenstände zu studieren." Er werde sich nun bald über den Plato hermachen; zugleich nennt er dem Freunde noch einige Schriftsteller, die sich wohl zu Beiträgen bereit finden würden. Freudig meldet ihm Schiller bald darauf, daß Goethe nicht nur als Mitarbeiter, sondern auch als Mitbeurteiler und Mitglied des Ausschusses gewonnen sei; er ist von den herrlichsten Hoffnungen beseelt und hofft, daß das Beispiel auch auf den Freund in Dresden einen mächtigen Einfluß haben wird.

Anfang August trat Körner mit seiner Familie eine Reise nach Zerbst an. Die mit vielen Beschwerden verbundene Fahrt — Minna, Dora und auch Emma wurden krank — führte diesmal über Wittenberg. Körner hatte diese Stadt noch nie gesehen: wegen der Lutherreliquien bot sie ihm viel Anziehendes. Vierzehn Tage blieb die Familie dann in Zerbst. Auf der Rückreise traf man in Weißenfels mit Schiller und Humboldt zusammen. Es freute die Freunde unendlich, einige Tage lang sich wieder einmal in das fleischliche Auge sehen zu

können, wenngleich sie ja im Geiste immer einander nahe geblieben waren. Den Mittelpunkt der Unterhaltung bildeten die Horen. Schiller wußte von Körner, der zuletzt für das vierte Stück der Thalia von 1793 einen kleinen Beitrag: „Ideen über Deklamation" geliefert hatte, die Zusage zu einer musikalischen Abhandlung zu erhalten. Auch andere Pläne und Stoffe wurden besprochen und boten Material für die folgenden Briefe. Alsbald ging Körner an die musikalische Abhandlung und sammelt Materialien. Aber es bedurfte noch längerer Zeit und ernstlicher wiederholter Mahnungen Schillers, der sich für seine Horen vom ersten Tage ihres Erscheinens an in Manuskriptnöten befand, ehe Körner die versprochene Arbeit lieferte: „Ueber Charakterdarstellung in der Musik".

Außerordentlich wichtig für Schiller und damit auch für Körner wurde die Annäherung an Goethe, die nunmehr erfolgte. Nach seiner Rückkunft von der Reise fand der Dichter einen sehr herzlichen Brief von Goethe vor, der ihm, wie er bald darauf an den Freund schrieb, nun endlich mit Vertrauen entgegenkomme; er freue sich auf den fruchtbaren Ideenaustausch mit seinem großen Rivalen, und was sich davon in Briefen mitteilen lasse, solle getreulich nach Dresden berichtet werden. Körner gab seiner Freude unverhohlen Ausdruck, zumal da Schiller bald darauf vierzehn Tage nach Weimar reiste und sogar bei Goethe Wohnung nahm. Neue Ideen mußten sich hier nach seiner Ansicht dem Freunde erschließen, sein Wesen mußte an Gehalt gewinnen, das Zutrauen zu sich selbst wachsen.

In seinen Beiträgen für die Horen aber zeigte sich Körner wieder säumig. Er las griechische Dichter. Nachdem er den Sophokles studiert hatte, machte er sich an Pindar, der ihm allerdings anfangs gar nicht schmecken wollte. Nach und nach aber gewöhnte er sich an die Denkart des griechischen Volkes, wie Pindar sie verherrlichte, und fand Genuß namentlich an dem persönlichen Wert des Dichters.

Aufs höchste gespannt war Körner auf das Erscheinen der Horen; und als ihm im Januar 1795 das erste Stück davon zugesandt wird, da findet er ihren Eintritt in die Welt sehr anständig. Nicht minder erbaut ist er von dem ihm zugeschickten ersten Teile von Goethes „Wilhelm Meister". Dieser hat seine Erwartungen wirklich übertroffen. Ueber das Ganze ergeht er sich später in einer längeren Auseinandersetzung, die feinsinnig abschließt: Der gemeine Leser ruft aus: „So etwas erfindet man nicht; hier muß eine wahre Geschichte zu Grunde liegen" — und den echten Kunstfreund durchdringt ein elektrischer Schlag —

Klar ist der Aether und doch von unergründlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim." (Schiller.)

Schiller teilte die Besprechung sofort dem Verfasser des Romanes selbst mit, und dieser antwortet sehr erfreut:

„Die Klarheit und Feinheit, womit er seinen Gegenstand übersieht, ist wirklich bewundernswert; er schwebt über dem Ganzen, übersieht die Teile mit Eigenheit und Freiheit, nimmt bald da, bald dort einen Beleg zu seinem Urteil heraus, dekomponiert das Werk, um es nach seiner Art wieder zusammenzustellen, und bringt lieber das, was die Einheit stört, die er sucht oder findet, für diesmal beiseite, als daß er, wie gewöhnlich die Leser thun, sich erst dabei aufhalten oder gar recht darauf lehnen sollte. Die unterstrichene Stelle hat mir besonders wohl gethan, da ich besonders auf diesen Punkt eine ununterbrochene Aufmerksamkeit gerichtet habe und nach meinem Gefühl dieses der Hauptfaden sein mußte, der im stillen alles zusammenhält, und ohne den kein Roman etwas wert sein kann. Bei diesem Aufsatze ist es aber überhaupt sehr auffallend, daß sich der Leser produktiv verhalten muß, wenn er an irgend einer Produktion teilnehmen will. Von der passiven Teilnahme habe ich leider schon die betrübtesten (so) Beispiele wieder erlebt, und es ist nur immer eine Wiederholung des Refrains: Ich kann's zu Kopf nicht bringen! Freilich faßt der Kopf kein Kunstprodukt als nur in Gesellschaft mit dem Herzen.“ Darauf meldete dann Schiller an Körner: „Dein Brief über den Meister hat mich ebenso erfreut, als er mich überrascht hat; und ich unterschreibe Goethes Meinung darüber vollkommen, dessen Brief ich Dir hiermit übersende. Hoffentlich wirst Du es billigen, daß ich diese Gedanken über den Meister, ganz so wie sie sind, als Auszug aus einem Briefe, in die Horen einrücke. In der anspruchslosen Manier müssen sie jedem lieb sein, der den Roman gelesen hat, und werden sicher mehr wirken als eine Rezension in forma.“ Körner, dem dieser Beifall „natürlicherweise sehr gütlich“ that, hatte nichts dagegen, und so erschien denn der Aufsatz unverändert im zwölften Stück der Horen des Jahrganges 1796.

Gleich Wilhelm Meister wurden fast alle wichtig erscheinenden Werke der damaligen Litteratur zur Besprechung und Kritisierung herangezogen. Dabei geschieht es öfters, daß Goethe, der infolge der Freundschaft mit Schiller nun auch Körnern immer näher trat, sich an den letzteren wendet und dessen Urteil einholt, bevor er ein Werk abschließt oder veröffentlicht. Auch das, was wir beim Wilhelm Meister gesehen, passiert nicht selten: die Briefe machen bei den einzelnen Freunden die Runde und geben zu immer neuen Erörterungen über Litteratur und Philosophie, namentlich über die Kantische, Anlaß. In Jena war mit Fichte, der Ostern 1790 an Reinholds Stelle berufen worden war, in die dort herrschende Kantische Philosophie eine neue Bewegung gekommen. Schiller erhoffte davon das Beste für ein immer tiefer gehendes Verständnis Kants und wußte auch alsbald Körner für Fichte zu interessieren. Dieser ehrt zwar den männlichen Charakter in dem Gange der Fichteschen Untersuchungen, erlaubt sich aber zunächst kein Urteil über die ihm von dem Freunde zugesandten

philosophischen Aufsätze desselben, da das System erst vollständig aufgestellt und mit Gründen unterstützt werden müßte. Unzufrieden dagegen ist er mit dessen „Betrachtungen über die französische Revolution"; habe es ihn doch bei der Lektüre des Buches oft in den Fingern gejuckt, und wenn er nicht in mehrerem Betracht jetzt über politische Dinge zu schreiben bedenklich fände, so möchte er wohl über dieses und jenes eine Lanze mit ihm brechen; doch dazu sei jetzt noch nicht Zeit. Einerseits schien ihm die politische Lage noch zu wenig geklärt; anderseits hatten die Herausgeber der Litteraturzeitung, mit denen er schon im Jahre 1789 in Unterhandlungen gestanden, ihm einen Kontrakt geschickt und ihn als Rezensenten für die Dichtkunst angeworben.

Ueberblickt man zunächst in wissenschaftlicher Beziehung bis zum Tode Schillers diese Seite des Geisteslebens in Körner, so wird man nur wenige bedeutendere litterarische Erscheinungen aus jener Zeit finden, über die er, vornehmlich mit Schiller, nicht seine Gedanken austauschte. Daneben gehen Besprechungen mit Goethe und Humboldt. Der jenaer Freund unterbreitet ihm fast alle seine Schöpfungen, und die Ansichten, die ihm von Dresden her laut werden, finden meist seinen Beifall. Immer wieder hat er Gelegenheit, den kritischen Scharfblick, mit dem Körner bald in kürzeren Bemerkungen, bald in längeren Auseinandersetzungen besonders seine poetischen Werke betrachtet, zu bewundern. Hauptsächlich werden die Musenalmanache der verschiedenen Jahre und die Dramen vor sein Forum gezogen. Diese Kritiken sind das Wertvollste, was Körner in jenem Jahrzehnt geliefert hat; noch heute gehen die Erklärer Schillerscher Werke gern auf sie zurück und berufen sich gerade auf sie als auf ein unschätzbares, fast stets zu berücksichtigendes Urteil aus vergangener Zeit. Es würde zu weit führen, auf alle diese Kritiken näher einzugehen; es genügt, die bedeutendsten unter ihnen hervorzuheben.

Zunächst besprach Körner für das Jahr 1795 die Horen. Schon vor ihrem Erscheinen sandte Schiller in verschiedenen Raten an ihn den ersten Teil seiner „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen", die in der neuen Zeitschrift erscheinen sollten, zur Begutachtung. Seit langer Zeit hatte Körner nicht eine solche Befriedigung empfunden, wie bei ihrer Lektüre. Besonders gefiel ihm bei dem ersten Teil der übersandten Briefe die Beredsamkeit des Vortrages. Anderseits aber bekennt er bei seiner Liebe „zur strengsten Kritik" dem Freunde auch unverhohlen, was er am Inhalt gern geändert sehen möchte. Schiller, der eine ähnliche Wirkung seiner Briefe wie die ihm mitgeteilte auf Körner im voraus vermutet hat, nimmt auf dessen Bemerkungen Rücksicht und hilft, wo es ihm nötig erscheint, den gerügten Uebelständen ab: erst dann sendet er den Aufsatz als druckreif an Cotta.

Weniger günstig wird der in demselben Heft erschienene erste Teil von

Goethes „Unterhaltungen deutscher Auswanderer“ beurteilt, und bei den späteren Fortsetzungen dieses Artikels, namentlich bei der dritten, wuchs das Mißbehagen Körners derartig, daß er ausrief: „Was soll daraus werden, wenn es noch immer decrescendo geht?“

Bedeutungsvoll schienen dem Freunde in Jena Körners Rezensionen von Humboldts ersten Aufsätzen. Körner hatte ja, wie wir wissen, mit dem ihm eigenartigen kritischen Blick die schriftstellerischen Schwächen Humboldts erkannt, ihm auch ganz offen seine Meinung darüber geschrieben. Jetzt wurde ihm durch Schiller das Manuskript von des neuen Freundes Aufsatz „Ueber den Geschlechtsunterschied“ zugesandt und ausdrücklich eine recht scharfe und ausführliche Kritik bei ihm bestellt. Auch hier überzeugt er den Verfasser von der Richtigkeit seiner Ausstellungen und veranlaßt ihn, sich seine kritischen Bemerkungen zu nutze zu machen.

Zu besonderer Freude gereicht es Körner, daß Schiller in diesem Jahre wieder mehr als früher sich der Poesie zuwendet, und als er nun im August die erste Hälfte der fertig gewordenen Gedichte erhält, da schreibt er alsbald an den Freund: „Wie mach' ich Dir's nur begreiflich, welche Freude mir Deine Gedichte gemacht haben? So lange habe ich diesen Genuß entbehren müssen! Und gleichwohl haben Deine Werke dieser Art für mich einen eigentümlichen Reiz, den ich sonst nirgends finde. Es ist mir immer, als ob ich hier nur zu Hause wäre.“ Voll Ungeduld harrt er gleich Minna und Dora auf die zweite Lieferung; und als nun im Laufe des Jahres neue Sendungen, darunter namentlich „Der Spaziergang“, bei ihm eintreffen, sieht er seine kühnsten Erwartungen ganz erfüllt, ja übertroffen. Unter den Gedichten wird besonders eingehend besprochen „Das Reich der Schatten“ (seit 1804 „Das Ideal und das Leben“). Ein paar Tage beschäftigt sich Körner fast ausschließlich mit dieser philosophischen Ode, wie er das Gedicht nennt, um dem Freunde alsdann mitzuteilen, daß er ihn in dieser Gattung der Poesie „für einzig“ halte. Um aber ein Werk dieser Art zu genießen, müsse man den philosophischen Stoff selbst schon durchdacht haben; ohne Kenntnis des Systems gehe dem Leser die schönste Wirkung verloren; denn Belehrung dürfe man nicht erst vom Dichter erwarten. Darin aber ist Schiller nicht seiner Meinung, eine ästhetische Vorbildung, ein ästhetisches Wissen sei nicht notwendig der Schlüssel dazu, es beruhe ganz auf allbekannten Begriffen. Schiller wollte durch derartige Gedichte keine philosophische Wahrheiten lehren und verherrlichen; er wagte sich mit ihnen nicht auf das weite Meer, sondern fuhr am Ufer der Philosophie umher; in geweihter Stille sollten nach seinen eigenen Worten „Das Reich der Schatten“ und die „Elegie“ gelesen und genossen werden. Sehr wohl waren sie geeignet, in das Volksbewußtsein überzugehen und auch ohne Erklärung, natürlich bei Nachdenken, verstanden zu werden.

Besonders köstlich aber dünkt ihn die „Klage der Ceres“. Dies Gedicht beweist ihm vorzüglich, daß es dem Freunde an eigentümlichem Dichtertalent nicht fehlt. Sprache und Versbau sind nach seiner Ansicht äußerst vollendet und passen zum Inhalt vortrefflich; was ihn aber vor allem freut, ist die Hoheit im Ausdruck der Sehnsucht ohne Nachteil für die Weiblichkeit. Schiller ist zwar von diesem Urteil sehr erbaut; aber wenn er dagegen auf Goethe blickt und sich mit diesem vergleicht, so kommt er sich vor wie „ein poetischer Lump“. Mehr und mehr hatte er das Talent seines großen Rivalen und nunmehrigen Freundes kennen und schätzen gelernt. Jetzt verbanden sich beide zu gemeinsamer litterarischer Thätigkeit. „Für das nächste Jahr,“ so schrieb er damals an Körner, „sollst Du Dein blaues Wunder sehen. Goethe und ich arbeiten schon seit einigen Wochen an einem gemeinschaftlichen opus für den neuen Almanach, welches eine wahre poetische Teufelei sein wird, die noch kein Beispiel hat.“ Jedenfalls macht es dem Freunde in Dresden hohe Freude, daß die beiden Dichter sich nunmehr so gut zusammen verstehen; er erhofft „von dieser genialischen Hochzeit noch manche treffliche Früchte“. „Eure Verbindung,“ so schreibt er, „muß für Euch beide eine Quelle von vielem Genuß sein, und für die Kunst habe ich große Erwartungen davon, deren Erfüllung fast bloß von Deiner Gesundheit abhängt. Ich sehe eine Möglichkeit, wie Ihr zusammen ein dramatisches Werk hervorbringen könntet — und was würde das werden! Aber auch ohne diesen Fall müssen sich in Euren Werken die köstlichsten Folgen von dieser gegenseitigen Annäherung immer mehr zeigen. Eure Verschiedenheit konnte fast nicht besser ausgesucht werden, um Eurem Verhältnis die größtmögliche Würze zu geben.“ So erwartet er von einer Verschmelzung der Natur Goethes und Schillers die höchste dichterische Vervollkommnung beider; beide stehen in seinen Augen, jeder nach seiner Art, gleich groß und einzig als Poeten dar. Bei dem Wiedersehen in Jena, bei dem er selbst auch Goethen näher kommt, hat er reichliche Gelegenheit, beider Talent zu bewundern und zu vergleichen, und zu seiner Freude findet er vollauf das bestätigt, was er bereits im vorigen Jahre dem Freunde auf dessen Verlangen über seinen Dichterberuf geschrieben. Nach seiner Ansicht hatte dieser in falscher Bescheidenheit Goethes Genie überschätzt.

Anfang Oktober traf der Musenalmanach für 1797 bei Körner in Dresden ein. Abgesehen von der schon früher besprochenen Rezension des Wilhelm Meister ist die Kritik der in dem Almanach enthaltenen Gedichte, Epigramme und Xenien die bedeutendste Publikation unseres Freundes aus diesem Jahre. Er findet in dem ihm zugesandten Exemplar manchen neuen Schatz; sein besonderes Interesse wendet sich aber natürlich den Distichen, über deren Anordnung und Stellung er sich bereits schriftlich mit Schiller unterhalten hat, zu. „Eine gewisse vis comica,“ so schreibt er am 5. Oktober 1796 nach Jena, „wovon

es im Deutschen so wenig Beispiele giebt, herrscht bei weitem in dem größten Teile, und macht sie (d. h. die Xenien) zu einem bedeutenden Kunstwerke für jeden, der für das Komische Sinn hat, er mag sich nun für litterarische Streitigkeiten interessieren oder nicht. Freilich ist der Sinn fürs Komische selten in unseren Tagen, und mancher möchte seine Stumpfheit gern für Gutherzigkeit verkaufen. Manchem fehlt es auch an Unbefangenheit, weil er irgend einen werten Bekannten gegeißelt findet. Darum wundere Dich nicht, wenn diese Produkte auch von dem nicht interessierten Teile des Publikums anders aufgenommen werden, als sie sollten!" Es ist ein herrlicher Genuß für ihn, eine solche Reihe von Kindern teils ernster, teils lustiger Natur vor sich zu sehen, die die geistige Heirat Schillers und Goethes zur Welt gebracht: seien doch eben aus der Verschiedenheit der Naturen beider die köstlichsten Mischungen entstanden: hier Klarheit bei tiefem Sinne, dort Innigkeit bei froher Laune, hier üppige Kraft bei strenger Zucht, dort zarte Empfänglichkeit für die Natur bei dem höchsten Streben nach dem Ideale.

Körners Scharfblick zeigte sich im glänzendsten Lichte bei dem Romane „Agnes von Lilien", der, von Caroline v. Wolzogen verfaßt und von Schiller etwas überarbeitet, im zehnten Hefte der Horen begann. Nach der Ansicht vieler, namentlich auch der Gebrüder Schlegel, war der Roman nicht nur von Goethe verfaßt, sondern gehörte sogar zu dessen schönsten Werken; Körner dagegen riet sofort auf eine weibliche Verfasserin; aber wetten wollte er, daß weder Goethe noch Schiller, für den Minna gestimmt, den Roman geschrieben hätte; wenn das Werk auch das Produkt eines guten Kopfes sei, so verrate es doch in Hinsicht der Behandlung und Charakterdarstellung den Anfänger.

Goethes Epos „Hermann und Dorothea", auf das er sich wie die Kinder auf Weihnachten gefreut hatte, wird bis in die kleinsten Züge zergliedert und unter Goethes Werke vom ersten Range gerechnet. „Fast ist es," so klingt die Besprechung feinsinnig aus, „von zu hohem ästhetischen Werte, um nach Verdienst aufgenommen zu werden. Der größte Teil des Publikums klebt immer am Stoffe, und hier sind die herrschenden politischen Parteien einigermaßen interessiert; daher erwarte ich die seltsamsten Urteile im Lob und Tadel."

Die gute Aufnahme seiner Kritiken von seiten Schillers und Goethes muntert unsern Freund zu immer neuen Aeußerungen auf diesem Gebiete auf. Doch nimmt er sich jetzt vor, das öftere „es scheint, mich dünkt u. s. w." künftig zu lassen; er will sich entscheidender, bestimmter ausdrücken, da Schiller ja doch wisse, wie er's meine, und er sein Urteil niemandem aufdrängen wolle.

Nachdem er sich gesammelt, folgt dann eine eingehendere Besprechung des Stückes.

Sehr kurz ist die Kritik des Musenalmanachs für 1800 aus Rücksicht auf

Schillers gerade damals wieder recht heftig auftretenden Krankheitsanfälle. In dem „Lied von der Glocke“, das sich nach seiner Ansicht neben des Dichters vorzüglichste Produkte stellen läßt, findet er ein gewisses Gepräge von deutscher Kunst, das man selten echt treffe und manchem bei aller Prätension auf Deutschheit sehr oft mißlinge.

Bald lief auch die „Maria Stuart“ bei ihm ein. Mit inniger Freude entdeckt er, dessen Forderungen an den Freund infolge des Wallenstein immer höher gestiegen sind, bei genauerer Betrachtung dieses Dramas immer mehr, welche großen Fortschritte er in der dramatischen Kunst gemacht hat. Die Ankunft eines neuen Werkes von Schiller war für Körner allemal ein Fest. Jedes Stück wurde genossen, wieder gelesen, geprüft und beurteilt. Da gab es nichts von Schmeichelei, wie sogar Zelter einmal herauspolterte. Mögen Körners Recensionen hin und wieder auch von zu hoch gestellten Ansprüchen ausgehen: die Freunde in Jena und Weimar wußten sie zu schätzen und zu würdigen, und Schiller hat es mehr als einmal ausgesprochen und auch durch die That bewiesen, was er von den trefflichen Winken und den scharfen, aber meist richtigen Urteilen seines Freundes hielt, der im Glück und Unglück gleich liebevoll und treu bis an den Tod ihm zur Seite stand.

Diese kritisch-zergliedernde Thätigkeit Körners aber ist nur eine Seite seines Wesens. Trotz seiner Klagen über sich, daß er die fatale Angewohnheit habe, zehnerlei anzufangen und nichts zu endigen, bringt er manches fertig. Wohl hat Schiller recht, wenn er auf Körners Pläne, an Stelle der eingegangenen Horen und der Thalia eine neue Zeitschrift zu gründen, nicht eingeht; denn eine solche muß zu bestimmter Zeit erscheinen. Aber juristische und philosophische Abhandlungen Körners zeigen seine ganze wissenschaftliche Tüchtigkeit und seine alles veredelnde Individualität. So geht seine Denkschrift über die Verbesserung des Civilprozesses von den nicht ganz unberechtigten Vorwürfen aus, die man damals in den meisten europäischen Staaten namentlich gegen die Langsamkeit des Verfahrens im Civilprozeß erhob. Die Vorschläge zur schnelleren Abwickelung eines Prozesses führt er dann einzeln aus, und wir finden manche Gedanken darin ausgesprochen, die später in die Gerichtsordnung wirklich aufgenommen wurden.

Von den philosophischen Abhandlungen Körners sei nur eine herausgehoben, die über den Unterschied zwischen Geist und Esprit handelt. Das Wesen des Geistes besteht nach ihm in dem Triebe, die Schranken der Thätigkeit und Empfänglichkeit zu erweitern, und in dem damit verbundenen Vermögen, eben diesen Trieb zu befriedigen. Auch der Geistvolle kann wohl nach der höchsten Spannung in einen Zustand der Erschlaffung verfallen; aber selbst in diesem Momente erhebt er sich über die gemeine Natur und steht, auf sich selbst gegründet und unabhängig unter seinen Zeitgenossen, auf einer höheren Stufe

der Wesen. Es fällt ihm gar nicht ein, sich geltend machen zu wollen; schon der Glaube, auf dem rechten Wege zu sein, giebt ihm ein beruhigendes Selbstgefühl; aber er ist fern von dem Dünkel, sein Ziel erreicht zu haben. Der Geist offenbart sich im Umgange, in der Gelehrtenwelt und namentlich in der Liebe und in der Kunst. Bei jedem einzelnen Teile weist Körner nach, wie der Geistvolle allein im höchsten Idealismus die dem Menschen gestellte Aufgabe frei und unabhängig von äußeren Einwirkungen und Einflüssen auffaßt und auszufüllen sucht. Damit hat er zugleich den Esprit charakterisiert, der stets nur bestimmte fremdartige Zwecke verfolge und alle Künste aufbiete, sie zu erreichen. Und so schließt er patriotisch ab: „Wie sich der Geist in der Wirklichkeit äußert, und wie er sich vom Esprit unterscheidet, bedarf niemand mehr erinnert zu werden als der Deutsche. Er ist nur zu geneigt, den Esprit des Franzosen im Umgange, des Engländers im Gewerbe, des Italieners in der Kunstfertigkeit und in der Befriedigung konventioneller Formen des Geschmackes zu bewundern. Leicht kann es ihm da begegnen, seinen höheren Wert zu verkennen und dadurch selbst auf einer niedrigeren Stufe stehen zu bleiben, als zu der er bestimmt war.“

Selbst den Plan zu einer Oper „Alfred der Große“ schuf er und bemühte sich, damals freilich vergeblich, einen Dichter zu finden, der das Ganze gestaltete. Dies Glück sollte ihm erst durch seinen Sohn zu teil werden. Auch seine musikalischen Studien zeitigten manche Frucht: er komponierte Schillers Gedicht „Der Tanz“, das Reiterlied in Wallensteins Lager und viele Gedichte, die entstanden waren, um die Geselligkeit in dem Kränzchen zu beleben, das Goethe gegründet hatte. Und endlich sind seine Verhandlungen mit der Direktion des Dresdner Theaters über Aufführung Schillerscher Stücke ebenfalls zu den Arbeiten zu rechnen, die etwas zu stande gebracht haben; in seiner Verkürzung auf sechs Akte wurde z. B. die Wallensteintrilogie gegeben. Es klingt daher überbescheiden, wenn er öfters seufzt, daß er zwar selbst vorwärts gekommen sei, doch aber nichts hervorgebracht habe. Er legte eben an sich einen zu hohen Maßstab an.

Gar mannigfaltig sind außerdem die Gegengewichte, die er gegen die trockene Aktenarbeit gebraucht. Daß er gern und häufig das Theater besucht und über die Darstellung der Stücke berichtet und mit dem Freunde Meinungen ausgetauscht, ist natürlich. Aber er pflegte auch eifrigen Verkehr mit den alten Freunden, hauptsächlich Geßler, und mit den jungen Dichtern, die sein gastliches Haus betraten. Hierher gehört zunächst Friedrich Schlegel, der damals in Dresden lebte. Sein älterer Bruder, August Wilhelm, damals Hofmeister in Antwerpen, hatte sich als Uebersetzer und Kritiker einen Namen gemacht. Diesen wußte Friedrich, veranlaßt durch Körner, zu einem Beitrag für Schillers Horen zu bestimmen. Nach unseres Freundes Ansicht zeichnete sich der Aufsatz, eine Ueber-

setzung von Dantes „Hölle“, durch Geist, Kunstgefühl und gelungenen Ton aus. Ueberhaupt gefiel ihm August Wilhelm Schlegel, als dieser im April 1796 in Dresden weilte, auch persönlich, wenigstens zuerst, recht wohl. „Er hat,“ so schreibt er damals an Schiller, „mehr Politur als der jüngere Bruder, ohne Flachheit. Für das Vortreffliche in der Kunst hat er echten Enthusiasmus und im Umgange viel Leichtigkeit und guten Humor. Seine Uebersetzungen aus dem Shakespeare machen ihm gewiß Ehre.“ Auch für Friedrich Schlegel, einen begeisterten Anhänger Schillers, erwärmte er sich zuerst sehr. Ja, als dieser 1796 über Schillers Almanach eine anmaßende Kritik geschrieben hatte, trat er dem Dichter gegenüber für ihn ein, indem er nach Jena schrieb: „Daß Du auch Friedrich Schlegel gezüchtigt hast, kann ihm nicht schaden. Nur gieb ihn nicht ganz auf! In seinen Fehlern ist doch Vermögen, wenn auch zur Zeit noch die Richtung fehlt. An Kopf fehlt es ihm nicht, und da verzeihe ich selbst Unbescheidenheit. Klarheit, Ordnung und Geschmack kann er vielleicht noch erwerben.“ Aber von dieser günstigen Beurteilung des jüngeren und namentlich des älteren Schlegel kommt er mehr und mehr zurück. Die Produktivität Friedrichs „bei gänzlichem Mangel an Phantasie“ förderte ihm denn doch zu wunderbare, fast abenteuerliche Erscheinungen zu Tage. Für Wilhelms Beurteilung war entschieden mitbestimmend, daß sich dieser 1797 mit Caroline Böhmer, geb. Michaelis, die einst die Vertraute zwischen Huber und der Forster gewesen, verheiratete. Körners nahmen daher, als das junge Ehepaar bald darauf in Dresden eintraf und auch bei ihnen Besuch machte, wenig Notiz von ihnen. Im Jahre 1798 bemerkte Körner zu alledem noch, daß Wilhelm eine gewisse Schneidigkeit im Umgange, die ihn sonst genießbarer gemacht, verloren hatte und gleichwohl nicht Geist genug besaß, um für das Anmaßende und Schneidende seiner Urteile zu entschädigen. Erst nach einer Reihe von Jahren trat Körner wieder in nähere Beziehungen zu Friedrich Schlegel, als er dessen litterarischen Arbeiten mehr und mehr Geschmack abgewann; nach und nach entwickelte sich daraus zwischen beiden ein derartiges freundschaftliches Verhältnis, daß des berühmten Romantikers Aufenthalt in Wien im Jahre 1811 sogar für den Vater eine von den Ursachen war, daß er seinen Sohn nach der Kaiserstadt ziehen ließ.

Ebenfalls in die erste Hälfte des Jahres 1795 fällt Körners Bekanntschaft mit Matthisson. Aber wenn er ihn auch für die Gesellschaft recht angenehm, natürlich und ohne Anmaßung, auch durch Erzählung mancher Anekdoten unterhaltend fand, so bekam er doch etwas, das sich durch Geist auszeichnete, von ihm nicht zu hören. Auch für seine Dichtungen konnte er sich nicht recht begeistern.

Im Oktober kündigte ihm Schiller den Besuch des jungen Herrn v. Stein an, der im Auftrage seines Herzogs auf etliche Jahre nach Breslau gehen sollte, um dort Staatsökonomie zu studieren, und auf der Reise dorthin auch Dresden

berühren werde: es sei ein junger Mann von Kenntnis und ein sehr trefflicher Mensch. Die Ausführlichkeit von Körners Antwort über den Besuch des jungen Mannes, den Goethe erzogen hatte, läßt erkennen, wie ernst er es mit der Erziehung des eigenen Sohnes nahm. „Stein war hier und hat uns recht angenehme Empfindungen gemacht. In seinem ganzen Wesen ist nichts, wodurch man für ihn begeistert werden könnte, aber ein gewisses Ebenmaß, das dem Gefühle so wohl thut, wie dem Auge die schönen Verhältnisse der Architektur. Er ist natürlich, unbefangen, heiter, verständig, ohne auszeichnende Fähigkeiten zu verraten, empfänglich, ohne Spuren des Enthusiasmus, aber doch mit einer gewissen Wärme, über deren Grad man bei einer kurzen Bekanntschaft nicht urteilen kann. Du kennst ihn länger und mußt wissen, ob man in irgend einem Fache etwas Vorzügliches von ihm zu erwarten hat. Oder war dies vielleicht gar nicht die Absicht bei seiner Erziehung? Sollte er nur zum Menschen gebildet werden? Waren überhaupt seine Triebe nie heftig? Oder wußte man sie durch ein Gegengewicht zu mäßigen? Was Du mir über die Erziehung dieses Menschen schreiben kannst, ist mir interessant. Ich habe ihn als ein pädagogisches Kunstwerk aufmerksam betrachtet. Bei meinem Jungen würde sich ein solches Ziel schwerlich erreichen lassen. Er ist äußerst reizbar und heftig, aber nicht hartnäckig."

Theodor entwickelte sich in den Jahren 1794 und 1795 zur Freude der Eltern körperlich verhältnismäßig gut. Er war die meiste Zeit in freier Luft teils in dem nahe gelegenen Palaisgarten unter Knaben seines Alters, teils im Sommer auf dem Weinberge mit den Seinen. Der Vater, dem die Kinder immer wichtiger wurden, beobachtete bei seinem eigentümlichen Talent, das Charakteristische an einer Person schnell herauszufinden, mit feinem Verständnis die Anlagen Theodors und Emmas. Mit inniger Freude berichtet er dem befreundeten Dichter, dem inzwischen auch der erste Sohn geboren war, wie er sich verjüngt fühle, wenn er seinen Jungen ansehe, wie dieser nunmehr alle Zähne, die bisher zu erwarten gewesen, habe und munterer als jemals sei: es sei doch ein eigener Genuß, ein solches kleines Wesen um sich zu sehen, das einem so nahe angehöre; wer diesen Genuß entbehre, lerne den Wert des Lebens nie vollständig kennen. Im Jahre 1794 blieben die Kinder gesund; auch die Impfung überstanden sie leicht. Dreimal allerdings erschreckte der Knabe die Eltern nicht wenig: einmal, im Februar, durch einen plötzlichen, nicht näher angegebenen Zufall, der zum Glück bald vorüberging. Ueber die beiden anderen Fälle berichtet ein Brief des Vaters an Becker (vom 30. November) folgendes: „Bei uns ist alles wohl; aber vor einigen Tagen hat uns Karl sehr erschreckt. Es war ihm ein Knöchelchen, wie er klagte, im Halse stecken geblieben; aber nach einem starken Husten klagte er nicht mehr. Vielleicht war es nur ein Stück

hart gerösteter Semmel, die in der Speise war. Vorher hatten wir einen ähnlichen Vorfall. Er hatte sich mit einem Stocke in den Mund gestoßen, und ein paar Stunden nachher schwoll ihm die Backe inwendig, und er wollte nicht schlucken. Im Winter fallen diese Dinge öfter vor, weil er mehr in der Stube ist, wo er alle Augenblicke schädliche Dinge in die Hand nimmt.“ Jedenfalls mahnten dergleichen Zufälle bei der Lebhaftigkeit des Knaben zur größten Vorsicht, und die aus der sächsischen Lausitz stammende Kinderfrau hatte gewiß kein leichtes Amt. Uebrigens war ihr Einfluß in sprachlicher Beziehung auf den Knaben keineswegs günstig: ist es doch ihr wohl im wesentlichen zuzuschreiben, daß er einen ganz ausgeprägt sächsischen Dialekt sprach. Auch von einem humorvollen Zuge des Jungen weiß der Vater am 25. Mai zu berichten: „Gestern sind die Kinder zum ersten Male ausgefahren, und Karl hat zu Ehren seiner Mannheit zum ersten Male in Hosen geprangt. Man hatte ihm versichert, daß ein Bart zu den Hosen gehört. Wie ihm also der Schneider die Hosen bringt, fragt er: Wo Bart ist?“

An die Stelle des Hauslehrers, der in der ersten Zeit die Eltern unterstützte, trat hauptsächlich für Emma als Erzieherin eine Französin. Der Vater, wenn er auch sonst dem französischen Wesen nicht gerade hold war, mußte doch aus pädagogischen Rücksichten der damals herrschenden Sitte seinen Tribut zahlen; allzulange allerdings scheint die Französin nicht im Hause gewesen zu sein. Ueber das Verhältnis der Geschwister zu einander ist das früheste Zeugnis ein Eintrag Emmas im Ausgabenbuche der Mutter: „Ich bin Freund mit Karl.“ Ein rührender Zug wird noch aus der Kinderzeit erzählt. Als Theodor einst im jugendlichen Uebermut beim Spiel im Palaisgarten eine sanfte Ermahnung Emmas, nicht zu wild zu sein, mit einer unhöflichen Erwiderung abgelehnt hatte und dann bemerken mußte, daß der Schwester Augen sich mit Thränen füllten, warf er sich schluchzend zu ihren Füßen, hielt lange seinen Kopf auf ihren Schoß gesenkt und bat sie alsdann auf das herzlichste um Vergebung.

Blicken wir in den Familienkreis hinein, in dem die Kinder aufwuchsen, so erfreuen uns immer wieder die idealen Bestrebungen aller Mitglieder. Die Tante malt, die Mutter zeichnet und radiert, alle begrüßen, wie die Kinder den heiligen Christ, den Musenalmanach. Die Briefe der nahestehenden Familien sprechen aufs dankbarste von den Beweisen der Anhänglichkeit, die einzelne ihrer Glieder von Körners empfangen haben. „Schließe Dich ja an Körners an! wir finden keine besseren Freunde,“ lesen wir in einem Schreiben Thielmanns an seine Frau aus damaliger Zeit.

Im Jahre 1796 wollte Körner seinen Schiller endlich einmal wiedersehen und erweckte durch seine Ankündigung die lebhafteste Freude: „Eben erhalte ich Deinen Brief, der mir meine Hoffnung, Euch diesen Sommer zu sehen, zur

Gewißheit macht. Wie wollen wir uns freuen und letzen! So sind wir noch nie beisammen gewesen als Hausväter und glücklich in dem zartesten Verhältnis. Gebe mir der Himmel nur, solange Ihr hier seid, eine erträgliche Gesundheit; gerne wollte ich einige Monate voraus dafür leiden." Die geplante Reise nach Jena bildet fast das tägliche Gespräch in Dresden, und doch fürchtet sich Körner fast, im voraus Anstalten dazu zu machen: ist doch schon manches, worauf er sich gefreut, durch ein unerwartetes Hindernis vereitelt worden. Er will lieber nicht eher fest daran glauben, als bis er im Wagen sitzt. Am Montag, den 24. April, gedenkt er mit der ganzen Familie nebst dem Bedienten und der Kinderfrau in Jena einzutreffen. Die erste Station auf der Hinreise soll in Grimma oder Borna, die zweite in Ronneburg gemacht werden; von hier aus hofft er für einen halben Tag nach dem in der Nähe gelegenen Gute der Herzogin von Kurland, nach Löbichau, zu fahren. Als sorgsamer Gatte und Vater bespricht er brieflich mit dem Freunde genau die Wohnung, die Anzahl der Zimmer, die Möbel, die Betten, die er mitbringen will. Besonders liegen ihm die Kinder am Herzen. „Ich bin neugierig," so schreibt er am 7. Februar nach Jena, „wie sich mein Junge gegen Deinen betragen wird. Er ist etwa zwei Jahre älter, und das giebt ihm ein erschreckliches Uebergewicht. In solchen Fällen ist er sehr gefällig und nachgebend, spielt auch wohl den Mentor. Er spricht auch schon viel von der jenaschen Reise und fragte neulich sehr ernsthaft, ob wir auch die Hühner, die er sehr lieb hat, mitnehmen würden." „Mir wird, heißt es später einmal, mein Karl immer interessanter. Vielleicht ist es väterliche Täuschung; aber ich glaube manchen guten Zug an ihm zu bemerken. Jetzt gehe ich bloß darauf aus, nichts zu zerstören. Was nicht von selbst wächst, pflanze ich jetzt nicht. Dies ist ein Punkt, über den wir noch manches sprechen werden, wenn wir zusammenkommen. Ich freue mich auf Deinen Kleinen."

Am Mittwoch den 27. April, nachmittag, wurde endlich das ersehnte Ziel erreicht. Ueber alle Erwartung fand man Schiller gesund und heiter, und herrliche Tage standen in Aussicht. Körner besuchte seine alten Freunde und machte neue Bekanntschaften, namentlich mit Voß. Und als nun gar auch Goethe, den Schiller bereits am 5. Februar von dem in Aussicht genommenen Erscheinen des Freundes in Jena benachrichtigt hatte — auch Humboldt hatte er dies am 1. Februar mitgeteilt — zum Besuch in Jena eintraf und die einst in Dresden angeknüpfte Freundschaft inniger und fester schloß, war das Fest groß. Durch den Verkehr mit den beiden Dichtern fühlte sich Körner alsbald gestärkt und zu neuer Thätigkeit begeistert. Entwürfe zu künftigem gemeinschaftlichen Lebensgenuß wurden gemacht; alte Pläne wurden wieder aufgenommen, neue ins Auge gefaßt. Wir wissen, daß Schiller und Goethe damals zusammen an den Xenien arbeiteten. Wenn nun die Freundinnen, so erzählt Parthey, unten in der Woh=

stube zusammensaßen, so hörten sie über sich die Stimmen der dichtenden Freunde. In kürzeren oder längeren Pausen ertönte ein schallendes Gelächter, zuweilen von sehr vernehmlichem Fußstampfen begleitet. Wenn die Herren dann um zwölf Uhr herunterkamen, waren sie äußerst aufgeräumt und sagten mehr als einmal: „Heute sind die Philister wieder tüchtig geärgert.“ Hatten die Freunde genug gedichtet, wurden mit den Frauen zusammen vergnügte Stunden verlebt. Goethe verstand es, galant zu scherzen, und manche liebe Erinnerung aus der Leipziger Studentenzeit wurde wieder aufgefrischt. Der große Dichter hatte, wenn Minna und Dora ihm seine kleinen Abenteuer vorrückten, Gelegenheit, sich über das gute Gedächtnis der Schwestern zu wundern und an „ihrem verfluchten Geschwätz“ Gefallen zu finden. Er dichtete damals gerade die Elegie „Alexis und Dora“. Den letzten Namen wählte er seiner Freundin zu Ehren. Schrieb er doch am 22. September 1796 an Körner, als dieser im Besitz des ersten Musenalmanachs mit eben jener Elegie an der Spitze sich befand: „Wenn Sie die Idylle zu Anfang des Musenalmanachs sehen, so gedenken Sie jener guten Tage, in denen sie entstand!“ Und als er bald darauf an „Hermann und Dorothea“ ging und das fertige Epos nach Dresden übersandte, da standen am Ende des Geleitschreibens die Worte: „Leben Sie recht wohl! Grüßen Sie mir Ihre Frauenzimmer! Dorchen wird sehen, daß, ich weiß nicht durch welchen Zauber, meine neue Heldin schon wieder Dorothea heißt.“

Nur allzuschnell waren die heiteren und glücklichen Tage verflossen. Schiller hatte es verstanden, trotz der schlimmen Nachrichten, die er gerade damals aus der Heimat empfing, den Unbefangenen zu spielen und den in seinem Hause herrschenden Frohsinn nicht zu stören. Am 17. Mai schlug die Scheidestunde. Mit den glänzendsten Hoffnungen für die Zukunft trennten sich die Freunde, nachdem sie Gelegenheit gehabt, nicht nur sich selbst, sondern alles, was zu ihnen gehört, als Ganzes zusammengestellt zu sehen. Kam ihnen auch das frohe Leben, das sie zusammen geführt hatten, bald wieder wie ein Traum vor: es sollte doch — so versicherten sie sich gegenseitig — seinen wertvollen, bleibenden Nachhall haben und behalten.

Als vierter im Bunde der Freunde ist Wilhelm von Humboldt zu nennen. Nach dem Tode seiner Mutter wollte er mit seiner Familie nach Italien gehen. Auf der Reise dahin machte er in Dresden halt, diesmal begleitet von seinem Bruder Alexander, der sich an der Fahrt beteiligen wollte. Galt nun auch der Aufenthalt zunächst der Abwickelung von Familiengeschäften und der Wiederherstellung der zerrütteten Gesundheit Carolines v. Dachröden, der Gemahlin Wilhelms, so war doch Zeit und Gelegenheit genug, die alten Freunde aufzusuchen. Bald verkehrten beide Humboldts aufs intimste in dem Körnerschen Hause. Gleich bei der ersten Bekanntschaft fand Körner auch den jüngeren

Bruder sehr interessant; bei weiterem Umgange war er ihm ehrwürdig durch den Eifer und Geist, mit dem er alles betrieb. Das Bittere und Hastige in seinem Wesen verzieh er ihm um so eher, als er dasselbe schon häufig gerade



Wilhelm v. Humboldt. Von 1767 bis 1835.

bei Männern von großer Thätigkeit bemerkt hatte. Als sich daher Schiller bald darauf recht abfällig über Alexander aussprach, ihm Eitelkeit, Dürftigkeit des Sinnes und Mangel an Einbildungskraft vorwarf, da fühlte sich Körner veranlaßt, für den neuen Freund eine Lanze zu brechen, indem er nach Jena schrieb:

„Dein Urteil über Alexander Humboldt scheint mir doch fast zu streng. — Gesetzt, daß es ihm auch an Einbildungskraft fehlt, um die Natur zu empfinden, so kann er doch, däucht mich, für die Wissenschaft vieles leisten. Sein Bestreben, alles zu messen und zu anatomieren, gehört zur scharfen Beobachtung, und ohne diese giebt es keine brauchbaren Materialien für den Naturforscher. Als Mathematiker ist es ihm auch nicht zu verdenken, daß er Maß und Zahl auf alles anwendet, was in seinem Wirkungskreise liegt. Indessen sucht er doch die zerstreuten Materialien zu einem Ganzen zu ordnen, achtet die Hypothesen, die seinen Blick erweitern, und wird dadurch zu neuen Fragen an die Natur veranlaßt. Daß die Empfänglichkeit seiner Thätigkeit nicht das Gleichgewicht hält, will ich wohl glauben. Menschen dieser Art sind immer in ihrem Wirkungskreise zu beschäftigt, als daß sie von dem, was außerhalb vorgeht, große Notiz nehmen sollten. Dies giebt ihnen das Ansehen von Härte und Herzlosigkeit." Gewiß, auch ihm schien Wilhelm wegen seiner Ruhe und Gemütlichkeit und ebenso wegen seines Humors für den Umgang genießbarer; immer mehr lernte er ihn schätzen und lieben bei den vielen Berührungspunkten, die er mit ihm hatte; fast in allen Fächern geistiger Thätigkeit traf er bei ihm auf Verständnis und Teilnahme; immer weiter gestaltete sich der Umgang in Ideen: aber auch Alexander hatte seinen absoluten Wert und flößte ihm Achtung ein. Die Zukunft sollte zeigen, wie richtig Körner geurteilt, wie scharf er auch hier wieder beobachtet hatte.

Nur ungern verließen Humboldts Dresden, um zunächst nach Wien zu gehen. Auch Körner sah sie ungern scheiden; konnte doch der briefliche Verkehr, der sich nunmehr entspann, nur einen notdürftigen Ersatz für den persönlichen Umgang bieten.

Im übrigen wurde das ruhige Familienleben unserer Freunde in Dresden nur wenig gestört. Ihr Zirkel hatte sich sehr verengt; ihr ganzes Glück sahen sie in den Kindern, in denen Minna „ein neues Leben" begann. Dazu hatte Dora mit der Herzogin von Kurland im Sommer acht Wochen in Karlsbad und Teplitz geweilt, ohne allerdings an den unaufhörlichen Zerstreuungen, den Bällen und sonstigen Festen Vergnügen gefunden zu haben. In Dresden malte sie dann fleißig auf der Galerie. Leicht war ihr der Entschluß nicht geworden; und als sie es dann doch gewagt hatte, da war ihr bald, wenn sie allein war, die beängstigende Stille und dann wieder, wenn die Galerie sich füllte, das unaufhörliche Gedränge und alberne Gefrage peinlich und unheimlich gewesen, sodaß sie in den ersten Tagen bei ihrer Rückkunft nach Hause ordentlich Fieber hatte. Allmählich aber gewöhnte sie sich daran. Sie kopierte die beiden Sixtinischen Engel, die ihr in göttlicher Eingebung gemalt zu sein schienen, und war entzückt, als sie ihr vortrefflich gelangen.

Nur der Besuch der Dichterin Emilie von Berlepsch gab Körner Anlaß zu einer köstlichen Aussprache: „Mit einem halben Dutzend solcher Prophetinnen zu

leben", so schrieb er an Schiller, „wäre für mich eine ästhetische Hölle." Trotzdem lud er sie ein. Da aber gefiel sie erst recht keinem; man vermißte in ihr die zarte Weiblichkeit, die allein liebenswürdig mache, und fand in ihren Urteilen einen widrig vornehmen Ton; und als nun gar Körner ihre poetischen Sachen las, in denen ihm im wesentlichen nur armselige Gedanken und zusammengestoppelte Phrasen entgegentraten, da war es mit diesem Verkehre völlig aus.

Das Jahr 1798 sollte für Körner manche Unruhe und manche Veränderung bringen. Zunächst wurde die Familie wiederholt von Krankheiten heimgesucht. Der außerordentlich strenge Winter hatte in Dresden im Januar den Ausbruch einer Epidemie von Halsweh und Flußfieber (Influenza) zur Folge. Zunächst erkrankte Minna auf ein paar Tage; auch die übrigen Familienmitglieder hatten eins nach dem andern Anfälle ähnlicher Art. Am heftigsten trat die Krankheit bei Körner selbst auf.

In seinen Berufsverhältnissen trat insofern eine Aenderung ein, als er das geheime Referendariat bei dem Konferenzminister erhielt und durch diese Verbesserung an Dresden gefesselt war, zum großen Verdruß Schillers, der immer noch gehofft hatte, der Freund würde nach Leipzig an die Universität zurückkehren. „Ich hatte mir," so schreibt der Dichter damals an ihn, „viel von dieser Aussicht versprochen: wir wären uns so viel näher, die Kommunikation so viel leichter, Dein eigner Zustand so viel freier gewesen. Das Schönste, ja das Einzige, was der Existenz einen Wert giebt, die wechselseitige Belebung und Bildung hätte dabei gewonnen; nicht Du allein, Ihr alle hättet nach meiner Vorstellung an echtem Lebensgehalt gewinnen müssen, wenn Du in ein freieres Verhältnis Dich hättest setzen können, was doch auf einer Universität immer der Fall ist, und wenn wir, Goethe mitgerechnet, einander näher hätten leben können. Denn jetzt wäre eigentlich der Zeitpunkt, wo unser gegenseitiges Verhältnis, das durch seine innere Wahrheit, Reinheit und ununterbrochene Dauer ein Teil unserer Existenz geworden ist, die schönsten Früchte für uns tragen sollte. Man schleppt sich mit so vielen tauben und hohlen Verhältnissen herum, ergreift in der Begierde nach Mitteilung und im Bedürfnis der Geselligkeit so oft ein leeres, das man froh ist, wieder fallen zu lassen; es giebt so gar erschrecklich wenig wahre Verhältnisse überhaupt und so wenig gehaltreiche Menschen, daß man einander, wenn man sich glücklicherweise gefunden, desto näher rücken sollte."

Als Antwort darauf folgt eine Art von Glaubensbekenntnis Körners: „Wenn Leipzig so nahe an Jena läge als Weimar, so hätte ich nichts auf das zu antworten, was Du in Deinem letzten Briefe schreibst. Aber zu einer Reise von neun Meilen entschließest Du Dich ebenso schwer, wie zu einer Reise von zwanzig. Also wären wir nur auf der Landkarte näher, ohne uns deswegen öfter zu sehen. Dagegen hätte ich in Leipzig, das ich besser kenne als Du, eine fatale Existenz,

und wenn ich bei der dortigen Teuerung auskommen wollte, weniger Freiheit als hier. Außer der Fakultätsarbeit, die, wenn sie ordentlich gemacht sein soll, ihren Mann vollkommen beschäftigt, müßte ich noch Collegia lesen. In der Fakultät fände ich einen Trupp widriger Menschen, mit denen es mir schwer werden würde, zusammen zu arbeiten. Hier ist meine Abhängigkeit nur scheinbar. Ich habe ein bestimmtes Departement, wo ich ohne alle Kollegen arbeite. Die Minister sind froh, wenn man ihnen Zeit und Anstrengung erspart, und betragen sich sehr artig. Meine Arbeiten sind mannigfaltig und großenteils interessant, insofern sie die allgemeinen Landesanstalten zu Beförderung des Wohlstandes betreffen. Auch bleibt mir in der Folge, wenn die jetzigen Rückstände aufgearbeitet sind, mehr Muße übrig als beim Appellationsgerichte. — Ich bin nicht reich genug, um als Hausvater bei den immer wachsenden Bedürfnissen meiner Familie unabhängig sein zu können. Also wähle ich unter den Arten der Abhängigkeit diejenige, die nach meiner Ueberzeugung das kleinste Uebel ist, und wobei sich durch das, was der Mensch aus seinen Verhältnissen macht, ein höherer Grad von künstlicher Freiheit hervorbringen läßt. Auch weiß ich, daß Unabhängigkeit bei mir weniger fruchtbar sein würde als bei anderen. Meine Existenz in der litterarischen und ästhetischen Welt ist mehr genießend als produktiv. Und zum Anschauen, Pläne machen, Anstellen bleibt mir noch immer Muße genug. — Von dem Anschließen an unbedeutende Menschen laß Dir bei mir nicht bange sein! Ich lebe nur im Kreise meiner Familie. Geßler ist der einzige, der mir außerdem hier näher angehört. Zwar fehlt es ihm an Charakter und Geist, aber sein Gefühl macht mir oft Freude. Sonst habe ich gern junge Menschen um mich, um nicht selbst unmerklich zu veraltern, und je selbständiger, härter und übermütiger sie sind, desto lieber mag ich sie zum Gespräch. Uebrigens suche ich mich fremd gegen alles zu erhalten, was nicht zu den Meinigen gehört. Bei einem zu ausgebreiteten Interesse für Personen verliert das Interesse für Sachen und die höheren Bedürfnisse der Menschheit überhaupt. Zusammenkünfte mit Dir und Goethe sind Feste, auf die ich mich während meines Alltagslebens vertröste. Hier suche ich bloß, mich unverdorben zu erhalten, damit Ihr mich nicht als einen Philister wiederfinden möget."

Aeußerlich gab Körner seinem Entschlusse, die ihm nunmehr lieber gewordene Stadt, in der sich zu seiner Freude auch die Theaterverhältnisse günstiger gestaltet hatten, nicht mehr zu verlassen, damals dadurch Ausdruck, daß er beim Magistrat um Gewährung des Dresdner Bürgerrechtes einkam.

Die Kinder hatten, wie früher berichtet worden, im Jahre 1796 die Reise nach Jena mitgemacht. Ueberall hatten sie viel Freunde gefunden, und gesund waren sie zurückgekehrt. Theodor war auf der Reise sehr gewachsen; aber da der Körper noch immer nicht gehörig erstarkt war, der Knabe auch eine äußerst

reizbare Natur, verbunden mit Festigkeit des Willens, und eine leicht aufzuregende Phantasie besaß, so glaubte der Vater, immer noch seinen Neigungen und Fähigkeiten freien Spielraum lassen zu müssen, und als dann endlich die Ausbildung begann, konnte sie zuerst nur langsam vor sich gehen. Bei der Lebendigkeit und leicht erregten Einbildungskraft des Knaben war die größte Vorsicht geboten. Als die Eltern im April 1797 den Kleinen mit in das Komödienhaus nahmen, und die Mutter ihn eben auf dem Schoße hatte, bekam er plötzlich Konvulsionen. Man hielt den Anfall für eine Folge vom Eintreten der späteren Zähne. Das Kind erholte sich zwar bald wieder; aber die Eltern, besonders die Mutter, blieben in steter Sorge aus Furcht vor einer Wiederkehr des Uebels.

Mit dem Gedeihen des Körpers entwickelten sich auch seine geistigen Fähigkeiten. Der Vater, der zwar die Meinung hatte, daß man am besten die Kinder selbst unterrichte, scheint doch sehr bald aus verschiedenen Gründen den einen oder anderen Lehrer in sein Haus genommen zu haben. Wohl las er noch im Laufe des Sommers manches über Erziehung, dachte über das Gelesene nach und verfiel aus pädagogischen Rücksichten zuletzt auf das Studium der Natur; wohl ging er so vorbereitet an die Unterweisung des Sohnes. Aber nur zu bald machte er die Bemerkung, daß dessen Aufmerksamkeit nicht leicht zu fesseln war, zumal da er keinen sonderlichen Trieb zum Lernen hatte; war seine Teilnahme aber einmal erregt worden, so faßte er allerdings leicht. Diese Beobachtung und Mangel an Zeit veranlaßten den Vater, zunächst wenigstens den Elementarunterricht des Kindes im Rechnen und Schreiben dem Lehrer Guthmann zu übertragen.

Am meisten Freude machte dem Knaben das Rechnen, in dem er es bald zu einer ziemlichen Fertigkeit brachte. Daneben trat bereits früh musikalische Begabung hervor; schon bei Beginn des Jahres 1799 konnte er zur Freude des Vaters ein paar Stückchen ganz artig auf dem Klavier spielen. Im allgemeinen fehlte es dem munteren, oft wilden, sogar leidenschaftlichen, daneben aber gutartigen Knaben nicht an Fähigkeiten; er war jedoch zu leichtsinnig und unstät, sie zu gebrauchen. Zeugnis dafür legt das früheste, uns von Theodor erhaltene Schriftstück ab, ein Brief, den er im Alter von acht Jahren an seinen Freund Fritz Henoch schrieb:

„Mein lieber Fritz.

Wen Du wilst so gut sein so kom zu mir mit Deiner Swester wen Sie mitkommen will, meine Swester ist bey Malgen und meine Eldern in Geschelsaft

Ich bin Dein ewigerfreund
Car Körner
Die Andwort schriflich.

An meinen Fritz.
Sond. den 14ten December 1799.

Aus dieser Zeit etwa stammt das älteste charakteristische Bild von Theodor. In Pastell von Dora gemalt, zeigt das lebensgroße Porträt (Kniestück) den Knaben mit einem von langen, dunklen Locken reich umwallten Haupte. Aus den Augen spricht froher Lebensmut, und ein um die Lippen spielender Zug verrät den künftigen Schalk.

Viel leichter als Theodor war Emma zu erziehen! Alles trieb sie mit vielem Ernst, weil sie wirklich Freude daran fand. Ueberall, namentlich im Zeichnen, machte sie gute Fortschritte, wie sie überhaupt bei allem, was sie anfing, eine gewisse Geschicklichkeit zeigte. Hatte sie genug gearbeitet oder kehrte sie von der Galerie, wo man ihr viel Schönes über ihr Kopieren gesagt hatte, nach Hause zurück, so nahm sie, die glücklicherweise ein unbefangenes, heiteres Geschöpf geblieben, ihre Puppe und tanzte und spielte mit ihr, als ob nichts vorgefallen wäre. Die Weiblichkeit der Tochter machte auf den Vater einen gar lieblichen, wohlthuenden Eindruck. Theodor war mehr und mehr erstarkt; vielfältige gymnastische Uebungen hatten ihm, von dem der Vater noch im Jahre 1798 an Schiller geschrieben, daß er oft ungraziös sei, ziemliche Gewandtheit und Kraft gegeben, sodaß die Eltern wenigstens in dieser Beziehung nunmehr beruhigt in die Zukunft schauen konnten. Körner fand sein schönstes Glück ganz in des Hauses Schranken; die Erziehung der Kinder und seine neue Stellung nahmen ihn ganz in Anspruch, und kaum regt sich in ihm ein anderer Wunsch als höchstens der, daß Schiller ihn besuchen möchte.



Theodor Körner als Kind. Nach dem Dora Stock'schen von Emma Körner als Miniaturbild angefertigten Pastellgemälde. Original im Körnermuseum.

Im Jahre 1800 blieben Körners Verhältnisse im wesentlichen die nämlichen, nur daß ihm seine amtliche Stelle nach und nach immer mehr Zeit zu freier Verfügung übrig ließ.

Beim Jahrhundertwechsel erneuern die Freunde gleichsam ihren Bund und wünschen es zu erleben, daß er sich in ihren Kindern fortsetze. Besonders hoffnungsfreudig spricht Körner: „Seit der Zeit, da unser Bund geschlossen wurde, sind mehrere Jahre verflossen, aber unsere Seelen haben nicht gealtert. Und dafür

werden wir beide sorgen, daß Geist und Herz noch lange in uns frisch und jugendlich bleibe. Einem Vater wird dies ohnehin leichter, der sich nicht Mühe gegeben hat, seine Kinder vor der Zeit alt zu machen." Zugleich berichtet er, daß er wenigstens in seinem Hause sich eine kleine Feierlichkeit beim Eintritt des neuen Jahrhunderts nicht habe versagen können. „Einige Blasinstrumente spielten eine gefällige Melodie, als der erste Glockenschlag von zwölf gehört wurde. Schnell wurden allen Anwesenden die Augen verbunden, und man sang das Lied:

Mit Nacht seid ihr umgeben;
Doch einer Freundin Hand
Läßt Bilder euch umschweben,
Erhellt das dunkle Land:
Wohl euch, wenn ihr zur Seite
Kein böser Dämon steht!
Blickt mutig in die Weite,
Wenn ihr sie im Geleite
Der Lieb' und Hoffnung seht.

Sodann öffnete sich die Thüre, und angestimmt wurde:

Weg vom Auge nun die Binde!
Stimmt in unsre Lieder ein!
Gram aus jedem Herzen schwinde,
Das wir ew'ger Jugend weih'n.
Schaut die Göttin! Atmet freier!
Euch umstrahlt ihr mildes Licht,
Und bei des Jahrhunderts Feier
Birgt für euch der Zukunft Schleier
Ihre holden Blumen nicht.

Die Binden wurden von den Augen genommen, und man sah Minna, Dora und Emma mit Blumen geschmückt und halb verschleiert, die die Statue der Hebe kränzten." Körner liebte derartige Feste, die er für die Poesie des Lebens hielt, außerordentlich. Besondere Freude machte es ihm, in den Kindern den Familiensinn zu wecken und zu fördern: sie wurden frühzeitig zur Teilnahme an Rätselspielen, Deklamationen, musikalischen Vorträgen und dramatischen Aufführungen im Hause, die oft den Vater selbst, wie wir aus früherer Zeit wissen, zum Autor hatten, herangezogen. Hin und wieder verfaßte dieser auch bei Familienfesten oder sonstigen feierlichen Gelegenheiten kleinere Gedichte, die da Zeugnis ablegen von dem tieffühlenden Herzen des glücklichen Vaters und Gatten. So richtet er an eines der Kinder folgende Strophen:

„Leicht durchhüpfst Du die Welt im Frühling des Lebens. Die Mutter
Freut sich sorgend. Sie wacht, bist Du im Traume beglückt.
Aber es wächst ihr Vertrauen mit jedem scheidenden Jahre,
Dankbar schaut sie zurück, vorwärts mit Hoffnung und Mut."

Dann wieder hat eins der Geschwister die Mutter aus irgend einer liebevollen Veranlassung in seinem Auftrage mit den Worten zu begrüßen:

„Nimm, Mütterchen, die Blumen hier!
Für Dich gab sie der Vater mir,
Zwar weiß ich nicht, was es bedeute;
Doch freu' ich mich, weil er sich freute!
Sieh ihn nur an — Mit dem Gesicht
Sah ich ihn, seit ich lebe, nicht."

Oder er befindet sich auf Reisen und gedenkt aus der Ferne seiner Gattin in folgenden Distichen:

„Der Ehemann auf Reisen.

Wohl mir! Es prangt um mich her die Natur in der üppigsten Fülle
Und was die höhere Kunst hier seit Jahrtausenden schuf.
Aber beim frohen Genuß, wie bei der ernsten Betrachtung
Folgt mir ein liebliches Bild, das aus der Ferne mir winkt.
Und aus der fremden Welt seh' ich heiter zurück nach der Heimat,
Wo ein empfänglich Gemüt auch ein Arkadien fand."

Und endlich, zum 7. August 1801, seinem Hochzeitstage, widmet er seiner Minna in dankbarer Erinnerung an all das Gute, was er in seiner Ehe reichlich genossen, folgende Zeilen:

„Festlich gestimmt erwach' ich und blicke dankbar gen Himmel,
Und er zeigt mir ein Bild würdig des heutigen Tags.
Klar und mild ist die Bläue, nur lichte Streifen von Wolken
Zeigen sich einzeln, doch bald hat sie ein Lüftchen verweht.
Alles umglänzt und verherrlicht vom Strahle der freundlichen Sonne —
So ward einst meine Welt, Liebe, durch Dich mir verklärt."

Zu den größten Festen im Körnerschen Hause gehörten natürlich die Besuche Schillers. Zum letzten Male kam dieser am 9. August 1801 nach Dresden. An demselben Tage zog er nach Loschwitz hinaus und blieb da bis zum 1. September. Wieder waren es herrliche, heitere Tage, die man da verlebte. So oft Körner konnte, besuchte er den Freund und weidete sich an der Gesundheit und Kraftfülle seines Geistes; er selbst fühlte durch den Verkehr seine Existenz bereichert und verschönert. Weitere vierzehn Tage brachten dann Schillers noch in Dresden selbst zu, wo besonders die reichen Kunstschätze besichtigt wurden und Anlaß zu anregenden Gesprächen boten. Charlotte hatte dabei Gelegenheit, das feine Kunstverständnis Doras zu bewundern; nicht weniger erstaunt aber war sie über die herrlichen Gemälde, die diese kopiert hatte. Zwei Bilder besonders waren ihr im Jahre 1800 gelungen: Guido Renis Amor und Correggios Magdalena. Den Versuch, das letztere in Pastell zu malen, hatte sie seiner Zeit für ein ungeheures Unternehmen erklärt; um so größer daher ihr Triumph und ihre Freude, als sie es nach acht Wochen glücklich geendigt hatte. Auf Charlottens

Empfehlung bestellte deshalb später die Herzogin von Rudolstadt eine Kopie der Sixtinischen Madonna bei Dora.

Verflossen so die Tage höchst angenehm, so gewährten doch den größten Genuß die Abende, wo Körner frei von Geschäften sich ganz seinem Freunde widmen konnte. In geistreicher Unterhaltung, an der sich öfters auch Geßler und Schönberg, die trauten, liebenswürdigen Hausfreunde, beteiligten, verflossen die Stunden und Tage nur zu schnell. Geistig und körperlich gestärkt schied Schiller am 15. September von Dresden, aber doch mit einer gewissen wehmütigen Stimmung, als flöge eine Ahnung durch seine Seele, daß er diesen Ort nicht wiedersehen würde.

Körners begleiteten die Familie bis Leipzig, um einer Aufführung der „Jungfrau von Orleans" durch die Sekondasche Gesellschaft beizuwohnen. Dort konnten sie sich auch an den Ovationen erfreuen, die Schillern während und nach der Vorstellung dargebracht wurden. Die Nachklänge in den damaligen Briefen sagen uns, daß Schiller bei Körners zu Hause war, daß er zu ihnen gehörte, und Körner hatte wieder gesehen, was ein Mensch bei ernstem Wollen zu leisten im stande sei. „Laß uns," so schreibt er, „so oft als möglich diesen Genuß der Zusammenkunft erneuern. Ein solcher Bund als der unsrige wird weder von Dir noch von mir jetzt mehr geschlossen."

Lebhaft bewegte nun Theodors Entwickelung das Herz des Vaters. Die in dem Knaben schlummernden Anlagen und Neigungen hatten sich mehr und mehr entfaltet. In steter Berührung mit der Natur war sein Blick für die Vorgänge und Erscheinungen in ihr geschärft worden. Auge, Ohr und Hand waren bei ihm glücklich organisiert und wurden zeitig geübt. Besondere Neigung zeigte er für Mathematik, Naturkunde und Geschichte, während er für die Erlernung der Sprachen weniger Liebe und Talent hatte. Auffallend war sein fortdauernder Widerwille gegen das Französische, selbst dann noch, als er in den anderen, älteren und neueren, Sprachen schon weitere Fortschritte gemacht hatte. In besonders hohem Grade fand sich bei ihm Sinn für die Kunst. Seine Versuche im Zeichnen und in der Erlernung mehrerer musikalischer Instrumente, zuerst des Klaviers, dann der Violine, Flöte und Zither und endlich der Guitarre, der er treu blieb, verrieten ein großes Talent dafür. Daneben aber trat schon frühzeitig eine eigenartige Vorliebe für die Dichtkunst hervor. Schiller und Goethe waren die Lieblingsdichter in dem elterlichen Hause und Schillers Balladen wahrscheinlich die ersten Gedichte, die der Knabe zu lesen bekam. Gar bald werden wir seinen frühesten dichterischen Versuchen begegnen, die der Vater bei seinem hohen Begriffe von der Kunst nur duldete, nicht begünstigte.

Die Verhältnisse des Elternhauses waren in jeder Beziehung geeignet, jeden Keim des in dem Sohne schlummernden Talentes zur schönsten Blüte zu ent-

7*

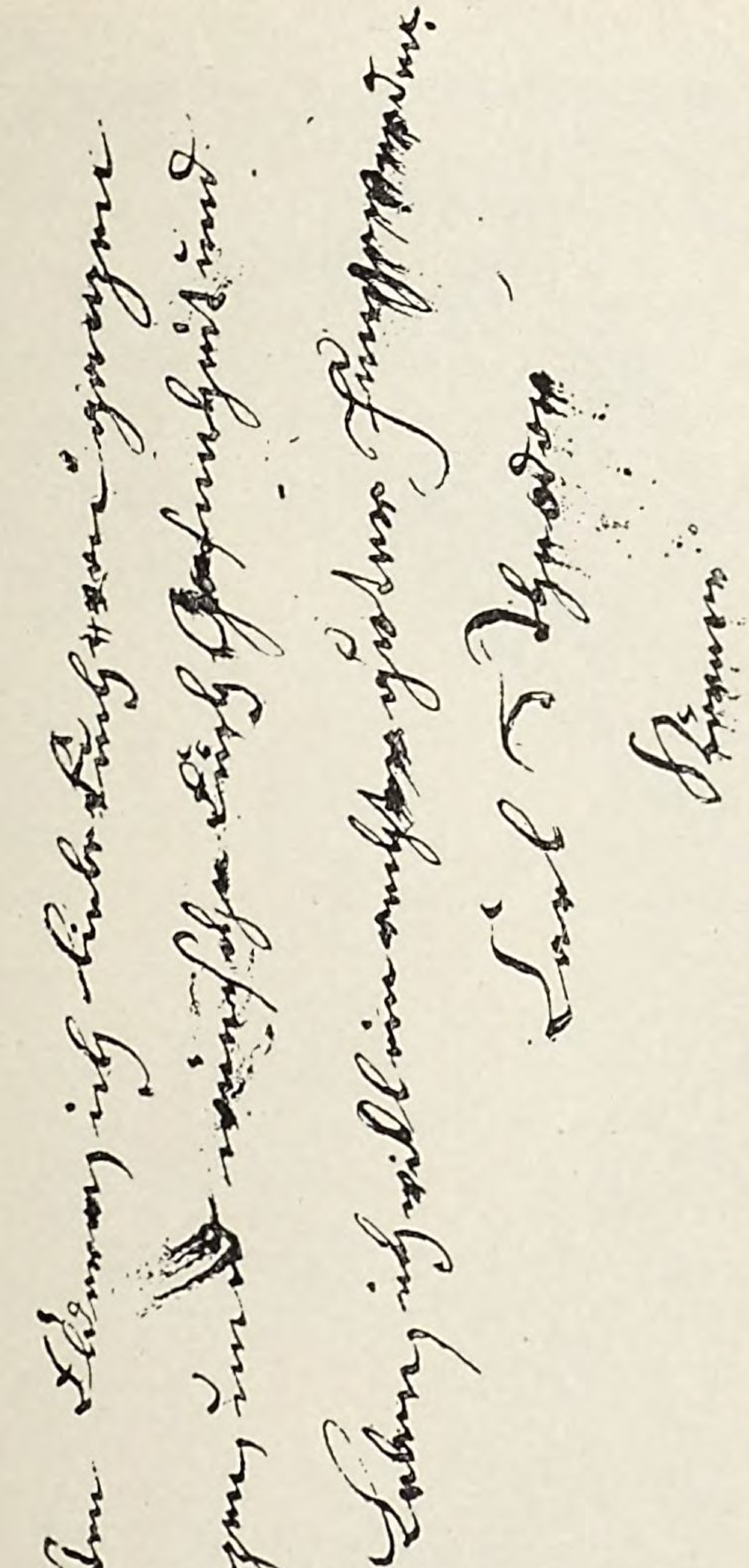
falten und auch seiner Charakterbildung die edelste Richtung zu geben. In der Familie, die durch Liebe und gegenseitiges Vertrauen zu einem freundlichen Ganzen sich vereinigte, war alles für Poesie und Musik empfänglich; bei dem weiblichen Teile fehlte es dabei nicht an Talent für Zeichenkunst und Malerei; die Freunde des Hauses trugen dazu bei, daß in der besseren Gesellschaft kein drückender Zwang gefühlt und der Wert des feinen Umganges geschätzt wurde. Alles dies konnte seinen erziehlichen Einfluß auf den empfänglichen Sinn des Knaben nicht verfehlen. Zu den ausgesuchten Zirkeln, die sich oft genug bei Körners versammelten, wurde der Sohn des Hauses frühzeitig zugelassen; hier wurde er mit Wohlwollen behandelt, weil er nicht vorlaut und beschwerlich, sondern lebhaft, ungekünstelt und teilnehmend war. Hier lernte er von frühester Jugend an Hochachtung vor allem Heiligen, Erhabenen und Göttlichen. Nach des Vaters Anschauung, der in Liebe und Vertrauen die Hauptmittel seiner Erziehung sah, sollte er „die Religion nicht als finstere Zuchtmeisterin und Störerin unschuldiger Freuden, sondern als eine seelenerhebende Freundin kennen lernen; durch edlere Triebfedern als durch die Furcht" sollte er zum Guten veranlaßt werden. Und wenn Theodor uns später als die Idealgestalt eines deutschen Jünglings, begeistert für die höchsten Güter der Menschheit, entgegentritt: der Dank dafür gebührt in erster Linie seinem Vaterhause.

Einzelne Bemerkungen über die Entwickelung der Kinder in des Vaters Briefen stehen am besten in chronologischer Reihenfolge nacheinander.

Am 12. Januar 1800 schreibt er an Schiller: „Die Kinder sind wohl und bilden sich immer mehr aus. Beide sind gutartig, aber sehr verschiedene Naturen. Emma ist in allem zierlich und streng gegen sich selbst. Was sie unternimmt, gelingt ihr, wenn besonders Fleiß, Aufmerksamkeit und ein feiner Blick dazu gehört. Karl hat viel Anlagen und faßt schneller als Emma, aber er bringt wenig vor sich, weil er immer nur Augenblicke bei einer Sache bleibt. Sein Körper wird indessen immer fester und gewandter."

Am 20. April 1801 an Schillers Gattin: „An meiner Emma würden Sie manche Freude haben. Sie ist ganz so, wie ich sie wünsche, und wird ein braves deutsches Weib werden, herzlich und voll innigen Gefühls, auch geschickt in allem, was sie unternimmt, aber natürlich, heiter und ohne alle Anmaßung. Karl kann jetzt wenig Menschen außer seinen Eltern angenehme Empfindungen machen. Er ist in der Periode, da die Knaben sehr ungraziös sind. Bösartig ist er nicht, und mitten unter seinen leichtsinnigen und ungezogenen Streichen treffen wir auf Züge, die sehr für sein Herz beweisen. Auch faßt er schnell und stellt sich zu allem ziemlich geschickt an, sobald er seine Aufmerksamkeit sammelt."

Am 24. Dezember 1801 schreibt die Mutter an Tante Ayrer: „Karl und Emma wachsen zusehends und sind beide sehr fleißig. Emma ihre Erziehung



Theodor Körners erster geschriebener Neujahrswunsch. Original im Körnermuseum.

wird bald vollendet sein; sie wird immer mehr und mehr eine erwachsene Person; sie hat das Glück, daß sie jedermann liebt, der sie kennt, und daß sie immer als Muster anderen jungen Mädchen vorgestellt wird."



Minna Körner. Pastellbildnis von Dora Stock. Original im Körnermuseum.

Einige Briefchen des Knaben zeigen seine Vorliebe für Naturkunde. Der eine ist, wie der früher angeführte, an seinen Jugendfreund Fritz Henoch gerichtet.

„Wen Du willst so gut sein und heute in Garten kommen, so thust Du mir einen sehr großen Gefallen. Ein Schmederlings Eisen kost sechs Groschen.



Emma Körner. Pastellbildnis von Dora Stock. Original im Körnermuseum.

Die Nahmen der Schmederlinge erfahre ich alle. Ein Buch bekomme ich von meinen Väterchen.

Dein Getreuer Freund
Carl Körner.“

Aus einigen Zeilen an Adolph von Göphardt sehen wir, daß er Steine sammelt und Fortschritte im Violinspiel macht. Ein ebenfalls aus jener Zeit stammender Neujahrswunsch rührt durch seinen kindlichen Ton: (sieh S. 101).

„Besten Eldern, ich liebe Euch von ganzen Herzen, und wünsche Euch Gesundheit und langes Leben, ich will ein recht guter Junge werden.

Carl Theodor Körner.“

Im Anfang Mai 1802 verließen Körners ihre freundliche Wohnung am Palaisplatz und siedelten nach dem Hause Nr. 753 in der Moritzstraße über, das Vater Körner im Jahre vorher gekauft hatte. Dies Haus bewohnten sie bis zu ihrem Scheiden aus Dresden; heute flutet über den Platz, wo es stand, der rege Verkehr der König=Johann=Straße. Als der Umzug vollendet war, teilte Dora die sie bewegenden Gefühle ihrer Freundin Lotte mit: „Nun Gott sei Dank! es ist alles überstanden, und wir sind alle gesund. — Der Allmächtige schenke dem geliebten Körner und uns Gesundheit, um heiter die Tage im neuen Hause zu verleben! Der schöne, freie Himmel der Neustadt ward uns anfänglich schwer zu vergessen, besonders der geliebte Palaisgarten den Kindern, wo sie ihre schöne Jugendzeit in süßer Freiheit verlebten. Karl fühlt es härter als die zierliche Emma, bei der bald die Jungfrau das spielende Mädchen unterdrücken wird. Die Verhältnisse des Hofmeisters wollen dem lärmenden Knaben gar nicht behagen. Die Zeit des Säens ist bei Karl nun gekommen. Es war so manches Unkraut unter der milden Hand der Mutter gewachsen, und die Männeraufsicht wird ihm wohlthätig sein, so schwer es ihm wird; er wird sich an die Notwendigkeit gewöhnen lernen.“ Bisher hatte der Vater im Verein mit Minna und Dora den Unterricht des Sohnes geleitet; jetzt, nach der Uebersiedelung in das neue Haus, erhielt Theodor zugleich mit einer eigenen Stube einen Hofmeister. Bei der Vielseitigkeit seiner Interessen und bei der hohen Veranlagung seines Sohnes mochte es nunmehr dem Vater geratener erscheinen, den Unterricht nach festeren pädagogischen Prinzipien erteilen zu lassen und den Knaben an einen gewissen Zwang, an Regelmäßigkeit und an den Ernst des Lebens zu gewöhnen. Ihn dem pedantischen Schulunterricht zu übergeben, hatte er noch keine Lust; für wichtiger hielt er, ihn sich noch immer viel im Freien tummeln zu lassen. Daher wurden denn auch die gymnastischen Uebungen, die ja damals in den Schulen wenig berücksichtigt waren, fortgesetzt, und Elastizität und Geschwindigkeit wurden dem Knaben immer mehr zu eigen, sodaß er als Jüngling bald für einen raschen Tänzer, dreisten Reiter, tüchtigen Schwimmer und besonders für einen geschickten Fechter galt. Daneben mußte auch sein Talent für Musik und Poesie in die rechten Bahnen geleitet werden. „Auf der Violine,“ so schreibt der Vater später, „versprach er etwas zu leisten, als ihn die Guitarre mehr anzog. Seine Zither am Arme dachte er sich schon frühzeitig gern zurück in die Zeit der Troubadours.

Für dieses Instrument und für den Gesang glückten ihm mehrere kleine Kompositionen, und sein richtiges, feines Spiel wurde mit Vergnügen gehört." Gewiß war es für den Lehrer keine leichte Aufgabe, den an Freiheit gewöhnten Knaben für einen streng geregelten Unterricht zu gewinnen. Wie er es angefangen und was er geleistet, wird nicht berichtet; doch scheint er nach einer späteren Aeußerung des Vaters ebenso wie die folgenden Lehrer nicht recht seiner Aufgabe gewachsen gewesen zu sein.



Schul- und Zeichenbücher Theodors. Im Körnermuseum.

Ueber das Leben und Treiben der Kinder aus dem Jahre 1802 wird noch folgendes berichtet: Am 23. September wurde Theodors Geburtstag gefeiert. Zu Ehren dieses Tages richtete der Vater folgendes Distichon an ihn:

„Hoffnungsvoll ergreif' ich dies Blatt; ein Vater ist glücklich,
Bleibt ihm ein würdiger Platz unter den Freunden des Sohns."

Ein Freund wollte der Vater dem Sohne sein; ein treuer Freund ist er ihm stets gewesen und geblieben, in Leid und Freud. Um die Eltern zu erfreuen, hatten sich Emma und Theodor für den Tag im Verein mit einer Freundin (Frl. Aster) ein kleines Lustspiel, „Die beiden Billets", von Anton Wall, eingeübt. Die Mutter hatte ihnen ein kleines Theater aus Coulissen, die Racknitz geliehen, im Zimmer aufbauen lassen. Theodor spielte den „Schnaps" nicht übel, echt komisch, und auch Emma gefiel in der Rolle des „Röschen" den Zuschauern.

Zu Weihnachten übergab Theodor seinem Vater ein Geschenk mit folgenden Zeilen:

„Lieber Vater.

Dieses alles habe ich bei meinem Lehrer eingesammelt.

Es soll Dir ein kleiner Beweis meiner Aufmerksamkeit sein und ich will mich immer bestreben recht viel zu lernen, um daß ich Dir und meiner guten Mutter Freude mache. Nimm dieses als Weihnachtsgeschenk an

von Deinem Carl."

Das Geschenk bestand aber in einem Großoktavhefte mit lateinischer Widmung und mit fünf Uebersetzungen aus dem Griechischen, dem Lateinischen und dem Französischen, alles schön von der Hand des Knaben geschrieben. Wieweit der Lehrer dabei geholfen hatte, läßt sich freilich nicht sagen; jedenfalls aber werden diese Erzählungen aus der Mythologie und aus Ovid, diese Kapitel aus dem jugurthinischen Kriege des Sallust und das Gemälde einer Schlacht von Mercier nicht bare Vorspiegelungen für den Vater gewesen sein. Sicherlich hatte der elfjährige Knabe schon erhebliche Fortschritte gemacht.

Auch der Jahresschluß wurde wieder durch theatralische Aufführungen im Hause gefeiert, indem die Kinder zwei Komödien, den „Stammbaum" von Anton Wall und den „Hahnenschlag" von Kotzebue, spielten, wieder zur vollen Zufriedenheit der Eltern. Leider erkrankten Emma und Theodor bald darauf recht ernstlich, sodaß die besorgten Eltern, wenigstens bei Theodor, Ursache hatten, ein Nervenfieber zu befürchten. Als sie wiederhergestellt waren, gestand der Arzt Demiani, daß beide das Scharlachfieber gehabt hätten. Schiller, dem man von der Erkrankung der Lieblinge geschrieben, antwortete, wie natürlich, höchst teilnehmend, wünschte den Eltern einen recht guten Arzt, „da man einmal ohne diese Hausplage nicht leben könne", und empfahl stärkende Mittel und größte Sorgfalt in der Diät und Lebensweise auch noch für eine gute Weile nach der Krankheit.

Zur Genossin erhielt das Geschwisterpaar Julie Kunze aus Leipzig, deren Vater, der getreue Freund Körners, vor kurzem gestorben war. Julie, zwei Jahre älter als Emma, war ein gutartiges Wesen und gab für die Tochter des Hauses eine gute Gesellschaft ab. Die Geschwister schlossen sich bald aufs engste an ihre neue Gespielin und Gefährtin an, alle blieben sie das ganze Leben hindurch in treuester Freundschaft und Liebe einander zugethan. Aber auch die Eltern sollten an dem neuen Mitglied ihres Hauses reiche Freude erleben. Julie besaß viel Talent und Eifer fürs Singen, und da auch Emma und Theodor ein feines musikalisches Gehör hatten, so ließ der Vater allen dreien alsbald von einem sehr guten Meister Unterricht im Gesang erteilen, sodaß er sich manchen musikalischen Genuß in seinem Hause versprechen konnte. Aus der Antwort, die

Schiller auf diese freudige ihm zugegangene Mitteilung an Körner schrieb, ersehen wir, daß Theodor kurz zuvor denselben um ein Schaukellied gebeten. Dem Dichter war jedoch von seiner Beschäftigung mit dem Wilhelm Tell der Kopf ganz



Julie v. Einsiedel geb. Kunze, von 1786 bis 1849. Nach Joh. Friedr. Tischbeins Oelbildnis.
(Original im Besitz von Fräulein E. Kunze in Elster.)

wirbelicht, daß er des Knaben Wunsch für den Augenblick nicht erfüllen konnte: doch wolle er schon einmal an ihn denken, wenn's auch nicht gerade ein Schaukellied sei.

Von den Besuchen des Jahres 1803 muß besonders Zelter, der Dirigent

des großen Berliner Singinstituts, genannt werden, der sich am 11. Juni, von Schiller empfohlen, einstellte. Körner, der ja die Musik außerordentlich liebte und gern musikalische Gesellschaften und Konzerte besuchte, fand den Gast sehr interessant. Nachdem er mit ihm einige musikalische Fragen erörtert und einige neue Kompositionen, unter denen ihm „Der Kampf mit dem Drachen", „Die Sänger der Vorwelt" und „Hero und Leander" die liebsten waren, gehört hatte, lautete sein Urteil über ihn: „Geist und Charakter ist überhaupt an ihm nicht zu verkennen, nur scheint mir seine musikalische Ausbildung zu einseitig. Für die Produktion mag eine solche Bestimmtheit gute Folgen haben, aber für die Unterhaltung über Kunst vermißt man nicht selten die Grazien. Bei ihm gilt nichts als Fasch, Händel, Bach und einige wenige. Ich denke mir aber das Reich der Tonkunst weit größer, wo es für viele andere noch Raum giebt. Ueber manches treffliche Talent, wofür es ihm vielleicht an Feinheit des Sinnes fehlt, urteilt er auf eine wegwerfende Art, und manches, was er vorzüglich schätzt, kommt mir wie ein musikalisches Rechnungsexempel vor. Ueber das Philosophische der Theorie wünschte ich noch mit ihm zu sprechen; doch muß ich aus einigen Aeußerungen vermuten, daß er nicht tief genug eingedrungen ist und sich zu sehr an Autoritäten hält. Es giebt allerdings in der modernen Musik eine gewisse Weichlichkeit, ein üppiges Bestreben, das Ohr zu kitzeln, ohne den Geist und das Herz zu befriedigen, wogegen es Pflicht ist zu eifern. Aber uns deswegen bloß auf derbe nordische Kraft zu beschränken, wäre eine andere Art von Extrem. Auch in der Musik liegt das Erhabene nicht bloß im Gebiete des Schwierigen, und es giebt schöne Formen, die man durch richtige, aber trockene Zeichnung nicht erreicht. Zelter selbst müßte einen großen Teil seiner eigenen Arbeiten verachten, wenn er konsequent wäre. Kurz, ich würde mich oft mit ihm streiten, wenn wir zusammen lebten, ungeachtet ich ihn gewiß sehr hochschätze."

Erst später, zuerst 1810 in Dresden und dann in Berlin, sahen sich Körner und Zelter wieder und knüpften von neuem Beziehungen an.

Höchst gespannt war Körner, die Herzogin-Mutter Amalie von Sachsen-Weimar, die in demselben Jahre nach Dresden kam, kennen zu lernen, die Frau, die so viele Gelegenheit gehabt, sich für höheren geistigen Genuß auszubilden. Zu seiner Freude lud sie ihn nebst Minna, Emma und Julie — Dora befand sich damals wieder in Löbichau — einige Male zum Thee ein; ja, sie besuchte sogar das Körnersche Haus und besah sich Doras Gemälde. Die Familie war entzückt von ihrem Wesen, von ihrer Zutraulichkeit und Gutmütigkeit, zumal da sie auch Sinn für Kunst und feinen Lebensgenuß zeigte.

Ueber das damalige Leben und Treiben im Körnerschen Hause giebt der beliebte Romanschriftsteller Friedrich Laun ausführlich Auskunft. Dieser Bericht eines Zeitgenossen verdient unsere besondere Aufmerksamkeit:

„Das Körnersche Haus gehörte in kurzem nicht nur zu den wenigen ehrenvollen Ausnahmen, in denen weder Adel noch Orden, noch irgend eine äußere Auszeichnung, vielmehr bloß wahrhafte Bildung und Intelligenz Zutritt erhielten, sondern es durfte sich sogar rühmen, hierzu den Ton angegeben zu haben. In ihm regulierte sich ein recht mannigfaches glückliches Gesellschaftsverhältnis gleichsam von selbst. Wen auch weder die geistige Liebenswürdigkeit seiner drei Begründer noch der Reiz angezogen hätte, den hohen Sänger des Liedes an die Freude von Angesicht zu erschauen, den fesselte, auch nachdem dieser längst in Weimar des fortdauernden Verkehrs mit Goethen sich erfreute, die ganze Einrichtung des gastfreundlichen Hauses und dessen völliges Abweichen von den meisten übrigen Häusern durch anständige Zwanglosigkeit und eine Einfachheit, eben so weit entfernt von Prunk und Hoffart als von unzureichender Bequemlichkeit. Fremde und Einheimische fanden ihre Rechnung in seinen behaglichen Räumen und bei der Frugalität seiner Tafel und Büffetts, zumal da in der Regel vermöge der dortigen freien Bewegung der Rede der mannigfachste Gesprächsstoff sich recht heiter und anmutsvoll zu gestalten pflegte. Wissen und Kunst, denen in diesem Lokal ein Freihafen offen stand, mußten zwar beim Eintritt ihre pedantischen Formen zurücklassen, fühlten sich dann aber auch um so wohler in der lieben, trauten Umgebung. Gemeiniglich übernahmen die drei häuslichen Autoritäten die Leitung der allgemeinen Unterhaltung im stillen und ohne daß jemand solches inne wurde. Des ansehnlichen, würdevollen Hausherrn vielfache Präponderanz that hierin das meiste und wußte stets eine imponierende Haltung zu behaupten. Der Hausfrau, zu Anfang der ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts schon über ihre Blütezeit weit hinaus, war — zufolge übereinstimmender Berichte — früher bei einer noch fortdauernden, unvergleichlichen Figur die ausgezeichnetste Grazie eigen gewesen, deren Spur noch immer mächtig nachwirkte, sodaß oft durch einen einzigen ihrer milden Blicke ein Scherz, der aus der Art zu schlagen drohte, auf der Stelle in seiner rechten Bahn fest gehalten wurde. Und der dritten Person, ihrer Schwester Dorothea, fiel ebenfalls kein geringer Teil der Unterhaltungsdirektion zu. Mit scharfem, zuweilen zu schonungslosem Witze reich begabt, war sie mitunter eine arge Zuchtrute, vor der die Voreiligkeiten mancher Anwesenden auf ihrer Hut zu sein alle Ursache hatten. Ein Beispiel wird solches ins Licht stellen.

Einen stehenden Artikel des allgemeinen Gesprächs bildete besonders die Malerei im Körnerschen Hause. Als Malerin von großem Rufe wußte Dorothea Stock vor Anträgen zu Porträts nach der Natur und zu Kopieen von Dresdner Galeriegemälden sich zuweilen kaum zu retten. Überhaupt hatte die berühmte Dresdner Gemäldegalerie nicht lange erst angefangen, eine vorherrschende Modesache zu werden. Wer von eleganten Herren und Damen nicht riskieren wollte,

selbst aus der Mode zu kommen, der mußte wenigstens dann und wann in den Mittagsstunden auf ihr sich einstellen, nicht gerade, um der dortigen Kunstschätze froh zu werden, sondern hauptsächlich, um sich davon zu unterrichten, ob der auf der Galerie von selbst zusammengeflossene, in seinen Ansichten ziemlich wetterwendische Kunstareopag soeben dem Rafael, Correggio, Tizian, Rubens, Dürer oder welchem anderen Patriarchen der Malerei den Preis vor allen übrigen malerischen Autoritäten zuzuerkennen geneigt, oder was sonst in den Abendzirkeln der Stadt aus der Kunstregion Neues zu notifizieren sei. Bei den Körnerschen Soireen war auf dergleichen Neuigkeiten am sichersten zu rechnen. Wiewohl die Künstlerin Dorothea Stock im allgemeinen zu viel Takt besaß, um oft sogar dem Absurdesten, was dabei zu Markte gebracht wurde, offenbaren Widerspruch entgegenzusetzen, ließ sie sich einstmals doch durch das Cholerische ihrer Natur ohne Not zur Handhabung ihrer sarkastischen Zuchtrute verleiten. Der Gegenstand, um den es sich handelte, war, ich weiß nicht mehr welche alte Landschaft, die, obschon von großem Verdienste, soeben durch andere Kunstwerke in die öde Wüste der Vergessenheit gedrängt wurde. Einige Aristarchen und Aristarchinnen hatten sich offenbar das Wort gegeben, das verdrängte Bild nicht nur diesem trostlosen Zustande zu entreißen, sondern ihm sogar den höchsten Ehrenplatz im Reiche der Kunst zuzuerkennen. Die Einwendungen dagegen blieben jedoch nicht aus. Einstmals hatten die Debatten darüber auf der Gemäldegalerie den ganzen Vormittag weggenommen, und der mittägliche Schluß der Thüre hatte stattgefunden, ehe die Kunstkennerei das abgehandelte Thema zum Schluß gebracht. Eine ältliche Dame, vermöge der Kraft ihrer Lunge und einer seltenen Volubilität ihres Mundwerkes in solchen Fällen häufig den Sieg ihrer Meinung davontragend, konnte es nicht verschmerzen, daß ihr die beabsichtigte Apotheose jener Landschaft mißlungen war, und parlamentierte beim Hinabmarsch über die Galerietreppe mit dem übrigen Kunstgerichtspersonal ziemlich laut und nicht ohne Anzüglichkeiten über den Gegenstand. Sie stellte sich auch zur Soiree bei Körners nebst mehreren gleichgesinnten Kameraden und Kameradinnen diesmal zu allererst ein. War Dorothea auf ihre Seite zu bringen, so ließ sich ein Abschluß der unentschieden gebliebenen Sache unter dieser anerkannten Autorität leicht gewinnen. Und sollte der unbedingte Beitritt der Künstlerin, wie allerdings zu fürchten stand, nicht zu erhoffen sein, weil sie bei solcher Gelegenheit, schon der Geselligkeit zu Liebe, selten entschieden Partei nahm, so war doch viel gewonnen, wenn Dorothea wie gewöhnlich eine Art von bewaffneter Neutralität behauptete. Und hierzu war bereits Anschein vorhanden. Fräulein Stock hatte während der begonnenen ferneren Verhandlungen als Zuhörerin zwar, ihren Mienen nach, an mancher Unverdaulichkeit sichtbar zu würgen gehabt. Aber der Triumph der Chorführerin trat doch aus dem anfänglichen Nebel immer klarer hervor. Da nahm indessen die Sache

infolge der Vermehrung der Gesellschaft rasch eine andere Wendung. Einige der vorzüglichsten Widersacher waren so zweckmäßig auf die Entkräftung der gegnerischen Ansichten und Vorspiegelungen vorbereitet, daß der schon im Siege begriffenen Meinung der Lorbeerkranz wieder aus der Hand gewunden wurde. In der steigenden Empfindlichkeit hierüber verlor daher die ältliche Wortführerin zuletzt alle Fassung dergestalt, daß sich ihr Zorn bis zu der wahrhaft unsinnigen Sentenz vergaloppierte, jeder, der in der versprochenen wundervollen Landschaft die Musik der Insekten im Grase nicht vernähme, sei ein aller fünf Sinne beraubter Halbmensch und unwürdig, auch nur einen Blick auf dieses erhabenste aller Menschenwerke zu thun.

Dem hierdurch herbeigeführten Lachsturme folgte aber eine diesem Hause ganz fremde revolutionäre Bewegung, die den geselligen Anstand vielleicht gefährdet hätte, wäre kein versöhnender Eingriff vonseiten des Körnerschen Ehepaars geschehen. Aber die schöne Mäßigkeit, womit dasselbe dabei zu Werke ging, wollte der hoch aufgeregten Stock diesmal nicht zureichen. Nur allzu lange hatte die bejahrte Phantastin die Geduld der mit größter Mühe Schweigenden auf die Folter gespannt. Sie verdiente Dorotheas Ansicht nach eine frappantere Zurechtweisung. Und so bemächtigte sich die Künstlerin nun des Wortes. Aber aus dessen anfänglichen Leuchtkugeln wurden unbemerkt wahre Brandraketen, vor denen der Gegnerin der Laut auf der blau gewordenen Lippe erstarb und jeder Blutstropfen aus dem unmittelbar zuvor noch pfirsichblutfarbigen Antlitze wich. — — Tief beschämt zog sich die Chorführerin samt ihren treusten Bundesgenossen zurück . . . .

Obschon nicht selbst Augenzeuge dieses Vorgangs ist mir solcher doch durch einen völlig glaubwürdigen Freund mitgeteilt worden. Er erinnert mich aber an einen andern, dem ich im Körnerschen Hause eines Sonntagsvormittags, wo sich in der Regel dort ebenfalls Besuch einfand, persönlich beiwohnte. Bei Gelegenheit eines Gesprächs über die auf der Dresdner Gemäldegalerie stattfindenden Nachbildungen dortiger Kunstwerke, von denen Dorothea Stock eben eine in Arbeit hatte, redete ein Mitanwesender diese Künstlerin also an: „Sie haben, Verehrte, ein eigentümliches Malheur mit der hiesigen Galerie: es sind gemeiniglich die schlechtesten Gemälde, welche Sie zum Kopieren auswählen.“ Man kann sich das allgemeine Erstaunen über dieses mit der unbefangensten Miene ausgesprochene Wort kaum vorstellen. Das Befremden war um so größer, da die Behauptung von einem Manne herrührte, dessen Kompetenz zu einem Kunsturteile, vielleicht vorzugsweise vor allen übrigen der eben Anwesenden, keinem Zweifel zu unterliegen schien. Die sonst in ähnlichen Fällen stets auf eine nachdrückliche Replik gefaßte Stock verlor auch so sehr alle Fassung, daß sie, ohne den kecken Gegner anzusehen, auf der Stelle diese Versammlung verließ.

und durchaus nicht eher zur Rückkehr in dieselbe zu bewegen war, als bis der Beleidiger sich entfernt hatte. Allerdings wollte man wissen, daß es zwischen diesem Kritiker und ihr schon seit einiger Zeit zu einer Spannung gekommen sei. Er gehörte nämlich zu den eifrigen Anhängern und Verfechtern der Grundsätze der romantischen Schule, welche auf die Malerei sich erstreckten, und nach denen die Romantiker eine große Zahl der zuvor allgemein für Meisterwerke geltenden Bilder als solche durchaus nicht anerkannten. Fräulein Stock formierte hierin die schroffste Opposition und wußte, wo sie mit Gründen nicht durchkommen konnte, häufig durch mutwilligen Witz die Lacher auf ihre Seite zu bringen. Dadurch sollte denn auch, wie man sagte, der sonst sehr feine und verständige Kritiker zu dem auffallenden Ausspruche sich aufgereizt gefühlt haben. Zu dessen Entschuldigung ist indessen nicht zu verschweigen, daß sich unter den Originalen der Stockschen Kopieen allerdings manches Mittelgute befinden mochte. Nur geschah der Künstlerin offenbar unrecht, wenn man die Wahl auf ihre Rechnung setzte, die doch in der Regel die zum teil gar wunderliche Liebhaberei der Auftraggeber verschuldete. Der bald darauf in ganz Dresden widerhallende Ausspruch ergötzte übrigens eine beinahe so große Menschenzahl, als sich an demselben geärgert hatte. Denn die romantische Dichtkunst gewann immer mehr Anhang, und man hielt Dorothea für sehr eingenommen gegen dieselbe. Das damals in Dresden seßhafte eigentliche Oberhaupt dieser Schule, Ludwig Tieck, beinahe der einzige, dem es glücken wollte, ihre Theoreme durch Meisterwerke, wie Zerbino, Genoveva, Octavian u. s. w., mit großem Erfolg ins Leben zu rufen, trug auch noch neben diesem durch die Kraft seines mündlichen Wortes viel dazu bei, den neuen Lehren immer mehr Eingang zu verschaffen. Auftritte, wie diese beiden, der soeben mitgeteilte und der durch die Absurdität der musikalischen Landschaft herbeigeführte, verdienten übrigens meines Erachtens vor vielen andern Erwähnung wegen ihrer großen Seltenheit im Körnerschen Hause, das immer allgemeiner als ein Muster des guten Tons betrachtet wurde, und in dem Dissonanzen ähnlicher Art fast unerhört waren.

Unter diejenigen vornehmeren Zirkel, von denen die absolute Notwendigkeit einer gesellschaftlichen Reform in Dresden zuerst anerkannt wurde, war der des Hausmarschalls Freiherrn von Racknitz zu zählen. Läßt sich auch diesem Manne kein so tiefes Studium in Kunst und Wissen nachrühmen wie Körner, so förderte er doch beides ungemein durch die Auszeichnung, die ihnen in seiner Umgebung widerfuhr. Während lange noch viele seines Standes eine besondere Ehre darin suchten, die seitherige Absonderung von den nicht bevorrechteten Kasten möglichst aufrecht zu erhalten, war Racknitz klug genug, weder dem Adel noch den durch sonstigen Rang oder Aufwand diesem gleich Geachteten ausschließend Sitz und Stimme in seinen Kreisen einzuräumen. Einzig die hinreichende Anständigkeit

und Intelligenz hatten hierauf ein Recht.. Wie Körnern so war auch ihm das vorzügliche Glück einer Gemahlin zu teil geworden, ganz geeignet, durch besonderen Geist und Takt die häuslichen Einrichtungen auf das zweckmäßigste ins Werk setzen zu helfen. Die Familien Körner und von Racknitz standen miteinander in vertrautem Umgange und stetem freundschaftlichen Verkehr.

Wie in Körners, so behauptete auch, dem Vernehmen nach, im Racknitzischen Hause die Unterhaltung eine höhere als die gewöhnliche Richtung. Namentlich konnte in beiden der in den meisten Gesellschaften für ein notwendiges Bedürfnis geachtete Spieltisch nur als Abweichung von der allgemeinen Regel gelten, die höchstens dann und wann aus besonderen Gründen stattfand. Bei Körners gehörte das Vorlesen interessanter litterarischer Produkte zu den bevorzugtesten Zweigen der Unterhaltung. Zuweilen unterzog sich Körner solchem selbst, und ich erinnere mich eines Abends, wo die ganze, dazu besonders eingeladene Versammlung mit einem neuen Trauerspiel, auf dessen Vortrag er unverkennbar viel Sorgfalt verwendete, einen gewaltigen Enthusiasmus unter der ansehnlichen Zuhörerschar erregte. Charaden, Rätsel, lebende Gemälde, Sprichwörteraufführung und was sonst die Mode gerade vorzüglich begünstigte, pflegte bei Körners baldmöglichst aufzusprossen, um sodann die Runde durch die eleganten Gesellschaftssalons der Stadt zu machen. Mit Ergötzlichkeiten aus dem Gebiete des Gesanges und der Instrumentalmusik war es der nämliche Fall. Deklamation und Improvisation hatten im Körnerschen Hause ihre ziemlich langen Glanzperioden." Hier flutete bereits jenes Leben, das Dresden einige Jahrzehnte später berühmt machen sollte. Hier war nicht mehr Werden, hier war bereits Vollendung.

Von den Kindern erfahren wir aus diesem Jahre, daß sie nach ihrer Krankheit mit erneuter Kraft ans Lernen gingen. Karl ist nun fleißig. „Früh um sieben Uhr," erzählt die Mutter der Tante Ayrer, „gehen seine Stunden an bis um ein Uhr ununterbrochen. Nachmittag von zwei wieder bis vier, auch fünf Uhr. Er ist lustig und heiter dabei. Er ist vor drei Wochen zwölf Jahr geworden . . . jetzt ist nun die Zeit des Säens. Gott gebe uns eine ruhige und gute Ernte!" Und dann wird weiter berichtet, daß der Knabe „ein wütender Leser" ist, sodaß die Mutter bald nicht mehr weiß, was sie ihm geben soll.

Aber noch etwas anderes verdient an dieser Stelle erwähnt zu werden. Abgesehen nämlich von Theodors aus diesem Jahre stammenden Zeichenbuch ist ein von ihm geschriebenes Büchelchen erhalten in Sedezformat, das er 1803 dem Vater übergab. Dasselbe enthält charakteristisch fünfundsechzig kleine Rätsel, die der Knabe gesammelt. Zum ersten Male also tritt hier seine Liebe zu derartigen, den Verstand anstrengenden Spielereien hervor, die ja auch der Vater so gern hatte. Später werden die poetischen Charaden, Homonyme, Logogryphen u. s. w. immer zahlreicher, sodaß sie heute einen nicht unbedeutenden Teil seiner Dichtungen bilden.

Indes nicht bloß Theodors, sondern auch Emmas Fleiß wird gerühmt. Eifrig begleitete sie die Tante auf die Galerie, um an den Meisterwerken, die sie hier sah, ihren Kunstsinn zu vervollkommnen und sich in der Fertigkeit des Kopierens zu üben. So malte sie damals „Hero und Leander" nach einem guten, alten, italienischen Meister in Oel. Von ihrem Eifer für Musik ist schon früher die Rede gewesen. Auch ihr Bestreben ging dahin, durch treuen Fleiß und herzliche Liebe ihren Eltern alles das Gute zu vergelten, was sie so reichlich an ihr thaten. Zeugnis dafür wie überhaupt für ihr echt weibliches, liebevolles Herz legt ab der Neujahrsbrief, den sie am 30. Dezember 1803 an die Tante Ayrer absandte. Er mag hier seine Stelle finden genau nach dem Original als einer der ersten, die uns von ihrer Hand erhalten sind:

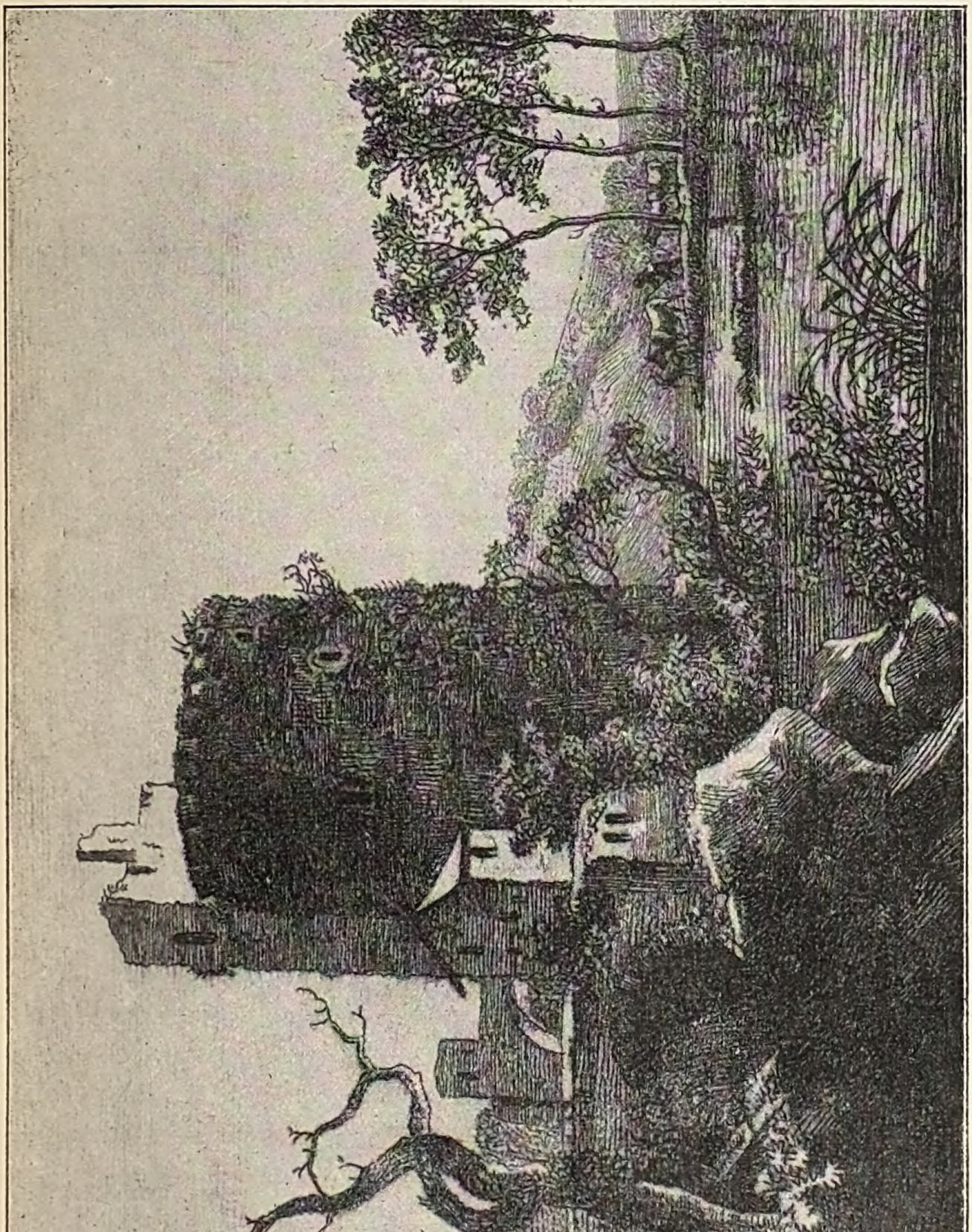
„Innig geliebte Großtante!

Schon wieder ist ein Jahr vorüber, und wir sind volkommen glücklich, da uns Gott Sie während dieser Zeit gesund erhalten hat. Meine herzlichsten Wünsche für Ihr Wohl wird der himmlische Vater noch ferner erhören, und Sie uns zu unsrer aller Freude noch viele viele Jahre gesund und froh erhalten. Von neuen, meine geliebte Großtante, nehmen Sie mein Versprechen, daß ich mit dem neuen Jahr mir auch von neuen immer mehr Mühe geben will, um besser zu werden und Ihrer würdig zu seyn. Ihnen, meine vortreffliche Großtante, und meinen guten Aeltern Freude zu machen, ist meine größte Freude, und alle Tage will ich Gott bitten, daß er mir Kraft giebt, mich zu bessern und meine Fehler abzulegen. Sagen Sie, liebe Großtante, der guten Göldnern und ihrer verehrungswürdigen Mutter, der Tante Körnern, meine herzlichsten Wünsche für ihr Wohl zum neuen Jahr. Die lieben Kinder küssen Sie alle in meinen Namen. Leben Sie wohl, geliebte Großtante, und behalten Sie lieb im neuen Jahr

Ihre
Sie zärtlich liebende
Emma Körner."

Für die Kinder, die von den kleinen Krankheiten auch heimgesucht wurden, war ein Aufenthalt in Schandau, zu dem sich Körners für den Sommer 1804 entschieden hatten, von großem Vorteil. Nach der Rückkehr war der Kandidat Wilhelm Gottfried Küttner als Erzieher des Knaben berufen worden. Wohl schrieb Körner an Schiller am 17. September: „Mein Karl macht jetzt gute Fortschritte. Zur Mathematik und zum Drechseln stellt er sich ziemlich geschickt an. Ich möchte gern alle Arten von Fertigkeiten bei ihm ausbilden. Er hat ziemliche Gewandtheit und Schnelligkeit für körperliche und geistige Thätigkeit. Auch ist er gutartig und fröhlich, so daß ich jetzt im ganzen wohl mit ihm zufrieden bin"; aber was den jungen Hofmeister anbetrifft, der seinen Zögling wohl wesentlich in den Sprachen zu unterrichten hatte, während die Hauptaufgabe,

die moralische Erziehung, die Begeisterung des Knaben für die Freiheit, Liebe, Vaterland, überhaupt für die idealen Güter des Lebens, in den Händen der



Radierung Theodor Körners aus dem Jahre 1804.

Eltern sich befand, so scheint sich dieser nicht einer allzu hohen Achtung seitens seines begabten Schülers erfreut zu haben. Gab doch der geweckte, frühreife Knabe in einem Gedichte vom 21. März 1808 an Moritz Haubold von Schönberg,

einen der Freunde des Körnerschen Hauses, seinem Verhältnisse zu Küttner ironisch-witzelnd in der Schlußstrophe also Ausdruck:

„Bleibt mir nur Küttner! Wo gebricht's
Mir dann, daß ich mich rühme:
Thust du mir nichts, thu' ich dir nichts,
Ist seine Hauptmaxime.
Wie ich ihn liebe, liebt' ich nie;
Wir leben ganz in Harmonie
Ein Leben wie die Engel!"

Als charakteristisch, nicht für Küttner, sondern für das Verhältnis zu Tante Dora, der der ausgelassene Neffe manche schwere Stunde bereitet zu haben scheint, zur Schwester und Julie mögen auch die drei vorhergehenden, in satirischem Ton gehaltenen Strophen des Gedichtes hier eine Stelle finden:

„Ach, damals war die goldne Zeit,
Ich will sie ewig loben;
Jetzt unterdrückt mich stets der Neid,
Jetzt schwimmt die Tante oben.
Wortspiel' ich mich auch selber krank,
Ich habe nicht den leichten Dank,
Daß sich ein Mund verzöge.

Das ist doch Unglück, meiner Treu'!
Doch still, was hilft das Klagen?
Stünd' mir nicht manchmal Julchen bei,
So wär's nicht zu ertragen.
Emma, in ihrer Majestät,
Will immer die Gerechtigkeet [sächsische Aussprache!]
Bei jedem Quark statuieren.

Mit Tantchen lieg' ich, 's ist Dir kund,
In ew'gem Zank und Hader.
Zwar bohrt sie mich sogleich in Grund
Mit ihres Zorns Geschwader;
Doch wie ein Britte, sag' ich Dir,
Großmütiglich vergiebt sie mir,
Geb' ich nur gute Worte."

Als Schiller im Oktober den Tell nach Dresden eingeschickt, und sich Körner genugsam an ihm erfreut hatte, beschloß dieser, das Drama mit verteilten Rollen lesen zu lassen und dazu auch die Kinder heranzuziehen. Er schrieb über das Fest, das bei dem leider oft kränkelnden Geßler stattfand, nach Weimar: „Vorgestern (d. i. 15. Oktober) lasen wir den größten Teil zusammen bei Geßler. Es waren fünf Frauenzimmer und vier Mannspersonen, Karl mit eingeschlossen. Die Hauptrollen waren verteilt, und Geßler hatte seinen Ahnherrn. Oft fehlten

uns aber doch Personen, weil so wenig als möglich weggelassen werden sollte. So traf sich's, daß in der Scene, die vor dem Schuß nach dem Apfel vorhergeht, Emma den Frießhardt lesen mußte." Die Begeisterung für die in „Wilhelm Tell" verkündigten Freiheitsideen war eine um so größere, je mehr die Entwickelung der französischen Verhältnisse das Grab jeder Freiheit zu werden drohte. Napoleon ließ sich gerade damals zum Kaiser krönen. Die Erbitterung, die über seine Gewaltthaten durch die Welt ging, fand ihren Widerhall auch in dem Körnerschen Kreise, und hier war es Theodor, der beim Scheiden Küttners zu Ende des Jahres 1804 dem Haß gegen Napoleon und französisches Wesen in einem sechsstrophigen Gedichte Ausdruck verlieh. Hier heißt es buchstabengetreu:

Napoleon, pour ta grande bouche
Toute la terre n'est pas sure,
Tu est le premier des Cartouches,
Car tu vole des empires.

»Ne mocquez vous pas d'un empereur,
Voyez vous, c'est le heros du temps«.
Ah, mon ami, je suis Allemand,
J'en me mocquerai de tout mon cœur.

»S'il est vraiment admire du monde,
Mes rimes ne seront pas sa honte.«
Pense tu, ma douce amie,
Pense tu, que je t'oublie.

Oui, je trouve le Français charmant
Pour dire aux dames des compliments,
Mais les mots, adressés, aux tyranns,
Cela seule exprime l'allemand.

Zu Ehren Küttners, der damals eine größere Reise antrat, zunächst nach Yverdun, um dort Pestalozzis berühmtes Erziehungssystem kennen zu lernen, verfaßte der mutwillige Knabe, der seinen „Kameraden" nur ungern scheiden sehen mochte, noch ein deutsches Gedicht, das, von einer immerhin bemerkenswerten Formgewandtheit zeugend, sich an „Hectors Abschied" von Schiller anlehnt, aber im Gegensatz zu diesem die humoristische Anlage des jugendlichen Dichters verrät. Es lautet also:

Küttners Abschied.
Nach Schiller.

Karl: Will sich Küttner ewig von mir wenden,
Wo der Wandrer mit erfrornen Händen
Jählings in des Gletschers Abgrund sinkt?
Wer wird künftig Deinem Körner lehren
Exponieren und die Götter ehren,
Wenn die Schneelawine Dich verschlingt?

Küttner: Teurer Karl, gebiete Deinen Thränen!
Nach den Alpen ist mein feurig Sehnen,
Wo Herr Pestalozzi Schule hält.
Nur fürs Wohl der Kinder und der Waisen
Will ich dieses Stiefelpaar zerreißen,
Bis die Sohle vom Quartiere fällt.

Karl: Soll mir Deiner Rede Strom versiegen,
Sollen Deine Lehren nutzlos liegen,
Bist Du mir verloren? Weh' mir, weh'!
Du wirst hingehn, reich von Eis umflimmert,
Wo der Gießbach durch die Gletscher wimmert,
Deine Liebe stirbt im Alpenschnee.

Küttner: All mein Sehnen will ich, all mein Denken
In der Alpen tiefen Schnee versenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch, schon tobt Herr Zehme an den Mauern,
Hänge mir den Sack um, laß das Trauern!
Lebe ewig wohl, vergiß mein nicht!

Das sind die Gedichte, von denen der Vater in der Biographie des Sohnes spricht. „Sein Talent zeigte sich zuerst in Produkten der scherzhaften Gattung, die durch äußere Anlässe entstanden. Es fehlte ihm nicht an Stoff, da das frische Leben und der Frohsinn der Jugend bei ihm durch keinen Zwang unterdrückt wurde, und die Reime strömten ihm zu.“

Aber nicht bloß die eben erwähnten Gedichte Theodors stammen aus dem Schlusse des Jahres 1804; aus derselben Zeit ist auch ein deutscher Aufsatz über das Thema „Jede gute That verliert, wenn ihr Thäter ihr eigner Lobredner wird“ erhalten. Die Arbeit entspricht inhaltlich und sprachlich ganz den Anforderungen, die man an einen dreizehnjährigen Knaben stellen darf: von einem „Wunderkinde“ ist darin nichts zu spüren.

In die größte Trauer wurde die Körnersche Familie durch Schillers Tod versetzt. Schon im Juli 1804 war der Dichter bei einem Besuche in Jena schwer erkrankt. Nachdem er sich einigermaßen wieder erholt hatte, kehrte er nach Weimar zurück. Aber erst im Oktober bekam er wieder Glauben an seine Genesung. Doch die aufregenden Festlichkeiten, die im November zu Ehren der Ankunft der Großfürstin Maria Paulowna in Weimar stattfanden, waren wenig geeignet, dem angegriffenen Dichter die notwendige und erwünschte Erholung und Ruhe zu teil werden zu lassen. Bald erkrankte er von neuem; er hatte die Festfreude mit einem furchtbaren Katarrh zu büßen. Körner hoffte zwar, er würde, wie so oft, genesen; als er aber nach Monatsfrist aus Weimar die Kunde erhielt, daß der Katarrh noch nicht gewichen sei, wurde er bedenklicher und riet dem Freunde,

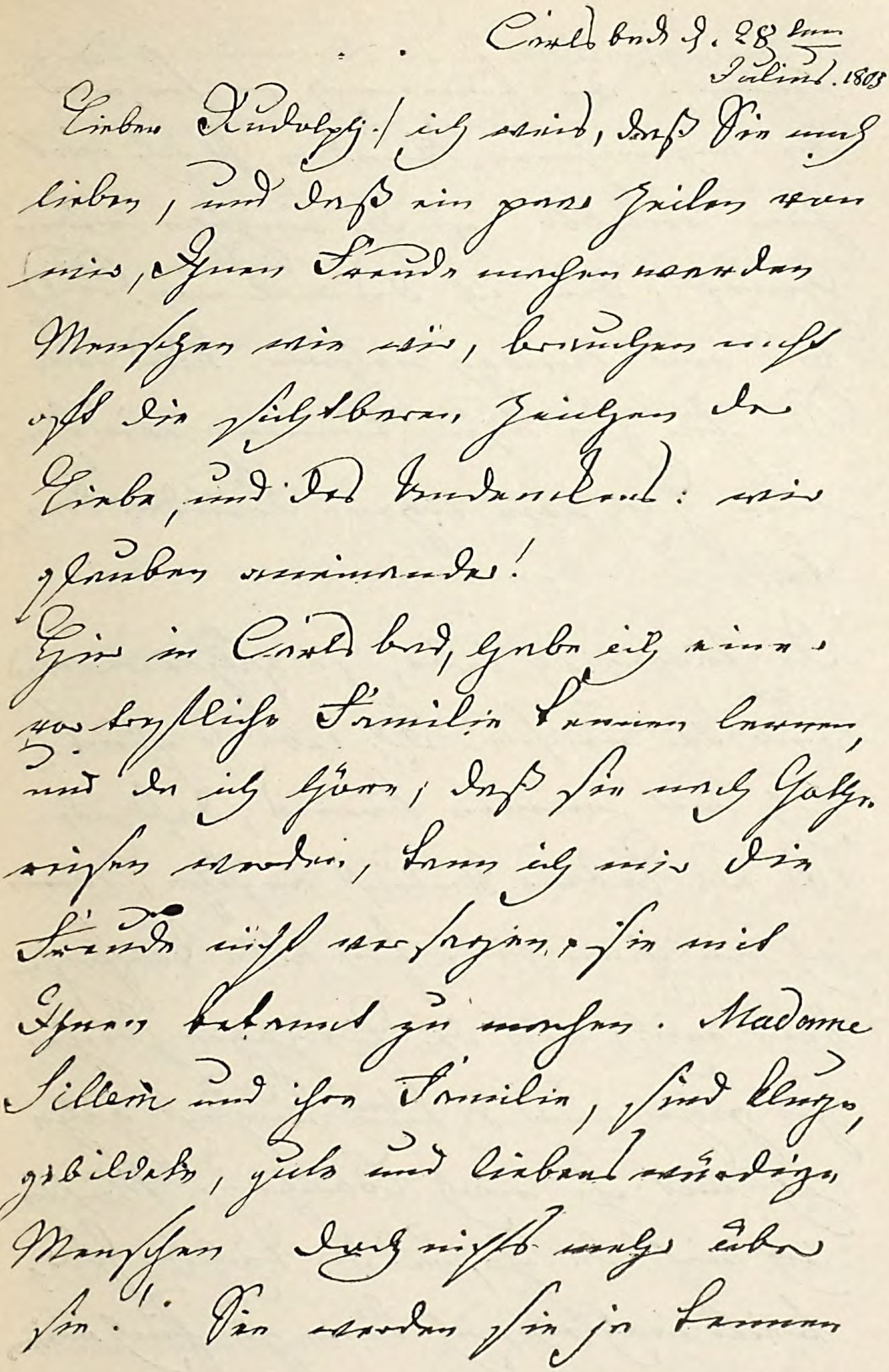
doch seine jetzige Behausung zu prüfen: vielleicht sei er darin der Zugluft oder der Erkältung zu sehr ausgesetzt. Erst am 5. März schrieb Schiller, der im Februar vierzehn Tage recht krank darniedergelegen und alle drei Tage einen Fieberparoxysmus gehabt: „Gottlob, es ist jetzt vorbei, und ich bin schneller, als ich hoffen konnte, wieder zu Kräften, sodaß ich auch wieder frisch zu arbeiten anfange. In keinem Winter habe ich noch so viel ausgestanden als in diesem.“ Und als er dabei zugleich mitteilt, daß er nun, wo er sich besser befinde, wieder an eine Hauptarbeit gehen wolle, da denkt sich Körner ihn in voller Thätigkeit und wünscht nur zu wissen, was ihn jetzt beschäftige: er hat die Hoffnung, daß mit dem Winter auch die Folgen für des Freundes Gesundheit verschwunden sein werden. Wie trügerisch sollte dies Hoffen, wie eitel dies Wünschen sein! Der folgende vom 25. April datierte Brief Schillers klang, wenn auch schon gehalten, doch noch nicht beunruhigend: „Die bessere Jahreszeit läßt sich endlich auch bei uns fühlen und bringt wieder Mut und Stimmung; aber ich werde Mühe haben, die harten Stöße seit neun Monaten zu verwinden, und ich fürchte, daß doch etwas davon zurückbleibt; die Natur hilft sich zwischen vierzig und fünfzig nicht mehr so als im 30. Jahre. Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn mir nur Leben und leidliche Gesundheit bis zum 50. Jahre aushält. — Ich bin zwar jetzt ziemlich fleißig; aber die lange Entwöhnung von der Arbeit und die noch zurückgebliebene Schwäche lassen mich doch nur langsam fortschreiten.“ Und so antwortet denn auch Körner am 5. Mai ahnungslos, ja voll freudiger Hoffnung: „Dein letzter Brief beruhigt mich über Deine Gesundheit und erfreut mich durch die Nachrichten von Deiner poetischen Thätigkeit.“ Ja, er denkt sogar, da er im Juli vorhat, eine Reise nach Zerbst zu unternehmen, an ein Wiedersehen in Lauchstädt: da ereilt ihn, nur wenige Tage später, die furchtbare Kunde, vor der der Mitwelt längst gegraut. Am Nachmittag des 9. Mai war der große Dichter erlöst worden von einem Dasein, in dem er die höchsten Triumphe gefeiert, aber auch den Kelch des Leidens bis zur Neige zu trinken gehabt hatte. Als Körner die Nachricht erhielt, zog er sich zurück, um seinem Schmerze in Thränen freien Lauf zu lassen; die Seinigen ängstigten sich um ihn; nach einer Stunde Einsamkeit jedoch kehrte er sehr verweint, aber doch gefaßt zurück, und nun fing er an, alle Briefe des Freundes vorzusuchen, und beschäftigte sich in stiller Wehmut nur mit ihm. Sein Brief, den er am 17. Mai an die Witwe schrieb, giebt uns ein Spiegelbild seiner damaligen Stimmung. „Etwas zur Linderung Ihres Schmerzes beitragen zu können, darf ich nicht hoffen. Aber Leidende kommen gern zusammen und verstehen sich durch einen Händedruck und durch Blicke; für so etwas mögen diese Zeilen gelten. — Nach seinem letzten Brief an mich, den er vierzehn Tage vor seinem Tode schrieb, war er damals noch in vollem Gefühl seiner Kraft und mit einer neuen Arbeit beschäftigt. Mir

war es, wenn ich bloß an ihn dachte, Erleichterung, daß er auf diese Art endete, ohne die Annäherung des Todes zu ahnen und die Leiden des Alters, besonders bei seinem durch Krankheiten zerstörten Körper, durch Unvermögen zu geistiger Thätigkeit doppelt zu empfinden. — Die Zahl seiner Verehrer und besonders derer, die sein Persönliches zu schätzen wußten, ist groß. Es wird Ihnen also in dieser Rücksicht nicht an Freunden fehlen. Giebt es aber irgend ein Geschäft, wobei Sie mich gebrauchen könnten, so darf ich Ihnen wohl nicht erst sagen, wie sehr ich mich durch Ihr Vertrauen geehrt fühlen würde. Ihr eignes wichtigstes Geschäft ist jetzt, für Ihre Gesundheit zu sorgen und sich Ihren Kindern zu erhalten."

Auch Wilhelm v. Humboldt gegenüber, an den er seit mehreren Jahren nicht mehr geschrieben hatte, gab er seinem Schmerze brieflich Ausdruck. Jetzt, wo der große Dichter heimgegangen, trat ihm das Bild des treuen Freundes und Verehrers desselben wieder lebhaft vor die Seele, und er hatte das Bedürfnis, sich mit ihm über das, was Schiller ihnen gewesen, auszusprechen.

Aber nicht bloß der Hausvater, auch Minna und Dora waren auf das schmerzlichste betroffen von dem unersetzlichen Verluste. Auch ihre Briefe mögen, soweit sie Schillers Tod behandeln, hier ihre Stelle finden. Minna schreibt im Juni also an Charlotte: „Kein Wort, geliebte Freundin, kann Dir unsere Gefühle sagen, die uns ergriffen, seit wir der verehrten Karoline Brief erhielten! Wir empfinden mit Dir alles das unendlich Große, was uns entrissen wurde. Wir weinen um Dich, um uns, daß das Höchste des Lebens für uns verloren ist. Du geliebteste, treue Freundin und Gattin des edelsten Menschen, suche Dich aufrecht in Deinem endlosen Schmerz für Deine Kinder zu erhalten! Gott stärke Dich, ertragen zu lernen! Trösten können Deine Freunde Dich nicht, aber um Deine Gesundheit können sie zum Himmel flehen. Was hast Du, was die Welt, was seine Freunde verloren! Welche Schätze seines unendlichen Geistes schlafen nun den ewigen Schlaf! Laß uns zusammen weinen, laß uns einander die Hand reichen, daß nie die Freundschaft und Liebe unter uns vergehe, weil er sich uns entzog, der sie band! — Daß die Welt so viel an ihm hatte, meine teure Freundin, das kannst Du Dir zu Deinem Trost oft sagen, dazu hast Du viel beigetragen. Die völlige Freiheit, das Streben seines Geistes wurde nicht von Dir gehemmt und gedrückt. Keine Weiblichkeit von Deiner Seite zog den Flug seiner Phantasie zur Wirklichkeit nieder. Dies preisen Deine Freunde an Dir, und dieser Gedanke muß Dir lichte Momente geben. Gott sei mit Dir! Deine Freunde umgeben Dich und weinen mit Dir."

Von Dora endlich finden sich in einem an Becker (28. Juli) gerichteten Briefe folgende Zeilen: „Lieber Freund, gewiß haben Sie auch tief den Verlust unseres Schillers gefühlt! — In unserm Herzen, in unserer Liebe wird er unvergeßlich bleiben."


Carlsbad d. 28sten Julius 1803

Lieber Rudolph! ich weiß, daß Sie mich lieben, und daß ein paar Zeilen von mir, Ihnen Freude machen werden. Menschen wie wir, brauchen nicht oft die sichtbaren Zeichen der Liebe, und des Andenkens: wir glauben aneinander!

Hier in Carlsbad, habe ich eine vortreffliche Familie kennen lernen, und da ich höre, daß sie nach Gotha reisen werden, kann ich mir die Freude nicht versagen, sie mit Ihnen bekannt zu machen. Madame Sillem und ihre Familie, sind kluge, gebildete, gute und liebenswürdige Menschen doch nichts mehr über sie! Sie werden sie ja kennen

Brief Dora Stocks an Rud. Zacharias Becker Original im Körnermuseum.

trennen! Die Erinnerung an Sie, und die angenehmen Stunden, die ich mit Ihnen verlebte, ist das einzige reine Genuß, das ich diesmal von Carlsbad mit hinweg nehmen. Alles was Sie für sie thun können, wird Ihnen mein Herz wie eigene Freuden danken.

Je länger ich lebe, je schwerer wird mir das reisen. Ich lebe so glücklich mit meinem Konrad, daß ich es als Lebens Verlust ansehe, wenn ich von ihm bin. Ein altes Versprechen band mich, mit der Herzogin hierher zu gehen, und den 1ten August gehe ich mit ihr nach Löbichau. Müßte ich nicht da ihr, und der Tochter Ihre[illegible] erzählen, ich käme zu Euch meine

theuren Freunde, und lebte ganz für sich,
und unseren alten Freunde. In den
ersten Tagen des Septembers muss
ich wieder in Dresden seyn: meine
Körner kommen da von Zerbst zurück,
wo sie jetzt eben hingereist sind.
Liebe Freund, gewiss haben Sie auch
tief den Verlust unseres Schillers
gefühlt.[2] — In unsern Herzen, in
unsrer Liebe, wird er unvergesslich
bleiben.

Meine Christel, meine Sophie, sind
glücklich: sagen Sie Ihnen, beyden viel
Herzliches von mir. Sie lieben mich
beyde, also können sie mich nicht
vergessen. Ihre liebe Frau habe ich
von ganzer Seele lieb. Lasst mein
Andenken unter Euch leben!

Dora Stock.

Auch für Theodor war Schiller zu früh gestorben. Der Vater hatte gerade von ihm viel für den Sohn erhofft. Nun war der große Dichter für immer dahin: aber sein Bild stand lebendig vor des Knaben Seele als das Ideal, dem er nachstrebte; und konnte Schiller auch nicht mehr persönlich auf ihn wirken: der Einfluß seiner unsterblichen Werke auf ihn war mächtig und nachhaltig.

Was Körnern hauptsächlich leichter über den schweren Verlust hinweggeholfen zu haben scheint, war sein eigener Familienkreis, und in ihm namentlich die Musik. Schon am Ende des Jahres 1804 hatte er dem damals noch lebenden Freunde geschrieben, daß in seinem Hause viel Musik getrieben würde, und daß namentlich die Mädchen vorzüglich sängen, und bald darauf hatte er hinzugefügt: „Endlich habe ich es durchgesetzt, daß auch vierstimmige Sachen im ernsten Stil durch Dilettanten bei mir ausgeführt werden. Alle Woche haben wir eine solche Uebung, die sich vielleicht zu einem größern Singinstitut erweitert.“ Etwas später (7. November 1805) schreibt Minna über denselben Gegenstand an Vetter Weber: „Mein Körner fühlt sich ganz glücklich, wenn er den Genuß von Musik hat, und die äußeren Dinge haben keinen Einfluß auf seinen Frieden. Seine schöne Seele verbreitet Ruhe und Glück um alle, die um ihn leben. Der Genuß von Musik vervollkommt sich immer mehr und mehr bei uns; der Kapellmeister Paer, der sehr den Eintritt in unser Haus gesucht hat und uns fleißig besucht, giebt uns manchen Genuß. Er hat Freude an der Töchter Gesang; sie tragen seine Sachen nach seiner Idee vor; er bringt immer neue Sachen von sich, die sie prima vista singen müssen, und tadelt und lobt sie und sagt, wo und wie sie manches machen sollen; so wird sein Besuch uns zur Freude und den Töchtern zur Belehrung.“

Aber nicht bloß für Musik, auch fürs Theater war Körners Interesse gerade damals — in dem ersten Quartal des Jahres 1805 — ein außerordentlich reges. Im Februar hatte Iffland sieben Vorstellungen in Dresden gegeben; mit Ausnahme einer einzigen hatte Körner sie insgesamt besucht; ja, es wurde ihm sogar das Glück zu teil, den großen Schauspieler bei Frau v. Wolzogen persönlich kennen zu lernen und, wenn auch nur eine halbe Stunde, sich mit ihm zu unterhalten; er fand dabei, daß sein Auge bedeutend war und ihm oft zu statten kam.

Zur Feier seines zwanzigjährigen Hochzeitstages dichtete Körner nach seiner Gewohnheit, an den Geburts- und Hochzeitstagen der Gattin poetische Ansprachen zu widmen, für Minna folgende Charade:

„Fühlst Du, wie heute das Herz dem Gatten schlägt, der in Bildern
Holder Vergangenheit lebt, ist Dir mein Erstes bekannt.
Du hast mit liebender Hand für ihn mein Zweites beflügelt;
Als mein Ganzes erschien, brach mein Drittes ihm an.“

Bald darauf, noch im Monat August, sind Körners wieder von Dresden abwesend. Zu einem achttägigen Besuche sind sie in Leipzig eingetroffen; hier aber werden sie derartig mit Höflichkeiten und Einladungen überhäuft und so viele Stürme auf ihren Magen gelaufen, daß sie froh sind, als sie die Elbe und ihre geliebte Heimat wieder sehen. Hier erwartet man in der nächsten Zeit den Besuch von Schillers Gattin und ihrer Schwester. So sehr man sich darauf freute, so blickte doch Minna mit einer gewissen Angst für ihren Gatten und auch für die beiden befreundeten Damen den ersten Augenblicken des Wiedersehens entgegen; von neuem mußte die ganze Schwere des herben Verlustes fühlbar werden. „Wenn nur schon," so schrieb sie am 4. Oktober an Vetter Weber, „für den geliebten Körner die ersten Momente vorbei wären! Ich fürchte auch für beide Frauen, wenn sie uns zuerst sehen werden. Körner fand gestern einige ungedruckte Gedichte von dem Unvergeßlichen. Sie bringt Körners Briefe mit, die er geordnet hatte. Dieser achtzehnjährige Briefwechsel wird uns manchen schönen Genuß geben. Dieses Berühren der Geister hatte so schön auf beide gewirkt. Meisterstücke von Briefen sind die zwei, die er uns schrieb, eh' er uns kannte, im Herbste 84 und 85, wo er alles aufbot, unsre eingenommenen Herzen noch mehr zu fesseln. Wenn ich nachdenke, wie wohlthätig unsre Schwärmerei auf sein Leben gewirkt hat, so preise ich uns glücklich und selig, und mit süßer Wehmut denk' ich des unendlichen Geistes, der nun den ewigen Schlaf schläft!" Aber wegen der politischen Verhältnisse zogen es Charlotte und Caroline vor, vorläufig die geplante Reise aufzugeben; wohl aber sollte Körner zur Winterarbeit die Briefe, die er an Schiller geschrieben hatte, sowie hinterlassene Papiere erhalten; auch des Dichters Schreibtisch sollte ihm als Andenken übersandt werden. In dem darauf erfolgenden Dankschreiben verpflichtete er sich, die Reliquie, die ihm heilig sein werde, einem seiner (d. i. Schillers) Söhne wieder zu überlassen, sobald derselbe davon Gebrauch machen könne. „Ich selbst," fügt er hinzu, „werde nichts daran schreiben, als ich mir nicht getrauen dürfte Schillern vorzulegen, wenn er vor ihm stünde."

Noch war Sachsen von den Wirren und Unwettern verschont geblieben, die Napoleon fast über das gesamte Europa heraufbeschworen hatte. Aber auch in Dresden konnte man schon auf vielen Gesichtern die Spuren banger Sorgen für die Zukunft bemerken. Um so wunderbarer ist die gefaßte Stimmung, mit der Körner in die schwere Zeit blickt. „So lange die politischen Stürme und Erdbeben," schreibt er am 10. November 1805 an Schillers Witwe, „von uns entfernt bleiben, sollen sie meine Ruhe nicht stören. Nähern sie sich uns, so werde ich meinen Entschluß zu fassen wissen. Der Mensch ist nicht bestimmt, über dem Elend anderer, das er nicht mindern kann und nicht zu verantworten hat, schwermütig zu brüten. Jeder soll wirken und leben, im höheren Sinne des Wortes, innerhalb seiner Sphäre."

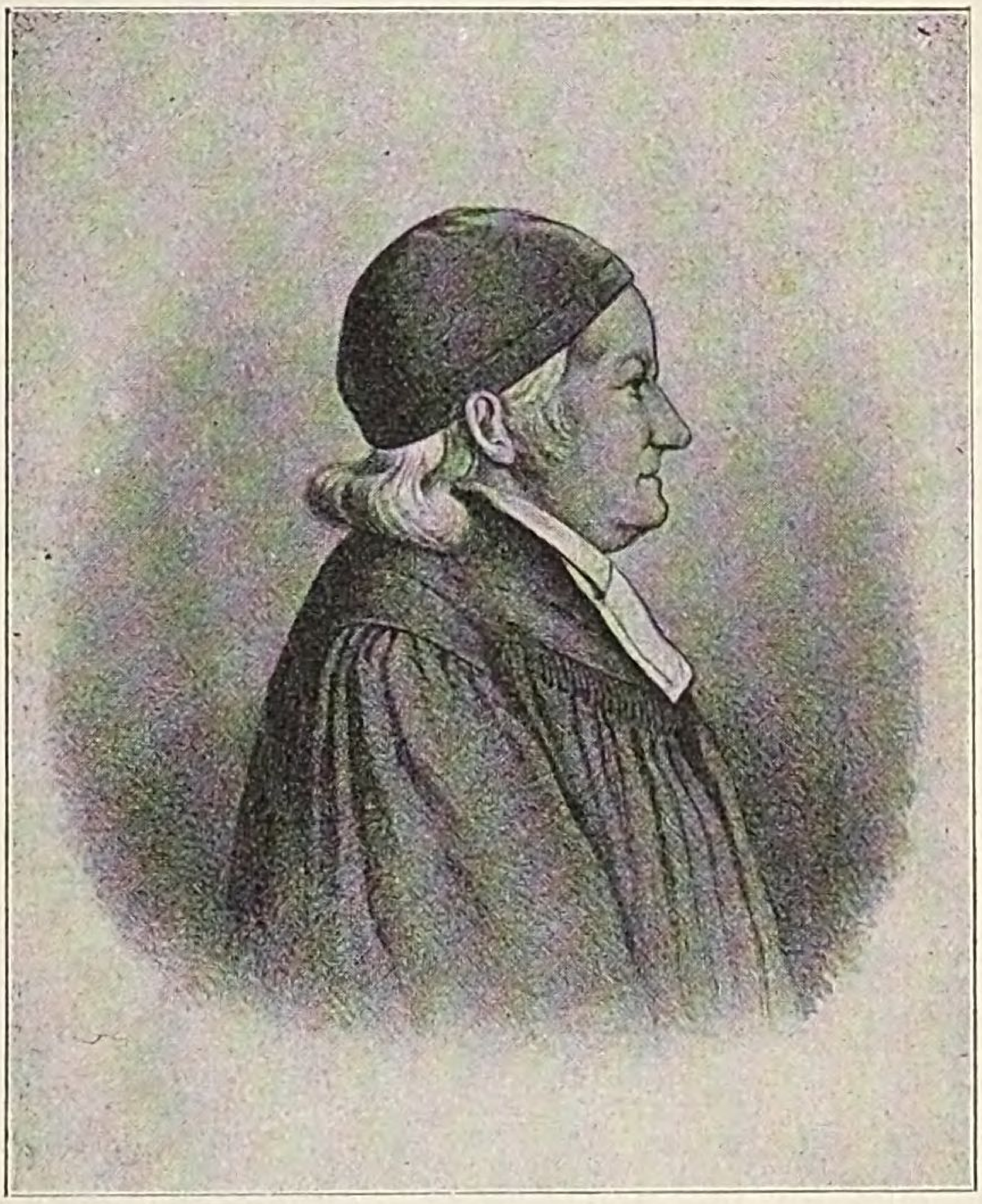
Noch ahnte man nicht, wieviel Weh und Leid die Zukunft bringen sollte; wohl aber war man bereit und entschlossen, in einem Kampfe, in dem es sich handeln sollte um die höchsten Güter der Menschheit, in patriotischer Gesinnung das Teuerste einzusetzen für das Wohl des Vaterlandes.

Während die eben erwähnten Briefe noch gewechselt wurden, ging in der Erziehung Theodors eine wesentliche Veränderung vor. „Ich schicke Karlen jetzt," so meldet der Vater in dem bereits angeführten Schreiben vom 10. November, „hier auf eine öffentliche Schule, wovon ich manche gute Folgen spüre. Im ganzen bin ich mit ihm zufrieden, und manches, was ich an ihm ungern sah, giebt sich von selbst. An Fähigkeiten fehlt es ihm nicht. Aber er ist unstät und leichtsinnig. Indessen hat er ein gutes Gefühl, und es läßt sich leicht auf ihn wirken. — Fürchten Sie jedoch nicht zu viel von der Neigung (es handelt sich nämlich um Charlottens Kinder) zum Militär. Alle munteren Knaben haben sie in der Regel. Meiner hatte sie mehr als andere, und sie ist schon seit ein paar Jahren verschwunden."

Jetzt endlich also hielt es der Vater für angezeigt, den Sohn eine Schule — es war die Kreuzschule, die damals unter dem Rektorate von Chn. Heinrich Paufler stand — besuchen zu lassen, zumal da die bisherigen Lehrer nicht recht eingeschlagen hatten, wie man aus demselben Briefe entnehmen kann. „Zu dem Lehrer, den Sie für die Kleinen gefunden, wünsche ich Ihnen Glück. Einen solchen Mann würde ich für meinen Karl auf den Händen getragen haben; aber zur Zeit habe ich mich vergebens darnach umgesehen." Trotzdem nahm er bald darauf noch einen Hofmeister für Theodor ins Haus, „um die letzten Jahre für die Universität ihn noch so vollkommen auszubilden als möglich". Die Wahl fiel auf Hans Karl Dippold (geb. 1782 in Grimma). „Ist er nur die Hälfte," so schrieb Minna am 19. Januar 1806 an Weber, „was seine Zeugnisse sagen, so können wir mit dem Los zufrieden sein, das uns gefallen ist." Leider aber entsprach auch dieser Lehrer in nichts der Idee, die sich Körners von ihm gemacht hatten. „Er hat weder Liebe für Karlen noch Attachement für die Familie, in der er lebt. Der ihn empfahl, hat bloß für ihn, nicht für uns gesorgt," so lautet das Zeugnis der Mutter über ihn. Schon Michaelis verließ Dippold das Körnersche Haus wieder.

Außer Dippold erwähnt Dr. Körner in der Biographie seines Sohnes als seine Lehrer noch zwei andere Männer, David Samuel Roller und G. August Fischer. Ersterer hatte im Herbst des Jahres 1804 zu Dresden in der kleinen Schießgasse, unfern des Pirnaschen Thores, nicht weit von der Körnerschen Wohnung entfernt, ein Knabeninstitut eröffnet. Dasselbe erfreute sich bald eines so guten Rufes, daß angesehene Familien ihre Söhne dorthin schickten. Bald wurde die Zahl der Schüler so groß, daß Roller sein Logis verändern mußte

und in ein größeres Haus am Elbberge zog. Hier erhielt die Anstalt beinahe ein militärisches Ansehen und soldatische Zucht. Die Zöglinge wurden an Pünktlichkeit, Ordnung, Gehorsam und Aufmerksamkeit gewöhnt und zugleich gymnastisch geübt. Außerdem aber war Roller nicht bloß Lehrer und übermittelte den ihm anvertrauten Knaben das zunächst erforderliche Wissen, sondern er trat ihnen auch als väterlicher Freund entgegen und machte ihnen namentlich das Wort Gottes wert. Unter den Schülern dieses Mannes wird nun besonders Theodor genannt, der im Herbst des Jahres 1806 seiner Zucht übergeben worden zu sein scheint. Den „ziemlich raschen Wildling“ führte Roller bald durch seine Energie und Konsequenz zur Ordnung und Sitte zurück, indem er zugleich dessen eigentlich weiches Herz und Empfänglichkeit für alles Hohe und Schöne erkannte. Aber auch der hochstrebende Geist Theodors, namentlich seine dichterische Begabung, für die er damals schon, wie alsbald des weiteren gezeigt werden wird, genugsam Beweise geliefert, blieb dem Lehrer nicht verborgen; suchte er letztere doch sogar durch Liebe und Ernst in die rechte Bahn zu leiten. Und als der fähige und begabte Knabe von ihm schied, da soll sich Roller von ihm haben versprechen lassen, daß er seine Gaben nie gegen, sondern nur für das Christentum gebrauchen wolle. Und getreu hat Theodor das Wort, das er damals gegeben, in der Folgezeit gehalten.



David Samuel Roller (Religionslehrer Th. Körners), geb. 1779, gest. 1850.

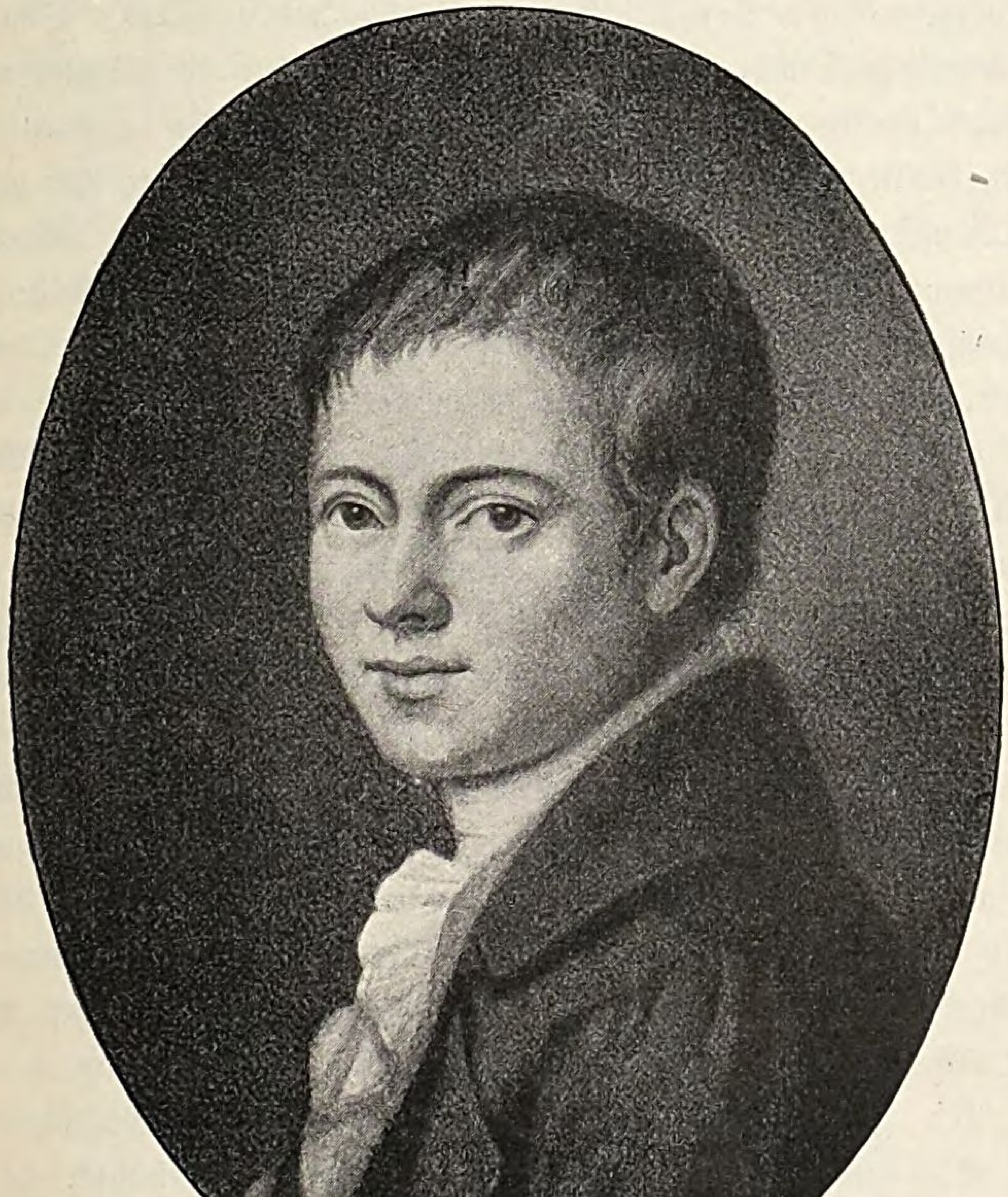
Von dem zweiten Lehrer, Fischer (später Professor an der sächsischen Ritterakademie), ist nichts weiter bekannt, als daß er seinem Zögling einen trefflichen Unterricht in der Mathematik erteilt hat. Doch mehr als diese Männer wirkten auf den heranwachsenden Jüngling im Elternhause der nachherige königlich preu-

ßische General, damalige Hauptmann Ernst v. Pfuel, „ein geistvoller, vielseitig gebildeter Officier", und der dänische Dichter Oehlenschläger. Pfuel, der im Laufe der Jahre 1800 bis 1809 mit Unterbrechungen längere Zeit in Dresden sich aufhielt, scheint bei den freundschaftlichen Beziehungen, in denen er zu dem Körnerschen Hause stand, Theodor in der Schwimm= und Fechtkunst unterrichtet zu haben. Aufs intimste verkehrte derselbe mit Rühle v. Lilienstern, der damals als Gouverneur des Prinzen Bernhard v. Sachsen=Weimar, des zweiten Sohnes Karl Augusts, in Dresden weilte und gleich seinem Freunde bei Körners aus= und einging, auch seinen Zögling bei ihnen einführte. Beide Männer erstiegen später in Preußen die höchsten militärischen Ehrenstufen.

Adam Oehlenschläger, der, von Goethe empfohlen, während seines dreimonatigen Aufenthaltes in Dresden alsbald täglich wie ein Hausfreund bei Körners verkehrte, weiß in seiner Selbstbiographie darüber folgendes zu berichten: „Die ganze Familie Körner hatte viel Sinn für Poesie. Theodor, der nachherige Held und Tyrtäus, war damals ein hübscher vierzehnjähriger Knabe, der, wenn ich ihnen meine Gedichte vorlas, sehr fromm und aufmerksam zuhörte. Seine Schwester Emma malte schön; eine Mamsell Kunze, die bei ihnen wohnte, sang vortrefflich. Der schöne, geniale Italiener Paer, den Napoleon später als Kapellmeister nach Paris berief, kam viel ins Körnersche Haus, und ich hörte ihn mit den Damen mehreres von seinem Sargino singen. Die Mamsell Stock, eine vorzügliche Pastellmalerin, war munter und witzig und wollte mich über meine gar zu große Jugendlichkeit gar ein wenig aufziehen."

Durch Pfuel wurde zu Ende des Jahres 1807 auch der talentvolle, von heißem Patriotismus für sein deutsches Vaterland beseelte Heinrich v. Kleist bei Körners eingeführt. Schon zweimal (1800 und 1801) war derselbe vorübergehend in Dresden gewesen; jetzt traf er zu einem längeren Aufenthalte wieder daselbst ein. Hier, wo seine alten Freunde Pfuel und Rühle weilten, schienen sich auch für ihn die Verhältnisse günstig gestalten zu wollen. Mit offenen Armen wurde er von der sog. guten Gesellschaft empfangen. Besonders schloß er sich an Adam Müller an, der auch im Körnerschen Hause verkehrte und damals seine berühmten Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Litteratur hielt. Mit diesem „Berliner Philosophen des Gegensatzes" zusammen begründete er bald darauf die Monatsschrift „Phöbus". Ueberall fand er Zutritt, überall kam man ihm mit Wohlwollen entgegen. Bald nach seiner Ankunft wurde in der Behausung des österreichischen Gesandten v. Buol „Der zerbrochene Krug" einstudiert und eine Aufführung des Stückes geplant; ja, der Dichter ward hier an der Tafel „mit einem Lorbeer von den zwei nieblichsten Händen Dresdens" gekrönt. Wir gehen gewiß nicht fehl, wenn wir Julie Kunze als die Spenderin ansehen. Denn gerade Körner war dem Dichter besonders freundlich entgegen=

getreten. Gerührt von dem herben Geschick, das den ehemaligen preußischen Offizier bei Beginn des Jahres betroffen hatte — er war in Berlin verhaftet und als Kriegsgefangener nach Frankreich geschleppt worden —, und mit Bewunderung für dessen poetische Leistungen erfüllt, hatte er bereits am 17. Februar an Göschen die Bitte gerichtet, ob er nicht geneigt sei, Kleists „Amphitryon“,



Heinrich Kleist.
von 1776 bis 1811.

ein an komischen Zügen reiches Stück, das sich besonders durch den Schwung und die Hoheit auszeichne, womit die Liebe Jupiters und der Alkmene dargestellt sei, sowie zwei andere, größtenteils geendigte Werke desselben Verfassers, von denen sich viel erwarten lasse, in Druck zu nehmen, damit ihm so in seiner bedrängten Lage eine Unterstützung zu teil würde. Jetzt öffnete er dem wieder

frei gewordenen Dichter die Thore seines Heimwesens, und nur allzuwohl fühlte sich Kleist alsbald in dem gastlichen Hause, wo man sein Talent so hoch schätzte. Was ihn aber besonders hier fesselte, war die schnell in ihm aufkeimende Liebe zu Julie, mit der ihn bald eine gegenseitige Neigung verband. Aber die Mißerfolge, die er mit seinen litterarischen Unternehmungen errang, brachten ihn bei der Eigenartigkeit seines Wesens zu einem Entschlusse, der nur allzuschnell den Bruch des angesponnenen Verhältnisses zur Folge haben sollte. Ohne der Geliebten eine heimische Stätte sichern zu können, verlangte er plötzlich von ihr, sie solle sich, damit er sie ganz allein besitzen könne, losreißen aus allen sie umgebenden Verhältnissen, solle ihm insgeheim angehören, sich mit ihm verloben und ihm ohne Mitwissen der Ihrigen Briefe schreiben. Julie, die ohnehin Kleists krankhafte Stimmung schrecken mochte, widerstand einem solchen Ansinnen, unterstützt von Dora, die von vornherein dem realistischen, dämonischen Dichter gegenüber sich kalt verhalten hatte. Kleist wiederholte seine Bitte nach drei Tagen, in denen er die Geliebte nicht besuchte, darauf nach ebensovielen Wochen und Monaten. Als dann immer noch keine zusagende Antwort erfolgte, löste er das Verhältnis auf. Bald nach dem Bruche begann er das „Käthchen von Heilbronn“ zu dichten, angetrieben gewissermaßen von dem schmerzlichen Bedürfnis, seiner ungetreuen Geliebten an der Heldin des Stückes zu zeigen, wie man lieben müsse; Tante Dora dagegen sollte in Kunigunde v. Turneck ein Spiegelbild finden.

Mit der Betrachtung dieses für Theodor so außerordentlich wichtigen Verkehrs im elterlichen Hause sind wir in der Zeit schon etwas vorausgeeilt. Wir kehren zu dem Schluß des Jahres 1805 zurück. Theodor kam damals, wie früher erzählt, auf die Kreuzschule, und zur Freude der Eltern lernte er recht viel, sodaß der Vater wohl zufrieden war; auch auf Emma sahen die Ihrigen mit einem gewissen Stolz. Gut und liebenswürdig, wie sie war, hatte sie das Glück, von allen geliebt und als ein Muster eines guten Mädchens gepriesen zu werden. Von Kennern der Musik wurde sie, ohne hübsch zu sein, oft wegen ihrer klangvollen Stimme nicht minder als wegen der Unschuld ihres Betragens und ihrer gänzlichen Unbefangenheit bewundert. Sie tanzte gern und tanzte hübsch, und zwar bloß um des Tanzes willen: das gab ihrem Gesicht eine unschuldige Heiterkeit und einen Reiz, den oft die Schönste nicht hatte. Die Mutter ängstigten im Anfang die Artigkeiten, die man ihr sagte; sie fürchtete, die Tochter möchte einen Eindruck bekommen, der ihr, der Mutter, nicht lieb wäre; aber sie blieb, wie sie war, ruhig und froh. „Ich kann mir,“ so schrieb Minna damals an Tante Ayrer, „immer nicht den schönen Wunsch versagen, einst das beseligende Gefühl zu haben, daß Emmas Herz und Phantasie nur durch ihren künftigen Gatten bewegt wird. Ich bin begierig, wenn einmal eine Leidenschaft bei ihr erwacht, welchen Charakter sie bei ihrem ernsten, stillen Wesen

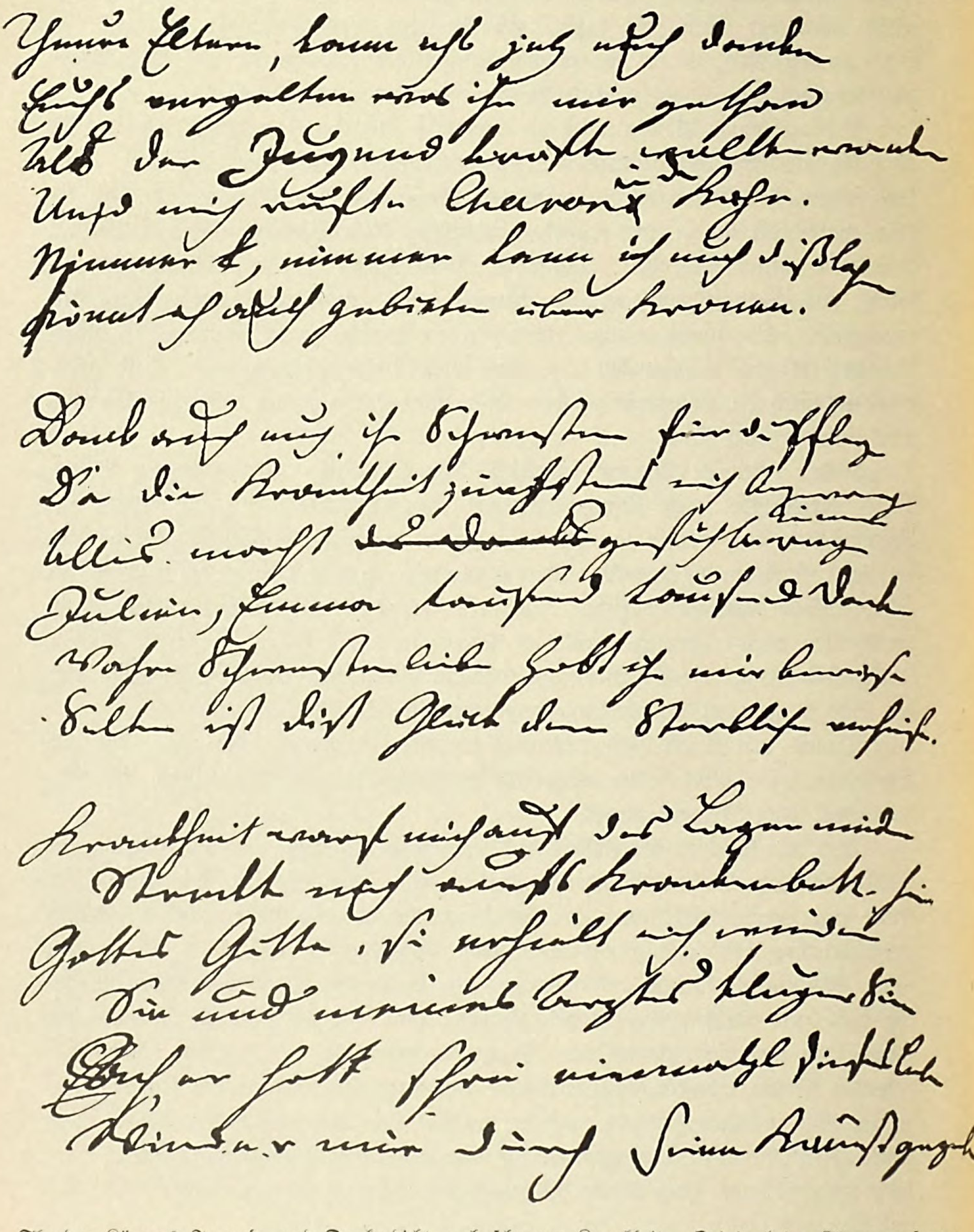
nehmen wird. Sie wird für ihr ganzes Leben entscheiden — ich glaube, sie wird den lange fliehen und fürchten, den sie einst lieben wird." Kurz vorher hatte Minna voll echter Mutterfreude geschrieben: „Wenn meine Tochter einmal wählt, kann der Mann sich sagen, daß nur reine Liebe sie führt, das elterliche Haus zu verlassen, wo es ihr so wohl ging. Und wir werden die Beruhigung genießen, daß ihre Wahl geprüft ist, und sie wird glücklich sein."

Ueber Emmas Persönlichkeit in damaliger Zeit wird berichtet, daß sie von schlanker, zierlicher Gestalt war und sich mit Anmut und Sicherheit bewegte. Ihr Kopf zeigte Aehnlichkeit mit dem ihres Bruders; aber seine starken, fast schroffen Züge waren bei ihr zu einer wahrhaft plastischen Vollendung gemildert; Stirn und Nase von antiker Schönheit, Augen und Haar dunkel, der volle Mund edel geformt und schöngeschwungen, die Wangen blaß, kaum von einem leisen Rot angehaucht. Sie sprach wenig, und wenn sie sprach, so fiel anfangs der starke Dresdner Accent unangenehm auf; aber diese kleine Störung ward bald überwunden durch die unbewußte Hoheit ihres Wesens, durch den wohlthuenden Eindruck ihrer reinen Seele.

Leider erkrankte Theodor im April sehr gefährlich. Eine schon im Winter 1805 herrschende starke Blatternepidemie war, verbunden mit Katarrhal- und Nervenfieber, von neuem in noch höherem, geradezu beängstigendem Grade aufgetreten. Nachdem die Krankheit schon viele Opfer gefordert hatte, wurde auch der geliebte Sohn von ihr ergriffen. Als er unter der treuen, unermüdlichen Sorge der Seinen wieder genesen, drückte er seine Dankbarkeit gegen die Eltern, Emma, Julie, den Arzt, die Freunde und Gott in einem sechsstrophigen Gedichte aus, das hier in getreuer Nachbildung beigegeben ist (S. 132 bis 133).

Damit der Knabe sich ordentlich erholte, verbrachte man den Juni in Schandau. Das Bad bekam allen sehr wohl, und neu gestärkt kehrten alle Anfang Juli nach Dresden zurück.

Aus dem Schlusse des Jahres sind noch einige Zeugnisse für den Umgang und gesellschaftlichen Verkehr Theodors erhalten. Im Zusammensein mit Emma und Julie und deren Gespielinnen, die sich durch Vorzüge des Geistes und der Gestalt auszeichneten, lernte der junge Poet schon frühzeitig die Reize und den Zauber echter Weiblichkeit kennen und schätzen; sein munteres, ritterliches Wesen machte ihn bald zum Liebling der jungen Damen, und daß diese ihn gern unter sich sahen, war ihm nicht gleichgiltig. Durch Tanzunterricht, den er schon im vorhergehenden Jahre erhalten, hatte er mehr und mehr die Formen des feineren Umganges sich zu eigen gemacht, und da er bald für einen geschickten Tänzer galt, fehlte es nicht an Einladungen, die an den gewandten Jüngling ergingen. Sein leicht entzündbares Herz fühlte sich durch die Schmeicheleien anmutiger Mädchen angeregt.



Theodor Körners Jugend- und Dankgedicht nach schwerer Krankheit. Original im Körnermuseum.

Ihm sey Dank, ich werde ihn nie vergessen
Was der Bruder an mir gethan
Möge er noch lang nicht ermessen
Seines Erdenwallens Lebens Loose
Wohlthun war sein Freund in dieser Welt
Gott werde reichlich ihm es jemand
vergelten.
ü.
Auch die Freunde, die an meinem Schmerz
Nahmen Theil, auch diesen danke ich
Dieser Labung war ja meinem Herze
Ihre Sorge, sie erquickte mich
Dankend will ich nun zu Ende stellen
Bitte Gott, gieb Segen ihnen allen

will
Da zu ihr ~~werd~~ ich die Stimme erheben
Ihm, dem ich das meiste schuldig bin
Ewig will und werd ich mich bestreben
Ihm zu folgen meine ist die Gegenw[illegible]
meine Pflicht erfüllen
Dann nur kann ~~gehorsam ich Gottes Willen~~
~~meine Pflicht ich ganz [illegible] erfüllen~~
Gegen ihn, gehorsam ich Gottes Willen

„Theodor war," so schreibt Förster in der Biographie des Dichters, „von Haus aus eine verliebte Seele, die nur allzu leicht Feuer fing, wenn ein Paar schöne Augen ihn freundlich grüßten, ein holdes Mündchen ihm zulächelte. Sogleich war er berauscht, und war es auch nur ein flüchtiger Rausch, so hielt derselbe wenigstens immer so lange vor, bis er seinem Herzen in einem Gedichte Luft gemacht hatte." Die ersten Versuche, die gewissermaßen im Keime die künftige Entwickelung der Pflanze ankündigen, fallen in die damalige Zeit.

Das nachweisbar früheste derartige Gedicht stammt aus dem Jahre 1805. Gewidmet ist es einer seiner ersten „Flammen", Luise Auguste v. Funck (geb. 22. April 1789), der Tochter des damaligen Majors, späteren (1812) Generallieutenants v. Funck, des oft erwähnten Freundes des Vaters. Die Dichtung, die der Geliebten in jugendlicher Schwärmerei Treue bis in den Tod verspricht, mag hier, eben als erstes Zeugnis der Liebespoesie Theodors, ihre Stelle finden. Sie lautet also:

„Ich denke Dein,
Sobald der kühlende Morgen erwacht,
Sobald die goldene Sonne uns lacht,
Wenn Phöbus am Abend ins Meer versinkt,
Und freundlich des Nachts der Mond uns winkt.

Ich denke Dein,
Sobald der Sturm im Wirbel saust,
Sobald der Donner in Lüften braust,
Das Echo den Schrecklichen wieder ruft,
Und die Blitze sich kreuzen in der Luft.

Ich denke Dein,
Wenn der Erdkreis in seinem Laufe erbebt,
Wenn alles da zittert, was hier lebt,
Wenn der Tod mir tritt ins Angesicht,
Auch dann, auch dann vergess' ich Dich nicht."

Vielleicht in derselben Zeit entstand das jedenfalls auch der schwärmerischen Neigung Theodors zu Luise entsprungene Gedicht „Liebeslust". Aber auch andere Freundinnen des Hauses wurden von dem jugendlichen, leicht entzündbaren Sänger poetisch gefeiert: auch ihnen wird ewige Treue und Liebe geschworen. In einem ursprünglich klassischen Arbeiten gewidmeten Schulhefte von ihm findet sich eine ganze Reihe von Liebesgedichten an verschiedene Adressen: An Augusten, An Theresen, An Henrietten, außerdem: An Amor, An Cypria, Siegeslied, Ständchen, Klage, vornehmlich aber ein Cyklus von dreizehn Gedichten an Ernestine v. Burgsdorff. Während Luise v. Funck ihn mehr durch ihre geistigen Vorzüge gefesselt zu haben scheint, haben bei Ernestine die körperlichen Reize des schönen Mädchens mächtig, zuerst geradezu berauschend auf ihn gewirkt. Zeugnis dafür legt ab der vom

14. Dezember 1806 an Henoch gerichtete, allerdings nur teilweise erhaltene Brief, in welchem der Schreiber in glühenden Farben die Seligkeit schildert, die er empfunden, als er Ernestinen zum ersten Male erblickt:

„Zu Miltitzens waren wir geladen. Um sieben Uhr ging ich hin. Die Gesellschaft bestand aus Frobens, Broizens, Watzdorff, wir u. s. w. Bald traten auch Burgsdorffs herein. Ich erwartete in Ernestinen ein schönes Mädchen zu sehen; aber wie herrlich ward meine Erwartung übertroffen! Ich erblickte das liebreichste Mädchen an Geist, Herz und Körper, das je auf dieser Erde lebte und lebt und leben wird. Ihre Schwestern, die in der That auch recht hübsch sind, werden von ihr verdunkelt, und das verwöhnte Auge wird unaufhörlich von den holden Formen des Wuchses angezogen. Hellbraune Haare umschatten das unschuldige, aber geistreiche Auge. Aus purpurnen Lippen schallt die lieblichste Stimme. Weiß wie Schnee glänzt ein Schwanenhals, der jugendliche Busen (blickt?) verschämt unter der leichten Hülle hervor. Gewachsen wie eine Hebe, übertrifft sie in Anmut und Anstand selbst die Venus der Griechen. Alles vereinigt sich in ihr, was man nur von dem vollkommensten Wesen fordern darf. Scheu stand ich von fern, bis ihr Güte strahlendes Antlitz (mich) immer näher zog. Wir schwangen uns in abgemessenen Reihen, und wenn durch Zufall mein Finger ihre liebliche runde Hand berührte, so strömte es wie ein Feuerstrom durch meine Glieder. Endlich näherte sich auch der steifere Teil der Gesellschaft unserem jugendlichen Spiele, und die holde Vertraulichkeit, die sich erst mühsam kürzlich den Zwang . . ."

Auch poetisch gab Theodor alsbald seiner Stimmung und seinen Gefühlen in einem Gedichte, das Ernestinen gewidmet ist, aber nicht zu dem vorher erwähnten Cyklus gehört, überschwenglichen Ausdruck. Nachdem er kurz die Musen angerufen und dann der Geliebten Schönheit verherrlicht hat, fährt er also fort:

Hat man einmal
  Sie gesehn,
Kann man nimmer
  Widerstehn.

Aller Herzen
  Dienen ihr;
Wer die Liebe nie gefühlet,
  Fühlt sie hier.

Ihrer Blicke
  Feuerglut
Zwingt das Herz zur
  Liebeswut.

Tönt ihr Saiten
  Harmonie,

Rufet meiner
Phantasie
Ernestinens
Bild hervor!
Dringe Lied zu
Ihrem Ohr!
Schwebe durch des Aethers Lüfte, durch des Himmels weite Bläue,
Schwöre ihr in meinem Namen ew'ge Liebe, ew'ge Treue."

Und dann folgen weitere, denselben Ton atmende Gedichte, auch neue briefliche, an Henoch gerichtete Schilderungen dieses königlichen Mädchens, für das Theodor noch schwärmte, als er schon in Freiberg studierte.

Doch nicht bloß erotische Stoffe bilden den Inhalt der Jugenddichtungen Theodors; auch andere Themata werden behandelt, allerdings fast durchgehends in launiger, übermütiger Weise. So trägt die Jahreszahl 1805 zunächst ein Gedicht in Hexametern mit dem Titel „Ferdinandiade". Doch ist der Sänger hier über den Anfang nicht hinausgekommen; in den 43 erhaltenen Zeilen wird im wesentlichen nur die Muse angerufen. Vielleicht derselben Zeit entstammt ein Gedicht im Bänkelsängerton mit der Ueberschrift „Anno 924", ferner eine in Hexametern abgefaßte Dichtung, welche die bekannte Anklage des Sophokles durch seinen eigenen Sohn behandelt, sodann eine Reihe von Distichen verschiedenen Inhalts, darunter 46 auf die Sternbilder, weiter eine Anzahl von Travestieen und Parodieen (z. B. Hor. Sat. II, 4 und „Abschied vom Küchengarten" nach dem Monolog Johannas in Schillers „Jungfrau von Orleans"), endlich ein sehr langes, die Eroberung Trojas persiflierendes, ganz volkstümlich gehaltenes, mit jugendlich kräftigen Ausdrücken und Lokalanspielungen gewürztes Gedicht über Jasko, den Grafen von Dohna, dessen Burg der Markgraf Wilhelm von Meißen nach langer vergeblicher Bestürmung endlich einnimmt.

Schließlich aber fällt in das Jahr 1805 auch der erste dramatische Versuch Theodors. Handschriftlich belegt ist nämlich aus dieser Zeit ein kleines, allerdings unvollständiges Theaterstückchen, ohne Ueberschrift. In ein Schulheft flüchtig geschrieben, behandelt dasselbe eine kleine Scene aus dem Körnerschen Familienleben. Die auftretenden Personen sind Körner, Minna, Dora, Emma, Julie, der Verfasser selbst und außerdem noch Schönberg; von des letzteren Neckereien mit Dora giebt das Stück eine kleine Probe. Als Minna in späteren Jahren diesen ersten dramatischen Versuch ihres Sohnes wiederfand, schickte sie ihn an Julie v. Einsiedel mit folgendem Briefe:

Ich hatte etwas zu suchen in diesen Tagen in Theodors Papieren und fand dieses Bild unsres Lebens von dem vierzehnjährigen Jüngling. Du wirst es, meine Julie, ähnlich finden; ich sende es Dir daher. Frau v. Blümner glaubt, daß es Dich erheitern könnte, wenn Du das Chaos entziffern kannst. Die Ver-

gangenheit verschönt oft durch heitre Bilder die Gegenwart. Die Gegenwart! was ist sie? Nimm hinweg die Stunden des Schlafs, der körperlichen und geistigen Schmerzen, des Kummers und der Furcht wegen der Zukunft! Nimm die Stunden aller Besorgnisse hinweg, was ist Gegenwart? Ein kurzer Augenblick vorübergehender Freude, ein Punkt in der weiten Ewigkeit des Gedankens, ein Wassertropfen, einem Durstigen gereicht — er genießt ihn und hat ihn vergessen — Du wirst über Deine alte Mutter lächeln.

Marie (wie sie sich nach
dem Tode ihres Gemahls wieder
nannte) Körner.

Für andere Jugenddramen, die in denselben Zeitraum oder etwas später, jedenfalls vor die Freiberger Zeit, fallen, sind nur die Titel und Personenverzeichnisse niedergeschrieben und erhalten. Von einiger Bedeutung sind diese Entwürfe nur deshalb, weil man aus ihnen Theodors Spiel- und Schulkameraden kennen lernt. Außer dem Autor selbst tritt in ihnen allen ein gewisser Ayrer auf, dessen Bekanntschaft er jedenfalls auf der Kreuzschule machte. Am 17. Januar 1806 schrieb er diesem folgende Zeilen ins Stammbuch:

Nei giorni Tuoi felici Ricordati di me

Carlo Koerner.

Außerdem haben sich noch zwei andere dramatische Versuche, der eine allerdings unvollendet, erhalten: „Romulus und Remus“ und „Franciskos und Franciskas unglückliche Liebe und schrecklicher Tod von einem Freunde derselben der gottlosen Welt ans Licht gestellt“, und endlich eine „Pantomime“, in welcher er selbst mit E. Körner als „Arlequin“ figuriert, und Verwechslungen und Verkleidungen eine nicht unwichtige Rolle spielen.

Wichtig für die poetische Thätigkeit Theodors ist das Jahr 1806. Sind doch in diesem die ersten Dichtungen entstanden, welche später in seinen „Werken“ Aufnahme gefunden haben. Hierher gehört zunächst das Scherzspiel „Amor und seine Heerscharen“. Die unwiderstehliche Macht des Liebesgottes, die ja der Jüngling bereits an sich selbst erfahren hatte, und seine Ränke und Mittel werden in einem Gespräch zwischen Amor, seinen Soldaten und dem Dichter selbst höchst launig vorgeführt. Form und Inhalt entsprechen ganz der seligen Stimmung, in der sich Theodor eben oft genug damals befand, und von diesem Standpunkte aus wird das Gedicht auch immer beurteilt werden müssen. Das in dem satirischen Tone der Schillerschen Kapuzinerpredigt gehaltene Werk steht höchst charakteristisch in einem gewissen Gegensatze zu einem Stammbuchverse, den Theodor damals für seinen Jugendfreund Adolph von Göphardt niederschrieb. Diese Widmung zeigt, wie der Jüngling doch auch an den Ernst des Lebens dachte und bei den Vergnügungen sehr wohl die Lehren des Vaters beherzigte, ferner,

wie sehr er sich im Banne der Schillerschen Muse befand. Die Verse, um die es sich handelt, sind ganz dem großen Freunde seines Vaters entlehnt.

„Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei Dir geöffnet:
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, wie Du bei Zeiten noch frei auf dem ersten entspringest,
Ehe die Parze mit Zwang Dich auf dem andern entführt!
Dresden am 21. November 1806. C. T. Körner."

Von noch größerer Bedeutung ist, daß in dieses Jahr auch die Erstlinge der später gedruckten „Knospen" fallen. Unter den Schätzen des Körnermuseums befinden sich nämlich auch zwei Abschriften der frühesten bis zum Jahre 1808 abgefaßten Knospengedichte. Beide gehen auf dieselbe Quelle zurück. Das eine Heft nun, von Emma (?) geschrieben und vom Vater korrigiert und vielfach verändert, hat bei den einzelnen Gedichten jedesmal auch die von Theodor selbst eingetragene Zahl des Jahres, in dem das betreffende entstanden ist, und nach diesen Daten gehören in das Jahr 1806 „Die Gewalt der Schönheit" und „Die Weisung Apolls". Wird in dem ersten Gedicht das sehnsüchtige Verlangen des Sängers nach dem Idealbild der Schönheit und die Erfüllung des Wunsches vorgeführt, so wird in dem zweiten gesungen, wie der Dichter zu dem Urquell des Gesanges, zu dem Musensitz, zu gelangen sucht, aber schließlich, fast am Ziele, von Apoll die zornigen Worte erklingen hört:

„Keiner kann der Musen Sitz erzwingen,
Frei und fessellos ist ihre Wahl.
Nicht der Wille kann die Kraft erproben:
Denn die Offenbarung kommt von oben."

Heil dem Jünglinge, der so früh zu dieser Erkenntnis gelangte und gar bald zeigen sollte und konnte, daß auch er zu den gottbegnadeten Günstlingen Apolls gehörte!

Am Schlusse beider Hefte steht eine Reihe von Charaden — in dem einen auch zuletzt zwei von Doras Hand geschriebene —, die insgesamt des Druckes in den Ausgaben der Werke Theodors wert gefunden worden sind.

Endlich gehören dem Jahre 1806 noch einige Schöpfungen an, die der Beschäftigung Theodors mit dem Englischen entsprangen. Finden sich auch sonst für sein Studium dieser Sprache keine Zeugnisse, so wird man doch auf Grund der sogleich anzuführenden Dichtungen oder vielmehr Uebersetzungen nicht umhin können, anzunehmen, daß der Vater, der ja in früheren Jahren einst so reiche Erfahrungen gerade in England gesammelt hatte und gewiß ein Freund dieses Landes war, dafür sorgte, daß auch dem Sohne das eigenartige Idiom des Inselvolkes nicht fremd blieb. Handschriftlich bezeugt fällt in das Jahr 1806 eine Uebersetzung des Ossianschen Gedichtes „Selmas Gesänge". Noch war ja der

durch Macphersons 1760 erschienenes Werk entbrannte Streit über die Ossianschen Gedichte nicht entschieden, noch war auch der größte Teil der litterarischen Welt Deutschlands aufs eifrigste interessiert für diese in ihrer Art einzig dastehende Poesie: da versuchte es Theodor, vielleicht gestützt auf eine andere Uebersetzung, einige Partieen der so stark angezweifelten Gedichte ins Deutsche zu übertragen. In „Selmas Gesängen" traf er, wenn auch in Prosa, die elegische Tonart des Originals sehr gut, ebenso in einem zweiten, nur fragmentarisch erhaltenen, nicht genauer datierten, jedenfalls aber derselben Zeit angehörigen „Gedicht nach Ossian". Dasselbe ist eine freie Uebersetzung von Ossians „Lathmon" und umfaßt etwa die erste Hälfte des Originals, allerdings mit Auslassung von 34 Zeilen in der Mitte. Dazu kommen noch einige andere, kleinere, im Stile Ossians und im Anschluß an ihn verfaßte Lieder unbedeutender Natur und, ebenfalls der Beschäftigung Theodors mit dem Englischen entsprungen, zwei nicht ungeschickte, poetisch gehaltene Uebersetzungen Shakespeares (König Lear II, 3 und der Anfang von „Timon von Athen").

An die Dichtungen des Jahres 1806 mögen sofort die im folgenden Jahre entstandenen angereiht werden, die selbstverständlich schon größere Formgewandtheit und bessere Beherrschung des Stoffes zeigen. Am 31. Mai vollendet wurde das Epos „Markgraf Friedrich mit der gebissenen Wange bei Lucka". In 50 vierzeiligen Strophen verherrlicht hier der patriotisch gesinnte Dichter den Sieg Friedrichs und seines Bruders Diezmann über Philipp von Nassau bei Lucka. Andere Gedichte sind heiteren, satirischen Inhalts, so die am 8. Dezember entstandene „Bittschrift der Kadetten der Ritterakademie zu Dresden" und eine Reihe von Dichtwerken, die sich ehemals im Besitz Moritz Haubolds v. Schönberg befanden und zum teil von seiner Person handeln. Dazu kommt eine Anzahl von Charaden und eine Uebersetzung von fünfzehn Liebesliedern Anakreons, in denen namentlich Eros gefeiert und der Frauenschönheit gehuldigt wird. Endlich fallen in dasselbe Jahr, abgesehen von einem anderen, alsbald näher zu betrachtenden Gedichte, sechs in dem 1808 datierten Manuskript der „Knospen" stehende Lieder: „Das Reich des Gesanges", „An Adelaiden", „Nähe der Geliebten", „Brutus' Abschied", „Bergmannsleben" und „Kampf der Geister mit den Bergknappen". Von besonderer Bedeutung sind die beiden letzteren: zeigen sie doch, wie sehr Theodor sich schon damals in den Beruf, den er im folgenden Jahre ergriff, hineingelebt, wie sehr er für denselben begeistert war. Und eben dasselbe bezeugt eine andere, soeben angedeutete Schöpfung desselben Jahres, nämlich ein zur Feier der Vermählung der Gräfin Luise Stolberg-Wernigerode mit Moritz Haubold v. Schönberg, dem treuen Freunde des Körnerschen Hauses, abgefaßtes Gedicht, in welchem der Einzug des jungen Paares in Wernigerode verherrlicht wird. Den Hauptteil des Gedichtes bilden nämlich die Begrüßungs-

worte, die der aus des Berges Dunkel, aus dem finsteren Schacht heraufgestiegene Kobold des „dröhnenden Brocken“ an die Neuvermählten richtet. Des jungen Dichters Liebe für die Natur, insonderheit für den Bergbau, tritt hier in wenigen, aber markanten Worten hervor.

Schon 1806 war die Frage des dereinstigen Berufes seines Sohnes von dem vorsorglichen Vater in Erwägung gezogen und entschieden worden. „Eine der schwersten Aufgaben für einen Vater,“ so schreibt er in der Biographie Theodors, „ist, den Sohn bei der Wahl des künftigen Standes zu leiten. Genaue



Moritz Haubold v. Schönberg. Von 1770 bis 1860. Nach einem Miniaturbildnis, gemalt 1807 von Emma Körner. Im Besitz der Familie des Grafen Schlieffen.



Luise v. Schönberg geb. Gräfin] Stolberg-Wernigerode. Von 1771 bis 1856. Nach einem Miniaturbildnis. Im Besitz der Familie des Grafen Schlieffen.]

Abwägung der Vorteile und Nachteile eines jeden Verhältnisses ist von der Jugend nicht zu erwarten: was sie bestimmt, sind oft unzureichende Gründe; und gleichwohl ist es bedenklich, ihrem Entschluß zu widerstreben, da man besonders bei lebendigen und kraftvollen Naturen zu wünschen hat, daß Geschäft und Neigung zusammentreffen. Und ein Geschäft, das ihm künftig ein hinlängliches Auskommen sichern könnte, hatte auch Theodor Körner zu wählen, da er auf den Besitz eines bedeutenden Vermögens nicht rechnen durfte. Der Bergbau hatte viel Anziehendes für ihn durch seine poetische Seite und durch die vielfältige Geistesnahrung, die seine Hilfswissenschaften darbieten. Für die innere vollständige Ausbildung des

Jünglings war dies zugleich sehr erwünscht. Bei einem überwiegenden Hange zu dem, was die Griechen Musik nannten, bedurfte er zum Gegengewichte einer geistigen Gymnastik, und bei dem Studium der Physik, Naturkunde, Mechanik und Chemie gab es Schwierigkeiten genug zu überwinden, die aber mehr reizten als abschreckten."

Bereits am 22. August 1806 meldete die Mutter an Vetter Weber: „Karl hat sich seine Bestimmung gewählt. Gott beschütz' ihn dabei und geb' ihm Gesundheit! Er wird ein Bergmann. Er kömmt Ostern 1808 auf die Bergakademie zu Freiberg. Wenn er was lernt, kann er sein Brot früher als in jedem andern Fach haben." Danach scheinen die Worte, die Wilhelm Kunze in einem eigenhändigen Bericht über Theodor Körners Leben (vom 15. Oktober 1847) ausspricht, doch mit Vorsicht oder mit einem gewissen Mißtrauen zu betrachten sein. Nach ihm wurde nämlich der junge Freund trotz der sorgfältigsten Erziehung, die er genoß, sehr verzogen. „Die Eltern liebten ihn unbeschreiblich; aber sie ließen ihm zu viel Willen; sie fanden alles genial, und so wurde täglich etwas Neues, aber nie etwas ernstlich betrieben." So sei denn in der Pädagogik, die man bei ihm angewandt, ein gewisses Schwanken eingetreten, und dies Schwanken habe auch bei der Wahl eines Lebensberufes längere Zeit gedauert. Dem gegenüber muß betont werden, daß von einem Schwanken wenig die Rede sein kann, wenn sich ein fünfzehnjähriger Jüngling unter Berücksichtigung aller Vorteile und Nachteile eines Berufes, sowie der Befähigung dazu durch den Vater für eine Laufbahn entscheidet und dem einmal gefaßten Plane anderthalb Jahre treu bleibt und ihn schließlich zur Ausführung bringt. Wenn Theodor später nach und nach einen anderen Beruf als den gewählten für passender hielt, so hatte das doch ganz andere Ursachen.

Bei Beginn des Jahres 1807 schrieb die Mutter auch an Charlotte v. Schiller über die Berufswahl ihres Sohnes: „Mein Karl ist nun ein großer Mensch, und Ostern 1808 kommt er aus dem Haus. Wie bald wird die Zeit dahin sein, und wie schmerzlich für uns Eltern, ihn von uns zu lassen! Mein Mann wird Dir gesagt haben, daß er sich den Bergbau gewählt hat für seine künftige Bestimmung. Seine Wahl ist klug; der kluge Bergmann findet überall sein Brot, wenn's auch nicht im Vaterlande ist; er kommt erst auf die Bergakademie zwei und ein halbes Jahr, ehe er andre Universitäten besucht. So haben wir ihn doch die erste Zeit nur wenige Meilen weit von uns entfernt und können ihn öfter sehen. Er ist viel größer als ich und der Vater und hat die Schwester sehr überwachsen, die auch größer als ich ist. Er ist ein guter Mensch und hat uns bis jetzt nur durch Krankheit betrübt." Die Worte über den Sohn veranlassen die Mutter auch, über Emma und Julie zu schreiben. Sie fährt also fort: „Emma ist ein gutes, vortreffliches Mädchen, die sich jedermanns

Achtung erwirbt durch ihren Charakter und ihre Talente. Sie malt brav Oel, und Miniatur vorzüglich. Sie singt sehr artig, aber ihre Stimme wird durch Juliens wunderschöne Stimme verdunkelt. Juliens Gesang ist wirklich etwas Vorzügliches; sie ist überhaupt ein liebes Mädchen, das ich wie mein eigen Kind liebe. Sie ist uns auch in kindlicher Zärtlichkeit zugethan; sie gehört so zum Ganzen."

Auch Dora ließ sich im Laufe des Jahres brieflich über Theodor aus. „Wenn wir Sie wieder sehen werden," so schrieb sie am 7. August 1807 an Vetter Fr. Bened. Weber, „so werden Sie auch Karl sehr zu seinem Vorteil verändert finden. Er ist fleißig, lernt viel und macht uns allen viele Freude. Zu Ostern geht er nach Freiberg, weil er Bergmann werden will. Er macht mit großer Leichtigkeit Verse und hat im Komischen oft sehr gute Einfälle."

Wie der Vater selbst über das Bergfach dachte, ersehen wir aus einem Briefe an Zacharias Becker vom 9. Februar 1808, wo es heißt: „Meine Kinder sind von guter Art, und Karl zeigt jetzt nicht gemeine Fähigkeiten. Auf Pfingsten kommt er auf die Bergakademie nach Freiberg. Aus eigner Bewegung hat er dies Fach gewählt, und ich freue mich darüber, weil es ihm ein unabhängiges Kapital im Kopfe sichert, wenn andre Kenntnisse oft durch politische Verhältnisse ganz unbrauchbar werden."

In den letzten Worten liegt eine gewisse Resignation des Vaters über die damalige Politik Sachsens. Schon aus 1805 hatten wir ja mehrere Briefe citiert, in denen sich die Familie Körners, wenn auch verhüllt, über die Politik ihres Fürsten äußerte. Die echt deutsche Gesinnung, die alle Mitglieder des Hauses beseelte, wurde zwar durch Napoleon auf eine harte Probe gestellt; unentwegt aber sind sie ihr treu geblieben, wenn sich auch die Frauen vorübergehend durch die Größe des Korsen und durch das Danaergeschenk, das er Sachsen durch die Verleihung des Königstitels und des Herzogtums Warschau machte, bestechen ließen. Die politische Situation Europas hatte sich seit dem Jahre 1805 völlig geändert; auch das bisher unberührt gebliebene Sachsen war in Mitleidenschaft gezogen worden. Friedrich August hatte sich nach einigem Sträuben Preußen angeschlossen. Aber kaum war am 14. Oktober 1806 die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt geschlagen, da dachte der Kurfürst, von dem ehrlichen Könige von Preußen selbst dazu aufgefordert, an Unterhandlungen mit dem Sieger, um die Zukunft seines Landes zu sichern. Am 11. Dezember wurde der Frieden zu Posen abgeschlossen, in dem Friedrich August zum König erhoben und Sachsen durch den von Preußen abgetretenen Kottbuser Kreis vergrößert wurde. Wohl war die Existenz des Landes gerettet, Preußen aber war im Stich gelassen worden, um den Kelch des Leidens ganz zu leeren. Noch war die Zeit nicht gekommen, wo der einzelne Unterthan frei äußern konnte, was er über eine der-

artige Handlungsweise des Kurfürsten dachte. Unter den gegebenen Verhältnissen war es das beste, die eigene Ansicht im Busen zu verwahren und sich in Resignation zu fügen. Noch gab es für Körner kein „anschaubares, mögliches Ziel des Handelns", noch mußte er den Haß gegen den völker- und freiheitfeindlichen Geist Napoleons zurückhalten. Wie tief er aber ergriffen war von der seinem deutschen Vaterlande angethanen Schmach, die in den folgenden Jahren noch gesteigert wurde, dafür ist bezeichnend, daß er, wenn auch erst später, Schiller glücklich pries, daß er das Unglück des Jahres 1806 nicht erlebt hätte. Kein lauer Patriot, wußte er sich doch politisch klug, namentlich im Verkehr den Anschein zu geben, als verstünde er es, sich in die Verhältnisse zu schicken. „Den Gipfelpunkt der Fülle des Körnerschen Hauses und seines Ansehens," so sagt Friedrich Laun, „bildeten vielleicht die Jahre der Napoleonschen Gewaltherrschaft. Die Stadt zerfiel damals in zwei politische Parteien. Aber wie gründlich auch Körners den absoluten Weltbeherrscher haßten, so sehr wachte doch der Vorsteher des Hauses darüber, daß dieser Haß nie in demselben öffentlich zur Sprache kam. Um der Kunst, Wissenschaft und Geselligkeit willen! Alle politischen Fraktionen und Nuancen wurden darin gehegt und vertreten; aber sie wußten zu gut, daß ihnen der Aufenthalt im dortigen Gesellschaftskreise sofort würde entzogen werden, wenn sie ihrem Napoleonshasse Worte gestatten wollten. Auch diese, zur Aufrechthaltung des geselligen Verkehrs in der zeitherigen Weise gegen die allenthalben auflauernde französische Polizei unerläßliche Maßregel ging von Körners aus auf mehrere Dresdener Gesellschaftsbezirke, wie z. B. den Rackenitzischen, Seidelmannschen u. s. w., über und beförderte wesentlich den Riesenschritt, den allmählich die Gesellschaftskultur in der letzten Zeit zu Dresden gemacht hatte."

Bald nach dem Posener Frieden mußte Sachsen ein Corps von 6000 Mann zum französischen Heere nach Preußen und später noch einige Bataillone nach Schlesien rücken lassen. Thielmann, der bei den zwischen seinem Landesherrn und Napoleon gepflogenen Verhandlungen eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hatte und zum Dank dafür zum Major und Flügeladjutanten des Königs ernannt worden war, blieb vorerst noch in Dresden, hauptsächlich im Verkehr mit Körner, der die traurigen Folgen der Kriegsereignisse mit mannhaftem Mute trug. „An uns sind," so schrieb Dora am 19. Februar 1807 an Weber, „Gott sei Dank! die gewaltigen Erschütterungen vorübergegangen, und wir haben nur durch das unnennbare Unglück gelitten, welches so viele andere traf. Wir haben bis vor vierzehn Tagen täglich vierzehn bis achtzehn Mann Einquartierung gehabt; wir haben dreierlei Kontribution zahlen müssen; allein wir beklagen uns nicht; denn dies ist eine Folge des Krieges, welche wir mit vielen andern tragen müssen. Aber den inneren Frieden haben wir uns zu erhalten gewußt, und alles in unserm Hause ist unverändert geblieben. Körner ist uns ein gutes Vorbild; in seiner Nähe

schämt man sich kleinmütig zu sein. Das Unvermeidliche trägt er mit Ruhe, blickt vertrauend in eine schönre Zukunft und genießt jede Freude mit dem unnachahmlichen Kindersinn, welchen Sie an ihm kennen." Leider sollten die politischen Verhältnisse immer trüber werden. Mit bangen Ahnungen verfolgten Körners das Geschick, von dem Preußen heimgesucht wurde, und fast wie eine Erlösung kam es ihnen vor, als endlich die Nachricht von dem Tilsiter Friedensschluß, der wenigstens dem benachbarten Lande die Existenz gelassen hatte, in Dresden eintraf. „Nur ein paar Worte der Freude," so schreibt am 14. Juli Minna an Tante Ayrer, „heute war der glückliche Tag, der so lang ersehnte, der uns den allgemeinen Frieden brachte. Jeden Tag seit dem 23. Juni sahen wir der erwünschten Nachricht entgegen. Seit zwei Stunden sind neun Couriere gekommen, die alle ausgerüstet mit der beglückenden Nachricht waren. Details davon werd' ich Ihnen mit der nächsten Post schreiben können. Genug: es ist Friede! Welcher Segen für Millionen Menschen. — Es werden von unserm Hof große Anstalten zur Ankunft des großen Kaisers gemacht. Unser König hat wahre Achtung für diesen ausgezeichneten Mann; er sei gesegnet, daß er, der Mächtige, den Frieden uns gab. — Der Rückmarsch der Truppen wird uns nun jetzt sehr beschäftigen, und alles Lästige davon wird zu ertragen sein durch den Gedanken, daß Friede ist." Wenn Napoleon hier als ausgezeichneter Mann, als Friedensbringer gesegnet wird, so war für eine derartige Aeußerung einzig und allein die Hoffnung bestimmend gewesen, daß nunmehr weiteren Verlusten der sächsischen Armee und dem Blutvergießen überhaupt ein Ende gesetzt wäre. Dies spricht auch ganz deutlich der Brief aus, den Dora am 7. August, ebenfalls noch unter dem Eindrucke des Friedens, an Weber schrieb: „Der längst gewünschte Frieden hat uns alle in einen angenehmen Zustand versetzt. Wir waren exaltiert, ohne recht deutlich zu wissen, was wir dabei gewönnen; und kann man auch eigentlich recht glücklich sein, wenn man sieht, wie der Nachbar leidet? — Dem sei, wie ihm wolle: das herrliche Wort Frieden hat einen so großen Zauber, die Gewißheit, daß durch ihn ein Teil der Leiden endete, die der unselige Krieg veranlaßte, machte, daß wir vor Freude trunken waren, ohne uns durch Untersuchungen in unserm Genuß stören zu lassen. Die Tage, die Napoleon hier verweilte, waren äußerst merkwürdig. Das Zuströmen der Menschen aus allen Ständen, die hierher kamen, ihn zu sehen, worunter sehr viele waren, die berühmt und ausgezeichnet sind, das Leben und die Thätigkeit, die von früh bis auf den Abend auf den Straßen war, gab eine eigene fröhliche Stimmung, die schwer zu schildern ist. Wir haben ihn einmal und sehr gut gesehen und sind nachher in unserer gewöhnlichen Ruhe geblieben. Er kam auf die Galerie, wo wir ihn sehr nahe sehen konnten. Er ist weit hübscher und angenehmer wie alle Portraits, so man von ihm hat. Ich erwartete Strenge in seinen Zügen, einen unsteten Blick oder öftern Wechsel in

seinem Gesicht. Wie wurde ich überrascht, wie ich bei einem feurigen tiefdenkenden Auge, welches einen ganz unbeschreibbaren Ausdruck hat, die größte Ruhe und ungemeine Freundlichkeit in den übrigen Zügen fand! Er schien nur mit den Gemälden beschäftigt, verweilte sich ohne Zwang dabei und wurde durch das unbescheidene Zudrängen der Menschen weder gestört noch unruhig oder verlegen gemacht. Es freute mich unendlich, ihn so gesehen zu haben: ich möchte mir so gern bei seiner Größe auch Güte denken. Deshalb habe ich auch nachher garnicht gesucht ihn wieder zu sehen, weil ich den Eindruck, den er auf mich gemacht, gern rein erhalten möchte. Er schien sich hier zu gefallen, wovon er unserm König viele kleine Proben gegeben hat. Unser König nimmt sich vortrefflich, durchaus rechtschaffen wie immer und ohne Falsch. Möchten alle folgenden Ereignisse immer sich mit seinen strengen Grundsätzen und mit der Güte seines Herzens vereinigen lassen!“

Körner mußte sich wohl oder übel in das Unvermeidliche finden; noch mehrere Jahre sollten vergehen, ehe auch an ihn die immer wichtiger und durch Napoleons Uebergriffe zur Notwendigkeit gewordene Frage herantrat, ob der innere Friede des einzelnen inmitten des allgemeinen Unheils und unter dem Drucke der immer schmachvolleren Fremdherrschaft noch länger bewahrt werden könne. Ja, die Machtvergrößerung Sachsens veranlaßte ihn sogar zu litterarischer Thätigkeit.

Körners Hauptarbeit bestand damals darin, Schillers schriftlichen Nachlaß zu ordnen und herauszusuchen, was der Veröffentlichung wert schien. Da aber diese Arbeit noch lange Zeit beanspruchte, wollte er zunächst die Werke des Dichters herausgeben und dazu sein Leben beschreiben. Die Verhandlungen, die er darüber mit Charlotte v. Schiller, mit Cotta und auch mit Goethe pflog, verraten genugsam sein Interesse für die große Idee. Was er schließlich in dieser Beziehung trotz der vielfachen Hemmnisse, die sich ihm boten, geleistet: das auszuführen, gehört nicht mehr in diesen Abschnitt; aber die treue Hingabe, die liebevolle Teilnahme an dem Schicksale der geistigen Schöpfungen des Freundes, der eben nach seinem Wunsch unsterblich fortleben sollte in seinen Werken, tritt uns schon damals in dem hellsten Lichte entgegen.

Noch während Körner mit dem Gedanken einer Redaktion der Dichtungen Schillers und der Beseitigung so mancher Irrtümer, die sich mehr und mehr über dessen Leben und Verhältnisse verbreitet hatten, umging, stellte er unter dem Titel „Aesthetische Ansichten“ einen bei Göschen erscheinenden Sammelband der kleineren, meist philosophischen Aufsätze zusammen, die er zum großen Teil schon früher in der Thalia und den Horen veröffentlicht hatte, während er seine politischen Abhandlungen in ähnlicher Weise 1812 unter dem Titel „Versuche über Gegenstände der inneren Staatsverwaltung und der politischen Rechenkunst“ herausgab. In diesen „Versuchen“ findet sich nun auch der durch die politischen

Verhältnisse, durch die Vergrößerung Sachsens veranlaßte Aufsatz, den wir schon vorher erwähnt haben. Die in Briefform gekleidete Publikation giebt uns Zeugnis für den Optimismus des Verfassers, der das damals neubegründete Herzogtum Warschau anfangs durchaus für „lebens- und entwicklungsfähig" gehalten zu haben scheint, aber auch für das rege Interesse, mit welchem er die politischen Verhältnisse seines Vaterlandes verfolgte. Geschrieben wurden die „Briefe aus Sachsen an einen Freund in Warschau" — es sind ihrer sieben — im November 1807, und schon am 29. Dezember erschienen sie bei Göschen.

Der erste, gewissermaßen als Einleitung dienende Brief begründet das Interesse, das der Verfasser als Sachse an dem Schicksal und der Entwicklung des neuen Herzogtums nimmt und nach seiner Ansicht jeder wahre Patriot nehmen muß. In dem zweiten Briefe beschäftigt er sich zunächst mit der Klasse der Grundbesitzer auf dem Lande. Durch die dekretierte Aufhebung der persönlichen Sklaverei ist zwar viel gewonnen; aber der Bauer muß nun auch durch einen allmählichen Uebergang in einen freien Eigentümer verwandelt werden; durch den Erbpacht, zu dem sich uneigennützige Männer aus edlen Triebfedern entschließen müssen, kann in dieser Beziehung vieles erreicht werden; dabei wird es Aufgabe des Staates sein, vielleicht durch Einführung von Kreditsystemen, das Aufnehmen der Kapitalien zu erleichtern und den Gläubiger hinlänglich zu decken. Aber nicht bloß der einzelne Gutsherr muß für die bessere Kultur seiner Besitzungen die eigenen Kräfte aufbieten, sondern die Gesamtheit der Grundeigentümer eines Departements muß auch an die Bedürfnisse einer ganzen Provinz denken und zu diesem Zwecke sich zu gesellschaftlichen Vereinigungen zusammenthun, um so die Aufsuchung nutzbarer Materialien, Straßenbau und Navigationsanstalten zu ermöglichen. Die Kosten für diese Institutionen, die mit dem Vorteile des einzelnen in unmittelbarem Zusammenhange stehen, müssen naturgemäß diejenigen tragen, denen eben Nutzen daraus erwächst; dem Staate aber muß die Oberaufsicht zugebilligt werden. Bei dieser Gelegenheit kommt der Verfasser auch auf eventuelle Störungen des Verkehrs und Hindernisse der Verbesserung des Zustandes der untersten Volksklassen zu sprechen. In letzterer Beziehung betrachtet er den Branntwein als ein wichtiges Hemmnis. „Sollte es nicht," so fügt er in einer Anmerkung bei, „Mittel geben, zu bewirken, daß das Bier dem Branntweine vorgezogen würde? Vielleicht wären bei dem Biere gewisse Abgaben aufzuheben und dagegen auf den Branntwein zu legen. Auch könnte die Bierbrauerei durch Prämien aufgemuntert werden." Als außerordentlich wichtig wird dann weiter besprochen die Sorge des Staates und auch einzelner Gesellschaften für den Unterricht und echte Religiosität oder für die sittliche Veredelung des Volkes. Und hier giebt es in dem neuen Herzogtum viel zu thun, da dort manches, was in anderen Ländern für die Bildung, Leitung und Aufmunterung der Geistlichen und Schul-

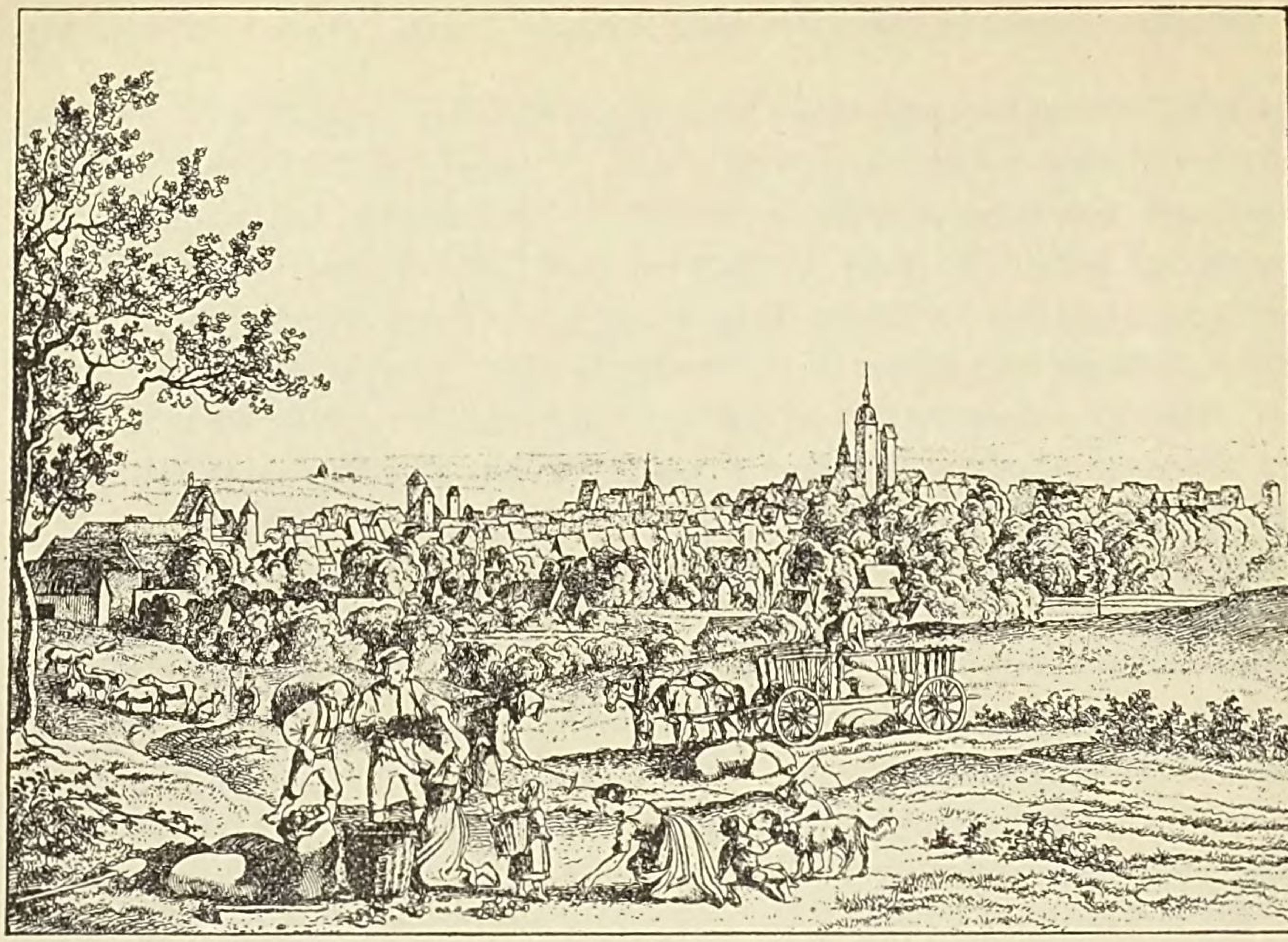
lehrer geschehen, durch ungünstige Umstände gehindert worden ist. Von echter Toleranz und wahrer Christenliebe getragen sind die Gedanken, die der Verfasser hier ausspricht. Aber nicht nur für die einzelnen Bürger des Staates muß gesorgt werden; auch der Staat als ganzer muß unterstützt, muß leistungsfähig gemacht werden. Das Mittel hierzu sieht der Autor nicht in einer Staatsanleihe, auch nicht in der Auferlegung neuer drückender Abgaben, sondern in der Ausgabe von etwa sechs Millionen Thaler Papiergeld und einer zu diesem Zwecke zu errichtenden Bank in Warschau. Für eine Aenderung in dem vorhandenen Abgabensystem ohne irgend eine dringende Ursache ist er nicht; wohl aber muß der Staat bei Regulierung seines Finanzetats die Einnahme nach der Ausgabe richten; aber niemals darf dem Staate etwas aufgebürdet werden, was einzelnen Bezirken, Städten, Kommunen und Privatpersonen obliegt, wie Unterstützung der Armen, Errichtung von Arbeitshäusern, Verpflegung hilfloser Kranken, Anstellung geschickter Aerzte und Wundärzte, Verbesserung des Hebammenwesens, Sorge für den ersten Unterricht des Bürgers und Landmannes u. dergl. In dem letzten Briefe werden die sicher zu erwartenden Vorteile der errichteten Bank und die Verwertung der jährlichen Ueberschüsse besprochen. Am meisten würde für den Reichtum einer Nation geschehen, wenn jährlich eine beträchtliche Summe zur Urbarmachung der Wüsteneien und Austrocknung der Moräste, zu Prämien für Landwirtschaft und Manufakturen, zu Vorschüssen für Fabrikverleger und endlich zur Aufmunterung wissenschaftlicher Untersuchungen von praktischer Wichtigkeit verwendet würde. „Von einem solchen Staate," so schließt der Verfasser, dem auch hier, wie schon vorher wiederholentlich das Idealbild eines Staates überhaupt vorschwebt, den Aufsatz, „hat man nicht bloß negatives Glück oder Sicherheit vor äußern und innern Gefahren zu erwarten. Für jeden Staatsbürger darf alsdann keine Gattung von Kenntnissen unzugänglich, keine Art von Ausbildung unmöglich, kein geistiges Gebiet unerreichbar sein. Es ist nicht genug, die vorhandenen Unterrichtsanstalten zu verbessern oder nur wissenschaftliche Institute zu errichten und mit allem erforderlichen Apparat zu versehen; auch im Gebiete der Kunst sollte nichts vernachlässigt werden, um den Sinn für das Schöne bei der Nation zu erhöhen und allgemeiner zu verbreiten. Ueber die Folgen einer solchen Verfeinerung herrschen Vorurteile, die bei einer genauern Bekanntschaft mit der Geschichte des Altertums verschwinden. Es war nicht das Uebermaß, sondern die Unvollständigkeit der Kultur, wodurch ihre Ausartung erfolgte. Mit Recht begeistern uns die glänzenden Erscheinungen der Vorwelt; aber die Autorität eines Beispiels darf unser Ideal nicht beschränken. Im ganzen genommen hatten selbst Griechen und Römer den höchsten Gipfel der Veredlung noch nicht erreicht, und manche Forderungen des Geistes und Herzens blieben bei ihnen unbefriedigt. Nicht der weitere Fortschritt, sondern der Stillstand auf halbem Wege ist für unser Zeitalter gefährlich."

Wie der Vater, so suchten sich auch die übrigen Angehörigen der Körnerschen Familie durch die Beschäftigung mit der Kunst über die trübe Politik und über die Not der Zeit hinwegzuhelfen. Nicht daß sie ruhig die Hände in den Schoß gelegt hätten: schmerzlich ergriffen von der Schmach des deutschen Vaterlandes suchten sie die Wunden, die der Krieg geschlagen und noch schlug, durch Geldbeiträge oder Veranstaltung von Sammlungen zu lindern, und dabei machte Minna die erhebende Erfahrung, daß gerade die Aermeren am schnellsten und liebsten gaben. Immer inniger schlossen sich in diesen Zeiten der Not und Bedrängnisse die Familienmitglieder aneinander, immer fester umschlang sie und alle, die bei ihnen verkehrten und gleicher Gesinnung waren, das Band herzlichster Liebe, und gewiß wurde es mit der aufrichtigsten Freude begrüßt, als Geßler, der sich mehr und mehr auf seine schlesischen Güter (Reichenbach und Neudorf) zurückgezogen hatte, ein Quartier in Körners Hause mietete. Seine Stimmung, die eine Zeit lang, namentlich infolge der traurigen politischen Verhältnisse, recht verbittert und resigniert gewesen, hatte sich zur Freude Körners gebessert. Um so schmerzlicher wurde es aber auch empfunden, daß gerade damals einige treue Freunde aus Dresden schieden, in erster Linie, wie schon vorher erwähnt, Moritz Haubold v. Schönberg und einige Monate früher Otto Heinrich Graf v. Loeben (Isidorus Orientalis, geb. 1786), für dessen Liebe zu Theodor der Umstand spricht, daß er in der Nacht seiner Abreise ein Sonett auf ihn dichtete und ihm widmete. Auch Schönberg gab kurz nach seiner Verheiratung dem Gefühle des Dankes für all das, was ihm das Körnersche Haus gewesen, dadurch Ausdruck, daß auf seine Veranlassung Emma Chanoinesse des in der Nähe von Wernigerode gelegenen Klosters Drübeck, einer Stiftung des Grafen Stolberg, wurde. Zunächst erhielt sie das schwarze Ordenskreuz an einem schwarzen und silbernen Bande; und sollte, wenn sie später in die ihr zugedachte Stellung einrücken würde, ein Jahresgehalt von 200 Thalern haben; allerdings war Vorbedingung, daß sie sich nicht verheirate. Auch Julie Kunze wurde dieselbe Würde übertragen. Wie tief übrigens gerade Emmas Herz unter den unseligen politischen Verhältnissen litt, das zeigen die patriotischen Worte, die sie am 15. April 1808 an ihren Verwandten Weber in Frankfurt schrieb: „Wenn Sie das Politik nennen, daß ich den wärmsten Anteil an allem nehme, was mein deutsches Vaterland angeht, so bin ich sehr politisch. Die Liebe zum Vaterlande ist leider selten geworden, und wenn man sich dieses Gefühls auch nicht schämt, so wird es doch häufig aus Rücksichten unterdrückt, was ich sehr unrecht finde, da es gewiß zu den schönsten Gefühlen gehört, welche die menschliche Brust bewegen können, und man es hüten sollte, daß es nicht bei dem Drang der Umstände untergeht. Das Unglück, welches unsere deutschen Nachbarn betrifft, macht mir ebenso viel unangenehme Empfindungen, als wenn es uns selbst beträfe, und wenn meine Empfindungen

etwas helfen könnten, wäre ihnen schon längst geholfen. Ich begreife recht sehr gut, wie drückend es sein muß, nur immer zu hören, wie dieser oder jener geplagt wird und wie unglücklich er ist, ohne diesem zahllosen Unglück abhelfen zu können, wie das in Frankfurt der Fall sein muß. Durch Natur und Kunst kann man noch allein von so vielem Unangenehmen abgezogen werden, und Sie sind sehr zu beklagen, daß Ihnen dieser Genuß so schwer gemacht wird."

Auch Dora fand bei der allgemeinen Zerstörung und Vernichtung Trost in der dauernden Anhänglichkeit ihrer Freunde. Zu diesen gehörte ja in erster Linie die Herzogin von Kurland. Im Winter des Jahres 1807/8 traf sie zum Besuch in Dresden ein, und wie freute sich Dora, als sie sie treu und unverändert wiedersah, wie in den ersten Tagen ihrer Freundschaft. „Ich rechne," so schrieb sie am 11. April nach Frankfurt, „die Tage, die ich mit ihr verlebte, zu den schönsten, die das Schicksal mir diesen Winter gab. Ich werde auch diesen Sommer viel mit ihr sein; denn ich gehe zu ihr nach Löbichau und von da mit ihr nach Karlsbad. Ueberhaupt habe ich sehr Ursache, dankbar gegen das Schicksal zu sein; wie wichtig und groß auch die Ereignisse der mich umgebenden Welt sein mögen, der kleine Kreis meiner Lieben ist nicht gestört. So lebhaft ich mich auch der Unfälle annehme, die die Menschheit treffen, so sehr mein Herz dabei blutet, so tröstet mich doch immer wieder der Gedanke, daß mir Gott die Meinen gelassen, und daß ich daher alle Trübsal geduldiger ertragen kann."

Noch war der kleine Kreis unserer Lieben nicht gestört. Aber nicht mehr fern war die Stunde, wo eine empfindliche Lücke in demselben eintreten sollte: der Abgang Theodors nach Freiberg stand unmittelbar bevor. Seine Ausbildung war unter der treuen Fürsorge der Eltern vollendet, sein Körper erstarkt; alle in ihm schlummernden Anlagen hatten sich auf das herrlichste entfaltet und berechtigten zu den schönsten Hoffnungen. Ausgestattet mit allem, was an idealen Gütern ein Elternhaus, wo Kunst, Musik und Litteratur geachtet und gepflegt, wo Glaube, Vaterlandsliebe und Freundschaft hoch und heilig gehalten werden, seinen Angehörigen zu bieten im stande ist, konnte Theodor hinausziehen in die Welt von der Stätte, wo die nimmer ermüdende Liebe des Vaters und der Mutter, wo die herzliche Zärtlichkeit der Tante und Schwester bisher ihm alle Pfade geebnet, alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, alles Schöne, Gute und Wahre zugeführt hatte. Jetzt, wo er sich selbst überlassen sein sollte, wo die treue Fürsorge der Seinen nicht mehr unmittelbar über ihn wachte, galt es für ihn, sich in der Fremde alles dessen würdig zu zeigen, was die Gottheit ihm in die Wiege, was Vater und Mutter ihm ans Herz gelegt hatten.



Ansicht von Freiberg.

IV.

Theodor Körner in Freiberg.

Schon am 16. April hatte der vorsorgliche Vater beim Könige ein Gesuch eingereicht, in dem er gebeten, seinem Sohne gütigst gestatten zu wollen, „den Vorlesungen auf der Bergakademie zu Freiberg beizuwohnen, ingleichen die Freiberger und Obererzgebirgischen Bergwerke zu befahren und zu besichtigen". Daraufhin war dem Oberbergamt zu Freiberg, dem die Akademie unterstellt war, von hoher Seite die Weisung zugegangen, daß dem jungen Körner alles, worum der Vater eingekommen, erlaubt werden solle, „jedoch mit Ausschluß des Schöneberger und übrigen Kobaltbergbaues, ingleichen der Blaufarben- und Arsenikwerke".

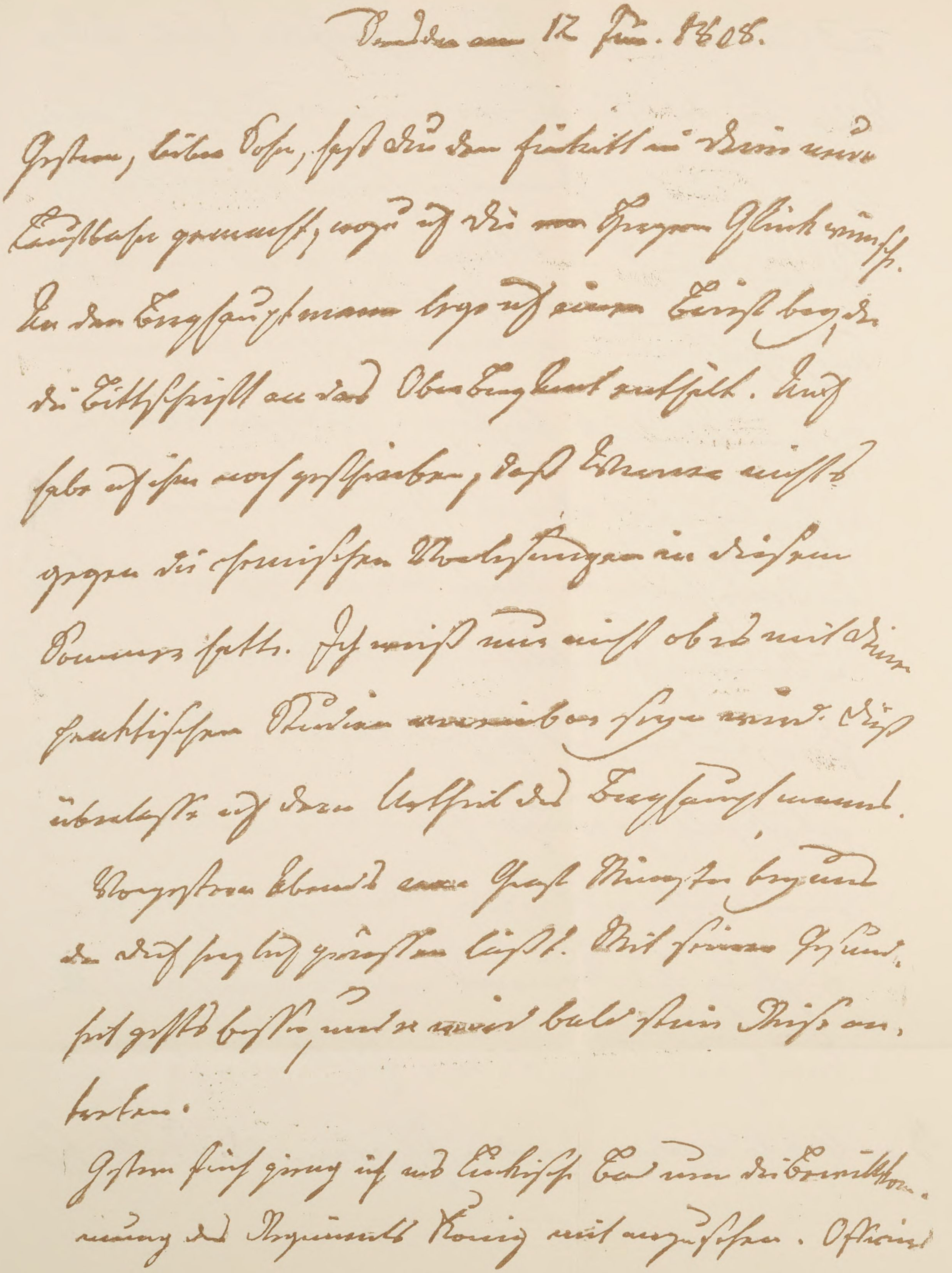
Nachdem diese Förmlichkeiten erledigt waren, traf Theodor in Begleitung seiner Eltern und seiner Schwester Emma am 7. Juni, dem dritten Pfingstfeiertage, in Freiberg ein. Dort mietete er sich im Hause des damaligen Auditeurs der Artillerie, Kanitzky, jetzt Leipzigerstraße Nr. 9, ein. In demselben Hause wohnte beim Bergamtskopisten Richter Karl Friedrich Schneider, ein älterer Akademiker (geb. 1784 in Lauchstädt), der früh seine Eltern verloren hatte und zu Trübsinn geneigt war. Obwohl sich Schwermütigkeit und frischer Lebensmut meist nicht dauernd verbinden, schloß Theodor mit ihm Freundschaft.

Die meisten der „Herren Berggeister“ waren noch abwesend, als Theodor ankam, und so konnten denn die Seinen während der zwei Tage, die sie in Freiberg blieben, nur wenige von den maßgebenden Persönlichkeiten des Oberbergamtes und der Akademie kennen lernen. Die Bergakademiker, deren Zahl sich durchschnittlich im Jahr auf fünfzig bis sechzig belief, zerfielen zunächst in die zwei Hauptabteilungen der auf Staatskosten und der auf eigene Kosten Studierenden. In die erste Klasse konnten nur sächsische Staatsangehörige aufgenommen werden, während sich die zweite Klasse meist aus Ausländern rekrutierte. Aber auch Inländern war es unverwehrt, in die zweite Klasse einzutreten; diese brauchten sich keiner Aufnahmeprüfung zu unterwerfen, konnten die Vorlesungen, die sie hören wollten, frei wählen, hatten nicht wie die wirklichen Akademiker einen vierjährigen, festgegliederten Kursus durchzumachen und waren von den in regelmäßigen Perioden abgehaltenen Examinatorien entbunden. Daß Theodor nun, wenigstens im ersten Jahr, zu der Zahl der sog. Ausländer zu rechnen war, geht daraus hervor, daß in dem Briefwechsel oft von der Bezahlung der Vorlesungen die Rede ist, und aus einem vom 10. Juni 1808 datierten Gesuche des Vaters an das Oberbergamt, man möchte seinen Sohn besonderer Aufsicht würdigen und zu den öffentlichen Prüfungen zulassen, und dem darauf erfolgten Erlaß an die akademischen Lehrer, in welchem diese bedeutet werden, „besagten Herrn Körner bei den hiesigen bergakademischen Vorlesungen sowie auch zu ihren Examinibus zu admittieren und in der nämlichen Aufsicht wie die Königl. Beneficiaten zu halten“. Unter dem 18. Juni sicherte das Oberbergamt dem „Appellationsrat und Geheimen Referendar Dr. Körner“ die Erfüllung seiner Bitte zu, fügte aber unter Beilegung eines gedruckten Exemplars der Verhaltungsmaßregeln für die Beneficiaten die Forderung bei, daß sich sein Sohn „auch den allgemeinen und speziellen Regeln unterwerfe, die jedem Königl. Beneficiaten obliegen“.

Die Trennung von dem geliebten Sohne und Bruder wurde der Familie nicht leicht, und auch Theodor mußte sich viel Gewalt anthun, um seinen Kummer zu verbergen. Was ihm das väterliche Haus gewesen war, trat ihm jetzt mehr denn je vor die Seele; die Freiheit, zu thun, was man will, konnte für ihn keinen besonderen Reiz haben, weil die trefflichen Eltern ihm jeden billigen Wunsch gewährt, und er schon alles genossen hatte, was in diesem Alter Freude bereiten konnte. Kein Wunder daher, wenn er, so oft es seine Zeit erlaubte, sich aufmachte und nach dem lieben Elternhause wanderte, das er, ein rüstiger Fußgänger, von dem vier Meilen entfernt liegenden Freiberg in sechs Stunden erreichte. Aber auch die Eltern vermißten schmerzlich den Sohn, der sich ihrer Liebe, ihres Vertrauens so würdig gezeigt, der sich durch sein jugendlich frisches Wesen, durch seinen harmlosen Sinn, durch seine poetische Begabung überall beliebt gemacht hatte. Was aber die Eltern sich leichter in den Verlust finden

ließ, war der Umstand, daß sie der Ueberzeugung leben konnten, Theodor würde allen an ihn herantretenden Gefahren und Versuchungen gewachsen sein. Zeugnis dafür legt der erste Brief ab, den der Vater an seinen Liebling am 10. Juni richtete: „Seit heute bist Du nun, lieber Sohn, Dir selbst überlassen. Ueber diese wichtige Veränderung in Deinem Leben habe ich Dir wenig zu sagen. Ich liebe die Vermahnungen nicht, weil ich sie für unnötig halte, wenn man Grund zum Vertrauen hat, und weil sie im entgegengesetzten Falle ganz unnütz sind. Ohne Vertrauen auf Dich würde ich sehr unglücklich sein; aber ich rechne fest darauf, daß Du fortfahren wirst, Deinen Eltern Freude zu machen.“ Von jeher war ja des Vaters Pädagogik von Vertrauen und Liebe getragen worden, und Vertrauen und Liebe auch in seinem Sohne zu wecken und zu immer hellerer Flamme anzufachen, war sein vornehmstes Bestreben gewesen: nicht ein strenger Mahner oder zurechtweisender Tadler, sondern ein liebevoller Berater, ein vertrauenerweckender Freund hatte er dem Sohne sein wollen, und daß ihm dies gelungen, das beweisen die Briefe, die Theodor an ihn richtete. Freilich ist es auch sein Wunsch, daß der Sohn den Tag ausnutze durch fleißiges Arbeiten; aber daneben soll auch der Jugend das Recht zugestanden bleiben, das Leben froh zu genießen und durch leichten Sinn die Sorgen von sich zu wehren oder zu verscheuchen; und vor allen Dingen meinte er, dürfe die Individualität des einzelnen nicht unberücksichtigt bleiben. Und das ist das erzieherische Geschick des Vaters, daß er allem, was der Sohn thut, die beste Seite abzugewinnen weiß und auf alles, was er schreibt, verständnisinnig und vorsorglich eingeht. Selten läßt er ihm einen Wunsch unerfüllt, da er weiß, daß Theodor von klein auf immer nur die Hände ausgestreckt hat nach dem, was dem Vater genehm war.

Wie der Vater in allem, was er that, Ordnung liebte, so sollten zunächst auch des Sohnes äußerliche Verhältnisse streng geregelt sein. Für Wohnung und Kostgeld waren ihm monatlich zwanzig Thaler ausgesetzt. Was davon übrig blieb, konnte er für sich selbst verwenden; Rechnungsablegung wurde nicht verlangt. Kamen dagegen außerordentliche Ausgaben, so sollte er umgehend schreiben, damit er das Geld dazu erhielte und keine Schulden machte. Dem Vater sollte er die Ausgaben für Wissenschaft und Kunst, der Mutter die für die übrigen Bedürfnisse mitteilen. Mit dem Buchhändler sollte er sich womöglich auf monatliche Berechnung einlassen. Kleidung, Schuhwerk und Wäsche, die die alte „Botenhanne“ nach Freiberg zu befördern pflegte, erhielt er reichlich von Hause. Bei der Zurücksendung der Wäsche hatte sich die Mutter öfters über Unordnung, Vergeßlichkeit oder Verwechselungen zu beklagen. So nennt sie ihn am 28. Juni 1808 einen „vergeßlichen Michel“, und am 4. Mai 1809 schreibt sie an ihn: „Hier, lieber Sohn, schick' ich Dir fünf Stück von den verlangten Hemden; die andern werden gelegentlich auch fertig werden. Dabei sind Schnupftücher, wo



Dresden am 12 Jun. 1808.

Gestern, lieber Sohn, hast Du den Eintritt in Deine neue Laufbahn gemacht, wozu ich Dir von Herzen Glück wünsche. An den Berghauptmann trug ich einen Brief bey, der die Bittschrift an das Oberbergamt enthielt. Auch habe ich ihm noch geschrieben, daß Werner nichts gegen die chemischen Vorlesungen in diesem Sommer hätte. Ich weiß nur nicht ob es mit Deinen praktischen Studien vereinbar seyn wird. Dieß überlaße ich dem Urtheil des Berghauptmanns.

Vorgestern Abends war Graf Münster bey uns, der Dich herzlich grüßen läßt. Mit seiner Gesundheit hat sichs gebessert, und er wird bald seine Reise antreten.

Gestern früh ging ich ins Linkische Bad um die [illegible] des Regiments König mit anzusehen. Officiere

Brief Dr. Chn. Gottfr. Körners an Theodor Körner vom 12. Juni 1808. Original im Körnermuseum.

Zu Körner I, S. 152.

und Gemeine saßen schon an großen Tafeln an der Elbe. Für die Officiere war ein ausgesuchtes Dejeuner bereitet, und die Gemeinen hatten Pöckelfleisch, Schinken, Wurst und Wein. Ein Gedicht wurde ihnen ausgetheilt und von einigen Umstehenden gesungen, wovon ich eine Abschrift beylege. Poetischen Werth hat es freylich nicht, aber es ist gut gemeint. Die Bürger u. Staatsangeh. hielten die Wache um den Tisch um das Volk in Ordnung zu erhalten. Blasinstrumente ließen sich hören, und von Zeit zu Zeit wurden kleine Kanonen gelöst, als bey einigen Gesundheiten und wie das Regiment weiter vorbeyzog. Der Bürgermeister Schauer empfing das Regiment am Ende mit einer kleinen Anrede, und während die eine Hälfte zum Essen ging blieb die andere bey den Pferden. Die Reuter sahen

Geistlichkeit kränklich aus, besonders die jüngere.
Den Offizieren sah man keine Noth an. Auch die Pferde schienen
in gutem Zustande zu seyn.

Gestern Abend sahen wir die Vorstellungen einer Luftspringer.
Die Gesellschaft ist sehr zahlreich und einige leisten in der
That viel. Unter den 4. Kindern ist besonders ein kleines
Mädchen, das alles sehr geschickt und zierlich zu machen
weiß.

Man sagt mir viel von der Verdorbenheit der Sitten in
Freyberg, und von den Verlockungen liederlicher Dirnen.
Bey dir bin ich indessen darüber beruhigt. Du hast einen
Ekel vor der Unverschämtheit, und weißt die frechen
Verführungen, die dich in die Sünde reißen wollen,
nicht wegschwatzen lassen. Mit Vergnügen habe
ich gesehen, daß du das weibliche Geschlecht achtest und
für seine Reize unempfänglich bist. Dieß ist ein gutes
Verwahrungsmittel gegen die Ausschweifungen der Jugend

Sinnlichkeit. Wohl dem, der nicht vor seiner Geliebten mit reinem Herz und ungeschwächtem Körper auftreten kann! Du kennst das Bürgerische Gedicht: Wer niemals in der Wollust Schooße schwelgen und dein Vater hat es nicht gereut, daß er sich nicht zum Thier herabgewürdigt, sondern den höchsten sinnlichen Genuß auf den Moment aufgespart habe, da er durch innige Vereinigung der Seelen veredelt wurde. Mit Profanen muß man über diese Dinge nicht sprechen. Es giebt sonst schätzbare Menschen, die zu ihrem Unglück in diesem einzigen Punkte verwahrlost sind. Diese bekehren zu wollen ist vergebene Mühe, aber man hat nicht nöthig sich von ihnen in Vormundschaft nehmen zu lassen. Es fehlt nie an Mitteln ihren Vorschlägen in einzelnen Fällen auszuweichen, ohne daß man ihnen sein Innres anzuvertrauen braucht.

Wir erwarten nun bald einen Brief von Dir. Die Neuheit der Gegenstände, die Dich beschäftigen, macht dir die Trennung leichter. Uns fehlt sehr viel an unserm alten Leben, und es wird uns schwer dich lange zu entbehren. Lebe recht wohl.

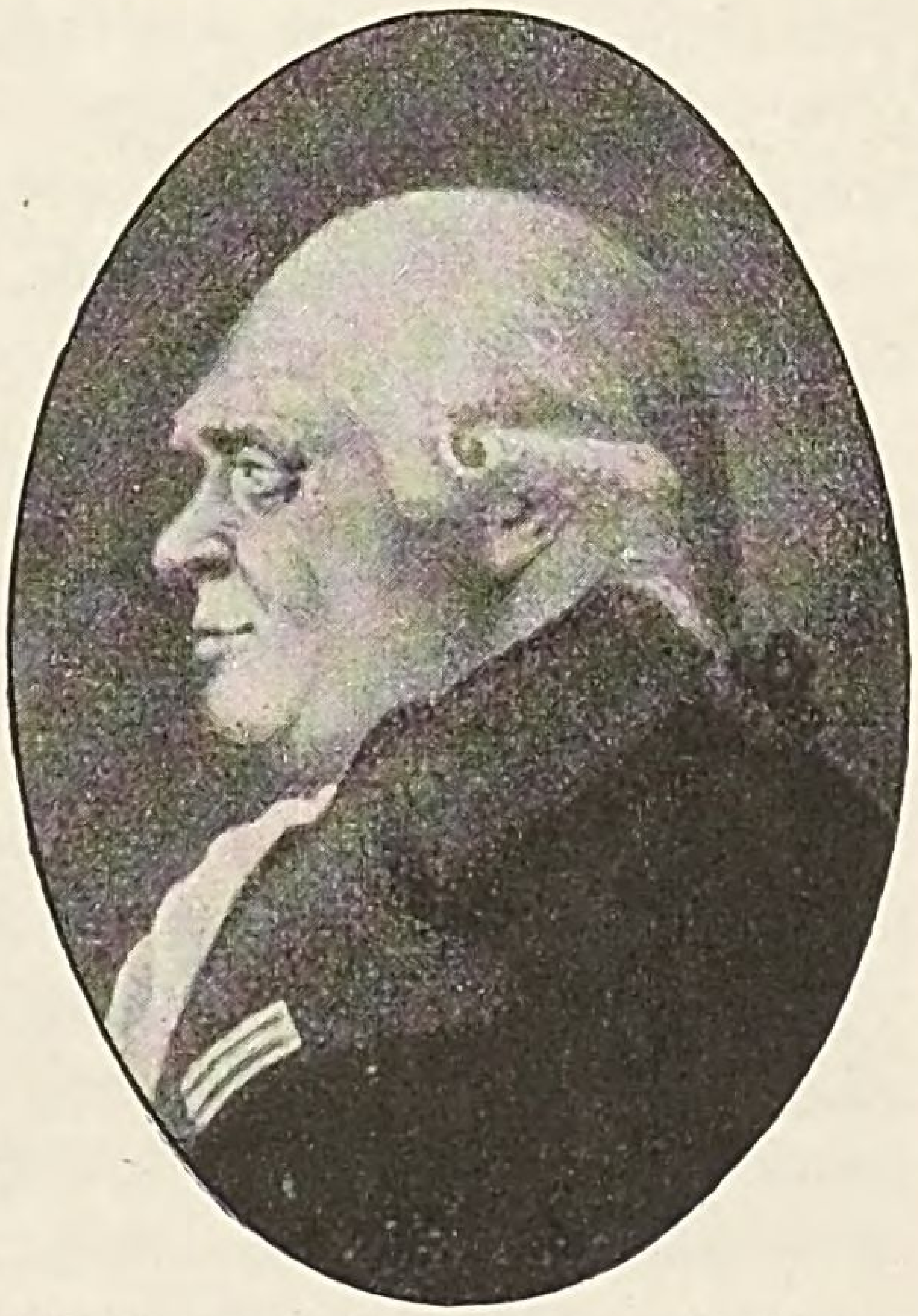
Dein treuer Vater
Körner.



Theodor Körner als Bergstudent. Zeichnung von Prof. F. Mardersteig, Weimar.

Zu Körner I, S. 153.

die meisten nicht Dein sind; ich sende sie Dir daher; suche sie an den rechten Mann zu bringen!" Auch mit Zucker, Kaffee, Wurst und Wein versorgte sie ihn oft, einmal auch mit Erdbeeren und Gurken zum Salat. Theodor hatte nicht eben Not zu leiden, und wenn er im Anfange seines Studiums gelegentlich mit seinen Mitteln nicht auskam, so lag die Schuld einzig an ihm, und der Rat, den ihm die Mutter am 22. Juli 1808 gab, er möchte sich einmal Zwang anthun und den nächsten Monat über sich nichts kaufen, war ebensogut gemeint wie fruchtbar. Denn es scheint wenigstens fürs erste solcher Mahnungen nicht mehr bedurft zu haben, namentlich da auch die Tante Ayrer, hauptsächlich aber die Herzogin von Kurland und ihre Schwester ihm ansehnliche Unterstützungen zuwandten. Anfangs erregte das freilich dem Vater Bedenken; doch fand er sich schließlich damit ab, daß er dem Sohne vorschlug, mit diesen keineswegs durch ihn veranlaßten Geschenken künftig die Kosten nützlicher Reisen zu bestreiten.



Abraham Gottlob Werner, berühmter Mineralog, Lehrer Theod. Körners in Freiberg. Von 1750 bis 1817.

Für das geistige Wohl sorgte Werner, der die Freundschaft, die ihn mit dem Vater verband, auf den Sohn übertrug. Auch Lampadius, nach Werner damals der bedeutendste Lehrer, behandelte ihn bald mit vorzüglichem Wohlwollen und großer Güte. In den angesehensten Häusern fand er freundliche Aufnahme, und sein Talent, mit jungen Männern, die ihn interessierten, leicht Bekanntschaft zu machen, kam ihm hier zu statten. Anfangs trieb er das Praktische des Bergbaues mit großem Eifer, scheute keine Beschwerde und war bald ganz heimisch in dem Bergmannsleben. Nachdem das Oberbergamt dem Bergamte zu Freiberg befohlen hatte, ihm den Fahrschein auszustellen, und ebenso dem Oberhüttenamte, ihn „den Schmelz-, Amalgamir- und Siedewerken zu admittieren", stand seiner Thätigkeit nichts mehr im Wege. Nach dem Wunsche des Vaters sollte er den praktischen Teil wie ein gemeiner Bergmann studieren; in Kittel, Leder und Kappe, die Blende auf der Brust, ging er an den Tagen, wo er einfuhr, früh um vier Uhr auf die Grube und kam erst um zwölf Uhr zurück. Entzückt von all den eigentümlichen Reizen, die sich unter der Erde ihm darboten, ertrug er mit Lust und Liebe alle Beschwerden; mit dem Fäustel in der Hand arbeitete er unermüdlich. Dazu kam, daß das geheimnisvolle

Dunkel, worein das Feld seiner Thätigkeit gehüllt war, ihn in der Gänge und Stollen verschlungenem Labyrinth den Gestalten, die er schon vorher in seiner lebhaften Phantasie gesehen und besungen hatte, näher brachte, daß er sich im Kampf glaubte mit den Geistern der Unterwelt, mit den Kobolden und Gnomen, denen es galt, die kostbaren Schätze abzugewinnen. Poetischen Ausdruck verlieh er dieser Begeisterung für den erzgeschwängerten Grund mit seinen greulichen Nebelgestalten in dem „Berglied“. Das am Ende wie am Anfang dieses Liedes doppelt stehende „Glück auf!“ hatte er bald so lieb gewonnen, daß er nie anders grüßte als mit diesen Worten, sogar Briefe öfters mit diesem Gruße schloß; dazu zierte er seine Unterschrift zuweilen mit dem bergmännischen Schlägel und Eisen. Ja, so begeistert war er von „der Berge uraltem Zauberwort“, wie überhaupt von der bergmännischen Tracht, daß er auch späterhin noch gern in ihr wandelte und sich des Grußes „Glück auf!“ bediente, ja daß er sogar, als er in Breslau sich in die Stammrolle der Lützower eintragen ließ, mit dem Bergkittel bekleidet war.

Aber nicht bloß der praktische Teil der Wissenschaft wurde betrieben: Hand in Hand damit ging der Besuch der Vorlesungen. Fuhr er nicht ein, so hatte er in der Regel sieben Stunden Unterricht. Bei Lampadius, der eine große Klarheit im Vortrag und nicht gemeine Geschicklichkeit im Experimentieren besaß, hörte er Chemie, die der Vater in erster Linie für wichtig hielt, weil dadurch dem im Anfange durch die Menge der neuen Ideen betäubten Sohne am leichtesten ein Licht aufgehen und das Chaos sich immer mehr gestalten und ordnen würde; denn bald erfuhr er, daß sich Theodor gerade zu der Chemie sehr hingezogen fühlte. Daneben wurden die Vorlesungen Werners über Bergbaukunst besucht. Der Vater schickte ihm zur Erleichterung für dieses Kolleg das von einem früheren Schüler der Akademie, Pöppelmann mit Namen, nachgeschriebene Heft: wenn dieses auch sehr fehlerhaft geschrieben sei, so werde er doch manches Nützliche darin finden. Weiter belegte er bei Busse höhere Mathematik und auf des Vaters Vorschlag Physik. Selbst in den ihm fremden Fächern suchte der Vater sich heimisch zu machen; wenigstens mag er getreulich Umfrage gehalten haben. So riet er dem Sohne, ja nicht die Feldmeßübungen aufzugeben oder zu vernachlässigen; auch zur Bezahlung eines Kursus im bergmännischen Zeichenunterricht erklärte er sich gern bereit. Und wenn schließlich Theodor gleich anfangs noch französische Stunden nahm, so wird man gestehen müssen, daß seine Zeit reichlich besetzt war, daß er mit seltenem Feuereifer seine Studien begann, und daß er die Mahnung des Vaters, der ihm am 24. Juni geschrieben hatte: „Dich muß als Bergstudent keiner übertreffen“, getreulich zu erfüllen bestrebt war.

Aber Theodor hätte seine Natur ändern müssen, wenn er ganz in seinem Berufe aufgegangen wäre. Er war ein Jüngling, der von jeher gern an den Freuden und Vergnügungen des menschlichen Lebens teilgenommen hatte, der

außerdem poetisch veranlagt war. Jetzt war er Student, und die Ungebundenheit des studentischen Treibens forderte auch von ihm ihren Tribut, und daß er in dieser Beziehung hinter keinem seiner Kommilitonen zurückstehen würde, dafür bürgte von vornherein sein lebensfrohes Gemüt, dem ja im elterlichen Hause in keiner Weise ein Zwang auferlegt worden war. Schnell fand er sich in die Freiberger Verhältnisse, und wenn ihm diese auch, namentlich zuerst und auch später noch öfters, im Vergleich zu denen in Dresden kleinstädtisch vorkamen: gar bald wußte er sie zu nutzen und sich zu vergnügen.

Als die Eltern fort sind, fühlt er sich verlassen und gelangweilt; aber der Humor ist ihm geblieben. „Alter Fritz," so schreibt er damals an Henoch, „gieb mir vorerst einen Kuß, guter Junge, und dann beklage mich, mich armen Einsiedler im Gewühl des Tages! Noch ist nichts von meinen Geschäften reguliert. Visitenmachen fesselt mich in die seidenen Strümpfe und setzt mir mit eherner Hand den Quetschhut auf die Stirne. Opfert' ich nicht alle Tage meinen Hausgöttern, Schillern und Goethen, ich müßte mich zu Tode ennuyieren. Aber es wird schon besser werden. Ich bin an viele Häuser rekommandiert, und mich einzuschmeicheln soll von jeher mein großes Verdienst gewesen sein. Mein Quartier ist allerliebst, und jeder Nagel der Wand sehnt sich, Dich bald möglichst zu erblicken wie auch Dein Theodor."

Allzulange sollte das Gefühl eines Einsiedlers bei Theodor nicht dauern. Abwechselung genug und Gelegenheit genug zu Freundschaften boten zunächst die praktischen Uebungen und Vorlesungen. Unter seinen ersten Bekanntschaften wird der junge Thiele, der Sohn eines Fabrikanten, bei dem er oft zur Mittags- und Abendtafel geladen war, genannt: zu den Reitpartieen, die er mit ihm unternahm, gratulierte der Vater bereits am 13. Juni. Zugleich aber fand dieser es für notwendig, den Sohn auf die Gefahren des Freiberger Studentenlebens, namentlich in den Kaffeehäusern, von denen er durch Werner manches erfahren hatte, hinzuweisen. Der Brief ist nebenstehend faksimiliert; er verdiente, von allen jungen Männern immer und immer wieder gelesen und beherzigt zu werden.

Gar bald hatte sich Theodor das Freiberger Leben angenehm zu gestalten gewußt; aber das Herz treibt ihn mit unwiderstehlicher Gewalt nach Dresden zu den Eltern, zu der Schwester, zu den Freunden und Freundinnen, die er dort zurückgelassen hatte. So oft es seine Zeit gestattet, macht er sich auf nach der lieben Heimatsstadt, meist am Sonntag, bisweilen aber auch schon am Sonnabend, um einige Tage in dem geselligen Kreise der Seinen zu verleben. Die innigste Freundschaft verbindet ihn mit Henoch: wiederholt besucht dieser ihn in Freiberg.

Mit inniger Freude liest Theodor die Briefe der Seinen, während er selbst etwas lässig im Schreiben ist. Aufs lebhafteste interessiert ihn alles, was in

Dresden, namentlich im Kreise der Seinen, geschieht. Da erfährt er denn, daß des Vaters Singstunde gedeihe, daß die Tante nicht mehr auf der Galerie male, daß Pfuel mit seinem Bruder bei ihnen gewesen, daß Einsiedel daselbst soupiert, daß ebendort fleißig gesungen werde, daß namentlich die Herzogin Dorothea mit Fräulein v. Knabenau zwei Tage in Dresden geweilt und einer Singstunde beigewohnt, daß sie viel nach ihrem Theodor gefragt habe und sich darauf freue, ihn recht bald wieder zu sehen; werde sie doch am Sonnabend, den 2. Juli, zu des Vaters Geburtstag wieder in Dresden eintreffen. Schon am Freitag vorher machte sich Theodor über Wilsdruff nach der Vaterstadt auf. Vergnügt wurde das Fest gefeiert. Vom schönsten Wetter begünstigt, wanderte der Sohn nach Freiberg zurück, während die Tante mit ihrer fürstlichen Freundin wieder nach Karlsbad ging.

Bereits am 9. Juli traf Theodor wieder in Dresden ein, diesmal auf acht Tage, da in Freiberg Jahrmarkt war, und die Professoren in dieser Zeit nicht lasen. Der Vater war ebenso erstaunt und erfreut über sein Wissen wie über sein vortreffliches Aussehen. „Sie glauben nicht," so schrieb die Mutter damals an Tante Ayrer, „wie robust der Mensch geworden ist, wie die Strapazen seinen Körper bilden; er wird ein wenig zu groß für einen Bergmann." Die vom Loshauen der Steine zerschlagenen Hände bewiesen deutlich, daß er keine Beschwerden scheute. Nur allzuschnell vergingen dem jugendlichen Dichter die Tage in Dresden. Besonders interessant für ihn war, daß am Dienstag zu der Singstunde, die immer größere Ausdehnung genommen, auch Tieck in das elterliche Haus kam.

Sonntag, den 17. Juli, verließ Theodor bei vortrefflichem Wetter Dresden wieder; über Tharandt erreichte er auf dem kürzesten Wege Freiberg, ohne von seinem glücklichen Eintreffen daselbst seinen Eltern fürs erste Nachricht zu geben, sodaß diese eine Zeit lang um ihn in Sorge lebten, aus der sie allerdings bald durch den Bergamtsassessor August Herder, den Sohn des Dichters, befreit wurden: er hatte Theodor frisch und gesund in Freiberg gesehen. Bald nach Theodor verließ auch Julie die Stätte, wo sie so lange Jahre gelebt hatte und wie eine Tochter gehalten worden war. Zunächst ging sie zu ihrem Bruder nach Leipzig und von da zu ihrer Großmutter nach Weißenfels, jedenfalls um mit ihren Verwandten die Vorbereitungen für ihre noch in diesem Jahre stattfindende Hochzeit zu besprechen. Angehalten um ihre Hand hatte nämlich der schon vorher kurz erwähnte Alexander v. Einsiedel auf Gnandstein. Die Sache scheint sehr schnell gegangen zu sein. Nachdem sich Einsiedel der Zusage Juliens versichert hatte, reiste er nach Weißenfels zu deren Großmutter, die schon vorher in die Angelegenheit eingeweiht war. So kam denn die alte Dame ihm gleich mit einem „Ja" entgegen. „Du siehst," so schrieb die Mutter damals an Theodor, „es geht ihm wie Cäsar; er

kam, sah und siegte.“ Im übrigen war Minna und auch wohl ihr Gatte keineswegs erbaut von dem Schritt ihrer Pflegebefohlenen. Die erstere suchte mit aller Macht Julien von dem verhängnisvollen Schritte abzuhalten; aber umsonst. „Ich habe gestern,“ so heißt es in einem ihrer damaligen Briefe an den Sohn, „noch das letzte an Julie versucht; sie bleibt dabei, daß sie alle Fehler von Einsiedel wüßte, aber ihn doch unaussprechlich liebt. Nun erwähne ich ihn nicht wieder. — Mein Gewissen ist beruhigt.“ Und an einer andern Stelle schreibt sie mit Bezug auf die trotz ihres Abratens abgeschlossene Verlobung bitter: „Wir müssen uns immer näher an einander rücken, wenn Undankbarkeit uns Wunden schlägt.“ Wie es übrigens mit Einsiedel stand, und wie Minna über ihn dachte, das bezeugt der Brief, den sie am 22. Juli, bald nach Juliens Abreise, nach Freiberg richtete: „Der Vater wird Dir geschrieben haben, daß Julie fort ist. Zu einer andern Zeit würde mir Juliens Entbehren schwer zu ertragen sein; aber jetzt vermiss' ich sie nicht, weil es mich auch von der langweiligen Gesellschaft des Herrn v. Einsiedel befreit. — Schönberg denkt sich Einsiedel als ein höchst interessantes Wesen, weil Julie ihn liebt — und denkt, ich sehe nur Prosa, wo doch lauter Poesie müßte sein.“ Zwar lief noch in demselben Monat von der Tante Dora aus Karlsbad die Nachricht ein, daß sie dort von Personen aus Altenburg viel Gutes über Einsiedel gehört, sodaß der Vater etwas beruhigt an den Sohn schrieb: „Es geht doch vielleicht noch besser, als wir denken.“ Einige Monate später indes ändert er sein Urteil dahin ab: „Erfreuen kann ich mich nicht über ihre (d. i. Juliens) Wahl; aber ich denke, es soll besser gehen, als man glaubt. Er ist nicht bösartig, sondern nur leer, nachlässig und kleinlich.“ Die bangen Ahnungen sollten sich leider erfüllen. Die Ehe wurde in der That sehr unglücklich; denn wenn sich auch die Gatten liebten und achteten, Einsiedels Epilepsie, an der er schon von klein auf litt, wurde für Julie die Quelle großer Sorgen, zumal da die Anfälle sich immer mehr steigerten und geistige Störungen eintraten, die bis zur Gehirnerweichung ausarteten.



Alexander v. Einsiedel. Von 1777 bis 1840. Nach einem im Körnermuseum befindlichen Miniaturbildnis auf Elfenbein.

Schwerer als Vater und Mutter fand sich Emma in den Verlust ihrer besten Freundin. Ihr sehnlichster Wunsch war, daß Einsiedel immer den Wert ihrer geliebten Schwester in seinem ganzen Umfange schätzen und sie so glücklich machen möchte, wie sie es verdiente.

Inzwischen setzte Theodor seine bergmännischen Studien fleißig fort. Bei alledem aber fand er Zeit zu Vergnügungen und poetischen Ergüssen. Wohl sah es der Vater gern, daß sein Sohn dem weiblichen Geschlechte zu gefallen suchte, zumal da ihm solches nicht zu mißlingen schiene; aber der Mentor unterläßt nicht, hinzuzufügen, es dürfe dabei nicht zu viel aufgeopfert werden. Gern erklärt sich der Vater in demselben Briefe bereit, ihm Geld zum Ankauf einer Klarinette, um die der Sohn gebeten hatte, zu schicken; auch für ihn sei deren Ton immer sehr angenehm gewesen; nur solle er sich in ihrem Gebrauche mäßigen, seine Lunge schonen und das Instrument namentlich nicht gleich nach dem Essen spielen. Kurz vorher hatte Theodor um Zusendung der „Quartett=Musik aus dem Opferfest" nach Hause geschrieben; vielleicht sollte die Klarinette hierbei in Anwendung kommen. Sein Lieblingsinstrument aber war und blieb die Guitarre. Daneben schreibt die Mutter in einem Briefe vom 2. September von seiner Mandoline, die er in Dresden vergessen habe, und die sie ihm gelegentlich nachschicken werde.

Mehr aber als mit der Musik beschäftigte sich der junge Bergstudent mit der Poesie. Schon am 24. Juni hatte der Vater das Gute dieser Beschäftigung voll anerkannt: „Bleibe immer dabei, lieber Sohn, den Dienst der Musen mit Deinen jetzigen Studien zu verbinden! Gymnastik und Musik mußten einander immer bei den Griechen das Gleichgewicht halten. Unter Musik verstanden sie das ganze Gebiet der Kunst, und was Du jetzt als Bergmann treibst, ist eine Art von geistiger Gymnastik. Nur wirst Du wohl thun, Deine poetischen Liebhabereien etwas geheim zu halten. Unter den wissenschaftlichen und Geschäfts=Pedanten, die dabei in ihrer Art schätzenswerte Männer sein können, wird man durch solche Vertraulichkeiten leicht verkannt. Dich muß als Bergstudent keiner übertreffen. Was Du alsdann noch außerdem treibst, geht niemanden etwas an." Und als ihm dann bald darauf Theodor seine neuesten Rätsel, Charaden und Gedichte übermittelt, da ist er mit der Leistung im allgemeinen wohl zufrieden. Unter den Gedichten findet er das „Der Schreckenstein und der Elbstrom" betitelte am besten; nur hätte er in dem, was die Elbe sage, etwas mehr Deutlichkeit gewünscht, obwohl er wisse, daß ein gewisses Helldunkel zu dem Tone des Ganzen gehöre. Die Zahl der damals entstandenen Gedichte ist nicht klein, und doch welche Beherrschung der Form, welche Fülle von echt poetischen Gedanken und Wendungen, namentlich welch feine Beobachtung der Natur und ihrer Schönheit! Die Knospe will sich mit Macht zur Blüte entfalten.

Theodors Humor und frohen Lebensmut erkennen wir aus den Gedichten „Des Feldpredigers Kriegsthaten“ und „Mein Symbolum“. Der ewig auf seinem Bagagewagen sitzende Prediger steht im Gegensatz zu dem ausgelassenen Studenten, dessen Symbolum schließlich, nachdem er alles versucht hat, bleibt: „Toll, aber klug.“

Auf ein anderes Gebiet poetischer Thätigkeit weist der Prolog zum „Konradin von Schwaben“. Ob Theodor schon damals daran dachte, dieses Drama, dessen Vollendung später, vom Jahre 1811 an, zu seinen Lieblingsplänen gehörte, zu bearbeiten, bleibe dahingestellt; jedenfalls ist in dem Briefwechsel nichts davon erwähnt. Wohl aber stammt aus jener Zeit ein in Alexandrinern gedichtetes einaktiges Lustspiel „Cleant und Cephise“. Sind auch die Verse nicht allenthalben mustergültig, so hat man das Stück doch wegen seines lebhaften Dialoges noch in neuester Zeit der Aufführung wert gehalten. Das Drama, inhaltlich wie Goethes Jugenddichtung „Die Laune des Verliebten“ dem Alter des Verfassers entsprechend, gipfelt in der Eifersucht eines erst sechs Wochen verheirateten Ehepaares. Durch gegenseitige Verkleidung suchen sich beide zu prüfen, bis sich endlich die Herzen in Versöhnung wiederfinden. Mit den Worten: „O daß er ewig bliebe, der schönste Augenblick, das Glück versöhnter Liebe!“ schließt das Stück.

Ebenfalls in das erste Jahr seines Freiberger Aufenthaltes gehört jedenfalls ein sprachlich und inhaltlich wenig bedeutendes, dazu nicht ganz zu Ende geführtes Lustspiel „Unvermutet“. Auch hier wird der Konflikt durch eine Verwechselung herbeigeführt; am Schlusse klärt sich auch hier alles „unvermutet“ zum Glücke der beiden Liebhaber auf.

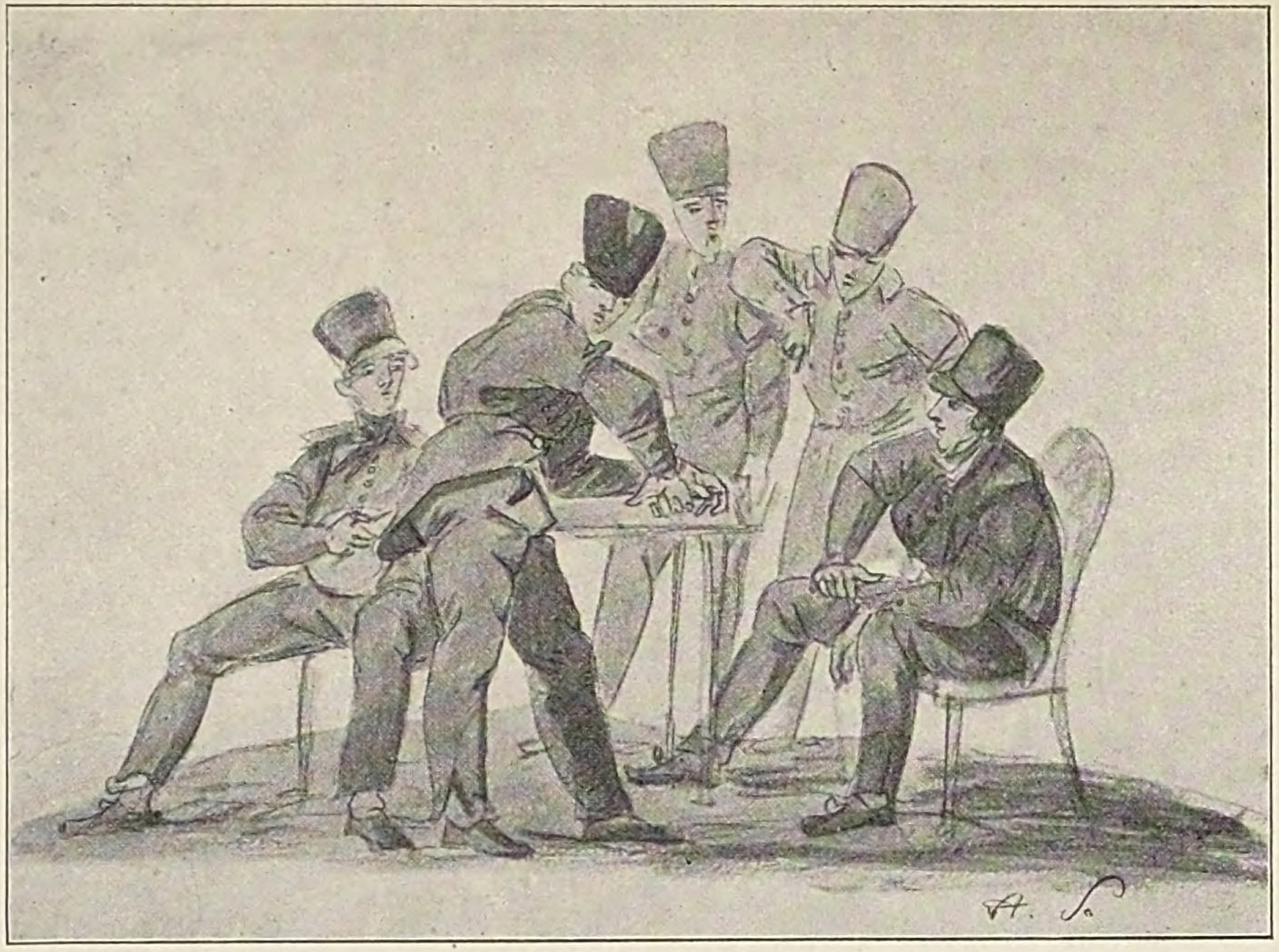
Und noch ein dritter dramatischer Versuch fällt wohl in jene Zeit: „Der Verschlag oder Viel Mühe um Nichts. Ein Lustspiel in einem Akt, nach dem Französischen.“ Gleich dem vorigen ohne wesentliche Bedeutung und unvollendet, läßt das Stück zwei Liebende, Cäcilie und Theodor Winter, die durch einen ihre Zimmer trennenden Verschlag Gelegenheit haben, sich zu unterhalten und zu korrespondieren, glücklich das ersehnte Ziel erreichen.

Endlich sei der poetischen Anregungen gedacht, die Theodor durch seinen Vater erhielt. In dem Elternhause herrschte natürlich wie früher auch jetzt noch das lebhafteste litterarische Interesse. Auch hier war namentlich der im Frühjahr 1808 erschienene, ergänzte „Faust“ mit größtem Beifall aufgenommen worden, und Theodor, dem dieses Drama wie eine Art von Evangelium erschien, gab der im Elternhause herrschenden Stimmung und seiner eigenen Bewunderung Ausdruck in einem herrlichen, in den „Knospen“ veröffentlichten Gedichte. In gleicher Weise fühlte sich Theodor von Oehlenschlägers „Aladdin“, den der Vater nach mehrfachen Bemühungen endlich aus Leipzig erhalten und dann mit einer beifälligen Kritik nach Freiberg gesandt hatte, zu einer allerdings nur kurzen poetischen

Verherrlichung des Dichters getrieben. Daneben gehen Besprechungen und Erörterungen über Goethes neueste Gedichte und „Eugenie“. Ueber beide lauten des Vaters Urteile nicht allzu günstig, wenngleich er bei der wiederholten Lektüre der „Natürlichen Tochter“, zu der ihn der Sohn veranlaßt hat, seine in früheren Jahren geäußerte Kritik dahin ändert, daß das Stück zwar bei öfterem Lesen besser gefalle und wohl die Meisterhand des Dichters durchblicken lasse; trotzdem habe der Totaleindruck des Werkes auch jetzt noch etwas Peinliches für ihn. Eine besondere Freude gewährte es ihm, als Theodor an der einst von ihm selbst entworfenen und jetzt nach Freiberg gesandten Opernskizze zu Alfred dem Großen Geschmack fand und mit Lust und Liebe auf eine Ausarbeitung einging; vollendet freilich wurde das Werk erst einige Jahre später.

Uebrigens verfehlte Theodor nicht, seine Gedichte zum teil auch nach Karlsbad zu übersenden, wo sie allgemein gefielen. Bis zum 29. Juli war die Tante mit der Herzogin in dem Bade verblieben; besonders interessant waren die letzten Tage daselbst durch das Eintreffen Goethes geworden, der viel mit ihnen zusammen war und ihnen schließlich noch die Fortsetzung von der „Pandora“ vorlas. Als die Damen dann an dem schon erwähnten Juli früh um drei Uhr aus Karlsbad zur Abreise bereits fertig gewesen, war bei ihnen wohl frisiert, zierlich im Frack, Werner erschienen. „Mein Sohn,“ so schrieb die Mutter mit Bezug hierauf, „lerne von ihm, wie man galant sein soll!“ Die Tante begleitete ihre Freundin nach Löbichau, um noch längere Zeit daselbst zu verbleiben und sich ordentlich zu erholen.

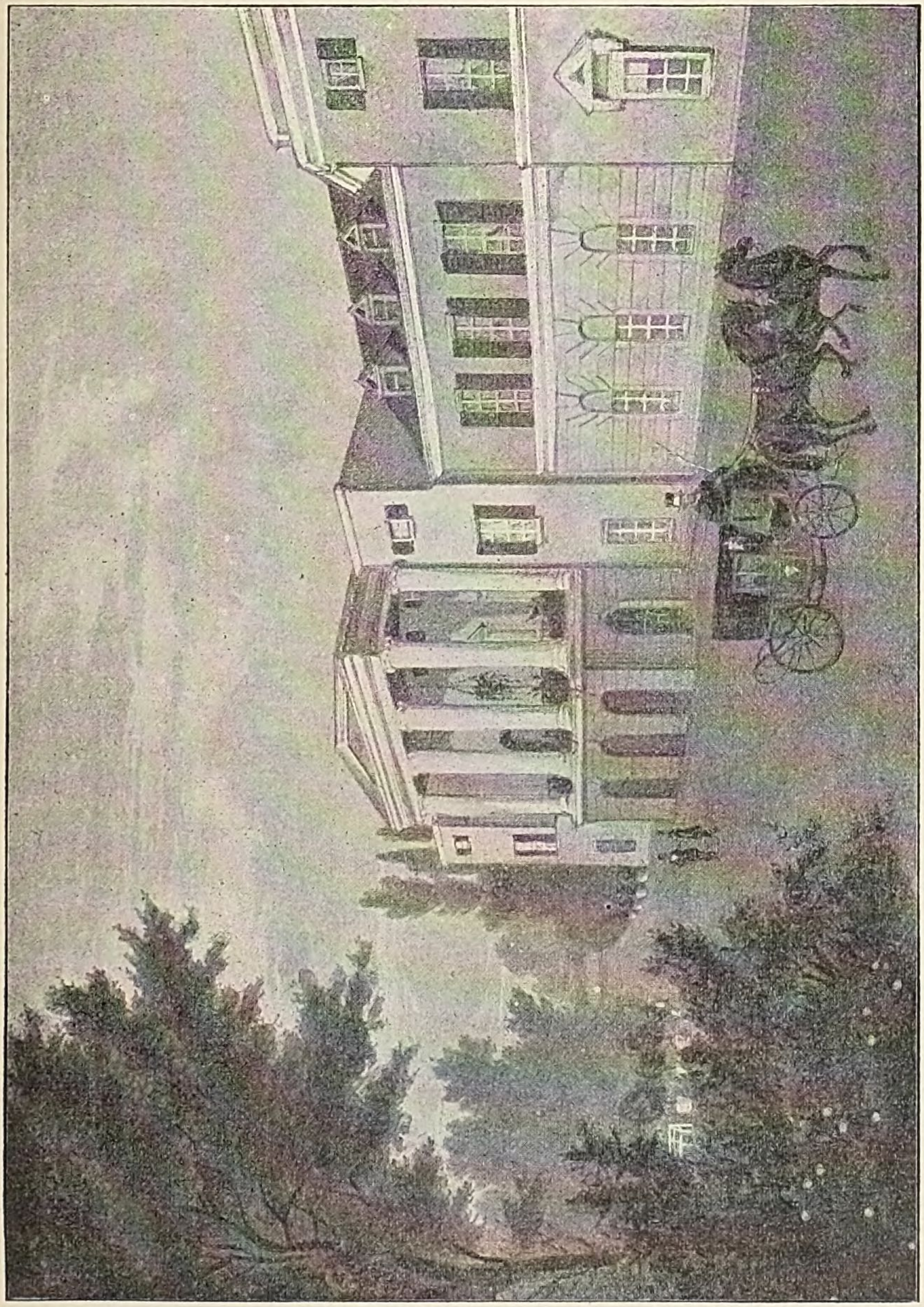
Der Vater, der in diesem Jahre auf einen größeren Urlaub verzichten mußte, wollte sich wenigstens durch einen Besuch in Freiberg schadlos halten, den er Theodor für den nächsten Herbst ankündigte. Aber Theodor erschien auch ohne Wissen der Eltern in Dresden und ohne bei ihnen vorzusprechen. Der Vater erfuhr dies im Ressourcegarten von seinem Amtsgenossen Oppel. „Ihr Sohn,“ so erzählte dieser, „war ja in Dresden; ich begegnete ihm; er spielte Guitarre; er wollte nicht gekannt sein und hielt sich die Guitarre über den Kopf.“ Theodor mochte schon ähnliche abenteuerliche Touren gemacht haben; hatte doch der Vater schon acht Tage vorher an ihn geschrieben: „Deine Mordgeschichten werde ich dem Amtshauptmann von Watzdorf, der jetzt hier ist, unter die Nase reiben, damit er für Patrouillen und andre Polizeimaßregeln sorgt.“ Der junge Student befand sich in der Sturm- und Drangperiode seines Lebens; toll, aber klug: das war sein Symbolum, und vielleicht mochte die Mutter nicht ohne Grund am 9. September an ihn schreiben: „Zeichne dich durch Deinen Fleiß, durch Deine Sitten ebenso aus, als Dein Geist Deine Freunde erfreut!“ Wegen seines angenehmen Wesens war der lebensfrohe Jüngling überall ein gern gesehener Gast, und seine gesellschaftlichen Vorzüge gewannen ihm die Herzen aller.



Theodor Körner im Kreise seiner Freiberger Studiengenossen die Guitarre spielend.
Tuschzeichnung von Alex. Sauerweid. Original im Körnermuseum.

Zu Körner I, S. 161.

Manche Extravaganz, die er beging, mochte man ihm deshalb zu gute halten,



Schloß Löbichau bei Nöbdenitz in Sachsen-Altenburg.

zumal da alles, was er sich herausnahm, harmloser Natur war. So wird erzählt, daß er sich bisweilen nach außen auf die Fensterbrüstung seiner Wohnung setzte,

daß er eine Zeit lang zum Ergötzen der braven Freiberger eine zeisiggrüne Joppe angehabt, daß er sogar die Mütze verkehrt auf dem Kopfe, den Schirm nach



Dorothea, Herzogin von Sagan, Gräfin Talleyrand-Périgord, jüngste Tochter der Herzogin Dorothea von Kurland, von 1793 bis 1862. Nach einem Gemälde von Gérard.

hinten, öffentlich getragen habe. Dabei war er ein eifriger Tänzer, ein guter Schütze, ein gewandter Fechter und ein geschickter Schlittschuhläufer. Durch alles

dieses, sowie durch fleißiges Baden im Muldeflusse stählte er seinen Körper und gewann eine immer größere Geschmeidigkeit und Kühnheit. Ueberall beliebt, überschritt er nie die Grenze des Erlaubten, wenn er auch hin und wieder auf die Langeweile, die ihn plagt, und auf das Krähwinklerleben in Freiberg ziemlich kräftig flucht. Allzu ernst wird man seine Klagen nicht nehmen dürfen; er war nicht dazu angethan, ein Mönchsleben zu führen, und verstand es, allem die heiterste Seite abzugewinnen und frohen, lebhaften Sinnes sich die Verhältnisse unterzuordnen, ohne dabei ernstlich seine Studien zu vernachlässigen.

Schon längst zog es Theodor nach Löbichau. Die Herzogin hatte ihn wiederholt eingeladen, und auch die Tante hatte ihm viel Angenehmes über das dortige Leben geschrieben. So machte er sich denn noch im August nach Löbichau auf, wo es ihm außerordentlich gut gefallen sollte. Abgesehen von der Herzogin selbst entzückte ihn namentlich die Liebenswürdigkeit ihrer jüngsten Tochter. Ihr zu Ehren verfaßte er am 22. August das Gedicht „An die Prinzessin Dorothea von Kurland“, in welchem er seiner Begeisterung für den Geist und die Anmut der jugendlichen Prinzessin Ausdruck gab. Die erste Hofdame der Herzogin, Fräulein Dorothea von Knabenau, scheint den lebensfrohen Sänger sehr in ihr Herz geschlossen zu haben. Reich beschenkt nach Freiberg zurückgekehrt, schrieb er über seinen Aufenthalt in Löbichau an Freund Henoch also: „In Löbichau hab' ich mein Courschneiden rasend exerciert, und das Flügelpferd möchte den Hals brechen, so forcier' ich's. Mein Motto

Mit Männern sich geschlagen,
Mit Weibern sich vertragen,
Mehr Credit als Geld:
So kommt man durch die Welt

hat sich durchaus bewährt.“ Bald darauf erhielt er auch, wie er in einem andern Briefe Henoch mitteilte, von der Knabenau einen „göttlichen Brief“, und beantwortete diesen nicht nur, sondern sandte auch ihr zuerst seine Gedichte, sodaß die Mutter ihm schrieb: „Wenn Du etwas Poetisches machst, schick' es ja der Herzogin und nicht der Knabenau! Die teure Pate hat Dich so lieb und legt einen so großen Wert auf Deine Geisteskinder, daß es ihr wehe thut, wenn die Sachen nicht an sie gegeben werden.“ Theodor beherzigte die wohlmeinenden Worte der Mutter fortan immer.

Die Gerüchte von einem bevorstehenden Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich versetzten den Körnerschen Kreis natürlich in nicht geringe Aufregung, so sehr man sich zur Ruhe zwang und ergeben wartete, was das Schicksal bringen würde. Dazu fühlte man das tiefste Mitleid mit dem schwer heimgesuchten Preußen, und als dort die ersten Funken nationaler Begeisterung aufsprühten, verfolgte man im Körnerschen Hause mit lebhaftestem Interesse die Bestrebungen der Männer,

die in freimütiger, vaterländischer Gesinnung die sittliche Bildung und die nationale Wiedergeburt als Vorbedingungen für ein neues Morgenrot der Freiheit aufstellten. So waren Fichtes „Reden an die deutsche Nation" nicht ohne nachhaltigen Widerhall gelesen worden. Aber noch war die Zeit nicht gekommen, wo man seine politische Ansicht äußern, wo man aus seiner patriotischen Gesinnung für das deutsche Vaterland kein Hehl machen durfte; noch war die Begeisterung für Napoleon in Sachsen zu gewaltig, und geradezu unklug wäre es gewesen, wenn der einzelne seinem Nationalhasse hätte Ausdruck verleihen wollen. Und von Körner wissen wir ja, daß er in seinem Hause diesen Haß nie zur Sprache kommen ließ, zumal da der König ein entschiedener Anhänger des großen Korsen war. Er wußte es sogar über sich zu gewinnen, einer Einladung zur Geburtstagsfeier Napoleons in dem ihm befreundeten Hause des französischen Gesandten zu folgen.

Zwar sollte der befürchtete Krieg in diesem Jahre noch nicht ausbrechen. Trotzdem kam Unruhe genug infolge der Durchzüge und Einquartierungen französischer Truppen über Dresden. Bis zum Juli blieb die Hauptstadt verschont. Aber im folgenden Monat begann das Leiden. Minna berichtet darüber am 16. September an Tante Ayrer: „Seit vier Wochen haben wir 29000 Mann durch Dresden gehabt, und unsere guten Freunde haben uns nicht freundschaftlich behandelt. Von heute an bis zum 22. erhalten wir 26580 Mann. Ich bin in Erwartung der Gäste. Vor vierzehn Tagen hatte der Rat, auf meine Rechnung, vier Employers und einen Kapitain ins Wirtshaus gelegt; sie kamen den Nachmittag und gingen den andern Morgen wieder fort, und ich mußte 39 Rthlr. bezahlen. Die Gemeinen, die ich im Hause hatte, haben zum Abschied Teller, Schüsseln, Flaschen und Gläser zerschlagen. Der Rat hat uns befohlen, die, die wir jetzt bekommen — durch einen Anschlag —, daß wir sie ja nicht mit Kälte, sondern als Brüder empfangen! Diese 26000 Mann gehen alle durch Freiberg: das arme Gebirge! Sie sehen, meine gute Mutter, wir werden mit Freuden arm. — Die Teuerung ist groß! Diesmal bekomme ich zwei Offiziere mit ihren Leuten und zehn Mann Gemeine auf beide Häuser. Dem Officier muß ich Suppe und drei Gerichte geben und Dessert und Wein, so viel er will. Ich habe meiner Schwester und meines Sohnes Stube dazu zurecht gemacht. Vielleicht ist weniger Aergernis dabei; bei den letzten, da dacht' ich, wir müßten aus dem Hause laufen." Von neuen Truppenmassen weiß dann der Vater am 14. Oktober zu berichten: „Bis zum Mittwoch haben wir wieder Einquartierung zu erwarten. Es ist das Oudinotsche Corps, ohngefähr 11000 Mann stark." Auch dieses benahm sich wenig fein, wie aus dem folgenden Briefe Minnas hervorgeht: „Seit heut' vor acht Tagen schöpf' ich jetzt erst wieder Odem; wir haben wieder das Oudinotische Corps gehabt, also seit dem 20. August 67000 Mann. Neun Mann, die ich vorigen Donnerstag hatte, haben mir die Kopfkissen mitgenommen.

Sie müssen gestehen, meine gute Mutter, daß die Hausbesitzer es in Dresden übel haben, daß wir allein all das Ungemach tragen müssen. Wenn man sich auch das Geld verschafft, wer kann einem Gesundheit geben, bei der steten Aegernis, die man dabei hat. — An etwas Anhaltendes zur Arbeit kann ich garnicht kommen; so haben uns die lieben Franzosen beschäftigt. Meine Emma hat mir treu beigestanden; sie ist mir eine treffliche Hausmeisterin geworden."

Wenn der Vater es auch verstand, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen, wenn er auch an Kleists neuestem Werke „Hermann und Varus" tadelte, daß es Bezug nehme auf die jetzigen Verhältnisse, und dann weiter schrieb: „Ich liebe es nicht, daß man seine Dichtungen an die wirkliche Welt anknüpft. Eben um den drückenden Verhältnissen der Wirklichkeit zu entgehen, flüchtet man sich ja so gern in das Reich der Phantasie", so wurde es doch gewiß auch ihm nicht immer leicht, so zu handeln und mit Gleichmut alles, was der fremde Eroberer dem Vaterlande und jedem einzelnen zumutete, zu ertragen.

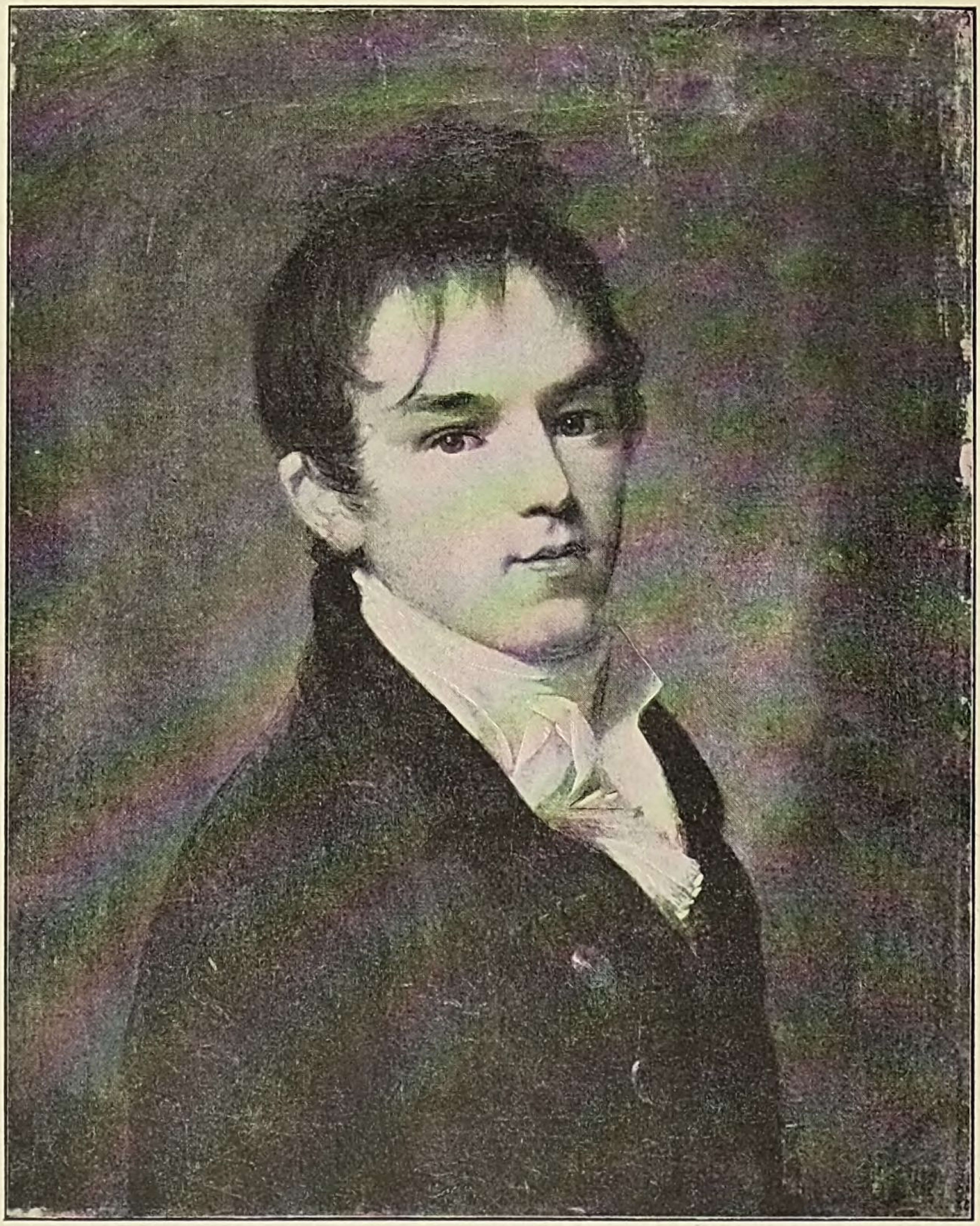
In Freiberg merkte Theodor weniger von den gewaltigen Truppenmassen, die in und um Dresden vorübergehend Quartier bezogen. Ihn kümmerte ganz und gar noch nicht, was sich am politischen Himmel abspielte. Seinen Geburtstag verlebte er zu Dresden im Kreise der Seinen. Der treue Freund des Hauses, E. v. Pfuel, der damals in Dresden weilte, widmete ihm zu diesem Tage ein launiges Gedicht, in dem er dem jugendlichen Sänger vorführte, was er thun würde, wenn ihm „der Lieder süße Macht" verliehen wäre. Aus derselben Zeit stammt Pfuels Eintrag in Theodors Stammbuch:

Glück auf!
So ruf' auf des Lebens dornigen Wegen
Dir Amor, Minerva, Fortuna entgegen.
Und nur erst im Gasthof zur Ewigen Ruh'
Empfang' Dich begrüßend Hans Mors mit: Glück zu!

Am 5. Oktober trafen die Seinen zum Besuch in Freiberg ein. Da machte es dem Vater besondere Freude, einige von Theodors Freunden, die ihm recht gut gefielen, und auch seine Lehrer genauer kennen zu lernen.

In die Zeit, wo Theodors Angehörige in Freiberg verweilten, fiel das sog. Abschießen der Gesellschaft der Freiberger Büchsenschützen. Das von alters her gewöhnlich im Oktober jedes Jahres stattfindende, mit geselligen Vergnügungen verbundene Fest bildete den Abschluß der allsonntäglichen Schießübungen des genannten Vereins. Nach den Schützenlisten jener Jahre gehörten nun dieser Gilde auch einige Bergstudenten als Mitglieder an, und in Gesellschaft dieser seiner Kommilitonen beteiligte sich auch Theodor an dem Abschießen, welches am 6. Oktober in den gastlichen Räumen des Philippschen Gesellschaftsgartens auf dem Kanzlei-Lehngute Lößnitz bei Freiberg stattfand, ja, er dichtete sogar zu

dieser Feier das mit großem Beifall aufgenommene, nach der Melodie: „Es kann ja nicht immer so bleiben" zu singende „Schützenlied", in dem er Wein, Liebe



Wilhelm Kunze, von 1784 bis 1862. Nach dem J. F. A. Tischbeinschen Originalgemälde. Im Besitz von Frl. E. Kunze in Elster.

und fröhlichen Sinn pries und mit einem Hoch auf den König, das Vaterland und den Schützenverein schloß.

Am 2. November wurde Juliens Hochzeit in Leipzig gefeiert. Theodor

und Tante Dora nahmen teil an der Festlichkeit. Dabei wurden die Neuvermählten durch Aufführungen erfreut, die Theodor vorbereitet hatte. Da sah man das Schloß



Betty Kunze geb. Tischbein, von 1787 bis 1867. Nach dem J. F. A. Tischbeinschen Originalgemälde. Im Besitz von Frl. E. Kunze in Elster.

Gnandstein ganz genau nach der Natur in Pappe dargestellt, von einer Menge von Bauern und dem Hausgesinde umgeben: eine Stimme aus dem alten Turm

bewillkommnete Julien in der neuen Heimat. Zum Schluß erschien eine Deputation von der Dresdner Singgesellschaft in wunderbaren Aufzügen und klagte ihr Leid in komischen Knittelversen, die von Theodor verfaßt waren: kräftig wurde in ihnen auf die Lindenstadt geflucht, weil sie ihnen und allen die „Primadonna“ raube, die ihnen überall fehlen würde.

Wie gut es dem Bergstudenten in Leipzig gefiel, wie lustig und ausgelassen er war, das geht aus dem Eintrag Fr. Wilh. Kunzes in Theodors Stammbuch (vom 25. November 1808) hervor. Derselbe lautet: „Wärst Du jetzt in meiner Lage, so zögest Du Dich mit Versen aus der Affaire. Ich wünsche Dir in reiner Prosa, daß Du noch oft so vergnügte Tage verleben mögest, wie die waren, die wir in Deiner Gesellschaft verlebten vom 30. Oktober bis 3. November und 16. bis 20. November. Ich bin überzeugt, dann fehlt Dir's gewiß nicht an Heiterkeit.“

Am 16. November also war Theodor wieder in Leipzig. Dort wurde er auf das herzlichste von Kunze und seiner Frau Betty (geb. Tischbein, verheiratet mit Kunze am 3. November 1807), zu deren Geburtstagsfeier an eben diesem Tage er offenbar geladen war, empfangen. Das Fest und ebenso die folgenden drei Tage wurden in der ausgelassensten Stimmung, in der frohesten Laune verlebt, die sich noch in einigen Briefen und einem Geburtstagsgedicht, das er Betty im folgenden Jahre übersandte, widerspiegelt. Davon lauten die beiden ersten Strophen:

„Sieh, Betty, sieh, zu Deiner Wiegen
Kommt auch des Bergmanns Ruf gestiegen
Aus tiefer Erdenkluft herauf.
Und mit dem leichten Spiel der Leier
Begrüßt er Deines Tages Feier:
Glück auf!

Noch denkt er an das Glück der Stunden,
Das er vor Jahresfrist empfunden,
Sehnt sich aus seinem Schacht hinauf.
Erinnrung nur kann ihn versöhnen
Und ruft ihm zu mit süßen Tönen:
Glück auf!“

Auf den Namen der jungen Frau dichtete er auch damals ein Rätsel, wie er ja überhaupt gern die Namen seiner Freundinnen und der Stätten, wo er zum Besuch weilte, in poetische Bilder zu kleiden und bei Gesellschaften den Gästen zum Erraten vorzulegen pflegte. Das Rätsel auf Betty hat folgenden Wortlaut:

„Sinkst Du vom Schlummer überwunden,
Umfang ich Dich mit weichem Flaum;
Im sanften Zauberhauch der Nacht
Umschwebt beglückend Dich der Traum.

Ein Zeichen mehr, und ich erstehe
Wie ein Gebild der Phantasie,
Und göttlich aus dem schönsten Munde
Entquillt des Himmels Harmonie."

Und weiter zeugt von der treuen Freundschaft mit Wilhelm Kunze, die später, in Zeiten der Gefahr, ihre Probe bestehen sollte, das schon früher erwähnte, in den beiden Knospenmanuskripten von 1809 sich findende Sonett, das er ihm zum 2. Dezember desselben Jahres widmete.

Am 20. November trat Theodor seine Rückreise nach Freiberg an. Wie es ihm da erging, in welcher Laune er von Leipzig aufbrach und in welcher Stimmung er in die Bergstadt einzog, ersieht man aus dem launig gehaltenen Briefe, den er alsbald nach seiner Rückkehr an Kunzens schrieb:

„Am Cäcilientage" (22. November).

„Ihr Lieben!

„Mit einem Herzen voll der schönsten Gefühle wanderte ich aus Leipzig, und nur der Erinnerung an die vergangenen Stunden verdanke ich den guten Humor, der mir trotz alles Wütens des Himmels blieb. Sturm, Regen, Schloßen, Schnee: nichts ließ das Schicksal unversucht, um meinen frohen Sinn zu beugen, aber umsonst. Nicht einmal das geahndete Unglück, das im Lahmwerden des einen Fußes bestand, konnte meinen Lauf hemmen, sodaß ich die ersten sieben Meilen in neun Stunden zurücklegte und schon um vier Uhr in Waldheim anlangte. Ich habe dabei zugleich das Wunder mit den sieben Broten in der Bibel probiert, da mir das Franzbrötchen, das ich noch zu mir steckte, für den ganzen Tag als Nahrung genügte. Freilich war es aus Leipzig! Gestern war noch schlechter zu marschieren; denn mein armes Stiefelpaar bekam den Hang nach Aufklärung und suchte sich durch die Sohlen Licht zu verschaffen. Jedoch ich langte um ein Uhr hier an. Ehe ich wieder in dies Nest eintrat, machte ich mir und meiner Lunge durch ein alphabetisches Verzeichnis aller Verfluchungen Luft und kroch dann erleichtert zum Thore herein. Schillers Resignation war's erste, was mir in die Hände fiel, und unwillkürlich travestierte ich:

Auch ich bin in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An Pleißens Ufern Verse vorgelesen,
Auch ich bin in Arkadien gewesen,
Doch sechs und neunzig Stunden nur.

Brillant! höre ich Euch ausrufen.

Man könnte mich wohl manchmal in der Einsamkeit mit einem Brieflein erfreuen!"

Während so Theodor ein ziemlich bewegtes Leben führte, verfloß den Seinen in Dresden die Zeit in Ruhe und Frieden. Tante Dora war endlich zurückgekehrt, und auch Julie siedelte Anfang Dezember mit ihrem Gatten nach Dresden über, um den Winter dort zu verleben. „Wir teilen," so schrieb Emma am 7. Dezember an Onkel Weber, „unsere Zeit zwischen Einsiedels und Pfuels und sind fast täglich zusammen." Fleißig wurde das Theater besucht, obwohl man im allgemeinen, namentlich mit den neueren Stücken, wenig zufrieden war; gewissermaßen als Ersatz dafür beschloß man im Körnerschen Kreise, sich selbst mit dramatischen Aufführungen zu beschäftigen, denen niemand zusehen sollte als die Eltern. Daneben wurde fleißig musiziert und gesungen, namentlich nachdem Weinlig, der damalige Kantor an der Kreuzschule, für die Uebungen äußerst gefällig einen großen Vorrat von Musikalien geliehen hatte. Große Freude bereitete es auch dem Vater, als Weinlig und Miltitz einige Lieder seines Sohnes nicht ungeschickt komponierten. Mit besonderem Interesse verfolgte er auch die Entwickelung des großen Musikers Gluck, dessen Opern er als Kunstwerke eigner Gattung bezeichnete: noch hätte er nicht den höchsten Gipfel seiner Kunst erreicht; wohl aber hielt er einen Mann von seiner Manier für den rechten Komponisten des „Alfred".

Außer Julie war auch der alte, treue Schönberg damals wieder nach Dresden übergesiedelt. Die Verhältnisse in Wernigerode hatten sich infolge des Verlustes der Regierungsrechte seines Schwiegervaters völlig geändert, sodaß der junge Ehegatte wieder an eine Anstellung im sächsischen Staatsdienste hatte denken müssen. Anfang Dezember gelang es ihm, in Dresden wieder in seinem früheren Wirkungskreise beschäftigt zu werden, zur großen Freude der Körnerschen Familie, die ja den bewährten Freund nur ungern hatte scheiden sehen.

Zum Weihnachtsfeste erschien der Sohn trotz des strengen Winters im Elternhause und blieb über Neujahr.

Am 30. Dezember schrieb er als Glückwunsch an Kunzes folgenden humoristischen Brief, der zugleich manches über sein Thun und Treiben in der letzten Zeit enthält: „Da man keinen Brief mit „ich" anfangen soll, so wußte ich eben keinen andern Ausweg als diesen, um der Sünde zu entgehen. Jetzt bin ich beruhigt und ich kann getrost zur Gratulation übergehen.

„Ich wünsche Dir und Deiner Betty zum bevorstehenden Jahre, daß

. . . .

„Ueberzeugt, Ihr wisset besser, was Euch zu wünschen wäre, als ich, ließ ich diese Zeilen aus, und sollten Eure Wünsche mehr Raum brauchen, so könnt Ihr sie im Notfall auf die innere Seite des Couverts schreiben. Ob ich gleich ver-

muten könnte, daß Ihr garnichts zu wünschen hättet, so mußte ich doch diesen Gegenstand berühren, weil der Zusammenhang eine Hauptsache des guten Stils ist, da ich bei dem Gedanken ans neue Jahr Gelegenheit nehmen könnte, von der Flüchtigkeit des Lebens zu sprechen, wobei mir der berühmte Vers einfällt:

Es jagt der Mensch
Durch seines Lebens Weh,
So wie der Rennsch-
Litten durch den Schnee.

„Dieser bringt mich auf die Erzählung meiner Schlittenfahrt von Freiberg nach Dresden, was Euch zugleich meinen jetzigen Aufenthalt in Dresden bekannt macht, wobei Ihr an den in Leipzig erinnert werdet, wo ich bei Dir, Wilhelm, fünf Thaler auf die erste Hypothek genommen habe, die zugleich mit diesem Brieflein folgen. Diese Post bringt mich auf die fahrende, die mir von Euch das Ränzel und das Stammbuch richtig überliefert hat, wofür ich Euch ergebenst danke. Da die Dankbarkeit eine Tugend und die Tugend die reinste Freude ist, so schreite ich hiermit zu den reinen Freuden über, wozu ich das Tanzen zähle, das ich jetzt in Dresden fleißig übe. Uebung macht den Künstler, und der Künstler macht Bilder, z. B. Altarblätter, wovon Friedrich, der Maler, eins jetzt zur Bewunderung Aller ausgestellt hatte. Hoffentlich ist es ihm gut bezahlt worden. Ich denke wohl. Dies erinnert mich an Euer Wohl, was wahrscheinlich so vollkommen wie möglich ist, da das Schicksal die Guten doch allemal belohnt, und die Bösen bestraft werden, was verschiedene Dichter in verschiedenen Dramen deutlich auseinandergesetzt und erwiesen haben, wie, um diesen Satz durch Beispiele zu erläutern, Shakespeare in seinem Othello. Durch die genauste Ideenverbindung bringt mich dies auf Euern Mops und dessen Schnarchen auf Musik, wobei ich an Steinbalten gedenke, der uns gestern im Hôtel de Pologne ein herrliches Konzert gab, viel Beifall und viel Geld erntete und mit einer himmlischen Phantasie schloß. Aber jetzt halt! Denn dieser Schluß könnte mich wieder auf den Jahresschluß bringen, dieser auf die Flüchtigkeit der Zeit, von da käm' ich auf die Schlittenfahrt, und so müßt' ich den ganzen Zettel noch einmal schreiben, wofür ich mich aber schönstens hüten will, und nur noch Gelegenheit nehmen, da alleweile mein Feuer ausgeht, und meine Hand für Frost zittert, von der Wärme zu sprechen, mit der ich ewig sein werde

Euer Freund Theodor.

„Dieser Brief ist eine idealisierte Kettenregel, folglich in sich selbst vollkommen wie ein Igel."

Bald nach seiner Rückkehr nach Freiberg begannen die Verhandlungen zwischen Vater und Sohn über eine Aenderung in dessen Studienplane. Nach

und nach war nämlich an die Stelle des Ideals, das sich Theodor von dem Bergbau gemacht, eine weniger anziehende Wirklichkeit getreten, und so hatte ihn allmählich der Reiz der Hilfswissenschaften dem praktischen Bergbau untreu gemacht. Schon in Dresden mochte er mit dem väterlichen Freunde darüber gesprochen haben; entschieden wurde die Sache erst jetzt brieflich. Wohlmeinend ging der Vater auf die Absicht seines Sohnes ein, ohne ihm seine Bedenken vorzuenthalten, indem er an ihn schrieb: „Daß Dich das Bergwesen weniger anzieht, als Du erwartetest, ist mir sehr begreiflich. Du mochtest Dir eine zu poetische Idee davon gemacht haben, und das Kümmerliche der praktischen Berggeschäfte hat allerdings etwas Drückendes. Dagegen mußte Dich die Naturwissenschaft begeistern, sowie Du Dich ihr nähertest, und ich bin weit entfernt, Dir dies zu verargen. Nun laß mich als den älteren Freund Dich auf einige prosaische Rücksichten bei einem entscheidenden Schritte für Dein künftiges Leben aufmerksam machen. Das Vermögen, das Du von mir erhältst, reicht nicht zu, Dir eine unabhängige Existenz zu verschaffen. Es kann bloß dazu dienen, Deine Studien zu erleichtern, Dich mit einem wissenschaftlichen Apparate zu versehen, Dir eine Reise möglich zu machen und allenfalls ein paar Jahre Dich vor drückenden Sorgen zu schützen. Du wirst also, wie viele andere, irgend ein nährendes Geschäft treiben müssen. Ich war in gleichem Falle und wählte die Jurisprudenz, nicht aus Neigung, sondern weil ich mich sonst für Theologie oder Medicin hätte bestimmen müssen, die für mich damals noch mehr Abschreckendes hatten. Du scheinst ein günstigeres Los zu haben. Das Bergfach steht mit Naturwissenschaft und Mathematik in genauer Verbindung, und je schwieriger der Bergbau wird, desto interessanter sind manche Aufgaben, die nur durch die gründlichsten und ausgebreitetsten Hilfskenntnisse gelöst werden können. Das Aermliche und Beschränkte der Wirklichkeit hat der Bergbau mit mehreren praktischen Geschäften gemein, und vielleicht in einem minderen Grade. Es fragt sich also nur, ob Du nicht über Dich gewinnen könntest, Deinen bergmännischen Cursus zu vollenden, um auf alle Fälle für künftige Zeiten Dir eine Hilfsquelle zu sichern, und Deine Liebe zur Naturwissenschaft vorjetzt nicht laut werden zu lassen. Wenigstens würde ich raten, hierin nichts zu übereilen, da Du ohnehin noch ein Jahr in Freiberg bleiben willst. Du magst immer indessen Deiner Neigung folgen und von dem Bergwesen nur so viel treiben, daß Du nach Endigung des Cursus als ein schulgerechter Bergmann auftreten kannst. Alsdann werde ich Dich nicht hindern, irgend eine Universität zu besuchen, wo Du für Deine Wissenschaft die meiste Befriedigung findest."

Bestärkt wurde Theodor in seinem Plane, als Werner nach seiner Rückkehr über Geognosie und Oryktognosie zu lesen anfing. Begeistert schrieb er nach Dresden: „Jetzt sieht man ihn in seiner Pracht. Er ist ein Heroe der Wissen=

schaft. Alles andere verliert neben der Geognosie und neben der ganzen Naturgeschichte, was bei mir den Plan erweckt hat, den ich Dir, liebster Vater, im nächsten Brief, wo ich mehr detaillieren werde, erzähle." Leider ist dieser Brief mit den näheren Ausführungen verloren gegangen; doch ist aus der Antwort des Vaters ersichtlich, daß er sich ganz dem Studium der Natur widmen wollte und dabei an eine spätere akademische Thätigkeit dachte. Der Vater schrieb nämlich: „Aus dem Inhalt Deiner Antwort, lieber Sohn, sehe ich, daß Du das Bergstudium nicht ohne erhebliche Gründe verlassen willst, und dies war, was ich wünschte. Dein jetziger Schritt ist zu wichtig, um ihn nicht reiflich von allen Seiten zu überlegen. Auch ich möchte es nicht zu verantworten haben, daß Du einen Teil Deiner schönsten Jahre aufopfertest, um nachher noch lange auf eine Anstellung warten zu müssen, die vielleicht gegen Deine Neigung wäre. Um in einem bergmännischen Amte sich wohl zu befinden, muß man sich schlechterdings lebhaft für den Bergbau interessieren. Dies war zeither bei Dir der Fall. Hat der Bergbau für Dich sein Interesse verloren, so getraue ich mir nicht, Dir zur Fortsetzung des Bergstudiums zuzureden. In Deinen Jahren denkt man zu wenig an die Mittel, sich vor künftigen Nahrungssorgen zu sichern. Es ziemt mir also, Dich auch an diesen Punkt zu erinnern. Aber eine zu große Aengstlichkeit darfst Du dabei von mir nicht fürchten. Die Virtuosität, das weiß ich sehr wohl, nährt ihren Mann in der Wissenschaft wie in der Kunst. Also nur nach dem Höchsten gestrebt, nur keine Erschlaffung, kein Strohfeuer, keine Mittelmäßigkeit! Ernst und Liebe, die dem Deutschen so wohl anstehen, werden auch Dich zu einem würdigen Ziele führen. Dein jetziger Entschluß giebt mir die Aussicht, Dich nach Deinen akademischen Studien ein paar Jahre bei uns zu sehen. Ich gestehe, daß es mir erwünscht wäre, wenigstens etliche Jahre mit meinem ausgebildeten Sohne als Freund zu verleben. Vielleicht könnte ich Dir selbst in Deinem Fache als unbefangener Betrachter nützlich sein und Dich auf Lücken aufmerksam machen, die ich Dir auszufüllen überlassen müßte. — Um künftig bei einer Lehrstelle auf einer Universität nicht in Verlegenheit zu kommen, wirst Du das Latein etwas ernstlicher treiben müssen. Fertigkeit im Schreiben und Sprechen läßt sich auf dem Punkte, wo Du bist, mit wenig Mühe erwerben. Für Deine Freiberger Reputation könnte es vielleicht gut sein, wenn Du dem Osterexamen noch beiwohntest, damit es nicht scheine, als ob Du es fürchtetest."

Mit Feuereifer besuchte Theodor die Vorlesungen über Chemie, Physik, Zoologie und namentlich Oryktognosie und Geognosie, die ihm die meiste Zeit wegnahmen. „Ich bin jetzt," so schrieb er am 4. März nach Hause, „fleißiger als je gewesen, und da ich mich des langen Schlafes nach und nach entwöhnt habe, so krieg' ich immer ziemlich viel fertig." Nicht genug kann er es bedauern, wenn Werner einmal aussetzt. Ja, als der Vater ihm schreibt: „Es wäre

schade, wenn Du am 11. März (zu der Mutter Geburtstag) nicht hier sein könntest", antwortet er: „Wenn es nur auf irgend eine Art möglich ist, so komme ich nach Dresden; liest aber Werner Sonnabends Oryktognosie, so muß ich bleiben." Auch den fünf Tage vorher fallenden Geburtstag der Tante bedauert er aus demselben Grunde nicht mitfeiern zu können; und noch mehr leid thut es ihm, daß er am 19. April, an Emmas Geburtstag, nicht in Dresden sein kann. Um so mehr Freude aber machte es ihm nun auch, als Ende April das Wetter „göttlich" wurde, sodaß er nun immer in der freien Luft „liegen" konnte. Jetzt wurde die Gegend behufs geognostischer Forschungen und Untersuchungen durchstreift, wobei allerdings seine Füße ziemlich herhalten mußten; aber dies Leben that ihm ganz ungemein wohl. „Ich lebe," so schrieb er damals humoristisch nach Dresden, „wie die Patriarchen bloß von Milch; denn Heuschrecken habe ich noch nicht finden können." Daneben war er fleißig im Zeichnen geognostischer Karten und Profile von Sachsen, und Werners Zufriedenheit, der sich nach des Schülers Aussage gerade damals viel Mühe mit ihm gab, war ihm hoher Lohn und Sporn zugleich, sodaß er dem verehrten Lehrer im Oktober sogar ausgearbeitete Aufsätze über die in den Vorlesungen behandelten Themata, namentlich über Versteinerungslehre, worüber Werner ihm und drei Freunden ein Privatissimum las, zur Durchsicht brachte. Und wenn dann weiter berichtet wird, daß er auch dem Vater auf dessen Wunsch durchgearbeitete Reinschriften von Vorträgen, die ihn besonders interessiert hatten, zusandte, und daß er sich zum besseren Verständnis eine noch heute im Körner-Museum in ihrer ehemaligen Anordnung aufbewahrte Mineraliensammlung anlegte, so wird man die Anerkennungen und Zeugnisse, die ihm Werner und Lampadius im Jahre 1809 ausstellten, wohl begreifen und berechtigt finden. Der erstere machte in der amtlichen „Studientabelle" vom Lehrjahre 1808 bis 1809 über sein Streben folgenden Eintrag: „Ist fleißig und zeichnet sich in den mineralogischen Studien aus", und Lampadius gab ihm in demselben Jahre das Zeugnis: „Herr Carl Theodor Körner aus Dresden hat sich während seines Aufenthaltes auf hiesiger Bergakademie nebst anderen mineralogischen und bergmännischen Doctrinen auch bei mir Endesgenanntem besonders mit den chemischen und hüttenmännischen Studien beschäftigt. Er hat nämlich die Collegia der allgemeinen- und Mineralchemie sowie jene der Hüttenkunde und analytischen Chemie mit Fleiß und Eifer besucht, selbst chemische Arbeiten mit Geschicklichkeit unternommen und sich in allen diesen Fächern sehr gute Kenntnisse erworben. Uebrigens hat er sich auch durch sittlich gutes Betragen bei seinen Lehrern empfohlen, und da alle seine Unternehmungen Genie verrieten, so darf man mit Zuversicht hoffen, er werde sich dereinst zu einem nützlichen Staatsbürger weiter ausbilden."

Mit der Aenderung seines Studienplanes und der damit verbundenen Verzicht-

leistung auf eine einstige Anstellung im sächsischen Staatsdienste war Theodor übrigens auch von der Bezahlung der Vorlesungen befreit, wie er denn auch amtlich für das Jahr 1809 unter den Lehrlingen aufgeführt wird, denen „bloß die unentgeltliche Benutzung des akademischen Unterrichts zugestanden" war.

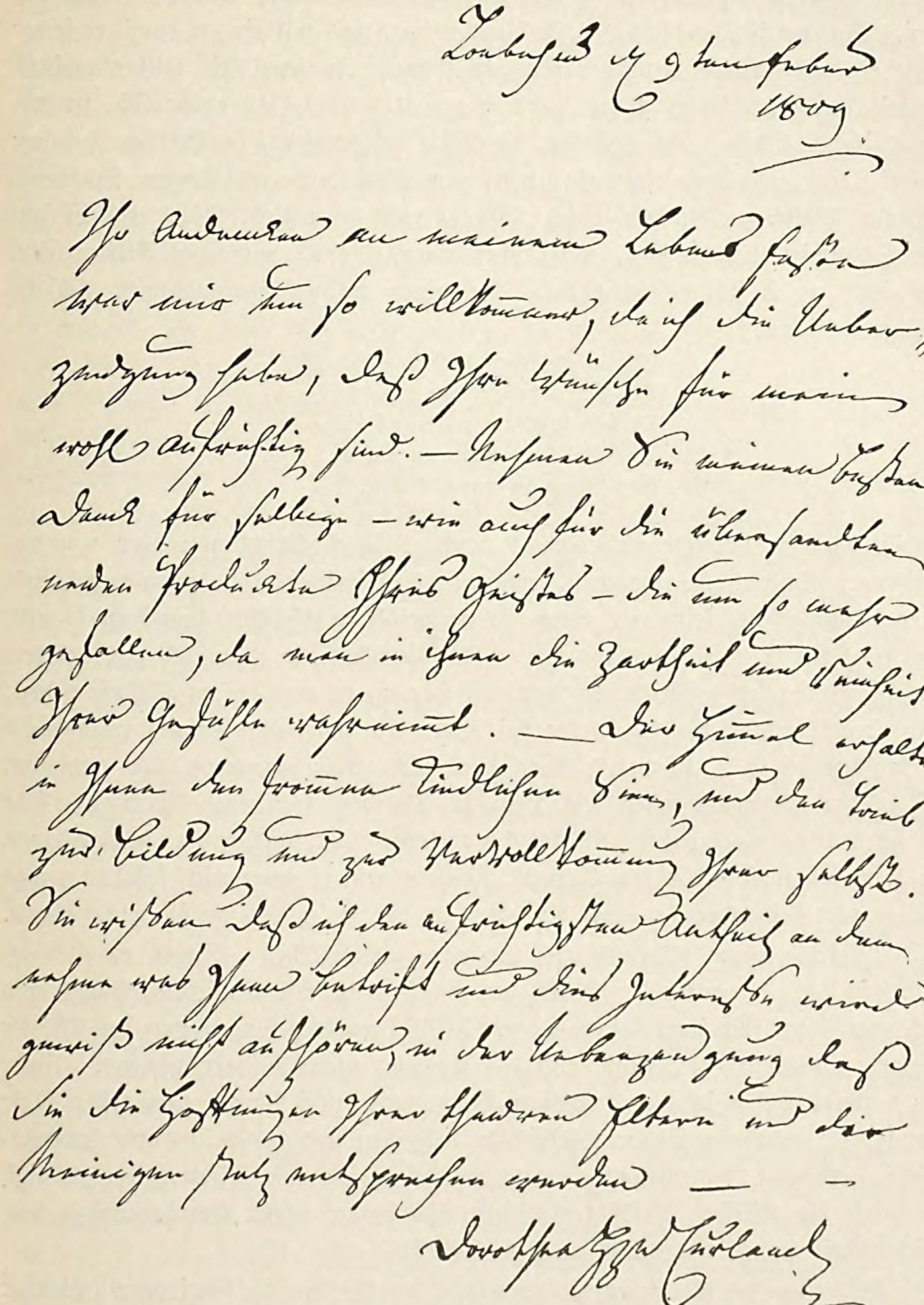
Schon Ende April faßt er einen größeren Ausflug ins Riesengebirge ins Auge und bittet alsbald die Mutter um einen Mantelsack, worin er das Nötigste von Ort zu Ort schicken könnte; aber dann muß er wegen der politischen Ereignisse seinen Plan wieder verschieben, „zumal da Werner jedenfalls erst zu Anfang Juni mit seinem College fertig werden wird". Dann wieder wird das Ziel geändert und ein Besuch des Harzes in Aussicht genommen. Der Lehrer aber rät ihm, vorher noch ein paar Tage ins nahe gelegene Gebirge zu gehen. Doch auch hier wieder machte ihm die Politik einen Strich durch die Rechnung; an die Stelle der geplanten größeren Reise traten zunächst kleinere Exkursionen, namentlich da Werner erkrankte und der Schluß seiner Vorlesungen noch weiter sich verzögert zu haben scheint, bis er Ende Juli die erste etwas größere Reise antrat.

Inzwischen war am 23. Dezember (1808) Tante Ayrer gestorben. Schon Anfang Januar wollten die Eltern Theodors und Emma sich zu der für den 23. bis 30. Januar angesetzten Erbschaftsregulierung nach Zerbst aufmachen; aber wegen der Erkrankung Minnas mußte die Reise etwas verschoben werden, sodaß sie erst einige Tage vor der Eröffnung des Testamentes eintrafen. Bei Frau Göldner, der Cousine des Vaters, wurden sie auf das freundlichste aufgenommen, und zum Glück wickelten sich auch die Geschäfte mit der größten Einigkeit und Ruhe ab. Auf Rat des ihm befreundeten Hof- und Amtsrates Ritter in Zerbst kam Körner um eine Audienz beim Herzog von Anhalt ein behufs des nicht unbedeutenden an Anhalt zu zahlenden „Abschoßgeldes" für die Erbschaft. Er fand den Herzog äußerst wohlwollend, gerade und bieder, sodaß er sich ohne allen Zwang und mit völligem Zutrauen ihm gegenüber aussprach. Er schied von dem hohen Herrn mit den besten Hoffnungen, die sich auch erfüllen sollten. Zum Danke schenkte Körner späterhin der Almosenkasse in Zerbst hundert Thaler Gold. Seinen alten Freund Stenzel besuchte er natürlich auch; leider war dieser infolge von Zurücksetzung im Avancement ein wenig grämlicher als sonst. Am besten belustigte sich Emma in den vierzehn Tagen ihres Zerbster Aufenthaltes: nie hatte sie anderswo die jungen Mädchen liebenswürdiger und gebildeter gefunden als gerade hier, nirgends hatte sie so viele ausgezeichnete weibliche Wesen zusammen angetroffen. Zwei Konzerte — in dem einen trat sie als Sängerin auf —, einen Ball, zwei Schlittenfahrten, mehrere Soupers und Diners machte sie mit, sodaß sie wohl befriedigt am 30. Januar mit den Ihrigen die Rückreise antreten konnte. Diese sollte über Leipzig gehen, wo man sich noch einige Tage

recht lustig machen wollte; aber leider war es wegen der gewaltigen Wassermassen, die damals die Elbe mit sich führte, nicht möglich, über den Fluß zu kommen. Schweren Herzens stand man nach und nach von der geplanten Reise ab; auf Umwegen, auf denen obenein noch die Mutter erkrankte, langte man über Wittenberg und Jüterbogk endlich in Dresden wieder an.

Tante Dora war allein zurückgeblieben und hatte sich ziemlich vereinsamt gefühlt, zumal da Theodor nur einen einzigen kurzen Brief an sie geschrieben hatte. Ihrem Unmut darüber gab sie unverhohlen Ausdruck: „Die wenigen Worte, mit welchen Du mich beehrt hast, sollte ich eigentlich garnicht beantworten; da aber übermenschliche Güte ein Hauptzug in meinem Charakter ist, so will ich sie diesmal auch nicht verleugnen und Dir dennoch schreiben." Und dann teilt sie ihm mit, wie sie seit dem dritten Feiertage nicht mehr auf das Kasino gegangen, weil sie sich dort ohne die Eltern, nach denen jedermann fragen würde, nur noch verlassener fühlen und verstimmter werden würde; in den letzten Tagen habe sie in einem befreundeten Hause einen Ball mitgemacht, auf dem auch Ernestine v. Burgsdorff gewesen wäre, sich aber nur gelangweilt und infolge dessen bereits um 10 Uhr hungrig und mißmutig ihr Heim wieder aufgesucht. Indem sie ihm sein Monatsgeld übersendet, schließt sie mit der Mahnung: „Ich beschwöre Dich, kein Dummkopf, kein Fant, kein Renommist und vor allen Dingen kein Faullenzer zu werden, sondern Deiner Tante Ehre zu machen."

An demselben Tage, wo Dora diesen Brief an ihren Neffen schrieb, am 3. Februar, wurde in Löbichau der Geburtstag der Herzogin gefeiert. Mit dem Wunsche, bei „dem guten Engel" sein zu können, verband die Tante an Theodor die Bitte, er möchte ihr doch schicken, was er für ihre Freundin gemacht hätte. Was nun aber der junge Poet, der schon am 30. Januar nach Löbichau geschrieben hatte, außer diesem Briefe, auf den er am 9. Februar von der Herzogin ein herzliches Dankschreiben unter der Zusicherung des aufrichtigsten Anteiles an seinem Geschick und der Mahnung, ihren und der teuren Eltern Hoffnungen auf ihn stets zu entsprechen, erhielt, damals sonst noch seiner hohen Patin gewidmet, läßt sich nicht nachweisen. Abgesehen von einigen Charaden kann höchstens bei einer Dichtung vermutet werden, daß sie vielleicht damals entstanden und der Herzogin zugesandt worden. In dem einen Knospenmanuskript vom Jahre 1809 nämlich findet sich bei dem Sonette, das jetzt „Aus der Ferne" betitelt ist, und dessen letzten Zeile, wenigstens ursprünglich, lautet: „Und Dorothea klingt's im Widerhall", als erste, nachher allerdings durchgestrichene Ueberschrift „An Dorothea von K(urland)". Ein zweites Gedicht „An Sie" trägt das Datum „den 21. Januar 1809". Wem dieses gewidmet ist, läßt sich nicht feststellen, vielleicht Ernestinen, jedenfalls aber keinem Freiberger Mädchen, da Theodor am 30. Januar an die Seinen nach Zerbst schreibt, daß seine Muse für Liebeslieder in der Bergstadt



Löbichau d. 9ten Februar 1809.

Ihr Andenken an meinem Lebens Feste war mir um so willkommener, da ich die Ueberzeugung habe, daß Ihre Wünsche für mein Wohl aufrichtig sind. — Nehmen Sie meinen besten Dank für selbige — wie auch für die übersandten andern Producte Ihres Geistes — die um so mehr gefallen, da man in ihnen die Zartheit und Reinheit Ihrer Gefühle wahrnimmt. — Der Himmel erhalte in Ihnen den frommen kindlichen Sinn, und den Trieb zur Bildung und zur Vervollkommung Ihrer selbst. Sie wissen daß ich den aufrichtigsten Antheil an dem nehme was Ihnen betrifft und diß Interesse wird gewiß nicht aufhören, in der Ueberzeugung daß Sie die Hoffnungen Ihrer theuren Eltern und die meinigen Nutz entsprechen werden — —

Dorothea Hz v Curland

Brief der Herzogin Dorothea von Kurland an ihr Patenkind Theodor Körner v. 9. Febr. 1809.
Original im Körnermuseum.

selten in Anspruch genommen werde, und er Emma bittet, sie möchte ihm doch „einige Schattenrisse von sothanen Zerbster Schönheiten" mitbringen, damit er seiner Muse ein auswärtiges Revier übertragen könne. In jene Zeit fällt allerdings ein an Henoch gerichteter Brief, in dem gemeldet wird, daß er neulich, in Abwesenheit der Eltern, acht Stunden, die Nacht mitgerechnet, in Dresden gewesen; ferner findet sich darin folgende, von dem Lebensmut des jungen Studenten zeugende Stelle: „Ich lebe mord-, kreuz- und general-FIDEL. Es ist jetzt eine Schauspielertruppe hier, und außer einer, die ich mit einer Aktrice habe, hab' ich noch 2 solide Intriguen. Der einen meiner Herzensdamen geb' ich Guitarrenunterricht!!!

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne;
O, kein Philister stört uns hier,
Vor Liebchens Thüre stehen wir,
Der Mond ist unsre Sonne."

Gewiß, Theodor huldigte auch damals dem weiblichen Geschlechte; aber von den Freiberger Schönen hat ihn nach dem im ausgelassensten Tone gehaltenen Briefe damals wenigstens keine zu einem so tiefgefühlten Gedichte begeistern können, wie das „An Sie" überschriebene ist. In dieselbe Zeit fällt auch ein anderer, in Ossians Manier geschriebener Brief an Henoch, in dem er am Schluß meldet: „Auf den Dienstag bin ich wieder bei Dir. Alle möglichen Details erfährst Du in Dresden bei C. T. Körner." Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß in den Weihnachtsferien sein Herz zu Dresden mit neuer Macht in Liebe zu einer alten oder neuen „Flamme" aufgelodert war, und daß er infolge davon im Januar, noch bevor ihn Werners Vorlesungen so ungemein fesselten, ohne Wissen der Seinen einige kurze Abstecher in die Vaterstadt machte oder plante.

Glücklich waren Körners nach Dresden zurückgekehrt. Minna erholte sich bald von den Strapazen der Reise, und im Verkehr mit Einsiedels, Pfuels und Schönbergs verlebte man heitere Tage. Fleißig wurde gesungen und das Theater besucht, überhaupt die Kunst und der Umgang mit Künstlern gepflegt. Unter den letzteren treten in dem damaligen Briefwechsel zwei Namen zum ersten Male hervor, der berühmte Maler Gerhard v. Kügelgen und der geist- und kenntnisreiche Ferdinand Hartmann, damals Professor, hernach Direktor der Königl. Akademie der Künste. Beide traten später in immer engere Verbindung zu dem Körnerschen Hause, namentlich auch zu Theodor.

Leider wurden die frohen Stunden durch die Wolken, die sich immer drohender am politischen Horizont zusammenballten, getrübt. Schon am 22. Februar schrieb Emma an Onkel Weber: „Wir haben den Plan, nach Karlsbad zu gehen, wenn uns der Krieg keinen Strich durch die Rechnung macht, von dem wieder viel ge-

sprochen wird, weil nach Nachrichten von Warschau unsre Beurlaubten eingefordert werden. Jeder Monat gebiert jetzt etwas Neues und nie etwas Gutes, und bei diesem ewigen Fürchten und Hoffen verfließt die Zeit unglaublich schnell. Jeden Monat, den man ungestört zurückgelegt, sieht man mit Kummer hinter sich." Fünf Tage später meldete auch Theodor von beunruhigenden Symptomen in Freiberg; doch ihn kümmert die Politik wenig. Leichten Sinnes, ganz nur seiner Wissenschaft lebend, läßt er sich so darüber aus: „Es lebt hier alles so in Unruhe; die Kassen sind fort; kurz, jeder denkt morgen die Kaiserlichen auf dem Halse zu haben, und alles das macht mir das größte Vergnügen; denn man sieht so deutlich, wie wahr sich die Charaktere im Momente der Gefahr aussprechen. Die Unruhe mag nun gegründet sein oder nicht, mich soll sie nicht stören und kann höchstens den schlimmen Einfluß haben, daß Werner aussetzt, welches aber hoffentlich nicht geschieht. Gestern, wo ich bei Oberberghauptmanns aß, wurde das Oberbergamt zweimal versammelt. Das Regiment Prinz Max rückt heute bei uns ein, und alles zieht das Gesicht in so mörderische Falten, daß ich meine Pistole und Büchse geladen und meine Hieber gewetzt habe, um im Notfalle nicht Freiberg, sondern meine Bücher und Werners Kabinett zu beschützen. — Es mag nun kommen, wie es will, ich bleibe hier und rühre mich nicht weg, es müßte denn die Akademie einfallen, und dann sage ich valet. — Schreibe bald und womöglich Politica; denn das Kannegießern ist jetzt wieder im höchsten Flor." Der Vater selbst, an den dieser Brief hauptsächlich gerichtet war, stimmte mit dem Sohne hinsichtlich der Kriegsgefahren ganz überein: für ernst hielt er sie keineswegs; am wenigsten konnte er sich eine Kriegserklärung von Oesterreich denken; höchstens würde sich dieses auf die Defensive beschränken, sodaß für Dresden auf keinen Fall eine Gefahr zu befürchten sei. „Daß Du auf Deine Bewaffnung denkst," so schloß er den Brief ganz im Sinne Theodors, „finde ich ganz recht; Werner wird eine Art von Leibwache haben. Indessen zum Laden des Schießgewehres wäre wohl noch Zeit gewesen." Auch als Anfang März sich die Kriegsgerüchte mehrten, wollte er nicht daran glauben; konnte sich doch nach seiner Ansicht Frankreich nicht füglich vor Herbst in einen neuen Kampf einlassen, und daß Oesterreich zuerst angreifen sollte, schien ihm noch immer nicht wahrscheinlich. Aber die bereits in den ersten Tagen des März erscheinenden Verfügungen des Königs, der schon über vier Monate in Warschau weilte, und namentlich die bald darauf erfolgende Mobilmachung der sächsischen Armee, sowie die bereits Ende Februar begonnene Befestigung Dresdens konnten auch ihn bald nicht mehr in Zweifel lassen über die Zukunft. Mitte März traf der französische Divisionsgeneral Moraud im Auftrage des Marschalls Davoust, zu dessen Armeecorps die etwa 19000 Mann zählenden, für den Feldzug gegen Oesterreich bestimmten sächsischen Truppen gehörten, in Dresden ein, um sich von dem zu

unterrichten, was bei dem sächsischen Heere, das sich in und um Dresden gesammelt hatte, und in der Hauptstadt vorging. Am 22. März erschien der Marschall Bernadotte, an dessen Armee inzwischen die Sachsen angeschlossen waren, ebendort, nahm in dem für ihn hergerichteten Brühlschen Palais Quartier und musterte in den folgenden Tagen die Artillerie, Infanterie und Kavallerie. Bald darauf — am 31. März — kehrte auch der König zurück. Der Ernst der Situation ließ sich schon daraus erkennen, daß jeder offizielle Empfang dabei verboten war. Und nun folgte Schlag auf Schlag. Schon am 12. April wurde in einem Generalbefehl der Armee die Kriegserklärung Oesterreichs bekannt gegeben. Am folgenden Tage schrieb Emma an ihren Bruder: „Der Krieg ist nunmehr entschieden, mein teurer Bruder, und naht sich mit allen seinen Schrecknissen. Gestern sind die Häuser aufgezeichnet worden; heute rücken mehrere sächsische Regimenter in ein Lager auf der Straße nach Großenhain. Die Garde ist an ihrer Stelle heute wieder in die Stadt eingerückt, eine Menge neuer Schanzen sind aufgeworfen worden." Vier Tage später teilte sie dem Onkel V. Weber über die Vorgänge und Zustände in Dresden folgendes mit: „Den Donnerstag als den 13. und den folgenden Morgen sprach der Prinz von Ponte Corvo sehr viel von französischer Einquartierung und kündigte 1200 Mann Franzosen an, welche in unsere Gegenden kommen würden. Denselben Morgen als den 14. besah er verschiedene Plätze, wo ein Lager für die Franzosen und Sachsen sollte aufgeschlagen werden, und ein Teil der Truppen erhielt Ordre dieses Lager dann zu beziehen. Den Freitag nach Tische aber erhielten wir Nachricht, daß der König und die Truppen unverzüglich die Stadt verlassen würden, und zu gleicher Zeit war die Kommunikation nach Böhmen gesperrt. Man war allgemein erstaunt über diesen Wechsel der Dinge, da die Stadt erst von neuem mit unendlichen Kosten war befestigt worden. Denselben Abend wurde noch alles Geschütz von den Wällen und aus dem Zeughause auf Befehl der Franzosen eiligst eingeschifft. Vorgestern früh als den 15. sind die Prinzen abgereist und gestern der König nebst den Ministern Hopfgarten, Marcolini, dem Kriegsminister und dem Kabinett. Keinem alten General, welcher zum Kriegsdienst unbrauchbar ist, wird erlaubt hier zu bleiben; sie müssen alle dem Könige folgen; kein Platzmajor, kein Platzadjutant darf zurückbleiben. Das Kadettenkorps hat man für jetzt aufgelöst, und die Officiere davon müssen der Armee folgen. Morgen darf sich keine sächsische Kokarde mehr hier blicken lassen. Die Truppen sind alle ausmarschiert; aber kein Mensch kennt ihre Bestimmung. Den Gesandten steht es frei, dem König zu folgen; indessen sind der östreichische Gesandte und sein Legationssekretair immer noch hier. Seit gestern wird unsre Stadt bloß durch Bürger bewacht; wenn mein Vater diesen Dienst nicht selbst thun will, muß er einen stellen an seiner Statt. Es flüchten sehr viele Leute; da man jetzt nicht

bestimmen kann, wo es sicherer als hier ist, thut man besser da zu bleiben, wo einen die Pflicht hingestellt hat." Den Schluß ihrer politischen Meldungen bildet fürs erste ein vom 20. April datierter Brief an den Bruder: „Unsre Bürger nehmen sich hier sehr gut und sorgen so viel als möglich für die Sicherheit der Stadt. Die Brauer und Fleischer nebst noch andern Bürgern, welche die Arbeit abhält am Tage Wache zu thun, haben sich angeboten als Patrouille des Nachts herumzureiten; sie sind achtzig Mann stark, und diejenigen, welche keine eigenen Pferde haben, bekommen sie vom Rat. Auf den Sonntag ziehen die Kaufleute und Künstler auf die Wache. Der Vater sollte der Reihe nach heute auf der Wache sein und hat an seiner Statt einen reputierlichen Schuster gestellt. Sonst leben wir hier in völliger Unwissenheit."

Auch Theodor begann damals allmählich an den politischen Verhältnissen Anteil zu nehmen. Zwar wollte auch er, als am 14. April die Kriegserklärung Oesterreichs in Freiberg bekannt wurde, noch nicht recht daran glauben, sondern wandte sich um bestätigende Nachrichten nach Dresden; wohl schrieb er noch Ende des Monats, als der Krieg wirklich ausgebrochen war, an die Seinen: „Wir leben in gänzlicher Ungewißheit, besonders ich. Zeitungen les' ich nicht, kannegießern mag ich nicht und raisonnieren soll ich nicht; also sind mir alle Wege außer Euren Briefen abgeschnitten." Als Antwort auf dieses Schreiben lief am 1. Mai vom Vater ein Brief ein, der außer der Mitteilung von der am 24. April aus Leipzig erlassenen Proklamation Friedrich Augusts an das sächsische Volk und einem am 19. und 20. April über die österreichische Armee in Bayern errungenen Siege der Franzosen folgende ernste Mahnung enthielt: „Der jetzige Zeitpunkt fordert viel Besonnenheit und Wachsamkeit über sich selbst; der rechtliche Mann wird nichts erheucheln, wogegen sein inneres Gefühl sich sträubt; er wird auch freimütig zu reden wissen, wo es die Pflicht von ihm fordert. Aber in solchen Momenten, wo sich die Folgen irgend einer unbehutsamen Aeußerung nicht übersehen lassen, wird er alles vermeiden, worüber er sich dereinst Vorwürfe machen könnte." Offenbar durch diese Worte veranlaßt, schrieb Theodor, der trotz aller Siegesnachrichten doch noch nicht glauben konnte oder wollte, daß eine Schlacht gewonnen wäre, in Bezug auf die ebenerwähnte Proklamation, in welcher Friedrich August sein Volk aufgefordert hatte, mit Vertrauen auf die göttliche Vorsehung gegen Oesterreich die Waffen zu führen und das schwere, dem unüberwindlichen großen Kaiser, seinem Alliierten, zugefügte Unrecht zu rächen, zwar jugendlich spottend, aber für die damalige Zeit ziemlich gewagt: „Wie hat sich unser König mit der Proklamation blamiert! A la Française! Das historische Datum in dem Tagesbefehl vom 24. April, daß Cäsar mit dem Xerxes kämpfte, kann interessante Aufschlüsse für die Geschichtsfreunde geben!" Mit dieser patriotischen Aeußerung Theodors, die sein späteres begeistertes Eintreten

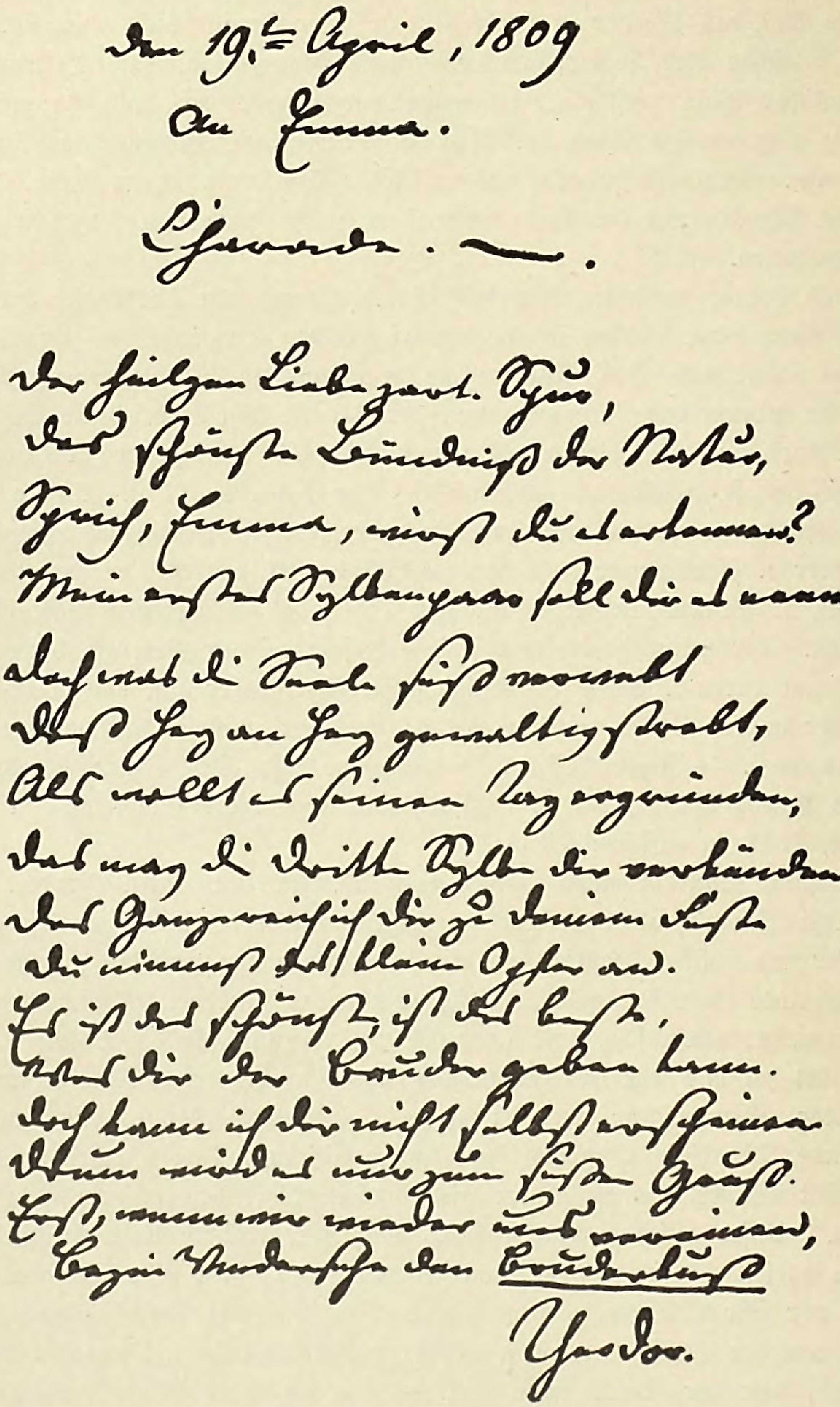
für das große deutsche Vaterland ahnen läßt, verlassen wir vorläufig das politische Gebiet.

Schon bevor die letzten Briefe zwischen Sohn und Vater gewechselt worden, hatte der erstere seine Wohnung geändert. Bereits am 2. Januar hatte er humoristisch nach Dresden geschrieben: „Ich ziehe auf den Aschmarkt. Zwar ist das Quartier an der Welt Ende; aber es war kein anderes zu bekommen, was solide gewesen wäre, und Theodorchen kann ja noch laufen.“ Die nach dem Garten gelegene Wohnung — Untermarkt Nr. 2 — bestand ursprünglich nur aus zwei Stuben. Da sich aber Schmid entschlossen hatte, mit ihm zusammen zu wohnen, wurde noch eine Kammer dazu gemietet, in der sie nun gemeinschaftlich schliefen. „Schmid ist,“ so schrieb Theodor damals an seine Eltern, „ein lieber Junge, der viel Fleiß hat, und wenn sich sein Phlegma mit meiner Flüchtigkeit amalgamiert, so kann es uns beiden von großem Nutzen sein.“ Aber noch bevor der Umzug bewerkstelligt war, brach am 6. März sein geliebter Freund Schneider, gleich ihm ein leidenschaftlicher Schlittschuhläufer, auf dem mittleren Kreuzteiche (Töpferteiche) in Gegenwart der Studierenden v. Trebra und v. Gottschalk und des Kandidaten Kühn ein und ward leblos, erst nach längeren Bemühungen, herausgezogen. Tiefbetrübt über den traurigen Vorfall schrieb Theodor am folgenden Tage an die Eltern: „Ihr Lieben! Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Mein Hausgenosse Schneider ist gestern ertrunken. Wir Studenten lassen ihn begraben; die ganze Geschichte ist mir und Schmid aufgetragen worden; er wird mit allen Ehrenbezeugungen begleitet. — Wie es mich angegriffen hat, könnt Ihr leicht glauben, besonders da ich ihn verderben sehen mußte, ohne helfen zu können. Wie ich hinauskam, lag er schon drei viertel Stunden unter dem Eise, und die elenden Anstalten machten, daß er erst nach einer Stunde und zu spät herausgezogen wurde. — Der allgemeine Anteil hat mich recht gefreut; der Aermste von uns hat beigesteuert. Ich sollte Chapeau d'honneur sein, konnte mich aber nicht entschließen; so bin ich auch zu einem Gedicht gezwungen worden, mir das verhaßteste, was ich je gemacht habe. — Morgen um vier Uhr beginnt der Zug.“ Nur allmählich vergaß Theodor den Eindruck, den der Anblick der Leiche auf ihn gemacht hatte; für längere Zeit erschien er den Seinen traurig und ernst gestimmt. Um so erfreuter war der Vater, als der Sohn ihm im Juni von seinem freundschaftlichen Verkehr mit Kaden und namentlich mit Schmid, der nach Werners Zeugnis „ein gut gearteter, fleißiger und moralisch guter junger Mann von ziemlich gutem Kopfe und robustem Körper“ war, meldet. Auf Empfehlung des Bergrates Freiesleben bezahlte er für den nunmehrigen „Stubenburschen“ Theodors sogar die Miete mit. Wie eng sich übrigens der Sohn gerade an diesen anschloß, geht aus dem schriftlichen Verkehr hervor, der später, nach ihrem Scheiden aus Freiberg zwischen ihnen gepflogen wurde.

Am 6. März wurde der Tante Geburtstag in Dresden gefeiert. Es war das erste Mal, daß Theodor an einem Feste in seiner Familie nicht teilnahm. Bedauerte er schon dies, so empfand er es noch schmerzlicher, daß sich auch sein ursprünglicher Plan zerschlug, zusammen mit Hegar, der bald darauf nach Tübingen ging, wenigstens am 11. März, zu der Mutter Geburtstag, nach Dresden zu kommen. Durch Aufführung zweier kleiner Stücke, in denen Julie, Pfuel, Leipziger, Weinlig und die Tante mitwirkten, wußte man dem Tage die rechte Weihe zu geben.

Bald darauf verließen Einsiedels Dresden, und am 18. April, kurz vor Emmas Geburtstag, schieden infolge der kriegerischen Ereignisse auch Pfuels und nicht viel später auch Graf Münster aus dem ihnen so lieb gewordenen Kreise. Ueber die bevorstehende Trennung von der Familie Pfuel schrieb die Schwester am 17. April an Onkel Weber: „Der unglückliche Krieg bringt uns um eine sehr teure Gesellschaft, welche uns unendlich viel Genuß verschafft hat. Unsere lieben Pfuels, mit denen wir nun zwei Jahre in der engsten Freundschaft lebten, verlassen uns. Herr v. Pfuel wurde nach dem unglücklichen Kriege 1806 bei dem Prinzen Bernhard v. Weimar angestellt und gab diesem in verschiedenen Wissenschaften Unterricht. Der Prinz ist bei dem jetzigen Kriege bei dem Generalstab angestellt worden, und Herrn v. Pfuels Beschäftigung hier hört daher auf, und er muß sich nach einer andern Stelle umsehen, welche ihn aber natürlich allemal von uns entfernen muß. — Frau v. Pfuel ist auch eine sehr liebe Frau; sie hat die wärmste Anhänglichkeit für uns.“ Pfuel trat damals als Hauptmann in österreichische, 1812 in russische Dienste.

Aehnlich lautete Emmas Bericht vom 20. April an ihren Bruder. Der Brief legt Zeugnis ab von dem Zartgefühl und der unendlichen Liebe der Schwester und schildert zugleich, wie sie ihren Geburtstag verlebt. „Deine allerliebste Charade (siehe Faksimile S. 184), mein teurer Theodor, hat mich vorgestern sehr angenehm überrascht, und ich danke Dir herzlich für die Beweise Deiner Liebe. Es hat mir sehr weh gethan, daß ich Dich zum ersten Mal bei meinem Geburtstag missen mußte; aber da ich recht gut wußte, daß es Dir unmöglich sein würde, Dich diesen Tag von Freiberg zu entfernen, habe ich meine Wünsche unterdrückt und bei Deinem letzten Hiersein kein Wort von meinem Geburtstag erwähnt. Unsre geliebten Eltern haben mich sehr reichlich beschenkt, und den Morgen erhielt ich schon von Deiner lieben Hand einen sehr niedlichen Hut, welcher mir sehr viele Freude gemacht hat. Von dem Vater habe ich einen neuen Roman von der Genlis und einen englischen Roman erhalten, von der Mutter ein Kleid, von der Tante einen Hut. — Wir verlieren alle unendlich durch Pfuels Abreise, und da Münster auch fortgeht, werden wir sehr arm an wahren Freunden. Schönbergs Verhältnisse verhindern ihn leider, so oft wie sonst zu



Den 19.ten April, 1809
An Emma.

Charade. —.

Der heilgen Liebe zarte Schnur,
Das schönste Bündniß der Natur,
Sprich, Emma, wirst du es erkennen?
Mein erstes Sylbenpaar soll dir es nennen.
Doch wenn die Seele sich vermählt
Und Herz an Herz gewaltig strahlt,
Als wollt es seinen Weg ergründen,
Das mag die dritte Sylbe dir verkünden.
Das Ganze reich ich dir zu deinem Feste
Du nimmst das kleine Opfer an.
Es ist das schönste, ist das beste,
Was dir der Bruder geben kann.
Doch kann ich dir nicht selbst erscheinen
Dann wird es nur zum süßen Gruß.
Doch, wenn wir wieder uns vereinen,
Bezahl ich wucherisch den Bruderkuß

Theodor.

Theodor Körners Charade „Bruderkuß" zu Schwester Emmas 21. Geburtstag.
Original im Körnermuseum.

uns zu kommen. — Da ich bei meinem Geburtstage weder Dich noch Julie, noch die beiden Menschen sehen konnte, welche ich unter meine liebsten Freunde rechne, bat ich die Eltern, daß sie mir erlaubten, ihn ohne Gesellschaft zuzubringen; Weber und seine Frau sagten sich aber für diesen Abend an, und um allerseits zu zerstreuen, schlug die Mutter vor, in die Oper zu gehen, wo ich mit vielem Vergnügen cosi fan tutti noch einmal gesehen habe. Münster, welcher in die Loge kam, soupierte nebst Webers (NB. Karl Gottlieb Weber) bei uns."

Bereits zu der Mutter Geburtstag hatte der Vater von Theodor die Zusendung seiner neuesten Gedichte erbeten, und Mitte März empfahl er ihm sogar, einen Auszug seiner poetischen Erzeugnisse im „Almanach" zu veröffentlichen. Anstatt dessen nahm Theodor bald eine selbständige Herausgabe seiner Gedichte unter dem Titel „Knospen" in Aussicht, die allerdings erst im Jahre 1810 erschien. Auch der Vater selbst war inzwischen litterarisch nicht unthätig gewesen. Bei Beginn des Jahres hatte er seine lang unterbrochenen philosophischen Studien wieder aufgenommen; weiter aber hatte ihm Kügelgen aus Weimar Schillersche Papiere mitgebracht, die den Anfang und Plan des Demetrius enthielten; bald darauf wurden ihm auch andere Pläne und Entwürfe seines zu früh verstorbenen Freundes übermittelt. Alsbald ging er an eine Bearbeitung des theatralischen Nachlasses, und als er Anfang Mai damit fertig war, übersandte er sie mit folgendem Briefe an Charlotte v. Schiller: „Es sollte mich freuen, wenn meine Bearbeitung nach Ihrem Wunsche ausgefallen wäre. Ich habe, wo es mir möglich war, Schillers eigene Worte beibehalten und mir bloß bei Nachlässigkeiten, die er selbst dafür erkannt haben würde, eine Abänderung erlaubt. Der Plan zu den Kindern des Hauses könnte vielleicht ungedruckt bleiben; aber die Ideen über eine dramatische Behandlung der Pariser Polizei möchten ein größeres Interesse haben. — Es wird mir schwer, zu glauben, daß über die Malteser gar keine Papiere vorhanden sein sollten. So viel weiß ich ganz genau, daß er mir bei seinem letzten Aufenthalt in Dresden die erste Scene in Jamben vorgelesen hat. Mit dem Plane hat er sich lange beschäftigt und mir viel davon gesagt. Wenn Sie nur einige Papiere darüber fänden, so würde ich manches aus dem Gedächtnis ergänzen können. — Ihre Frau Schwester schrieb mir, daß sie noch einige Briefe von mir gefunden habe; das ist mir sehr lieb, weil sie zum Zusammenhange der Schillerschen Briefe in den letzten Jahren mir fehlten."

Zu seiner Freude erhielt er denn auch noch im Laufe des Jahres die Fragmente über die Malteser u. a. zugesandt, sodaß er nunmehr mit Ernst an die schon lange geplante Gesamtausgabe der Schillerschen Werke gehen konnte.

Monate waren verflossen, seit Theodor die Seinen in Dresden nicht wieder besucht hatte; um so mehr mußte ihn alles interessieren, was er von ihnen erfuhr. Wohl hatte er Lust, zu der im April stattfindenden Kunstausstellung, die auch

Emma beschickt zu haben scheint, nach seiner Vaterstadt zu kommen; aber auch diesmal wieder stand er aus Rücksicht auf seine Studien davon ab. „Dein Brief, liebster Vater," so schrieb er damals an die Seinen, „hat mir unendliche Freude gemacht. Wie uns die alten Lieder so lieblich ansprechen und so heimisch in unsern Herzen klingen, die Zeugen schönerer Tage, so ergreift mich jeglicher Brief von Euch; ich denke mir das geringste Detail, und die Erinnerung ist doch gar so süß. — Des ganzen Tages leb' ich so ein höchst prosaisches, ganz gemeines Leben wie irgend ein ehrlicher Zünftler. Ich thue soviel als möglich meine Pflicht, höre, was zu hören ist, und lebe mit lauter Alltagsmenschen, selbst ein Alltagsmensch. Aber des Abends sind meine schönsten Stunden; da wandr' ich in Sturm und Regen, Gewitter und Sonnenschein hinaus ins Freie, und mir wird so wohl. Und komm' ich endlich an meinen Lieblingsplatz, so nehm' ich den Goethe aus der Tasche und schwebe hinauf in seinen Tönen und labe mich in der Harmonie seines Geistes. Wie lieb ist es mir, daß ich erst jetzt den Herrlichsten zu verehren weiß; die Allgewalt des ersten Eindruckes ergreift desto mächtiger mein begieriges Herz. Im Werther, glaub' ich, wie in Schillers Räubern hat sich am deutlichsten der ungezügelte Geist ausgesprochen, noch durch keine Schranke gefesselt. Erst jetzt erkenn' ich die ewige Wahrheit: kein Fleiß, keine Bildung, keine Form kann die dichtende Kraft erzeugen; das Herz hat sie erzeugt, das Herz nur stimmt ihr die Saiten. O, wie fern ist das Ziel! unendlich liegt die Bahn noch vor mir. — Hier meine Lebensweise. Früh arbeite ich gewöhnlich an bergmännischen Ausarbeitungen, schreibe meine Collegien-Concepte ins Reine und habe dann, besonders die vier letzten Tage der Woche, Collegia. Nach Tisch gehen die Vorlesungen um drei Uhr an und enden um 7 Uhr. Meine Stundenarrangements schreib' ich Dir künftig ausführlicher; noch sind die Collegien nicht alle bestimmt. — Vater! die Saat ist kostbar; der Boden ist aber gut und er soll reichen Segen bringen."

Als Anfang Mai sein Freund Faber Freiberg verließ, bittet er das „Mütterchen", ihm doch ein wenig Wein zu senden; er habe ein neues, göttlich schmeckendes Getränk, Capacello mit Namen, kennen gelernt, mit dem er gern den Freund bei seiner Abreise traktieren möchte. Am 12. März hatte er einem anderen Freunde ins Stammbuch geschrieben:

„Rastlos jagt uns die Liebe hinab durch die Wogen des Lebens,
Aber in sichere Bucht führt uns die Freundschaft zurück."

Dann wieder wartet er mit Sehnsucht auf den Besuch Henochs und anderer Bekannten, die er in einem „Lock- und Liebeslied" zu sich gebeten hatte; er geht ihnen bis Naundorf entgegen und ist enttäuscht, als sie wegen der schlechten Wege nicht eintreffen; aber einige Tage später führen die Freunde trotz regnerischen Wetters ihr Vorhaben doch aus, und im Verein mit ihnen und anderen

Freiberger Studiengenossen, unter denen bei dieser Gelegenheit zwei zum ersten Male erwähnt werden, A. Aug. Kraft und Alexander Sauerweid, wurden vergnügte Tage verlebt.

Bald nach dem Scheiden der Freunde machte sich Theodor selbst nach Dresden auf. Am 14. Mai weilt er im Kreise der Seinen. Dem Vater insbesondere thut es wohl, den Sohn wieder zu sehen, und es freut ihn, daß dieser gern in Dresden ist. „Ich mache," so schreibt er schon am folgenden Tage an ihn nach Freiberg, „keinen Anspruch, Dich an das väterliche Haus zu fesseln. Dein Studium und Deine Neigungen treiben Dich künftig in entferntere Orte; aber ich denke doch, daß es von Dir einmal nicht heißen wird

fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.

Ich denke mir manchmal, wie hübsch es sein wird, wenn Du dich dereinst nach Endigung Deiner Studien bei uns niederläßt."

Inzwischen hatte sich die anfangs infolge der Kriegserklärung ziemlich hochgehende Beunruhigung der Bürgerschaft in Dresden etwas gelegt. Oberst Thielmann hatte das Kommando über die kaum 2000 Mann betragenden, im Lande verbliebenen Truppen übernommen, während sich die sächsische Armee unter Bernadotte auf dem Marsche nach Regensburg befand. Am 7. Mai zog Thielmann an die böhmische Grenze, stieß aber auf keinen Feind, und so glaubte man in Dresden vor dem gefürchteten Einmarsch der Oesterreicher sicher zu sein. Von der Armee des Erzherzogs Karl hörte man seit einigen Tagen gar nichts; nach den letzten Berichten nahm sie eine defensive Stellung ein. Alles dies meldete der Vater am 8. Mai seinem Sohne nach Freiberg, indem er hinzufügte: „Du glaubst nicht, wieviel Geduld man nötig hat, um das leidige Kriegsthema unendliche Male jeden Tag wiederholt zu hören, und die meisten Variationen sind noch dazu ein Adagio!" Was aber wichtiger ist, in demselben Briefe findet sich zum ersten Male der Name Schills erwähnt. Der heldenmütige, aufs tiefste durch die seinem Vaterlande angethane Schmach verletzte Major war bis Halle gelangt, wo es ihm glückte, eine kleine westfälische Besatzung zu entwaffnen. Schon unterwegs hatte er von Dessau aus in einer begeisterten Proklamation die Deutschen zur mannhaften Erhebung gegen den fremden Unterdrücker aufgerufen. Aber noch war die Zeit nicht gekommen, wo man für seine hohen patriotischen Ideen Verständnis hatte: man sah in seinem kühnen Aufruf nur die Aufforderung zu einem von vornherein aussichtslosen Wagnis. Auch Theodor, zwar weit davon entfernt, eine Gesinnung in sich aufkommen zu lassen, wie sie der König in seinem Aufruf und anderen an die Dresdener Bürgerschaft erlassenen Mandaten kund gethan, fand sich seinem Vater gegenüber mit den Worten ab: „Die Proklamation Schills in Halle ist doch etwas starker Complexion." Und wie Körner selbst sogar nach Schills Sieg über ein französisches Korps bei Dodendorf unweit

Magdeburg über den kühnen Abenteurer dachte, das sagt sein Brief vom 13. Mai: „Wenn im Jahre 1806 das Volk zum Widerstand gegen Frankreich aufgeboten worden wäre, so würde sich sehr viel dagegen haben einwenden lassen, und ich hätte die Folgen einer solchen Maßregel nicht verantworten mögen. Aber jetzt ist die Sache viel schlimmer. Ein Teil der Nation hat sich in die Notwendigkeit



General Joh. Ad. Freiherr v. Thielmann. Von 1765 bis 1824.

gefügt, hat sogar Pflichten übernommen, und ein bürgerlicher Krieg von Deutschen gegen Deutsche ist nun unvermeidlich. Es giebt einen wütenden Parteigeist, der sich um die Folgen nicht kümmert, wenn nur seine Rache befriedigt wird. Aber es giebt auch edle Menschen, die aus achtungswürdigen Beweggründen sich selbst und andre ins Unglück stürzen und dabei den inneren Vorwürfen nicht

entgehen, daß sie von der deutschen Rechtlichkeit und Treue sich entfernt haben. Sachsen wird hoffentlich von Volksaufwieglern etwas nicht zu fürchten haben. Man sei nur tolerant gegen Gedanken und Gefühle. Aufrührerische Handlungen hat unser Regent nicht zu fürchten.“ Mit banger Besorgnis verfolgt Körner die Schillsche Bewegung und andere revolutionäre Erhebungen; er rät dem Sohne entschieden von einer damals geplanten Harzreise ab, da die Gegend äußerst unsicher sei und in einer solchen Zeit jeder einzelne Wanderer Verdacht errege und in sehr fatale Verhältnisse kommen könne. Als Ersatz schlägt er ihm einen Ausflug nach Weimar oder in die Lausitz und Schlesien oder auch nur ins sächsische Obergebirge vor. Dem Rate des Vaters folgend, unternahm Theodor in den letzten Tagen des Mai, fast immer begünstigt vom schönsten Wetter, eine kleinere Wanderung in die Umgegend, von der er höchst befriedigt zurückkehrte.

Der Vater selbst konnte noch nicht daran denken, Dresden zu verlassen. „Wir sitzen,“ so schrieb Emma damals an Onkel Weber, „immer noch in der Stadt und haben für jetzt allen Reiseplänen entsagen müssen, da uns unsre Häuser hier festhalten.“ Bisher war Sachsen vom Kriege verschont geblieben. Ende Mai aber fiel der Herzog Wilhelm von Braunschweig-Oels, von glühendem Haß gegen Napoleon beseelt, der ihm sein Land geraubt hatte, bei Zittau ein, um von hier aus sein Braunschweig wieder zu erobern. Zwar wurde seine Schar durch Thielmann zurückgetrieben; aber bald nach der Schlacht bei Aspern und Eßlingen erschien auch ein österreichisches Korps unter General Am Ende in Sachsen, vereinigte sich mit den Braunschweigern und stand, 9000 Mann stark, bereits am 10. Juni in Dippoldiswalde dicht bei Dresden. Am folgenden Tage rückten die Feinde in die Hauptstadt ein, nachdem Thielmann, um die Straße nach Leipzig zu sichern, hinter Wilsdruff Stellung genommen hatte. „Der Einzug,“ so meldete Körner am 14. Juni seinem Sohne, „war äußerst friedlich und ordentlich. Die Truppen bestehen aus östreichischer regulärer Infanterie, Ulanen, Braunschweiger Husaren und Jägern zu Fuß, hessischer Infanterie und Cavallerie und böhmischer Landwehr, die nur als Freikorps dient. Die Anführer sind die östreichischen Generale Am Ende, der Herzog von Braunschweig, Fürst Clary und Fürst Lobkowitz, letztere beide bei der Landwehr. Mit ihnen ist ein österreichischer Intendant, der Gubernialrat Beierweck, ein billig denkender Mann, mit dessen Benehmen man sehr zufrieden ist. Es wurden sogleich Proklamationen ausgeteilt und die Truppen, wiewohl sehr langsam, in die Quartiere verteilt. Nachts um (gegen) elf Uhr erhielten wir einen Offizier von der Landwehr und achtzehn Mann von der regulären östreichischen Infanterie. Ihr Betragen ist zur Zeit sehr gut.“

In der darauf folgenden Nacht, nach ein Uhr, wurden die Vorposten von den Sachsen angegriffen, worauf es in der Nähe von Wilsdruff zu einem heftigen

Gefechte kam. Thielmann zog sich danach auf Nossen zurück, während die Oesterreicher nach Dresden zurückkehrten; der Herzog von Braunschweig marschierte mit seinem Korps nach Meißen zu.

Der schon vorher zum Stadtkommandanten ernannte Fürst Lobkowitz, der Befehlshaber der böhmischen Landwehr, hielt sorgfältig auf Mannszucht; jeder Exceß wurde streng geahndet. Am 25. Juni traf der österreichische Feldmarschall-Lieutenant Baron v. Kienmayer in Dresden ein, ein Mann von „sehr guter militärischer Reputation", um die beiden Korps der Generale Am Ende und Radivojeviz, der im Vogtlande operierte, unter einheitliches Kommando zu nehmen. Mittlerweile aber rückte König Jérome von Westfalen mit etwa 10000 Mann von Leipzig her heran. Deswegen verließen die Oesterreicher, mit deren Benehmen man durchaus zufrieden gewesen, die Stadt, und der König, vom Bürgermeister Dr. Heyme in französischer Sprache bewillkommnet, zog am 1. Juli ein. Aber auch Jérome verblieb nicht lange in Dresden. Nachdem er unter ungeheurer Prachtentfaltung eine Revue über die Truppen abgehalten, marschierte er am 4. Juli nach Freiberg, und hier hatte auch Theodor Gelegenheit, ihn zu sehen. Was er an dem betreffenden Tage erlebte, berichtete er alsbald in einem Briefe, der noch keine Spur von der patriotischen Begeisterung zeigt, die ihn dereinst erfüllen sollte. Harmlos die Gegenwart genießend, schreibt er: „Ihr Lieben! Wir haben jetzt hier unendlichen Trouble. Am Dienstag Morgen rückten die westfälischen und holländischen Truppen hier ein. — Die Stadt war so stark belegt, daß auch die Mietsleute Soldaten nehmen mußten. Geschworens hatten drei Gardisten zu Pferd. Der König wohnte im Roß, und die Bürger thaten Wache daselbst. Am Mittwoch Mittag fuhr der König aufs Amalgamirwerk, wo ihn die Knappschaft und das Bergamt in Gala empfing. Das Oberbergamt ritt en suite. Gutschmid und Werner führten den König herum. Ich war im Kittel draußen, that, als wenn ich dazu gehörte, und ging überall mit. Da traf ich denn auf Linsinger, der mich kaum wieder erkannte. Ich frug ihn, wo er wohnte, und es traf sich sonderbar, daß er in unserm Hause bei dem Zehntenschreiber im Quartier lag. Als die Werke besehen waren, und der König den Bergleuten fünfzig Louisd'or geschenkt hatte, so verfügten wir uns zu Hause, und ich ging dann mit Linsinger bis spät herum. Als ich zu Hause kam, traf ich bei Schmid einige seiner Bekannten unter der Garde du Corps, und wir blieben bis ein Uhr zusammen. Als wir schlafen wollten, war es unmöglich; denn schon brachen die Regimenter auf. Es war ein ungeheurer Lärm. Wir sahen sie also abziehen und begleiteten unsere Freunde auf den Markt, wo sich die Garde sammelte, bis endlich der König um acht Uhr fortfuhr. — So eben komme ich vom Bade zurück, das mich nach solchen Strapazen ziemlich gestärkt hat."

Zwar blieb auch nach der blutigen Schlacht bei Wagram und dem bald

darauf abgeschlossenen Waffenstillstande von Znaim Dresden fürs erste noch nicht von den kriegerischen Wirren unbehelligt; auch die damals beginnende Reorganisation der sächsischen Armee, für die namentlich der zu den Körnerschen Hausfreunden gehörende Major Justus v. Vieth thätig war, verlief nicht ganz ohne Unruhe und Aufregung; aber die folgenden Briefe des Vaters, Theodors und Emmas, die sich besonders viel mit der Geschichte ihres geliebten deutschen Vaterlandes beschäftigte, melden nur wenig darüber, hauptsächlich wohl deshalb, weil der Sohn damals wiederholt zum Besuche in Dresden war und außerdem mehrere bergmännische Reisen machte.

Erst am 18. Oktober schrieb Körner wieder nach Freiberg: „Der Courier mit der Nachricht von der Ratifikation (des Friedens) wird noch immer erwartet, und die Prinzen sind noch nicht hier. Indessen sind die Fortifikationsarbeiten abgestellt. Es heißt, daß noch eine Antwort aus Petersburg erwartet wird. Das Lager ist abgebrochen und die Truppen in die umliegende Gegend verlegt. Bei dieser Gelegenheit sind wir noch heute von den Gemeinen befreit worden. Der Offizier ist noch da und beträgt sich sehr artig." Freudig wurde die endlich eingetroffene Nachricht von dem Abschlusse des Wiener Friedens aufgenommen, die Einquartierungen dauerten freilich wegen der Durchmärsche der Truppen bis zum 16. November fort, und die Pflege der Verwundeten, bei der auch die Körnersche Familie nach Kräften mitwirkte, erforderte manches Opfer.

Theodor hatte sich zur Freude des Vaters wenig um die politischen Verhältnisse bekümmert, und gewiß waren die Verse, die er im April unter einen Brief gesetzt, ganz in dessen Sinne geschrieben:

Laßt uns nicht bangen im Kampf der Zeit,
Tobt auch auf den Feldern der blutige Streit;
Wem das Herz in heiliger Ruhe schlägt,
Der wird nicht vom Sturme des Schicksals bewegt.

Mehr als die traurige Politik interessierte ihn die unmittelbar ihn umgebende Welt, in erster Linie die Wissenschaft; mit Leib und Seele war er ihr zugethan, und der Vater, der in Dresden Gelegenheit gehabt hatte, den jungen Bergakademiker Schenk kennen zu lernen, sah sich veranlaßt, seinem Sohne zu schreiben: „Ich fange an zu glauben, daß das Naturstudium auf Jünglinge von guten Anlagen einen wohlthätigen Einfluß hat. — Wer für ein Studium ohne Neigung bestimmt wird, bei dem entsteht leicht eine Leerheit des Kopfes und des Herzens. Mancher befindet sich wohl in dieser beschränkten Atmosphäre; aber mancher, der noch ein Bedürfnis fühlt, aus ihr herauszutreten, fällt in Frivolität oder Lüderlichkeit." — Als notwendige Ergänzung der Vorlesungen betrachtete Theodor, wie schon oben erwähnt, die praktischen geognostischen Studien. Schon mehrere geplante Reisen hatte er sich aus dem Sinne schlagen müssen, obwohl

er sich mit mechanischen Instrumenten wohl versehen hatte. Anfang Juni machte er, wahrscheinlich von Friedrich Messerschmidt, den er in Leipzig noch genauer kennen lernen sollte, begleitet, einen kleineren Ausflug nach Altenburg. Der Vater wünschte ihm, nachdem er durch Theodor von dort aus Nachricht erhalten hatte, Glück zu der unterrichtenden und angenehmen Reise, aber noch mehr, im Hinblick auf Messerschmidt und Schenk, zu dem Umgang mit Jünglingen von Kopf und Herz: werde ihm doch gerade deshalb Freiberg immer lieb bleiben, weil er sehr zweifle, ob der Sohn auf irgend einer Universität ebenso leicht einen solchen Lebensgenuß würde gefunden haben. „Wohl Dir,“ so ruft er ihm am Schlusse zu, „daß Du der Natur, der Wissenschaft und der Kunst leben kannst!“ Froh und beruhigt war der Vater, als er den Sohn wieder in der Heimat wußte: er legte ihm ans Herz, er möchte doch die unruhigen Tage lieber in Freiberg abwarten und fürs erste eine kleine Pause in seinen Wanderungen machen. Lange aber litt es Theodor nicht in Freiberg. Bald darauf pilgerte er nach Gnandstein, um von hier in Gesellschaft von Einsiedels und Blümner mehrere angenehme Landpartieen zu unternehmen. Dann wieder erschien er Mitte Juni zu kurzem Besuche bei den Seinen in Dresden, und eben dort verlebte er auch den 2. Juli, den Geburtstag des Vaters, welcher gerade auf einen Sonntag fiel. Montags um ein Uhr traf er wieder in Freiberg ein, rechtzeitig genug, um noch Werners um zwei Uhr beginnender Vorlesung beiwohnen zu können.

Die erste, etwas größere Studienreise trat er am 22. Juli an. In einem im Körnermuseum aufbewahrten, dreiunddreißig Seiten umfassenden Tagebuche, welches den Titel führt „Meine Wanderung vom 22.—29. Juli 1809“, schildert der Dichter selbst höchst launig und humoristisch seine Erlebnisse auf dieser Reise, die er mit drei Freunden, Henoch, Häntzschel und Ström, von Dresden aus durchs Elbsandsteingebirge bis ins böhmische Mittelgebirge unternahm. Nach einem am 17. Juli an Schmid gerichteten Briefe, in welchem er um Uebersendung seines in Freiberg zurückgelassenen Fernrohres bittet, scheint es, als ob die Reise ursprünglich bis Bautzen habe gehen sollen; jedenfalls wollte man auch die Lausitz besuchen, da Theodor sich hierfür bereits einen Paß hatte ausstellen lassen. Dann aber änderte man den Plan etwas.

Früh um sieben Uhr verließ man Dresden bei schönstem Wetter „mit dem Ränzel auf dem Rücken“. In Moritzburg wurde zwei Stunden später die erste Station gemacht, gefrühstückt, auch der Leuchtturm bestiegen. Durch herrliche Gegend, namentlich durch das Röderthal, gelangen die Wanderer auf Umwegen, „sattsam erfreut“ durch die mannigfaltigsten Eindrücke, in einer äußerst frohen Stimmung abends 7 Uhr nach dem Radeberger Bade. „Die ganze Badewelt ward bei unserm freilich etwas stürmischen Einzuge aufrührerisch, und alles rannte mit den Köpfen zusammen, als ich, eine zweite Cypria, dem Meerschaum

des Wannenbades in heiterer Bergmannsglorie entstieg." Unter den Augen des ganzen Bades wurde das Abendbrot eingenommen. „Darauf gingen wir im Mondenschein, aber unglücklicherweise nicht mit Dido Hand in Hand, in den Gängen spazieren, fingen — o heilige Einfalt — Johanniswürmchen, um unsere Hüte zu illuminieren, und wandelten nach langem Einschlürfen der Wonne der Mondnacht zurück."

Die Schilderung des zweiten Tages beginnt nicht minder humorvoll: „Außer daß wir die Nacht einige Male mit den Füßen in Kollision kamen und uns die Betten heimlich zu mausen suchten, erwachten wir doch ziemlich gestärkt." Nach Besichtigung der „Radeberger Environs" und Begleichung ihrer Rechnung wanderten sie weiter, und „von den Freundschaftsversicherungen des Nachtwächters, der, wie ich zu erzählen vergaß, für zwanzig Kreuzer unsere Ohren mit Sphärenliedern ergötzte, und wie der Stier von Uri sich selbst melodisch accompagnierte, und den Segenswünschen der Kirschfrau, die uns mit ihren Gaben belastete, begleitet, erstiegen wir die Höhe und gelangten nach Wachau, wo Henoch und Häntzschel sich von uns trennten, und ein zärtlicher Abschied Zwiebelwirkungen auf uns äußerte." So wallte denn Theodor allein mit Ströhm weiter über Lomnitz nach dem Keulenberge, von dem aus sie eine herrliche Aussicht auf die Umgegend hatten. Im weiteren Verlaufe des Tages ruhten sie „im Schatten düstrer Tannen und lasen in Goethe" bis zur sinkenden Sonne. Abends acht Uhr gelangten sie nach Pulsnitz, nachdem Theodor vorher noch bei Oberlichtenau, um seinem Paß Genüge zu thun, über die Pulsnitz in die Oberlausitz gesprungen und nach einem Verweilen von drei Minuten daselbst „wieder wohlbehalten auf vaterländischem Boden" angekommen war.

Am folgenden Tage brach man früh auf, da man eine lange Wanderung vorhatte. Bis Stolpen war die Reise ziemlich langweilig. Hier hielt man die beiden Freunde am Thor für Schmiedegesellen, und es kostete viel Ueberredung, ehe sie von den wachhabenden Bürgern eingelassen wurden. „Im roten Löwen," so schildert Theodor weiter, „labte uns Milch, und wir gingen dann, die Basaltbrüche zu sehen. Eigentlich war meine Haupt- und Nebenabsicht, den hübschen Töchtern des Amtsinspektors zu begegnen, und dann hätte der Steinbruch vielleicht eben so viel Stoff zu einem Romane gegeben als die Schiffbrüche, Windbrüche, Beinbrüche, Afterbrüche und andre Brüche, die als Ausbrüche der deutschen Litteratur dem guten Geschmack solchen Einbruch thun." Auf der Weiterwanderung nach „Neustädtl" überfiel sie ein starkes Gewitter, „wobei der Himmel viel überflüssiges Kolofonium verschwenden mochte," und ihr „spezifisches Gewicht" durch den Regen bedeutend vermehrt wurde. Durchnäßt langten sie in Neustadt an, wo gerade Jahrmarkt war. „Man schien uns für Blechleute zu halten; aber der Wahn verschwand bald, da wir uns Kaffee machen ließen und den Zucker

in die Tassen warfen. Ein alter Vagabunde wollte mir auf ewig die Zahnschmerzen versprechen, wenn ich ihm sechs Pfennige verspräche; ich gab ihm drei und bat mir's bloß auf eine halbe Ewigkeit aus. Doch darauf wollte er sich nicht einlassen.“ Leider konnten sie die Mineraliensammlung des Pastors Götzinger, um derentwillen sie namentlich den Abstecher nach Neustadt gemacht hatten, nicht besichtigen, da gerade Synode bei ihm und noch dazu Kirmeß war. So ging's denn alsbald weiter nach Schandau zu. Unterwegs genossen sie von einer Anhöhe aus eine reizende Aussicht nach der Lausitz, Schlesien, Böhmen und dem Erzgebirge. „Patriarchalische Minuten verweilten wir in Sebnitz in einer Mühle bei Butter, Brot und Milch und stiegen hierauf gen Lichtenhain, wo uns der Regen aufs neue feindlich ansprach, und die ganze Natur zum Stiefelknechte wurde, so daß jeder Schritt einer eigenen Operation gegen die Gewalt der Kohärenz bedurfte.“ Durch das Kirnitzschthal erreichten sie endlich „ziemlich fatiguirt“ um halb neun Schandau.

Von hier aus schreibt Theodor am 25. Juli bei aufgehender Sonne an seine Eltern einen kurzen Brief, in dem er ihnen mitteilt, daß sein Freund Ström noch an diesem Tage sich von ihm trennen und in Dresden eintreffen werde: er selbst hoffe, am 1. August wieder in Freiberg zu sein. In dem Tagebuch führt er dann weiter aus, wie Ström zu spät zum Schiff gekommen, und wie er dann selbst mit ihm erst später bis zum Königstein gesegelt. Hier trennt sich Theodor von ihm, um auf einem kürzeren Wege nach Berggießhübel zu gelangen. Aber kaum ist er eine Strecke gegangen, da drückt ihn das Gefühl der Einsamkeit: „Knall und Fall“ kehrt er um und beschließt, mit Ström bis Dresden zu fahren. „Dies war das erste Mal, daß mich das Heimweh so gewaltig packte.“ Zur rechten Zeit kommt er noch zum Schiff und segelt nun gelassen auf dem herrlichen Strome bis Pirna. Hier werden sie in der „Töpferscheibe“ unfreiwillige Zuhörer eines interessanten Gespräches zwischen dem Wirt und einem vornehm thuenden Mann, der sich aber schließlich als „Haderlump“, als ein Strumpfhändler im kleinen entpuppt. Darauf wandert er mit Ström weiter; bald aber trennten sich ihre Wege endgültig. Von der Idee, nach Dresden zurückzukehren, ist Theodor glücklich abgekommen. Ueber Cotte, wo er bei schlechtem Bier im Wirtshaus Zeuge eines schließlich in Thätlichkeiten ausartenden Streites zwischen zwei Fleischern und einer Bäuerin wird, und weiter über Ottendorf gelangt er endlich am Abend nach Berggießhübel.

Früh um sechs Uhr weckt ihn der Steiger von „Segen Gottes“. Mit ihm besucht er das dortige Bergwerk in seinen Reisekleidern: nach anderthalb Stunden kommt er „natürlicherweise gehörig beschmutzt“ und „als modernisierter Pluto wieder ans Tageslicht“. Nachdem er auch noch das dortige Vitriolwerk besichtigt, wandert er weiter. In Borna weilt er einige Zeit in den schönen Kalkbrüchen:

Ueber Liebstadt gelangt er in den reizenden Schlottwitzergrund, wo er sich in der „Herrenmühle“ an Brot, Bier, Käse und Butter labt, bald aber auch wegen seines Fäustels, der „Charte“ und des Kompasses eine Menge Zuschauer bekommt. Nachdem er noch die dortigen Achatfelsen untersucht hat, zieht er weiter. Unterwegs gesellt sich der Haderlump aus Pirna zu ihm und begleitet ihn bis Rikenhahn. Als er ihn hier mit Bier traktiert, trinkt er auf ihre Kollegenschaft. „Denn,“ sagte er, „wir laufen ja immer herum, und die Wissenschaft läßt uns doch keine Ruhe.“ Um ein Uhr hat Theodor Glashütte erreicht; von hier aus läßt er sich sein Ränzel durch einen armen, dürren Schuhmacher weiter tragen, dessen größte „Leidenschaft“ die Armut war. „Leidenschaft war sein Hauptwort; er sah und verstand alles darin und behauptete nebenbei, er kenne die wahre Leidenschaft der Stiefel, und nur schade, daß er keine Gelegenheit habe, durch seine Kunst sich aus seiner Leidenschaft zu reißen.“ Mit ihm wandert er durch das steile und romantische Müglitzthal, um schließlich halb neun Uhr Altenberg zu erreichen. Ziemlich enttäuscht, findet er hier nur Bretterhäuser. „Ich fragte einen, der mir begegnete und einer von den Honoratioren schien, was der beste Gasthof wäre, und er legte bedeutend die Finger an die Nase, sann tief nach und verkündete mir endlich, der Ratskeller wäre wohl der beste; es sei auch kein andrer vorhanden.“ So geht er denn dorthin, findet aber in der ihm angewiesenen Stube keine Wandnägel zum Aufhängen der Sachen; „sie klebten von selbst an“. Auch das Lager war wenig einladend. Nachdem er sein Abendbrot genossen, schreibt er mit Bezug auf seine Ruhestätte: „Ich wünschte mir alleweile das Heidelberger Weinfaß voll Eau de Lavande, um mein dumpfes Stroh, das mich diese Nacht in süße Träume wiegen soll, gehörig zu parfümieren, da sein lieblicher Duft die Seelenstärke einer Fuhrmannsnase fordert. Doch ich bin müde und

Sub sole nil perfectum est,
Drum leg' ich mich getrost ins Nest.“

Die folgenden zwei Tage verlebt er in Altenberg. Am ersten steht er schon früh auf, um fünf Uhr, um das „Stockwerk“ zu befahren. „Unter einem Stockwerk versteht der Bergmann bekannterweise ein Stück Gebirge, das von unzähligen Klüften durchsetzt ist und, wenn dies mit Erz gefüllt ist, bauwürdig ist.“ Das Stockwerk wird genau inspiziert und geschildert. Um elf Uhr fährt er wieder zu Tage. Darauf besucht er mehrere Bergwerksbeamte, namentlich Martini, bei dem er schon abends vorher vorgesprochen hatte; mit ihm macht er nach dem Mittagessen noch eine geognostische Tour auf den Geisingsberg. Leider raubte bald aufsteigender Nebel die herrliche Aussicht, die man von dort hatte. Der Abend wurde in einer Kneipe, dem Hauptvergnügungsort der Altenberger, verlebt. Aber schon früh kehrte er nach Hause zurück. „Cramers Hasper a Spada,

der einzige Roman in der ganzen Stadt, hielt mich noch bis neun Uhr wach; dann aber verging mir die Lust."

Früh um sechs Uhr machte er sich wieder auf und fuhr auf der in der Nähe liegenden Grube „Vereinigt Feld" an. Mittags war er wieder in Altenberg. Nachdem er hier nochmals Martini besucht, setzt er seine Lektüre in dem angefangenen Romane bis sieben Uhr fort. „Dann wandte ich mich nach Hause, genoß verschiedene Eier, und soeben schlägt es neun Uhr. Das ist heute das Losungswort der Nacht. Ich folge also dem Rufe und gähne. Drum Glück auf!"

Die Schilderung des letzten Tages seiner Reise beginnt Theodor mit dem Stoßseufzer: „Altenberg ennuyierte mich so, daß ich mich ordentlich nach Freiberg sehnte, das erste Mal in meinem Leben." So verabschiedet er sich denn von Martini und macht sich auf. Unterwegs überrascht ihn ein ungeheurer Regenguß; gehörig durchnäßt, kommt er in Schönfeld an. Als er dann auf der Weiterwanderung von Frauenstein aus Freiberg erblickt, da treibt es ihn mit Gewalt vorwärts; kaum läßt er sich im „Rosinenhäuschen" einige Minuten Zeit, um seinen Hunger und Durst zu stillen. In scharfem Schritt eilt er weiter, und mit dem Schlag sieben Uhr zieht er in das „geliebte Nest" ein. Hier findet er vom Vater einen Brief vor, den er sogleich kurz beantwortet: „Ihr Lieben! soeben bin ich hier angelangt, ziemlich müde, kann ich sagen. Das Ränzel war etwas schwer. Deinen Brief, Väterchen, habe ich richtig erhalten und will ich auf den Montag ausführlicher antworten. Jetzt hungert mich wie ein Werwolf. Glück auf!"

Schon bevor Theodor die eben geschilderte Reise angetreten, war von ihm ein anderer Plan für eine größere Reise ausgearbeitet worden. Ihr Ziel war der Harz. Wohl hatte der Vater im Mai ihm diese Absicht ausgeredet, und der Sohn hatte ihm ja auch Folge geleistet. Jetzt aber, nach seiner Rückkehr, legte er am 1. August seinem hochverehrten Lehrer den Plan zu der Reise vor. Werner fand ihn zwar gut; „nur graute ihm für das liederliche Gesindel, was in den Wäldern hausen könnte und seinen geliebten Zögling totschlagen würde." Im übrigen sagte er ihm, die Tour sei auch fürs erste Jahr wegen der sehr zusammengesetzten geognostischen Verhältnisse zu schwer, und überredete ihn, ins Riesengebirge zu gehen, zumal ihm seine dortigen Konnexionen sehr nützlich werden könnten. „So bleibe ich denn," schrieb er an die Eltern, „noch einige Tage hier, um mich zu präparieren, und wandre dann nach Schlesien. Meldet es doch an Henoch! Vielleicht hat der noch Lust. Ich komme also auf künftige Woche nach Dresden. — Uebrigens ist es mir ziemlich gleichgiltig, ob ich nach Morgen oder Abend wandere, wenn nur gewandert wird."

Am 10. August trat Theodor die Reise mit Henoch von Dresden aus an. Mit sich führte er u. a. ein kleines Oktavbüchlein von einigen achtzig Blättern

in einfachem Pappband mit Lederrücken: „Collectaneen zu einer Reise auf den Harz — Theodor Körner.“ „Auf den Harz“ ist aber ausgestrichen und dafür gesetzt „auf das Riesengebirge“. Dieses aus flüchtigen Aufzeichnungen, geologischen Notizen und Skizzen, Bleistiftzeichnungen vom Kynast und Zackenfall, Typen und Trachten der Gebirgsbevölkerung, sowie poetischen Entwürfen bestehende Heft im Zusammenhang mit sieben an die Seinigen gerichteten Briefen und einer Karte des Riesengebirges, worin Theodor selbst die von ihm berührten Städte, Berge, Thäler und Wege mit Tinte eingezeichnet, giebt uns ein genaues Bild von den Erlebnissen und Eindrücken auf dieser Reise. Die gewissenhafte Führung eines Tagebuches hatte er absichtlich nicht wieder gewählt, weil ihm diese bei seiner Reise durch Sachsen oft wie ein Stein auf dem Herzen gelegen hatte.

Am ersten Tage gelangten die Wanderer über Bischofswerda nach Bautzen, eifrig geognostische Studien treibend. Dann ging es weiter durch das schöne Spreethal vorüber an Schloß Drehse bis Reichenbach, wo der „Stern“ sie unter seine Strahlen nahm. In geognostischer Beziehung bot diese Strecke, auf der sie unterwegs mit dem vorüberfahrenden Isidorus Orientalis (Graf v. Löben) „einige gewiegte Worte“ wechselten, wenig Ausbeute. Der nächste Tag, an dem bereits um sechs Uhr die Wanderung angetreten wurde, führte sie zur Landskrone, von wo aus sie eine herrliche Aussicht auf das Riesengebirge, die Friedeberger Spitzberge, die Lausche und das nahe, freundliche Görlitz hatten, das sie denn auch bald erreichten. Hier besuchten sie noch an demselben Nachmittage unter Führung der Herren v. Anton, an den Theodor vom Grafen Geßler einen Empfehlungsbrief hatte, und Dr. Kapp, den sie zufällig antrafen, das Haus der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften und sahen sich dabei die ziemlich bedeutende Naturaliensammlung an, wobei der jugendliche Akademiker allerdings die große daselbst herrschende Unordnung, sowie das Fehlen eines sach- und fachkundigen Direktors bedauerte. Außerdem besichtigte er die Peterskirche, die er für die schönste gotische Kirche erklärte, und Jacob Böhmes Grab. Ueber Lauban und Löwenberg, wo das vierte Nachtlager gehalten wurde, ging die Reise nach dem zwischen Löwenberg und Bunzlau gelegenen Schlosse Hohlstein, der anmutigen Residenz der Fürstin Pauline von Hohenzollern-Hechingen, der ältesten Tochter der Herzogin von Kurland. Theodor, der hier einen Brief von Tante Dora abzugeben hatte, wurde ungemein artig von der Prinzessin und ihrer Schwester Johanna, der Herzogin von Acerenza, die gerade zum Besuche dort weilte, aufgenommen. Er wurde zunächst im Garten umhergeführt; dann dejeunierte man, und Prinzessin Pauline sang ihm ihre lieblichen Kompositionen vor. Gern wäre er mit seinem Freunde noch länger dort geblieben; aber da sie noch an demselben Tage bis Greiffenberg kommen wollten, mußten sie nur allzubald weiter wandern. Poetisch sprach Theodor seinen Dank und alles, was er auf

dem lieblichen Landsitz empfunden, in einer auf Schloß Hohlstein gedichteten Charade aus, die, in flüchtigen Zügen auf mehrere Blätter des Kollektaneenbuches niedergeschrieben, wahrscheinlich der Prinzessin Dorothea von Kurland übersandt werden sollte.

Glücklich erreichten die Wanderer trotz heftigen Regens gegen Abend das freundliche Greiffenberg und bestiegen am folgenden Tage den romantischen Greiffenstein. Nachdem sie die sich ihnen hier bietende weitreichende Aussicht genossen hatten, zogen sie mittags in dem damals schon sehr besuchten Badeorte Flinsberg ein. „Wir machten," so schrieb Theodor bald darauf nach Hause, „uns den Spaß, an der Table d'hôte zu essen, wo wir den echten schlesischen Adelston beobachten konnten. Es war höchst komisch." Um ihre Kräfte für den folgenden Tag zu schonen, verblieben sie den Nachmittag und den Abend in dem Badeorte.

Am Mittwoch, den 16. August, machten sie einen Marsch von fünf Meilen: große Beschwerde bereitete ihnen das Ersteigen der Tafelfichte. Ziemlich ermüdet langten sie abends in Schreiberhau an. Für die miserable Kost und das schlechte Nachtlager, das sie hier bekamen, wurden sie tags darauf reichlich entschädigt durch den herrlichen Anblick, den sie von den Schreiberhauer Höhen auf die Gebirgskette hatten. Vorbei an dem „wunderschönen" Zackenfall, den Theodor durch fünf Distichen verherrlichte, von dem er auch nebst der darüberführenden Brücke eine Bleistiftskizze entwarf, erreichten sie auf der nunmehr beginnenden Kammwanderung zunächst die neue schlesische Baude. Hier hatte ihr Heimwesen die in dem schlesischen Idyll „Die Reise ins Riesengebirge" verherrlichte Veronika. Das Gedicht ist leider Fragment geblieben; berechnet war es, wie aus dem in dem Kollektaneenbüchlein sich findenden Entwurf hervorgeht, auf zwölf Gesänge, von denen jeder einzelne mit einem ebendort angegebenen Kupfer versehen werden sollte.

Noch an demselben Tage wurde der durch ein Sonett besungene Elbbrunnen, wo Theodor „still und feierlich" mit seinem Freunde der Eltern Gesundheit trank, der Pantschefall und der majestätische Elbfall besucht, und nach weiteren, verschiedenen Hin- und Herwanderungen übernachtete man endlich in der alten schlesischen Baude auf dem Heuboden.

Am folgenden Tage gingen die beiden Wanderer frühmorgens nochmals zum Elbfall, um dann zum Kochelfall, der nach Theodors Ansicht unter den vielen Wasserfällen wohl die oberste Stelle behält, hinabzusteigen und nach Schreiberhau zurückzukehren. Von hier aus zogen sie nachmittags empor zum Kynast, unstreitig der schönsten Ruine, die sie je gesehen hatten. Bei herrlichstem Wetter labten sie sich hier an dem Untergange der Sonne. Hier lernte Theodor auch die viel besungene Kunigundensage kennen, die er später zu der bekannten Ballade bearbeitete. Noch an demselben Abend stiegen sie dann über Hermsdorf nach Warmbrunn hinunter, wo sie von ihrem Quartier, dem „schwarzen Adler",

aus den vortrefflichsten Anblick auf das Riesengebirge genossen. Zwei Tage verbrachten sie in dem vornehmen Badeorte. Am Montag, den 21., zogen sie weiter und erstiegen bei Nebel und Sturm die Schneekoppe; ihre Beharrlichkeit aber wurde durch den schönsten Abend und den herrlichsten Sonnenuntergang belohnt. Jedenfalls entstand damals das Gedicht „Auf der Riesenkoppe". Mit besonderer Freude erfüllt es den jugendlichen Sänger, daß er von dem Gipfel auch die Grenze seines Vaterlandes, wo ihn das Leben freundlich begrüßt, wo ihn der Liebe heilige Sehnsucht glücklich ergriffen hat, erblickt, und hinübergrüßend ruft er aus:

„Sei mir gesegnet
Hier in der Ferne,
Liebliche Heimat!
Sei mir gesegnet,
Land meiner Träume;
Kreis meiner Lieben,
Sei mir gegrüßt!"

Die Nacht verlebte man, von der Koppe, wo es damals noch kein Quartier gab, eine Stunde entfernt, in der weißen Wiesenbaude. Hier ruhte man auf duftendem Heu. „Die Thür des Heubodens blieb offen, und man sah die stolze Schneekoppe in der lieblichen Mondnacht vom Strahle des Mondes versilbert. Es war herrlich. — Des Morgens um drei Uhr bestiegen wir die Koppe zum zweiten Male, und wenn auch der Horizont nicht klar war, und Frost und Sturm uns sehr plagten, so war doch der Anblick des Kampfes der Sonne mit dem Nebel, der wie ein Ocean über Schlesien lag, wunderschön." Dieses Schauspiel veranlaßte den Dichter zu der Abfassung des Sonettes, das den Titel führt „Sonnenaufgang auf der Riesenkoppe". Im allgemeinen aber scheint es den Freunden in der Frühe auf der Koppe doch nicht warm ums Herz geworden zu sein; gingen sie doch alsbald wieder nach der Wiesenbaude hinunter, um mittags die Koppe zum dritten Male zu besteigen, wo sie nun endlich durch einen heiteren Horizont erfreut wurden. Hier dichtete Theodor auch, da gerade der Prinzeß Dorothea Geburtstag war, verschiedene Sonette, von denen das Kollektaneenbuch einige Fragmente enthält. Am Abend wanderten die Reisenden zur Hampelbaude hinunter, wo sie trotz der großen Anstrengungen an diesem Tage in sehr lustiger Gesellschaft noch eine heitere Nacht durchlebten.

Am 23. früh wurde die Wanderung fortgesetzt. Das nächste Ziel war Buchwald, in der Nähe von Schmiedeberg. Hier wohnte auf einem entzückenden Edelsitze der Minister Graf Reden, an den Theodor einen Empfehlungsbrief Geßlers bei sich trug. Geßler selbst wurde hier am Mittag erwartet. Dies war für den Dichter doppelt angenehm: einmal hatte er kaum noch gehofft, mit dem alten Freunde seiner Familie zusammenzutreffen, weil dieser damals

in Johannisbad zur Kur weilte, und er selbst keinen Paß für Böhmen besaß, und zweitens war seine Reisekasse bei der Teuerung der frugalsten Lebensmittel im Gebirge erschöpft. Aber die Wanderer scheinen doch nicht auf die Ankunft Geßlers, der offenbar zu lange ausblieb, gewartet zu haben: sind sie doch im Laufe des Tages oder am Abend wieder in Warmbrunn, das von Schmiedeberg eine ziemliche Strecke entfernt liegt. Jedenfalls fand die Begegnung Geßlers mit dem Sohne seines Freundes erst in Warmbrunn statt, wo Theodor einige Tage auf ihn harrte. Erst dann scheint mit ihm zusammen ein neuer, länger dauernder Besuch bei Redens gemacht worden zu sein, wie aus dem Briefe hervorgeht, den Theodor am 26. von Schmiedeberg aus an die Seinen schrieb: „Gestern war ich mit Geßler in dem göttlichen Buchwald bei den herrlichen Redens, wo mir der Minister Empfehlungen nach Oberschlesien zu geben versprach. — Buchwald, lieber Vater, das wäre so ein Aufenthalt für Dich, zumal bei der liebenswürdigen Redenschen Familie. Es ist in der That ein großer Genuß, mit diesen trefflichen Menschen umgehen zu dürfen. Doch über die Tage von Buchwald kann man bloß sprechen und nicht anders als in Sonetten.“ So finden sich denn in dem Kollektaneenbuche auch zwei Dichtungen auf den herrlichen Sommersitz, einmal eine Charade in Sonettform mit der Auflösung „Buchwald“, und zweitens ein vierstrophiges Lied, das er nach der Abreise verfaßte.

Bereits vor seinem zweiten Besuche bei Redens scheint Henoch von ihm geschieden zu sein. Denn während es bis dahin in den Briefen immer „wir“ und „uns“ heißt, berichtet er im folgenden immer nur von sich allein; noch mehr Halt gewinnt diese Annahme dadurch, daß er von jetzt an in den Briefen mehr von seinen geognostischen Studien spricht, wie denn auch sein Reisebüchlein von da an viel mehr fachmännische Notizen als vorher enthält; jetzt bleibt er länger an den Orten, wo es in mineralogischer und oryktognostischer Beziehung etwas zu sehen und zu lernen giebt.

In den Tagen vom 26. bis 29. August verweilte er im wesentlichen in Schmiedeberg und Kupferberg, wo damals ein lebhafter bergmännischer Betrieb herrschte. In der zuletzt genannten Stadt bekam er viel für Mineralogen Interessantes zu sehen. Auch traf er dort A. v. Einsiedel. Von ihm erhielt er Adressen an alle Bergämter, sodaß er sich sehr auf die Weiterreise freute, die er nun bis nach Oberschlesien ausdehnen wollte, und die ihm, wie er hoffte, so viel Nützliches in Bezug auf Oryktognosie zeigen sollte, zumal da ihn Graf Geßler mit dem nötigen Gelde versehen hatte. „Nun hält mich nichts mehr,“ so schloß er damals einen Brief an die Eltern; „ich werde wohl von dieser Reise erst ganz zu Ende September zurückkommen; denn sie hat sich weiter erstreckt, als ich vermutete. — Uebrigens bin ich als dichtender Wanderer ziemlich auf dem Zeuge, und es regnet Sonette.“

Am 30. August wurde nochmals ein Abstecher nach Buchwald gemacht. Am folgenden Tage marschierte er früh von Schmiedeberg ab. Bald war Landeshut erreicht. „Der Scheideblick vom Landshuter Berge auf die Riesenkoppe war herrlich.“ Nachdem er hier zu Mittag gegessen, zog er weiter, um abends acht Uhr in Waldenburg einzutreffen, „ziemlich auf den Hund“. Denn der verdammte Schuster hatte schon wieder die Zwecken auf den Schuhsohlen durchgeschlagen.“ Hier nahm sich der Oberbergrat Toussaint v. Charpentier, jedenfalls auf Grund von Freiberger Empfehlungen, in der freundlichsten Weise seiner an. Er gab dem jungen Mineralogen vollständige Auskunft über die für sein Studium besonders merkwürdigen Gegenstände und verschaffte ihm zugleich alle Erleichterungen, damit er sie mit Nutzen betrachten könne.

Freitag, den 1. September, geognosierte Theodor in der Gegend herum und ging nach dem nahe gelegenen, sehr besuchten Badeort Altwasser, wo ihm der Sauerbrunnen herrlich mundete; er trank so viel, daß er „kaum fort konnte“. Tags darauf fuhr er auf dem schiffbaren Fuchsstollen (zwischen Waldenburg und Altwasser) und dann noch auf der „Segen-Gottes-Grube“ an. Abends war er wieder in Altwasser. Sonntag mittag aß er an der dortigen Table d'hote, wo er die Bekanntschaft mehrerer Badegäste dem Umstande verdankte, daß die Leute nicht wußten, was sie aus dem eleganten Bergmanne machen sollten. „Abends war Ball, wo ich recht auf dem Zeuge war, und obgleich es sehr leer war, so war ich doch sehr animiert. Ich tanzte sehr viel mit einem Fräulein Salawa, die der Adelaide Warnsdorff wie aus den Augen geschnitten war, und man gab mir schuld, ich hätte ihr die Cour gemacht; — aber Ihr kennt mich ja! — gut, daß sie heut früh abgereist ist; ich wäre sonst noch in Altwasser kleben geblieben.“

Nachdem er mit Charpentier, durch dessen Vermittelung ihm ohne Schwierigkeit für seine weitere Wanderfahrt in die Gegend von Reichenbach und die Grafschaft Glatz ein Reisepaß ausgefertigt worden war, noch Fürstenstein besucht hatte, verließ er am Montag Waldenburg und erreichte am Abend Neurode, wo er zwar viel für die Wissenschaft Interessantes, aber auch ein schändliches Nachtlager fand, da „die ganze Entomologie (Insekten der schlimmsten Art) aufgeboten war“, um ihn nicht schlafen zu lassen.

Am Dienstag zog er weiter durch die herrliche Grafschaft Glatz bis Reichenstein, wo er tags darauf „in den Arsenikwerken viel Lehrreiches sah und hörte und viel schlechte Luft einatmete“.

Inzwischen aber hatte er aus Mangel an Zeit den Gedanken aufgegeben, seine Tour bis nach Oberschlesien auszudehnen, zumal da er von Charpentier und Graf Geßler Einladungen zu Besuchen auf ihren Gütern bei Frankenstein und Reichenbach erhalten hatte. So wendete er denn am Donnerstag, den 7. September, um und wandert über Frankenstein nach Glatzhofpeyla, wo ihn

Charpentiers sehr freundlich aufnahmen. Den Freitag besuchte er Charpentiers Schwiegervater, den Grafen Pfeil, und dessen Chrysopasbrüche, aß daselbst Mittag und fuhr dann nach Glatzhof zurück, von wo ihn darauf Charpentiers bis Nieder-Peyla brachten. Nach der Verabschiedung setzte er seinen Weg in stockfinsterer Nacht noch bis Neudorf fort, wo Geßler wohnte. Den Grafen selbst traf er zwar nicht zu Hause; der weilte bei dem Grafen Ferdinand v. Stolberg, in dem er einen Ersatz für den mangelnden Umgang mit Dresdner Freunden gefunden, in dem nahe gelegenen Peterswalde. Doch war in Neudorf alles für den Empfang Theodors bereit, und so schlief er denn „auf sanften Flaumen". Am folgenden Tage ließ ihn Geßler mit dem Wagen nach Peterswalde holen, wo er „in der herrlichen Stolbergischen Familie schöne Stunden verlebte". Mindestens bis zum 12. September blieb er mit Geßler auf dessen Gütern in Reichenbach und Neudorf; denn von diesem Tage und von da aus datiert sein letzter Reisebericht, in welchem er am Schluß den Seinen den Tag seiner Heimkehr meldet: „Dies wird wohl der letzte Brief sein, den Ihr von mir erhaltet; ich gehe von hier nach Kupferberg und dann über das Riesengebirge nach Friedeberg, wo ich dann bald sächsischen Boden wieder betreten werde. Den 22. bin ich bei Euch. Glück auf!"

Ueber seine Rückreise erfahren wir nichts. Bereits am 19. September ist er, nachdem er sich jedenfalls in Dresden kurze Zeit aufgehalten hatte, wieder in Freiberg, aufs höchste befriedigt von den großen und reizenden Naturscenen, die mächtig auf sein empfängliches Gemüt gewirkt hatten: immer hat er seinen Aufenthalt in Schlesien zu den glücklichsten Tagen seines Lebens gerechnet.

Mit hohem Interesse hatte der Vater die Nachrichten von der unterrichtenden und genußreichen Reise des Sohnes gelesen, sich namentlich auch über die freundliche Aufnahme im Redenschen Hause, das er schon dem Rufe nach als ein sehr interessantes kannte, und auch über sein intimes Verhältnis zu Geßler gefreut. „Wenn er heiter ist," so schrieb er damals unter Bezugnahme auf den letzteren, „läßt sich angenehm mit ihm leben, da es ihm nicht an Kenntnissen, vielseitiger Empfänglichkeit und einem warmen Herzen fehlt." Nicht minder großes Vergnügen aber bereiteten dem Vater, wie er in demselben Briefe aussprach, die neuesten Gedichte des Sohnes, besonders die Sonette, in denen er sich immer mehr Leichtigkeit und Wohlklang erwerbe. Der größte Teil der in das Jahr 1809 fallenden Dichtungen Theodors ist bereits, soweit sie sich datieren lassen, erwähnt. In den beiden Manuskripten der „Knospen 1809" stehen außerdem noch „An den Frühling", „An Rosine Bürger" (nach der Vorstellung der Maria Stuart), „An meine Zither", „Dido" und „In der Neujahrsnacht 1809". Dazu kommen noch zwei Gelegenheitsgedichte. Das erste, bisher nicht gedruckte ist eine noch frisch unter dem Eindruck der Reise entstandene Gratulation an

Moritz Haubold v. Schönberg zu dessen achtunddreißigstem Geburtstag am 22. September. Das zweite trägt die Ueberschrift „An * am 25. Dezember 1809“. Dieses Gedicht, welches die glühendste Liebe zu dem besungenen Mädchen atmet, ist gerichtet an Hannchen B., geb. am 25. Dezember 1790 in Canitz bei Oschatz, Tochter eines Predigers. Zur Zeit, wo Theodor in Freiberg studierte, wurde ihr Vater an die dortige Nikolaikirche berufen. Das Körner-Museum besitzt eine Reihe von Dichtungen des jugendlichen Sängers an Hannchen; sie sind erfüllt von der Versicherung der Treue, von der heißesten Verehrung und von dem Verlangen nach dem Besitze des schönen Mädchens, und im Ernst scheint Theodor an eine Verlobung mit ihr gedacht zu haben. Bis zum 3. April des Jahres 1810 spann sich das zarte „freundschaftliche Verhältnis“, das nach dem Inhalt und den bei zwei Gedichten angegebenen Daten im Frühling oder Sommer des Jahres 1809 angefangen zu haben scheint, fort. Dann erfolgte — aus welchen Gründen, bleibt unbekannt — nach einem Briefe Theodors, in welchem er der geliebten Johanna Rechenschaft über die ihn bewegenden Empfindungen ablegte und versicherte, daß er nie aufhören werde, sie innig zu achten und zu lieben, die Auflösung des Verhältnisses. Hannchen blieb unvermählt und bewahrte bis an ihren Tod (in der Nacht vom 6. auf den 7. April 1880) eine tiefe Verehrung und Liebe für Theodor.

Wenn auch die dichterischen Schöpfungen Theodors begreiflicher Weise den Mittelpunkt des litterarischen Interesses des Vaters und der ganzen Familie bildeten, so wurden doch darüber die poetischen und prosaischen Erzeugnisse anderer Autoren keineswegs unbeachtet gelassen, und der Vater verfehlte nicht, auf dieses oder jenes Werk den Sohn hinzuweisen und im Anschluß daran Kritik zu üben. Zunächst wird der zweite Teil von Schlegels Calderonübersetzung besprochen; das Urteil darüber lautet im allgemeinen nicht ungünstig. Dann wird „Der Feldprediger Schmelzle“ von Jean Paul recensiert, der den Vater oft zu lachen gemacht hat. „Indessen ist der Witz zum teil gemein und nicht selten gezwungen. In den Noten besonders ist die geschraubte Manier, die ihm eigen ist, unverkennbar. Die Beichte des Teufels hat mich wenig befriedigt. Es ist mehr Bitterkeit und Uebertreibung als Humor darin.“ Mit größter Spannung wird Goethes neuestes Werk, das Charlotte v. Schiller bereits dem Vater als „etwas Bedeutendes“ angekündigt hat, erwartet, und als es unter dem Titel „Wahlverwandtschaften“ am 3. Oktober erschien, wurden viele scharfe Urteile darüber laut. Theodor fühlte sich berufen, für den Roman einzutreten, indem er darüber an die Seinen schrieb: „Unausstehlich ist's, daß man den meisten Leuten nicht deutlich machen kann, daß es nicht auf die Ueberraschung ankomme, und daß im Roman das Romanhafte grade das ekelhafteste sei. So können viele am „Tasso“ von Goethe durchaus keinen Geschmack finden.“ Zugleich giebt er seiner

Freude Ausdruck, daß unter den angekündigten Schriften im Meßkataloge auch Schillers sämtliche Werke sich befänden, während er Kotzebues Roman „Die Verhältnisse“ als das allererbärmlichste Produkt bezeichnet, das er seit Jahren gelesen habe. So sehr der Vater im allgemeinen mit dem Urteil seines Sohnes über Goethe einverstanden ist, so schreibt er ihm doch: „Wegen der Wahlverwandtschaften wirst Du noch oft zu streiten haben.“ Seine eigene Meinung über dieses Werk änderte er in einem Briefe vom 31. Dezember an Charlotte v. Schiller dahin: „An den Wahlverwandtschaften habe ich die Hand des Meisters erkannt und mich sehr über diese Erscheinung gefreut. Indessen wundere ich mich nicht, wenn es Personen giebt, die bei aller Empfänglichkeit für die Behandlung in dem Stoffe einiges Anstößige finden.“

Neben Vater und Bruder steht auch die Schwester ganz auf dem Laufenden in der Litteratur. Mit Theodor zusammen freut sie sich, daß Oehlenschlägers „Hakon Jarl“ deutsch herausgekommen ist: sie bezeichnet das Werk als „ein vortreffliches Stück (aus der dänischen Geschichte genommen), welches eine große Fülle tragischer Kraft enthält“. Sehr ausführlich läßt sie sich in einem Briefe (vom 28. November) an Onkel B. Weber über die Wahlverwandtschaften aus. Stil und Schreibart des Buches haben ihr unendlich gefallen; namentlich hat sie in Ottiliens Tagebuch sehr schöne Stellen, wie überhaupt in dem ganzen Werke eine Menge Bemerkungen gefunden, von deren Wahrheit sie unendlich ergriffen worden ist; mit den Personen dagegen ist sie, wie sie des weiteren ausführt, im allgemeinen nicht zufrieden. Großes Behagen hat sie auch empfunden bei der Lektüre des in dem Cottaischen Almanach auf 1810 stehenden Fragmentes aus Goethes „Wilhelm Meisters Wanderjahren“; sie empfiehlt es dem Onkel Weber als ein Werk, in dem ein wunderbares Spiel einer reichen, den lieblichsten Eindruck machenden Phantasie herrsche, und ebenso scharfsinnig charakterisiert sie das Naturell und die Eigenheiten des ihr wohlbekannten Heinrich v. Kleist, der ihm bei längerem Umgange gewiß immer mehr gefallen werde.

Aber nicht bloß litterarisch war Theodor thätig; auch an dem Musikleben seiner Zeit nahm er warmen Anteil. In Hannchens Liederbuche stehen einige Kompositionen von ihm zu Schillerschen Gedichten; jedenfalls sind sie in diesem Jahre entstanden. Sein Lieblingsinstrument war und blieb die Zither, die er ja auch in einem Gedichte feierte. Ueber einen Konzertabend, den er am 2. Juni in seiner Wohnung veranstaltete, schrieb er nach Hause: „Heute Abend ist Konzert bei mir. Zuerst werden wir verschiedenes aus der Zauberflöte, der Entführung und dem Opferfeste en quartett spielen; dann wird Völderndorf und Strauß verschiedene Sachen auf der Klarinette exekutieren, Quintetts von Mozart, Quartetts und Trios von Kummer. Endlich spielen wir Quartetts mit Guitarre und Quintetts mit Oboe.“

Zwei Tage nach Beginn der Reise Theodors ins Riesengebirge hatten die Seinen endlich die schon lange geplante, aber wegen der politischen Verhältnisse immer wieder verschobene Reise nach Leipzig, Frohburg und Gnandstein angetreten. Am Sonnabend, den 12. August, trafen sie in der freundlichen Lindenstadt ein, aufs herzlichste von Kunzes bewillkommnet und „mit erstaunend viel Freundschaft aufgenommen“. Am folgenden Tage wurden Besuche bei den Verwandten und Bekannten gemacht, unter denen namentlich Webers, Wendlers und auch Endners in Gohlis erwähnt werden; auch die nahe Abtei Naundorf wurde besucht. In der angenehmsten Gesellschaft, die des öfteren auch durch Gesang gewürzt war, verflossen die schönen Tage nur allzuschnell. Am 20. August schlug die Scheidestunde. Von vielen Abschiedsgrüßen begleitet, verließen Körners früh um neun Uhr Leipzig und gelangten glücklich in Frohburg bei Blümners an. Hier wurden sie „allerliebst plaziert in drei sehr hübschen Zimmern“ mit einer anmutigen Aussicht auf die schöne Gegend. Bis zum 4. September blieben sie dort, indem sie von Zeit zu Zeit nach Gnandstein zu Einsiedels hinüberfuhren. Wie gut es ihnen auf den Gütern ihrer lieben Freunde gefiel, bezeugt der Brief, den Emma am 23. August von Frohburg aus an ihren Bruder schrieb: „Der Himmel gebe, daß wir unsern Landaufenthalt nur nicht früher verlassen müssen, als wir dachten! Es kommt sehr starke Einquartierung nach Dresden, und ohne uns werden sich die Christel und Köchin schwer behelfen können; indessen mögen sie es versuchen! Unser Aufenthalt ist hier so angenehm, daß wir nicht gern einen Tag verlieren möchten.“

Anfang September wurde die Rückreise nach dem geliebten Dresden angetreten. „So wohl es uns ging,“ schreibt die Mutter damals an den Sohn, „so freu' ich mich doch wieder, in die Heimat zu kommen, wenn nur nicht so manches darinnen uns mißfällig sein müßte; doch wir sind über so manches gekommen; wir werden's also auch noch überstehen.“ Wie es ihnen bei und nach ihrer Rückkehr erging, das bekundet Emmas Brief, den sie am 28. November an Onkel Weber richtete: „Wie wir hierher kamen, fanden wir das ganze Haus voll französischer Einquartierung, und der Zweck unserer Reise, das Abziehen von politischen Gegenständen, ging gänzlich verloren, da wir wieder in die alte Unruhe zurückkehrten, und meine Mutter wieder tausend Aergernissen über die Einquartierung ausgesetzt war. Sie ist seitdem immer leidend gewesen und vorige Woche war sie bedeutend krank, sodaß wir unendlich oft Gelegenheit gehabt haben zu bedauern, daß wir nicht während des Waffenstillstandes nach Karlsbad gegangen sind.“

Seinen Geburtstag (1809) verlebte Theodor in Dresden im Kreise der Seinen. Bis zum 28. September scheint er daselbst geblieben zu sein; denn erst am Abend dieses Tages traf er wieder in Freiberg ein. Professor Lampadius

hatte mit dem Beginn seiner Vorlesung über analytische und technische Chemie auf seine Rückkunft gewartet, und auch zu Werners Vorträgen, der Anfang des Monats in Dresden gewesen und mit „Vergnügen und Teilnehmung" durch den Vater von den Reiseerlebnissen seines eifrigen Schülers gehört hatte, kam er noch zurecht. Mit großem Eifer folgte er wieder den Vorlesungen Werners. Allerhand Mißhelligkeiten, die damals zwischen ihm und seinem Vermieter, dem Berggeschwornen Braun, vorkamen, veranlaßten ihn, seine Wohnung einige Zeit zu verlassen und zu seinem Freunde Kiesewetter zu ziehen. Auch seiner Kostgeberin wurde er damals untreu. Im Café Pabitzky am Schloßplatz wurde von ihm und einigen anderen jungen Akademikern ein Mittagstisch begründet. Die Gesellschaft war anfangs klein, aber gewählt. Doch bald kamen infolge der Ungezwungenheit der Teilnehmer Ausschreitungen vor, und der Vater war froh, als er im Januar des folgenden Jahres von der Auflösung dieser Tafelrunde erfuhr, die auch von Werner keineswegs mit günstigen Augen angesehen worden war. Er riet dem Sohne entschieden, sich bei der Wahl einer neuen Mittagsgesellschaft ja nicht zu übereilen: entstünden doch auf diese Art manchmal Verbindungen, die lästig würden, ohne daß man sie so leicht abschütteln könne. Folgen des wohl oft in Sarkasmus und studentische Renommisterei ausartenden Tones und Geistes, wie er zweifellos in der bei Pabitzky tagenden Gesellschaft herrschte, sind vielleicht die mehrfachen, gewissermaßen eine Vorstufe für sein Leipziger Leben bildenden Ehrenhändel, in die Theodor damals und in der Folgezeit verwickelt wurde. „Schickt mir doch," so schreibt er höchst dringend am 11. Oktober an die Seinen, „mit der allernächsten Gelegenheit zwei Wolfsklingen für Haurapiere! Ich habe heute früh zwei zerbrochen, und wir wollen unsere schönen Fechtübungen nicht lange aufschieben. Sonst hab' ich sie mir immer aus Leipzig kommen lassen; aber mein Vorrat ist ausgegangen, und aus Dresden könnt Ihr sie früher schicken. — Vergeßt es ja nicht! Sobald, als es nur möglich ist. Uebrigens wünsch' ich Euch allen so viel frohen Mut und gesunde Kraft, als ich jetzt in mir fühle." Mehr als zuvor steht er in dem lustigen Leben des Freiberger Studententums. Am 16. Oktober wird Berchts Abschied, der einen Ruf als Professor der Chemie nach Jena erhalten, durch einen Punsch bis spät in die Nacht gefeiert. Acht Tage später heißt es dann in einem Briefe an die Eltern: „Ihr Lieben, gestern müssen Euch die Ohren geklungen haben. Ich hatte einen brillanten Capacello gebraut, und wir tranken Eure Gesundheit. Bis Mitternacht waren wir sehr lustig." Noch mehr überließ er sich im folgenden Jahre dem Genusse und der Fröhlichkeit: bauend auf seine unverwüstlich scheinende Gesundheit und Kraft, mutete er sich im Verein mit seinen Freunden, zu denen auch einmal Henoch aus Dresden sich gesellte, bisweilen fast zu viel zu. Es war daher nicht verwunderlich, wenn sich unangenehme Folgen einstellten, die er einmal drastisch an die Eltern

berichtet: „Soeben, liebes Mütterchen, wirken Deine Pulver. Schon siebenmal hab' ich auf Hygieas Altare geopfert; doch die Göttin scheint noch nicht zufrieden zu sein." Am besten aber charakterisieren seine übermütige Stimmung, die ihn jedenfalls schon im letzten Quartal des Jahres 1809 beseelte, zwei aus dem April und Mai 1810 datierende Stammbucheinträge.

Aber wenn sich auch Theodor damals ausgelassen der Lebenslust und der Freude an der alten Burschenherrlichkeit, die er bereits zu Ausgang des Jahres 1809 in dem Gedichte „Burschenleben" verherrlicht hatte, hingab: niemals vergaß er darüber den Ernst des Lebens, niemals sein Studium, niemals die hohen Ziele, die Erziehung und Anlage ihm gesteckt hatten. „Die herrschende heitere Stimmung," so berichtet der Vater in der Biographie des Sohnes, „war bei ihm weit entfernt von Frivolität. Eine deutsche Gründlichkeit wurde vielmehr selbst in dem fröhlichsten Rausche an ihm bemerkbar. Er hatte sich vorgenommen, den Genuß der Gegenwart zu erschöpfen, und war ebensosehr mit ganzer Seele in den nächsten Stunden bei einem ernsten Geschäft. Eine Unterbrechung seiner Studien gereichte ihm daher weniger als anderen zum Nachteile." Gewiß war der Vater der letzte, der ihm seine Fröhlichkeit und Ausgelassenheit mißgönnt hätte; im Gegenteil: er verjüngte sich selbst, wenn er sah, wie Lebenskraft und Lebenslust sich in dem Sohne regten. „Gern möcht' ich," so schreibt er am 11. Mai an ihn nach Freiberg, „etwas beitragen, die Dauer eines solchen Zustandes bei Dir zu sichern. Viel gewinnst Du schon dadurch, daß Dich Dein Studium begeistert, folglich die Abwechslung zwischen ernster Thätigkeit und Genuß und das Streben nach einem hohen Ziele Dich vor Uebersättigung bewahrt. Dein Körper ist gesund und abgehärtet, und Du kannst ihm vieles zumuten, was mancher andere nicht unternehmen darf. Aber eben deswegen wäre es schade, wenn Du ihm doch vielleicht manchmal zu viel zumutetest und in den Momenten eines jugendlichen Rausches nicht Meister Deiner selbst bliebst. Ich verlange von Dir keine altkluge Aengstlichkeit, kein pedantisches Wachen über Deine Gesundheit; aber auch für die Freude giebt es einen Rhythmus."

Daß die Mahnungen der Eltern nicht ohne Erfolg blieben, beweisen die Zeugnisse, die ihm seine Lehrer im April 1810 und auch später noch nach seinem Abgange von der Akademie ausstellten. Werner schrieb in der Tabelle für 1810, in welchem Jahre die Akademie das 45jährige Bestehen feierte, mit Bezug auf Theodors Zeugnis in Spalte elf also: „Ein vorzügliches für Talent, ein gutes für Fleiß, Applikation und sittliche Aufführung." Lampadius gab ihm zu derselben Zeit ein ähnliches Zeugnis wie das oben erwähnte von 1809 (S. 174). Werner bescheinigte 1812 auf des Vaters Wunsch nachträglich noch folgendes: „Daß Herr Theodor Körner aus Dresden in den Jahren 1809 und 1810 meine Vorlesungen über Oryktognosie, Geognosie und Bergbaukunst mit aller Aufmerksamkeit

und Fleiße gehöret und besonders in der Oryktognosie recht gute Fortschritte gemacht hat, wird von mir Endesunterzeichnetem pflichtgemäß bezeuget."

In den letzten Monaten des Jahres 1809 berichtet Theodor des öfteren nach Hause von Bällen, die er mitgemacht, oder von Opfern, die der Terpsichore gebracht werden sollen, einmal auch von der Vorstellung eines Vogelstimmenimitators und Taschenspielers, insonderheit aber von dem Besuche des „Scheunerschen Sterbekollegiums", wo er sich göttlich amüsiert habe. In seiner sarkastischen Weise beschreibt er diese „Collation" also: „Mittags aßen alle männlichen Mitglieder, über vierhundert an der Zahl, auf dem Kaufhause zusammen. Die edlen Bürgerscharen waren höchst fidel, und es hat mir unendlichen Spaß gemacht, solch 'ne Volksfete mitzumachen. Um fünf Uhr fing man an zu tanzen. Jetzt waren wohl über tausend Personen im Saal und den anstoßenden Stuben. An hundert Paare tanzten Menuetts, es war, um sich krank zu lachen. Wir machten einen kleinen Ball unter uns, und ich bin noch auf keinem Ball so äußerst vergnügt gewesen als auf diesem. Um vier Uhr ging ich zu Hause." Der Vater schrieb mit Bezug hierauf: „Ich hätte nicht geglaubt, daß in Freiberg sich eine so zahlreiche Gesellschaft zu einem Feste vereinigen könnte. Lustig genug mag's dabei hergegangen sein."

Zu Weihnachten traf Theodor in Dresden bei den Seinen ein. Leider war die Mutter wieder krank geworden, und die Feststimmung mag dadurch nicht wenig getrübt worden sein, wie überhaupt der ganze häusliche Kreis, wohl zum teil deshalb, „gewaltig verengert" war. Um so größere Freude machte es Theodor, als er von seinem hochverehrten Lehrer Werner als Weihnachtsgeschenk eine welsche Nuß, die in ihrem Innern die Nachbildung eines Bergwerkes im Kleinen zeigte, mit folgendem Schreiben zugesandt erhielt:

„Damit Sie, junger Freund, der Sie das Reisen lieben
Und oft sehr lange Zeit von Freiberg weg geblieben,
Vom Bergbau künftig nichts im Praktischen verlieren,
So ließ ich einen Schacht in diese Nuß placieren.
Ist das nicht sehr bequem? Sie müssen es gestehn,
Der Vorteil, den es bringt, ist nicht zu übersehn.

Kein Bergstudent läuft mehr so weit nach einer Grube,
Er lernt so's Praktische und bleibt doch in der Stube.
Drum laß ich auch davon manch's Dutzend noch vollenden
Zum heil'gen Christgeschenk für fleiß'ge Bergstudenten.
Man kann es auch sehr leicht auf Reisen mit sich führen
Und selbst zu Leipzig noch sich praktisch exercieren.

Nur bitt' ich, wenn man fährt, ein wenig sich zu schmiegen,
Man könnte sonst dabei verschied'ne Beulen kriegen.

Indes, ein Mann wie Sie, schickt sich in alle Lagen
Und wird, wenn er sich stößt, nicht über Schmerzen klagen.
Drum bin ich unbesorgt und bleibe, lieber Körner,
Wenn Sie hübsch fleißig sind, Ihr
Freund und Lehrer
Werner.“

Bei Beginn des neuen Jahres machte sich Theodor, von den besten Segenswünschen der Eltern und der Schwester, die unter Zugrundelegung der Dannecker-schen Büste und des Graffschen Gemäldes für den Vater ein vorzügliches Schillerporträt en miniature gemalt hatte, wieder nach Freiberg auf. Nur mit bangen Sorgen hatte man ihn ziehen lassen, da sich die Kunde verbreitet hatte, in Freiberg sei eine ansteckende Krankheit ausgebrochen. Indessen konnte der Sohn bald beruhigend schreiben, daß die Epidemie bei weitem nicht so gefährlich gewesen und bereits im Erlöschen begriffen sei. In den Vordergrund des Interesses tritt nunmehr der nahe bevorstehende Druck der „Knospen“. Schon am 3. Juli des vorhergehenden Jahres hatte Theodor brieflich den Vater gebeten, er möchte ihm doch ein Exemplar von den neuen „Knospen“ schreiben lassen, da er gern eins auf die Reise mitnehmen möchte. Die Angelegenheit scheint sich aber dann doch verzögert zu haben; denn erst am 18. Oktober meldet der Vater nach Freiberg: „Henoch hat die Knospen geliefert und sehr schön geschrieben. Wir warten nur auf das Sonett, um sie abzuschicken.“ Zugleich hält es der Vater für seine Pflicht, jetzt, wo die „Knospen“ demnächst dem Urteile des großen Publikums unterbreitet werden sollen, den Sohn auf eine vielleicht ungünstige Kritik vorzubereiten, zugleich aber ihm Mut zuzusprechen. „Bei Deinem Eintritt in die litterarische Welt darfst Du Dich nicht wundern, auch auf Dornen zu treffen. Man stirbt indessen nicht auch an einer unbilligen Recension. Ueber den Kunstwert eines Gedichtes giebt es noch keine allgemein geltenden Grundsätze. Daher die so ganz verschiedenen Ansichten der Kritiker. Was der eine als gestaltlos tadelt, ist dem andern eben deswegen echt poetisch, weil er keine bestimmte Absicht wahrnimmt. Uebrigens gewinnt man durch jede Recension, wenn man daraus Anlaß nimmt, sein eigenes Werk streng zu prüfen und dadurch immer weiter zu kommen. In dem jetzigen Zustande des Reiches der Kunst bleibt der Verfasser selbst immer die letzte Instanz bei Beurteilung seines Produkts.“ Zugleich bedauert er, daß Küttner der langsamste Abschreiber unter der Sonne ist. Erst am 9. Februar kann er die ganze Abschrift nebst kritischen Bemerkungen zur nochmaligen letzten Durchsicht dem Sohne nach Freiberg schicken, indem er hinzufügt: „Es ist mir sauer geworden, den Recensenten gegen Dich zu machen, und Du kannst es mir hoch anrechnen. Uebrigens,“ so versichert er ihn nochmals, „ist der Autor nach meiner Ueberzeugung immer die letzte Instanz, sobald ein wirkliches Kunstvermögen vorhanden ist.“ Wie ernst aber Theodor

damals seinen Dichterberuf auffaßte, beweist der Umstand, daß er den Vater um Zusendung oder Empfehlung von Büchern psychologischen Inhaltes bat; gern wurde ihm sein Wunsch erfüllt und ihm namentlich Schmidts Psychologie als das Werk eines ernsten, wissenschaftlichen Kantianers empfohlen.

Als der Vater das druckreife Manuskript zurückerhielt, waren ihm die „Erinnerungen aus Schlesien“ und die „geistlichen Sonette“ hinzugefügt. Der Sohn scheint schon brieflich auf eine Vermehrung der Gedichte, sowie auf seine gerade damals eifrige, poetische Thätigkeit vorbereitet zu haben. Bereits am 16. Februar hatte der Vater gemahnt: „Du scheinst Dich ja recht viel mit poetischen Arbeiten zu beschäftigen. Ich habe gar nichts dagegen; nur wünsche ich, daß Du nicht zu viel von der Nachtzeit darauf verwenden möchtest. Jetzt siehst Du die Folgen davon nicht; aber in späteren Jahren könntest Du es doch bereuen. Wenigstens erhitze das Blut nicht dabei durch starke Getränke! — Die geistlichen Sonette erwarten wir mit Verlangen und wünschen auch etwas von den Novellen zu sehen.“

Sofort studiert der Vater die empfangene Sammlung und spricht umgehend seine Ansicht aus: „Deine Erinnerungen aus Schlesien und Deine geistlichen Sonette haben mir Freude gemacht. In den Erinnerungen liebe ich besonders, daß Du das Eigentümliche des Ortes herausgehoben und seine Wirkungen auf die Seele dargestellt hast, ohne bei Gemeinplätzen oder frostigen Beschreibungen zu verweilen. Dies ist Dir vorzüglich in dem letzten Gedichte „Auf der Riesenkoppe“ gelungen. In den geistlichen Sonetten ist der Ton gut gehalten, aller fremdartige Schmuck vermieden, und die Schwierigkeit, die ich sehr begreife, so überwunden, daß man keinen Zwang bemerkt. In der Erscheinung zu Emmaus kann ich mir nicht versagen, eine grammatische Licenz abzuändern. Anstatt:

Hier setzte sich der Meister zu sie nieder.

steht jetzt:

Der Meister setzte sich zu ihnen nieder.

Was Du in Deinen übrigen Gedichten noch geändert hast, befriedigt wenigstens den Vater, wenn auch nicht überall den Recensenten. Da Du aber auf die Neujahrsnacht keinen besonderen Wert legst, so wollen wir es lieber weglassen. Mancher Recensent könnte vielleicht gerade an diesem Gedichte haften, da es das erste ist.“

Am nächsten Tage geht dann das Manuskript an Göschen mit folgendem Briefe ab: „Sie werden finden, lieber Freund, daß ich Sie mit Manuskripten bestürme. Wenn ich aber vor vierzehn Tagen mich bloß als Autor bei Ihnen meldete, so erscheine ich heut als Vater und rechne auf Ihre alte Freundschaft. Beiliegende Gedichte meines achtzehnjährigen Sohnes sind zwar nicht Werke eines Meisters; aber daß sie ein nicht gemeines Talent beweisen, getraue ich mir ohne Verblendung der Vaterliebe behaupten zu können. Vielleicht wird man mehr

Herz als Phantasie darin finden, vielleicht eben deswegen seinen Beruf zum Dichter bezweifeln, weil ihm die Form nicht alles ist, und er sich noch für die Gattung des Stoffs begeistern kann. Aber ich bin zufrieden, wenn er nur die Gabe besitzt, seine Gefühle, deren er sich nicht zu schämen braucht, auf eine edle und gefällige Art auszusprechen. Mir ist als Vater darum zu thun, ihn dazu aufzumuntern, weil eben dadurch jene Gefühle während einer gefahrvollen Zeit seines Lebens immer emporgehalten werden. Es würde ihm Freude machen, eine Auswahl seiner Gedichte mit einer gewissen Eleganz gedruckt zu sehen. Ich möchte ihm das nicht ausreden, weil ich wirklich glaube, daß sie eine günstige Aufnahme bei denen erwarten dürfen, die nicht auf alles, was die Spur der Schillerschen Schule trägt, von der Höhe des neuesten Geschmacks mit Geringschätzung herabsehen. Nehmen Sie also diese Versuche freundlich auf! Mein Sohn macht keinen Anspruch auf ein Honorar. Finden seine Gedichte einigen Absatz, so schicken Sie ihm, was Sie für gut finden! Er ist zufrieden, wenn sie wie meine ästhetischen Ansichten gedruckt werden, und wünscht besonders deutsche Lettern. Sollten Sie einen beträchtlichen Schaden haben, so wäre ich auch zu einer Vergütung bereit. — In den Gedichten selbst werden Sie nichts Anstößiges oder Bedenkliches finden. Das Gedicht in der Neujahrsnacht 1809 wäre das einzige, wogegen der Censor Einwendungen machen könnte; aber es bleibt ohnehin weg, da es zu sehr an ein ähnliches von Schiller erinnert. Ueber das Einrücken der Zeilen beim Druck liegt ein besonderer Zettel bei. — Leben Sie wohl und lassen Sie mich bald wissen, ob Sie den Druck unternehmen wollen! Der Ihrige

Körner."

Damit war das Schicksal der „Knospen" entschieden, und wiederum hielt es der Vater für ratsam, dem Autor ermutigende Worte zu schreiben: „Jacta est alea. Waffne Dich nun gegen strenge und hämische Recensionen! Der vornehme und wegwerfende Ton gehört jetzt bei manchen Zeitungen zur merkantilischen Taktik. Neulich hat eine grobe Recension gegen Goethe in der Hallischen Litteraturzeitung gestanden, worin unter anderm behauptet wird, daß Goethe im dramatischen Fache doch nie so viel geleistet hätte als Schröder. Bei der Hallischen Zeitung kommt noch der Brotneid hinzu, weil Goethe besonders für die Erhaltung der Jenaischen Zeitung viel gethan hat."

Göschen war sofort bereit, dem Wunsche des Freundes nachzukommen und die „Knospen" in Verlag zu nehmen. Die Antwort, die Dr. Körner aus Leipzig erhielt, muß eine sehr liebenswürdige gewesen sein; denn er schrieb schon am 23. Februar an Göschen zurück: „Sie haben mir, Lieber, durch die Art, wie Sie die Gedichte meines Sohnes aufgenommen haben, eine rechte Freude gemacht; der Vater wird den Vater verstehen." Und so erschienen denn die „Knospen"

im Sommer des Jahres 1810 in einem hundertvierundzwanzig Seiten starken Bändchen, das im ganzen dreiundvierzig Gedichte enthielt. Von den in den Manuskripten aus den Jahren 1808 und 1809 stehenden Dichtwerken fehlen folgende: „Die Gewalt der Schönheit“, „Das Reich des Gesanges“, „Die Weisung Apolls“, „An Adelaide (Es regt sich das Herz)“, „Nähe der Geliebten“, „An Wilhelm“, „An Rosine Bürger“, „An Dorothea von K(urland)“, „An Sie (Im vollen Taumel)“, „An Auguste“, „Dido“, „In der Neujahrsnacht 1809“ und „An die Prinzessin Dorothee von Kurland“. Neu aufgenommen und demnach in den Jahren 1808 und 1809 entstanden sind: „Wechsel“, „An Krafts Grabe“, „Der Morgenstern“, „Klotars Abschied“, „Die Harmonie der Liebe“, „Poesie und Liebe“, „Schön und Erhaben“, „Liebeständelei“, „Das war ich“, „Das warst Du“, „Sängers Morgenlied“, „Liebesrausch“, „An Ihrem Wiegenfeste“, „Sehnsucht der Liebe“, „Erinnerungen aus Schlesien (6)“ und „Geistliche Sonette (5)“. Die in der Ausgabe von 1810 nicht veröffentlichten Gedichte erschienen mit einer einzigen Ausnahme zusammen mit den übrigen in den Manuskripten von 1808 und 1809 stehenden Gedichten, und zwar in ihrer ursprünglichen Form, erst 1831 zu Potsdam in einer Ausgabe, die den Titel führt „Knospen von Theodor Körner, gedichtet 1808 und 1809“. Nur drei Gedichte, nämlich „An Wilhelm“, „An Dorothea von K(urland)“ und „Dido“, waren schon vorher gedruckt worden, sodaß die übrigen also hier zum ersten Male dem größeren Publikum dargeboten wurden. Daraus folgt, daß die Herausgeber der „Knospen“ vom Jahre 1831 entweder von den Manuskripten aus den Jahren 1808 und 1809 vor der ändernden Thätigkeit der Korrektoren eine Abschrift genommen oder eine andere Kopie der gleichen Einzelblätter in Händen gehabt haben. Wenn aber in dem von Karl Friedr. Bartels unterzeichneten Vorwort der zuletzt erwähnten Ausgabe gesagt wird: „Die Erstlinge der Körnerschen Muse, die der Verfasser in den Jahren 1808 und 1809 verfaßte und Knospen betitelte, erscheinen hier zum ersten Male in Druck“, so liegt nach der offenbar richtigen Vermutung von Dr. Hans Zimmer hier „der Verdacht eines bloßen buchhändlerischen Manövers“ sehr nahe, zumal wenn man weiter in demselben Vorworte liest, daß Körner als Ermunterer zur Tapferkeit im Freiheitskampfe und Körners Lebensende selbst eine solche Teilnahme für unsern Schriftsteller geschaffen habe, daß jegliche Zeile Körners in den vorliegenden Knospen auch jetzo noch auf die Achtung und Verehrung rechnen dürfe, die ihm bei seinen Lebzeiten mit Recht gezollt worden sei. Allerdings ist dabei zu berücksichtigen, daß die Erstlingsausgabe der „Knospen“ um so rascher in Vergessenheit geriet, als der Vater des Dichters selbst unter Ausscheidung eines nicht unerheblichen Teiles gerade der besten und charakteristischen Gedichte nur den Restbestand der einst in ihr veröffentlichten Poesieen in die Sammlung „Theodor Körners poetischer Nachlaß“ hinübernahm.

Im allgemeinen wurden die „Knospen“ bei ihrem Erscheinen im August freundlich beurteilt, wenn auch nicht überschwenglich gelobt. Man sah in ihnen die ersten Versuche eines jugendlichen Talentes, das zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, fand aber, daß der Autor sich oft zu sehr von Schiller habe beeinflussen lassen, ein Vorwurf, in dem Theodor selbst etwas Wahres fühlte. Es war dieser Tadel schon im Februar in einer Recension der Allgemeinen (Hallischen) Litteraturzeitung gegen zwei seiner Gedichte, „Der Schreckenstein und der Elbstrom“ und „Amphiaraos“, erhoben worden, die er in der „Urania“ veröffentlicht hatte. „Sein erster Ausflug“, so schrieb Emma mit Beziehung auf diese Kritik am 22. Februar an Onkel V. Weber, „ist ihm schlecht bekommen; er ist gewaltig recensiert worden in der Allgemeinen Zeitung; u. a. sagt auch der Recensent, daß er die metrische Nachlässigkeit Schillers nachgeahmt, welcher ihm überhaupt zum Vorbild gedient zu haben schiene, und ich glaube, mein Bruder hat Ursache, sich für diesen Vorwurf zu bedanken.“ Jetzt fällte dieselbe Zeitung, die die „Knospen“ am ausführlichsten besprach, u. a. folgendes Urteil über sie: „Der jugendliche Verfasser dieser Poesieen gewinnt die Leser schon für sich durch die schöne Einladung am Eingange. In der That berechtigen auch diese Knospen zu freudigen Erwartungen. Möge ein freundlicher Himmel und, was in jetzigen Zeiten beim Zustand der Kunst so not thut, schützende Horen sie weiter erziehen! Ohne Bild: ein sehr empfänglicher, von mancherlei Dichterlektüre, besonders von Schillerscher, kräftig angeregter Geist und eine reizbare, zwischen mancherlei Bildungsformen noch schwankende Phantasie offenbart sich in diesen Versuchen.“ Dann werden namentlich sprachliche Mängel und Freiheiten getadelt; die geistlichen Sonette werden als zu äußerlich bezeichnet; in einzelnen Gedichten dagegen, namentlich im „Traum“, wird der Beweis für eine eigentümliche Dichtergabe Theodors erblickt.

Auch in der Jenaischen Litteraturzeitung wurden die „Knospen“ von Amadeus Wendt, mit dem Theodor in Leipzig in persönlichen Verkehr getreten war, besprochen, und auch hier wurde dem Verfasser vorgeworfen, daß sein poetischer Ausdruck noch zu sehr „schillere“. Der Dichter erkannte, wie schon gesagt, diesen Tadel in gewisser Beziehung nicht nur als berechtigt an, sondern bat den Autor dieser Kritik auch um die fernere, unbefangene und strenge Beurteilung seiner poetischen Arbeiten. Dasselbe Verlangen veranlaßte ihn auch, seinen früheren Lehrer Dippold um eine rückhaltslose, unparteiische Kritik der „Knospen“ zu bitten. Dippolds eingehende, alle Mängel und Vorzüge der Gedichte berücksichtigende Antwort hat folgenden Wortlaut:

„Einige Worte über die Knospen.

Ich werde kurz sein, hoffentlich nicht unverständlich. Wird auch manches Wort hart scheinen: mein Sinn und Gemüt gegen Dich sind es nicht, Wahrheit

ist höher denn alles und des Freundes Tadel wohlthätiger als blindes Lob einer halben Welt. Ich will alles sagen, wie ich es vor mir selbst und gegen Dich rechtfertigen kann.

Was ist Poesie? Was Dichten? *ποίησις*? *ποιεῖν*? — Ein Machen, ein Schaffen. Der Dichter soll, gleich der Natur, etwas aus nichts hervorbringen, etwas, das da schlummert, ins Leben hervorrufen und gestalten. Also zweierlei liegt ihm ob: das Denken und das Gedachte darstellen. Ohne Idee und Form ist kein Dichter. Hiernach werde ich Deine Knospen würdigen.

Ideen müssen walten in jedem Gedicht; aber das Gedachte oder Empfundene darf nicht in reflektierender oder räsonnierender Form erscheinen. Reflexion und Raisonnement, mithin auch Begriff gehören der Philosophie, den Wissenschaften an; der Kunst sind sie fremd. Lasse sich niemand irren, daß Euripides und Schiller ein größeres Publikum als Sophokles und Goethe gefunden. Denn zur Reflexion gelangt der beschränktere Geist — und dies ist doch bei weitem die Mehrzahl — eher als zur Anschauung. Wer nur erst Sophokles und Goethe im Geist und der Wahrheit verstanden, d. h. sie in sein eignes Fleisch und Blut verwandelt, dem wird diese Ansicht vollkommen klar sein. Und drum: Lege den liebenswürdigen Schiller auf lange Zeiten weg und studiere Goethe ganz!

Also ist auch jeder moralische Zweck von der Kunst ausgeschlossen. So wenig die Natur für untergeordnete irdische Zwecke arbeitet, so wenig die Kunst. Sie produziert, sie schafft aus gewaltigem Trieb, aus reiner Lust am Schaffen, und echte Kunst, wie Natur, kümmert sich nicht darum, was Menschen zu ihren Zwecken aus ihr herausanatomieren.

Dies ist der eine Abweg, der der Reflexion. „Man fühlt die Absicht," sagt Goethe, „und man ist verstimmt." — Der andere ist, wenn Poesie mit der Darstellung des Gedachten ein üppiges Spiel treibt. Dann geht sie in Rhetorik über, wo der Gedanke völlig untergeordnet ist der Absicht, einem völlig individuellen, beliebigen Zwecke, sei dieser, welcher er wolle. Hier geht der Ernst der Empfindung verloren: man spielt mit dem Heiligsten, und die Bilder und Blumen welken und zerstieben, wie die eines Baumes, der mit den Wurzeln nicht bis ins Herz heiliger Muttererde gegriffen hat.

Mitten inne steht Poesie, gleichweit von üppiger Uebertreibung der Bilder, von Heuchelei und Affektation der Empfindung, wie von der Nüchternheit wissenschaftlicher Entwickelung und moralischer Betrachtung entfernt. Sie ist wie eine griechische Statue, die gerade nur so viel Fleisch, so viel Körper hat, als der innewohnende Geist beseelen, d. i. beherrschen kann. Gleich diesen Bildern stellt sie dar und giebt der Idee gerade so viel Leibliches, als diese bedarf, um vollständig, vollendet zu erscheinen. Maß ist ihr Charakter.

Ich wende mich zuerst zu dem Gehalt Deiner Gedichte. Den meisten finde

ich in den Bergmannsliedern. Man fühlt, daß Dich die unterirdischen Geheimnisse und Wunder wirklich ergriffen, verständlich zu Dir gesprochen haben, und Du nur das mitteilende Organ höherer Gewalt und höheren Lebens gewesen bist, das durch Dich gesprochen hat. Das ist die Begeisterung, die kein Champagner giebt, höchstens anregt, die nur aus keuscher Liebe zur Natur hervorgeht, und die schon der deutsche Name als etwas von höheren Mächten Stammendes bezeichnet: dies der Gott, der in aller wahren Dichter Brust von je gethront hat und thronen wird und das Schönste eingiebt. Er kommt und geht wie Licht, das im Nu in die Seele fällt und alle geheimen Tiefen des innersten Lebens er- und durchleuchtet; denn er stammt von Gott.

Halte Dein ganzes inneres Wesen rein und offen für diesen Gott und seinen Dienst; denn er verschmäht, in unreine Wohnung zu ziehen, und die Töpferglasur der eleganten, kunstrasenden Welt verscheucht ihn augenblicks.

Auch „Sehnsucht der Liebe" ist ein Gedicht. Es stellt dar, und weiter soll eben das beste Gedicht nichts. Den übrigen spreche ich hiermit das Verdammungsurteil nicht. Leicht wird eins und das andere noch hierher zu rechnen sein. Aber im ganzen ist in allen zu viel Reflexion und Raisonnement, zu viel Sucht nach Sentenzen, die ich überhaupt eingepökelte Gedanken nennen möchte. Auch die Empfindung ist meist übertrieben; daß sie affektiert sei, verhüte Gott! Doch hat die Uebertreibung der Empfindung weniger zu sagen, ist sogar nötig. Guter Wein muß sprudeln, brausen, überschwellen, bis sich der göttliche Geist zu stillem Spiegel geklärt hat, und ein Roß, das Zaum braucht, ist besser, als das, das nur vom Sporen lebt. Reif, geklärt, ruhig, mild kannst Du noch nicht sein, sollst's nicht sein; es wäre ein Unglück. Aber Du hast etwas Uebertriebenes in den Gedanken selbst, was weit gefährlicher, weil's formlos, und wofür Du Dich auch schon jetzt zu hüten hast, weil Du sonst nie Maß halten lernst. Diese Uebertreibung zeigt sich in Bildern, welche keine sind, d. h. in bildlichen Ausdrücken, die selbst als Bild kein möglich Seiendes, Bestehendes, Lebendes geben, welche nicht plastisch, leiblich — mehr Bilder des Begriffes als der Anschauung sind. Z. B. S. 25 Die Gottheit läßt den kühnen ꝛc. S. 26 Er will das Maß der Zeit vom Raume trennen ꝛc. (Wer könnte das z. B. malen?) — S. 47 Der Berg umarmt sich mit neuer Gewalt. — S. 52 Doch ich, gemordet vom Drange der Zeit — u. s. w. (Die Beispiele reichen hin, meine Meinung klar zu machen.) Daß sie den Schillerschen Bildern frappant gleichen, dient zu keiner Entschuldigung. Kant könnte sie ebenso schicklich gebraucht haben, und der war ein reiner Gegensatz aller Poesie.

Die geistlichen Sonette bedünken mich insofern das Beste, als prunklose Einfalt in ihnen herrscht, als sie fern von dem gespreizten Wesen sind, das in vielen der andern Produkte vorherrscht. Doch fehlt auch ihnen etwas. Es reicht

nicht hin, die biblische, frommeinfältige Erzählung in zwei Quatrains und zwei Terzinen wiederzugeben. Sie sollten noch eine symbolische Beziehung haben, das Faktum Symbol der Idee sein, welche in der Tiefe des ersteren liegt. Lies, um hier meine Meinung recht zu fassen, Ave Maria von A. W. Schlegel, dessen Sonette als das Gelungenste der Art in deutscher Sprache nicht genug studiert werden können. Nächstdem studiere Petrarka!

Recht gemütlich sind die „Erinnerungen aus Schlesien", besonders ansprechend ist Nr. 6, das sich gleich dem trunkenen, seligen Blicke über dreier Könige glückliche Länder, so auch über die Regionen des Gemütes behaglich ausdehnt. Du warst in diesen der Natur wieder nah und wirst nun wohl begreifen, wie diese immer das Schönste weckt und macht, und wie sehr Dir am Herzen liegen müsse, die Stimme der Allmutter in Dir nie zu betäuben. Erzittere vor dem Augenblicke, wo sie nur schwach und immer schwächer zu Dir spricht: das ist das Abendrot der Poesie. Denn was ein Weiser mit aller Intelligenz oft verstehen kann, „das sieht in Einfalt ein kindlich (oder göttlich) Gemüt".

Auch fehlt es sonst nicht an Liebe zur Sache. Das sieht man allem wohl an, und man müßte aller Liebe bar und ledig sein, wenn man „sie nicht nehmen wollte, wie sie sind", wenn man sie nicht hegen wollte, auf daß einst eine wackere, kernige, saftige Frucht dem durstigen Gaum behaglich und lockend entgegenschwelle. Dies ist gar nicht schwer. Man darf nur das Höchste wollen, d. h. ernstlich und unausgesetzt, nicht ruhen und rasten, bis man sich genügt — und das ist zum Glück nie ganz oder lange der Fall — nicht wähnen, als hätte man es, sondern ihm nachjagen, daß man's erringe. Sapere aude! sei Dein Wahlspruch; wolle nur eins unablässig und unausgesetzt; dann geschieht's. Lasse Dich von niemandes Lob benebeln und scheue nie, Dich selbst zu geißeln, wo's not thut, so wird einst Kunst (oder Wissenschaft — das gilt ja völlig gleich) einen Pfeiler an und in Dir haben, da Dich der Himmel nicht stiefmütterlich bedacht hat. Und das wird werden, wie mir mein ahnend Gemüt sagt.

Die übrigen einzelnen glücklichen Wendungen, z. B. den netten Humor S. 53 „Und in den Kammern u. s. w.", wie andre andrer Art zu bemerken, ist nicht nötig, da Dir über das Gute darinnen gewiß schon Schmeicheleien genug gesagt worden sind.

Sodann die Form betreffend: Die Versifikation ist leicht, meist fließend, die Versmaße nicht eben unschicklich gewählt. Doch wird von einem Dichter unserer Tage größere Reinheit in den Endreimen gefordert; ü und i sollten seltner vorkommen. So auch wehen, Höhen u. dergl.

„Ein göttlich Licht zum Ohre aller Zeiten" — „ein Lied, die Wolken zu durchschreiten" — u. a. dergl. mehr sind ganz ungeschickte Metaphern.

Vermeide nur das Schillern sorgfältiger, selbst im Ausdrucke, z. B. S. 91

„siebenfach gähnende Thore“ u. a. m., einmal weil Nachahmung fremder Originalität niemandem steht, und sodann weil Schiller überhaupt nicht nachzuahmen ist!

Die antiken Silbenmaße sind noch sehr fehlerhaft, weder antik geformt, noch rein. Hier ist von Apel und A. W. Schlegel (Roma) viel zu lernen. Beleg ist Phoibos S. 75 und sämtliche Distichen, wo Goethes ungeniertes Wesen keineswegs nachzuahmen ist. — Z. B. S. 3 Knospen nennen wir ūns, sīnd bĕ - —. Wo ist möglich, sind ◡ zu brauchen?

Freilich (ist sehr lahm) sind wīr nŏch — ist auch sehr hart.

Doch auch ein Traum ist gut —

◡ – ◡ – ◡ ⏓ . Ist das ein Hemistich? —

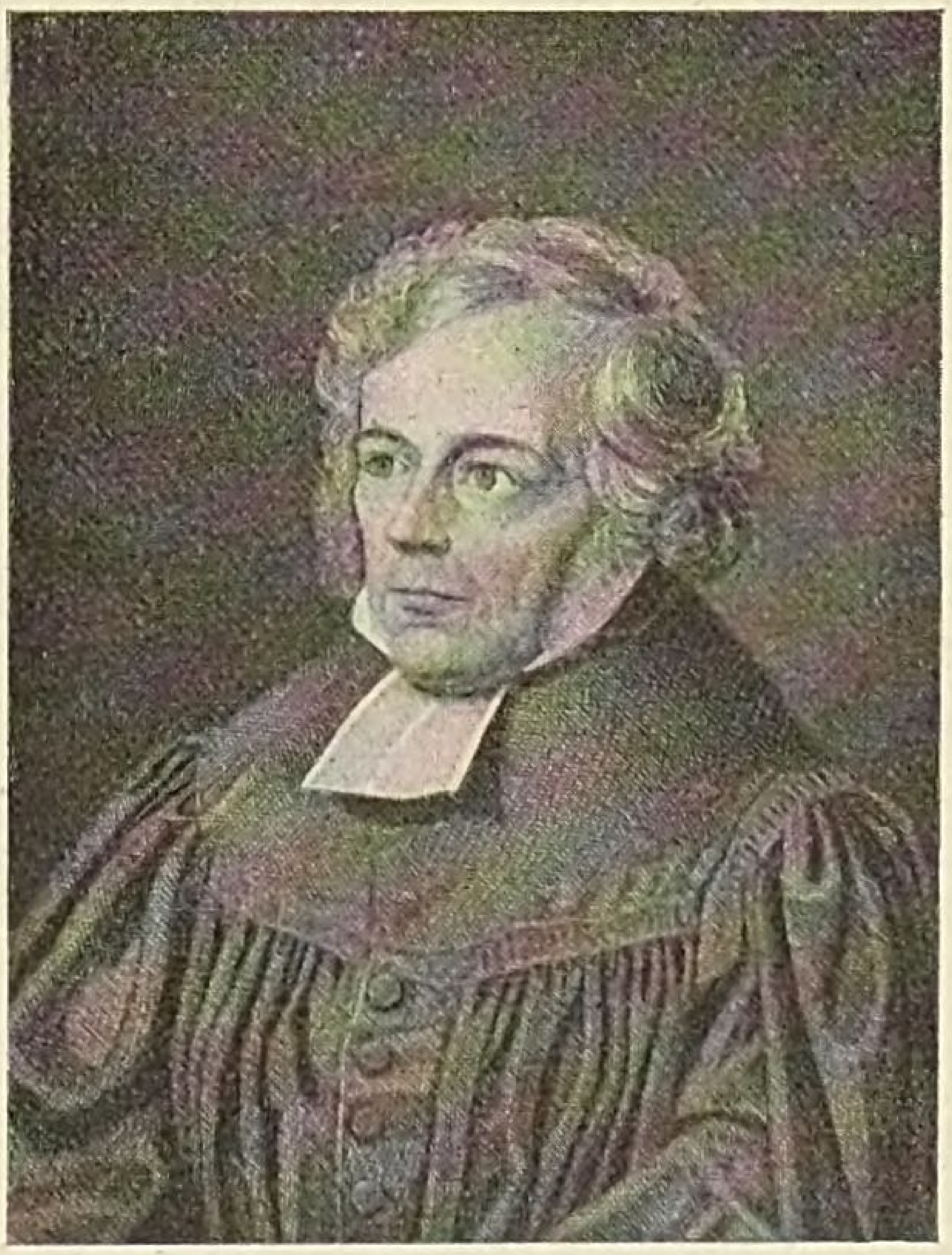
So viel! — Ich ward mehrmals unterbrochen. Dies zur Entschuldigung. Widerlegungen und Rechtfertigungen wird gern und freundlich hinnehmen

Dein Dippold.“

Die Gedichte für die „Knospen“ waren kaum ausgewählt und endgültig für den Druck bestimmt worden, als Theodor, jedenfalls durch die geistlichen Sonette angeregt, einen anderen litterarischen Plan ins Auge faßte, den man damals, wie der Vater selbst in der Biographie schreibt, nach seiner Außenseite am wenigsten von ihm erwartet hätte. Es entstand nämlich in ihm die Idee eines Taschenbuches für Christen, das aus historischen Aufsätzen, geistlichen Sonetten und Liedern oder sonstigen poetischen Umschreibungen einzelner Stellen aus der Bibel bestehen und durch eine Reihe von passenden Kupferstichen geschmückt werden sollte. Wie Theodor von frühester Kindheit an gewöhnt war, alles Erhabene, Heilige und Göttliche zu verehren, so hatte er auch nach seinem Scheiden aus dem elterlichen Hause in der Religion stets eine „seelenerhebende Freundin“ gesehen. In seinen poetischen Produkten machte sich mit der Zeit immer mehr Ernst und Tiefe, vorzüglich aber ein frommer, altdeutscher Sinn bemerkbar, indem er das Herzliche des Christentums mit Unbefangenheit und Wärme aufgefaßt hatte. So waren schon zu einer Zeit, da die übermütige Stimmung einer kraftvollen und sorglosen Jugend bei ihm die herrschende war, ohne alle äußere Veranlassung aus innerem Drange seine geistlichen Sonette entstanden, über deren Form er damals in einem vertraulichen Briefe geschrieben hatte: „Ich denke, daß sich das Sonett zu dieser Gattung recht eigne; denn es liegt in dem Versmaß so eine Ruhe und Liebe, die bei den kunstlosen Erzählungen der heiligen Schrift recht an ihrem Orte ist.“ Jetzt erweiterte er den hier ausgesprochenen Gedanken zu der bereits erwähnten Idee, ganz im Sinne des durchaus auf dem Boden des wahren Christentumes stehenden Vaters. Und weiter heißt es in einem Briefe Theodors an den Vater: „Soll uns denn die Religion, für die unsere Väter kämpften und starben, nicht ebenso begeistern, und sollen diese Töne nicht manche Seele

ansprechen, die noch in ihrer Reinheit lebt? Es giebt so schöne Züge der religiösen Begeisterung in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges und vorher, die auch ihren Sänger verlangen."

Der Vater nahm sofort den Plan des Sohnes mit Begeisterung auf und trat in Verhandlungen mit Göschen, bei dem das Taschenbuch in Druck erscheinen sollte, mit Ferd. Hartmann, der gern an der Ausführung teilnehmen wollte, und namentlich mit Schleiermacher, den Hartmann zur Direktion des Ganzen vorgeschlagen hatte. Außer Gedichten und historischen Aufsätzen sollten kleinere Abhandlungen über die Anwendung der Kunst auf Gegenstände der Religion oder religiöse Ansichten der Malerei, Bildhauerkunst, Musik und Architektur, sowie Beispiele von Gemälden und Zeichnungen, von Hymnen und Liedern in dem neuen Journal Aufnahme finden; Zelter, Müller in Schaffhausen, Jean Paul, Kosegarten, Clodius und Messerschmidt sollten als brauchbare Teilnehmer gewonnen werden. Das Wichtigste aber war zunächst, Schleiermacher zu veranlassen, die Direktion zu übernehmen. So schrieb denn der Vater am 22. März folgenden Brief an den großen Theologen, dessen persönliche Bekanntschaft er erst später machte:



Fr. E. D. Schleiermacher. Von 1768 bis 1834.
Nach einem Stiche.

„Ew. Hochwürden würde ich nicht wagen, den beigefügten Plan vorzulegen, da ich nicht die Ehre habe Ihnen bekannt zu sein, wenn nicht die Umstände es notwendig machten, darüber sobald als möglich Ihre Entschließung zu vernehmen. Mein erster Gedanke war, durch den hiesigen reformierten Prediger Herrn Riquet bei Ihnen anfragen zu lassen, ob Sie die Direktion eines solchen Taschenbuches übernehmen und sich als Herausgeber dazu bekennen würden. Auch wird Ihnen Herr Riquet darüber schreiben. Aber Amtsarbeiten hindern ihn, es heute zu thun, und mich treibt der Buchhändler Göschen, der voll Eifer für die Unternehmung ist und sie gern noch in diesem Jahre zu stande brächte, ihm wegen des Hauptpunktes — Ihrer Uebernahme der Redaktion — schleunig Gewißheit zu verschaffen.

Ueber die Wahl der Mitarbeiter würden Sie unumschränkt Gewalt haben. Den Plan selbst unterwerfe ich Ihrem Urteil und bin zufrieden, wenn er nur

Anlaß gegeben hat, daß etwas Besseres ausgeführt wird. Auch dürfen Sie nicht besorgen, daß ich Ihnen bei der Ausführung meine eigenen Arbeiten aufdringen würde. Wegen meiner Amtsverhältnisse würde ich ohnehin wenig und etwa nur einige historische oder musikalische Aufsätze liefern können. Sobald ich von Ihnen eine günstige Erklärung erhalten habe, wird Göschen wegen der weiteren Bedingungen mit Ihnen in Korrespondenz treten.

Ich bitte nochmals wegen dieses zudringlichen Schrittes um Verzeihung und habe die Ehre mit größter Hochschätzung zu sein

Ew. Hochwürden

ganz gehorsamster

Dr. Christian Gottfried Körner."

Beilage: „Idee zu einem Taschenbuch für Christen. Daß eine christliche Gesinnung mit dem höchsten Grade der Ausbildung, der in dem jetzigen Zeitalter erreicht werden kann, vereinbar sei, wird nur ein Feind des Christentums bezweifeln. Es läßt sich also annehmen, daß, wenn aus dem Gebiete der Kunst in ihrem ganzen Umfange, der Geschichte und Philosophie dasjenige ausgewählt wird, was für den Christen besonders anziehend sein kann, eine solche Sammlung ihr Publikum finden werde. Die Form eines Taschenbuches darf hierbei nicht befremden. Sie ist schon oft bei ernsten Gegenständen gebraucht worden, und es ist hier nicht die Absicht, Christentum zu predigen oder die Unchristen zu bekehren, sondern das Beste, was man zu geben vermag, auf dem Altar der Religion zu opfern.

Das Wichtigste bei einer solchen Unternehmung ist, daß der Geist, der das Ganze beseelen soll, in seiner Reinheit erhalten werde. Die Erfordernisse sind Religiosität ohne Beschränkung, vielseitige Ausbildung ohne Flachheit, liebevolle Behandlung ohne süßliche Tändelei, Licht ohne Kälte und Trockenheit, Tiefe des Gefühls und rege Phantasie ohne mystische Uebertreibungen. Steht an der Spitze der Anstalt ein Mann, der diese Eigenschaften in sich vereinigt, und darf er auf Mitarbeiter rechnen, wie er sie wünscht, so ist alles gewonnen, und der Inhalt der einzelnen Sammlungen, die durch mehrere Jahrgänge fortgesetzt werden können, findet sich von selbst.

Ein Verleger, zu dem man Vertrauen haben kann, der Buchhändler Göschen in Leipzig, ist zu dieser Unternehmung bereit. Er würde alles aufbieten, um die Erscheinung der ersten Sammlung noch in diesem Jahre möglich zu machen. Sollte dies nicht auszuführen sein, so wäre das jetzige Jahr zur Vorbereitung zu benutzen. Für einzelne Fächer lassen sich schon jetzt brauchbare Mitarbeiter vorschlagen. Göschen verspricht in Ansehung der historischen Arbeiten Heeren zum Beitritt zu gewinnen, jedoch erst fürs nächste Jahr, da er in dem jetzigen schon zu sehr beschäftigt ist. Der Maler Hartmann würde im Fache der bildenden Künste Beiträge liefern. Von Zeltern wären musikalische Gaben zu hoffen. Für

den poetischen Teil sind dem Verleger mehrere produktive Köpfe bekannt, deren Arbeiten er dem Herausgeber vorlegen und seine Entschließung erwarten würde, ob er sie zur Teilnehmung auffordern sollte.

Im historischen oder philosophischen Fache kann leicht der Fall eintreten, daß der Stoff unter den Händen wächst und bei dem Verfasser die Besorgnis entsteht, ob nicht sein Aufsatz in einem Taschenbuche, wobei es auf Mannigfaltigkeit abgesehen ist, einen zu großen Raum einnehmen würde. Um nun alsdann zu verhüten, daß die Form eines Taschenbuches nicht in ein Bett des Prokrustes ausarte, wäre der natürlichste Ausweg, ein für sich bestehendes Fragment des entstandenen größeren Werkes, das entweder der Verfasser oder der Herausgeber des Taschenbuches zu wählen hätte, in die Sammlung einzurücken. Auf diese Weise hätte das Publikum die Veranlassung zu einem bedeutenden Produkt dem Taschenbuche zu verdanken und würde zugleich durch das eingerückte Fragment auf ein solches unter der Menge sonst vielleicht übersehenes Produkt aufmerksam gemacht."

Schleiermacher lehnte aus mehreren Gründen, unter denen man in Dresden allerdings nur einen, nämlich den der Ueberhäufung mit Arbeiten, gelten ließ, die angebotene Direktion ab. Wohl hoffte Körner noch bis zum Dezember, daß das Unternehmen, zu dem er von Schleiermacher doch wenigstens einzelne Beiträge erwartete, zu stande kommen würde; außer den schon genannten wurden Jacobi, Tieck, Marezoll, Conz, Ignaz Sailer, Dämme, Häfeli, Schreiber, Rochlitz, Apel und Marheinike als Mitarbeiter und eine Zeit lang auch Professor Schulze in Weimar als Direktor in Aussicht genommen. Dann aber wird des Taschenbuches, für das übrigens Körner zuletzt noch den Titel „Zeitschrift für Christen" vorschlug, nicht mehr gedacht, sodaß der Plan bei Beginn des neuen Jahres als endgültig aufgegeben betrachtet werden darf. Hatte er aber auch zu keinem greifbaren Resultate geführt, so hatte er doch den Grund gelegt zu der noch im Jahre 1810 erfolgten persönlichen Bekanntschaft Körners und dadurch auch später Theodors mit Schleiermacher.

Als eine Frucht der poetischen Gedanken, wie sie in dem Taschenbuche ihren Ausdruck finden sollten, ist jedenfalls der von Theodor verfaßte „Monolog Luthers (ehe er in die Reichsversammlung geht)", sowie eine metrische Uebersetzung von „Stabat mater" anzusehen.

Mit was für Stoffen übrigens sich der Dichter vielleicht gerade damals trug, zeigt ein im Körner-Museum befindliches, von ihm selbst geschriebenes Blatt folgenden Inhalts:

Monolog Luthers vor der Reichsversammlung.
Scene zwischen dem siegenden Horatius und seiner Schwester, die er ermordet.
Scene. Regulus vor dem Senat.

Monolog des Brutus vor Cäsars Ermordung.
Scene. Lukretias Tod. Brutus läßt die anderen schwören.
" Mucius Scävola in Feindes Lager.
" Didos Tod.
" Achill. Patroklos. Briseis. Die beiden Herolde.
" Orest und die Furien.
" Herkules' Tod.
" Curtius.
Monolog. Theseus auf Naxos.
Scene. Joseph und Potiphars Weib.
Monolog. Jungfrau vor ihrer Gefangennahme.

Zur Ausführung gelangte eben nur der erste Monolog.

Von anderen datierbaren Dichtungen fallen noch in die erste Hälfte des Jahres 1810 „Die wahrsagende Zigeunerin mit zwei Kindern", „Im Frühling", „Erinnerung", „An Schwester Emma (zum 19. April)", „Sal. Geßner an Luise Funck (zum 22. April)" und eine der Herzogin von Kurland gewidmete Charade vom 13. Februar (Stern II. 1. S. 22. Nr. 63). Auch ein „musikalisches Gedicht, die Hermannsschlacht", als deren Komponist er sich Weinlig oder Miltitz dachte, hatte er damals unter der Feder; ob es aber fertig geworden ist, bleibt allerdings fraglich.

Der Vater hatte nach langer Pause bei Beginn des Jahres 1810 einen kleinen Aufsatz „Ueber die Hilfsquellen Sachsens unter den gegenwärtigen Umständen" vollendet. Am 4. Februar sandte er das Manuskript an Göschen mit folgendem Briefe: „Hier, lieber Freund, erhalten Sie wieder ein politisches Pamphlet von mir. Ich wünschte, daß Sie es ebenso wie die Briefe nach Warschau druckten und broschiert ausgäben, ohne meinen Namen zu nennen. — Mir ist besonders daran gelegen, daß die darin enthaltenen Vorschläge vor dem nächsten Landtag im Publikum zur Sprache kommen."

Die Schrift, welche die aufrichtige und warme Hingabe Körners an den sächsischen Staat bezeugt, geht von dem Gedanken aus, daß es sich bei der jetzigen politischen Lage für Freunde des Vaterlandes gezieme, sich ebensosehr vor Kleinmut als vor Leichtsinn und Uebermut zu hüten; einer solchen Denkart aber bedürfe es besonders, wenn von den Mitteln die Frage sei, für die neuerlich vermehrten Staatsbedürfnisse die nötigen Summen aufzutreiben. Sein Vorschlag geht nun dahin, auf das Vertrauen des Publikums zu dem Monarchen, den Ständen und der Kaufmannschaft den Kredit eines Papiergeldes zu gründen, wovon die dringenden Bedürfnisse des Staates ohne bedeutende neue Auflagen bestritten werden könnten. Die Summe normiert er auf 3400000 Thaler. Darauf erwägt er genau, unter welchen Voraussetzungen ein derartiges Unternehmen sich verwirklichen lasse. Nach seiner Ansicht wird der Staat durch die

zu diesem Zwecke in Leipzig zu errichtende Bank den Vorteil erlangen, über die genannte Summe unter sehr annehmlichen Bedingungen verfügen und vielleicht davon nach Bestreitung der Militärbedürfnisse noch einen Teil zur Herstellung von Straßen, zu dringenden Damm- und Uferbauten, zu Navigationsanstalten, zu Landmagazinen für das zur Zeit wohlfeile Getreide, zu unzinsbaren Vorschüssen an Landwirte und Fabrikanten, die an den Folgen des Krieges litten, und sogar 600000 Thaler zur Ausleihe für einen um $^1/_2$ Prozent niedrigeren Zinsfuß, als der jedesmalige sei, verwenden zu können. Ein gänzliches Mißlingen der Unternehmung ist ihm höchst unwahrscheinlich; auch die Zweifel, ob vielleicht etwa bedeutende Nachteile, wie z. B. Erhöhung des Preises für Lebensmittel und des Arbeitslohnes, Verdrängung der klingenden Münze durch die große Summe des Papiergeldes und Anfertigung falscher Banknoten, von der Errichtung der in Aussicht genommenen Bank zu besorgen sein sollten, weiß er zu entkräften und zu widerlegen. Mit Vorschlägen, die sich auf die Administration der Bank in einem Kriege und auf eine Sicherstellung der Aktieninhaber von seiten des Staates selbst bei einem Fiasko der Bank beziehen, schließt die eigentliche Abhandlung.

Es folgen noch zwei Nachträge. In dem ersten weist er nach, daß die Durchführung seiner vorher erörterten Ideen zugleich auch Mittel darbieten würde, um die von dem Kaufmann Aug. Gottl. Schmidt in seinem 1797 erschienenen Buche „Gründliche Beschreibung der Banken u. s. w.“ gemachten Vorschläge über das Bedürfnis, die Darleihung nötiger Kapitalien gegen hypothekarische Sicherheit zu erleichtern, über die Vorteile einer Ersparungskasse und den Nutzen einer zuverlässigen Witwenversorgungsanstalt ohne große Schwierigkeiten zur Ausführung zu bringen. In dem zweiten Nachtrag bedauert er, daß sein Buch keine ausführliche Kritik gefunden, und wirft schließlich noch die Frage auf, ob eine neue Anleihe innerhalb oder außerhalb des Landes der von ihm vorgeschlagenen Vermehrung der Kassenbillets vorzuziehen sei. Dabei kommt er zu dem Resultat, daß gegen die Anleihen sich manches einwenden lasse, und daß es wenigstens zweifelhaft bleibe, ob sie die Ausgabe an Zinsen, die bei den Kassenbilletts erspart werde, durch überwiegende Vorteile wett machen könnten.

Nach Vollendung dieser Arbeit nahm Körner seinen Lieblingsplan, die Werke seines verewigten Freundes herauszugeben, wieder auf. Das Material stand ihm jetzt fast vollständig zur Verfügung. Die Redaktion der ihm im November zugesandten „Malteser“ hatte ihm große Schwierigkeiten gemacht, da Schiller gerade hier oft seine Ideen geändert hatte, und das Ganze weniger geordnet war. Im Mai erhielt er nun von Schillers Verleger, Cotta, der mit der Witwe des Dichters über diese Angelegenheit in eifrigem Briefwechsel gestanden, ein Schreiben folgenden Inhalts:

„Euer Wohlgeboren

bin ich so frei, nach einer Unterredung mit Frau v. Schiller den Wunsch vorzutragen, daß Sie mir gütigst eröffnen möchten, auf wie viel Bände Sie die sämtlichen Werke Schillers schätzen, in welchen Lieferungen und Zeiträumen Sie sie herausgegeben wünschten, und wie bald der Anfang gemacht werden könnte? Ich sollte notwendig alle diese Data und was überhaupt zur Notiz des Verlegers gehört, wissen, um meine Einrichtung bei Zeit machen zu können, da die Herausgabe nun nicht lang mehr wohl anstehen darf, indem der Wiener Nachdruck sämtlicher Werke Schillers uns gar zu nachteilig wird. Verzeihen Sie meine Anfrage und genehmigen Sie die Versicherung der reinsten Verehrung.

Euer Wohlgeboren

gehorsamster

Cotta."

Eine Charakteristik des großen Dichters sollte dem ersten Bande vorausgehen. Gerade zu dieser hielt Charlotte nur Körner für geeignet, wie sie schon am 30. Januar 1808 an Cotta geschrieben: „Es könnte mir nicht leicht jemand zu glänzende Farben auftragen, wenn von einer Schilderung seines (d. i. Schillers) Wesens die Rede wäre; aber doch fühle ich, auch ohne Enthusiasmus gesprochen, den ich in mir berge, daß nur wenig Menschen über ihn sprechen können und es würdig sind. Solche Blicke in sein Wesen und Treiben sehe ich eben wie einen Versuch an, seinen Charakter zu enträtseln, und dieses Geschäft möchte ich nur Körners Händen eigentlich anvertrauen, wenn ich es bestimmen könnte." Jetzt war der Plan nach mehrfachen Konferenzen zwischen Charlotte und Cotta zur hohen Befriedigung der ersteren zur Reife gediehen, und Körner erklärte sich zu ihrer Freude definitiv bereit, sich der mühevollen, aber auch lohnenden Arbeit zu unterziehen, unter der Bedingung, daß ihm völlig freie Hand gelassen würde, und daß er alle Papiere zugesandt erhielte, glaubte aber, daß es im Interesse der Gattin des Dichters zweckmäßiger wäre, wenn Goethe, wenigstens nominell, die Direktion und auch die Biographie übernähme. „Ihnen habe ich," so schrieb er am 4. Juni an Charlotte, „noch einen Vorschlag zu thun. Schillers Werke, das weiß ich wohl, bedürfen keiner Empfehlung durch einen berühmten Herausgeber. Aber in Schillers Seele würde ich mich freuen, wenn Goethe sich zur Direktion der Herausgabe bekännte und eine Charakteristik Schillers dem ersten Bande vorausschickte. Eine solche Erscheinung wäre an sich schön und würde den merkantilischen Wert der Sammlung erhöhen. Goethe sollte gar keine Arbeit bei der Herausgabe haben; diese wollte ich ganz übernehmen und hoffte, in den Grundsätzen mit ihm übereinzustimmen, wäre auch äußersten Falles bereit, mich seiner Entscheidung zu unterwerfen. Ich sehe Goethe in Karlsbad, wohin wir zu Ende des jetzigen Monats abgehen. Wollen Sie mir Auftrag geben, mit ihm

darüber zu sprechen, so disponieren Sie über mich! Finden Sie ein Bedenken dabei, so stehe ich auch allein zu Ihren Diensten. — Daß Sie meine Bearbeitung der Malteser befriedigt hat, ist mir sehr erfreulich. Vielleicht finden Sie noch Papiere zum Menschenfeind, um sie ebenso behandeln zu können."

Charlotte war mit dem Plane Körners ganz einverstanden; zu seinem Leidwesen aber war sie nicht im stande, ihm etwas über den „Menschenfeind", nicht einmal einen Aufschluß über den Plan dazu zu schicken. Wie sich Goethe und auch Wilhelm von Humboldt, an den man sich ebenfalls wandte, zu dem selbstlosen Wunsche Körners stellten, wird später gezeigt werden.

Theodors akademische Laufbahn in Freiberg fand ihren Abschluß im Juni. Nur einmal, zu der Mutter Geburtstag, war er im Laufe des Jahres in Dresden gewesen. Leider kränkelte Minna noch immer; die Berichte über ihr Befinden lauten in den Familienbriefen der damaligen Zeit durchgehends beunruhigend, und Geßler, der zur Freude Körners wieder längere Zeit in Dresden weilte und „immer guten Humors" war, schrieb damals an Caroline v. Wolzogen: „Minna kränkelt in einem fort, sieht elend aus, und ich weiß nicht, wie ihre Krankheit endigen wird. Ihr Arzt versichert, er sähe keine Gefahr; aber ich bin nicht dafür bezahlt, die Wahrheitsliebe dieser Herren zu loben. Sie hat enge Grenzen wie ihre Kunst." So wurde denn schon im Februar für den Sommer eine Reise nach Karlsbad in Aussicht genommen; auch Theodor, dem der Vater im April einen kurzen Besuch in Freiberg abstattete, entschloß sich gar bald auf den Wunsch der Seinen, im Juli nach Beendigung seiner Studien eine geognostische Tour nach Böhmen zu machen. Als Universität für ihn wählte man zunächst Leipzig, wo ja der Vater geboren war, wo noch mehrere Verwandte und Freunde lebten, wo es auch an tüchtigen Lehrern nicht fehlte.

Aus dem letzten Studiensemester Theodors in Freiberg ist im Anschluß an die Briefe nur noch weniges nachzutragen. Mit einer gewissen Wehmut erfüllte ihn unter anderen Nachrichten, die er aus der Heimat über Konzert- und Theateraufführungen, über Bälle und Singübungen erhielt, die Kunde, daß infolge der neuen militärischen Umwälzungen in Sachsen der alte Freund seines Vaters, v. Funck, aus Dresden scheiden mußte. „Liebe Emma," so schrieb er am 22. März, „sage Deiner reizenden Freundin, der liebenswürdigen Luise, alles Schöne von mir! Ich hätte sehr gewünscht, sie noch einmal in Dresden zu sehen; aber nun muß ich mir's vergehen lassen." Einige Tage später übersandte er an die Schwester sein Stammbuch und ersuchte sie, dasselbe Fräulein v. Funck zu überreichen „mit demütigster Bitte, mit den schönen Händen den so schönen Namen hineinzuzeichnen." Erst drei Wochen später erfüllte Luise seinen Wunsch, indem sie ihm folgende Zeilen widmete:

„Zwei sind der Pfade, auf welchen der Mensch emporstrebt;
Schließt sich der eine Dir zu, thut sich der andre Dir auf.

Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend,
Wohl dem, den sein Geschick liebend auf beide geführt!"

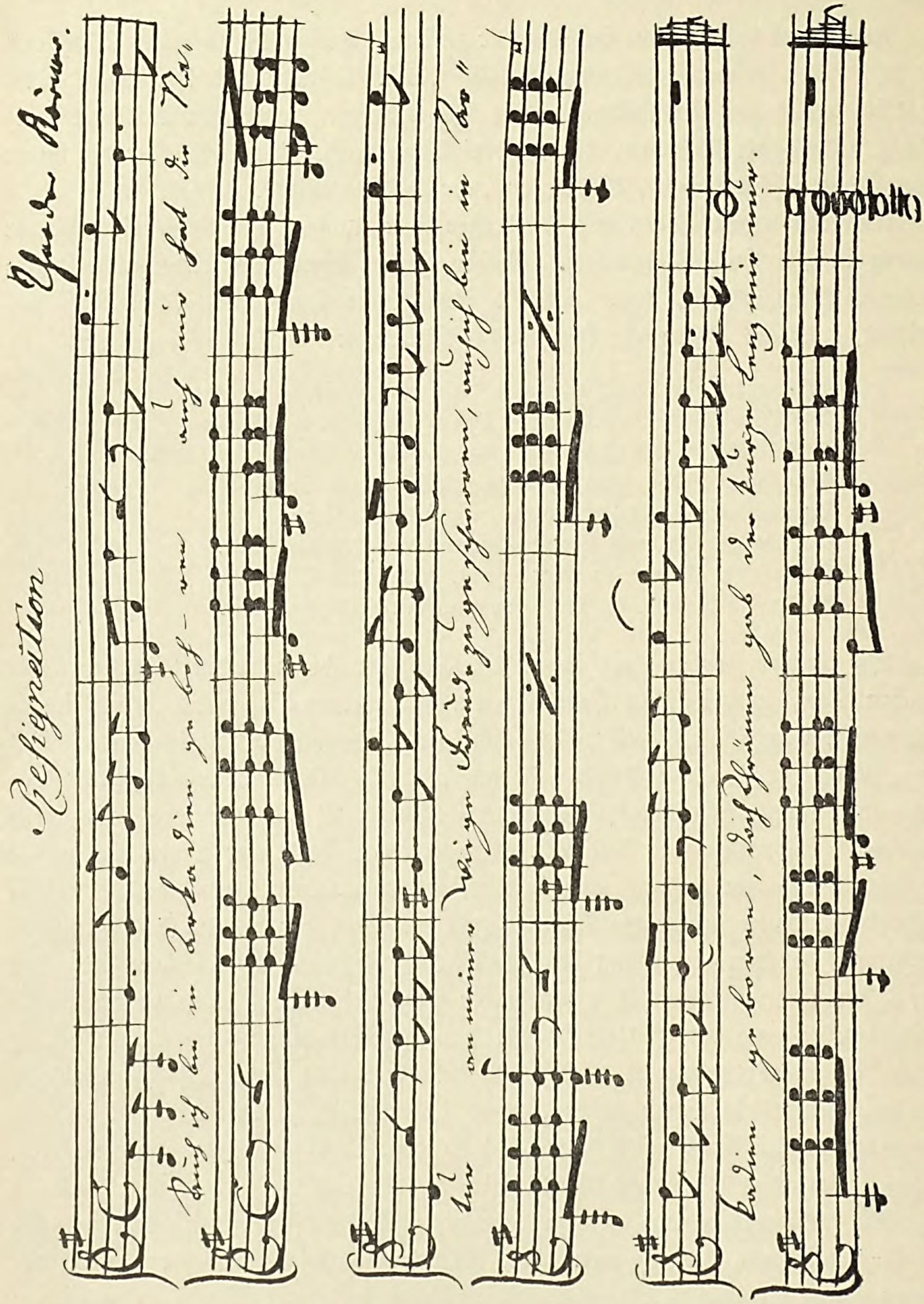
Zum Dank dafür sandte ihr Theodor zu ihrem Geburtstag Geßners „Idyllen" mit dem schon früher erwähnten Gedicht „Sal. Geßner. An Luise v. Funck", auf diese Weise den Empfindungen, die ihn bewegten, poetischen Ausdruck verleihend. Auch die Distichen, die er drei Tage vorher der Schwester zu ihrem Geburtstage geschenkt hatte, dichtete er „vor Luisens Bild".

Aus den letzten Tagen der Freiberger Zeit stammt auch noch ein anderer Eintrag in Theodors Stammbuch. Gustav Zedlitz, einer von seinen nicht inskribierten Studiengenossen, dem er selbst zunächst ein Sonett ins Stammbuch geschrieben, trug als Gegengabe folgende Distichen ein:

„Mit energischer Kraft ringen so viele nach Freiheit;
Manchem gelang es auch wohl, daß er die Fesseln zerbrach;
Doch, wem die Götter verliehen das herrlichste Kleinod der Künste,
Wer es im Busen bewahrt, edlen jungfräulichen Sinns:
Er nur vor allen besitzt, ruhig, in ewiger Klarheit
Da, wo chaotisch noch kämpft stürmend die strebende Kraft.
Frei ist der Dichter, er trägt reinen, beweglichen Sinnes,
Heilig, im Innern die Welt, schaffend mit göttlicher Kraft."

Wie immer, boten auch in diesem Semester die neuesten Litteraturwerke manchen Stoff zu brieflichen Erörterungen. So werden Baggesens „Klingklingel-Almanach", Claudius' „Poetik", Oehlenschlägers „Tagebuch der italienischen Reise" und „Hakon Jarl", Jean Pauls „Dämmerungen", Ritters „Nachgelassene Fragmente eines jungen Physikers", das Journal „Pantheon" und Winklers „Charaden-Almanach" besprochen und kritisiert. Für letzteren hatte der Vater ebenso wie für einen von Hartmann und Laun in Aussicht genommenen „Almanach für Weintrinker" den Sohn um einige Beiträge gebeten. Nach der Lektüre des spanischen „Rodrigo", der den Untergang des gotischen Königreiches in Spanien durch den Einfall der Mauren behandelt, empfiehlt er ihm, diesen Stoff vielleicht dramatisch zu behandeln; auch der „Erlkönig" dürfte nach seiner Ansicht als Unterlage für manche Dichtungen gebraucht werden können. Er selbst hat Lust, Beiträge für das von Perthes in Hamburg begründete „Neue deutsche Museum" zu liefern: eine derartige Zeitschrift müsse unterstützt werden, da es an einem Journal fehle, in das man etwas Wissenschaftliches einrücken könne.

Mit nicht geringerem Interesse verfolgt der Vater die musikalischen Uebungen und Kompositionen des Sohnes. Wie Theodor selbst damals zur Freude der Seinen einige Gedichte Schillers in Musik setzte und anderseits schon gegebenen musikalischen Stücken Texte unterlegte, so fand er selbst in Albert Gottlieb Methfessel (1784—1869), der, auf Kosten der Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt



Komposition Theodor Körners (vgl. auch S. 204).

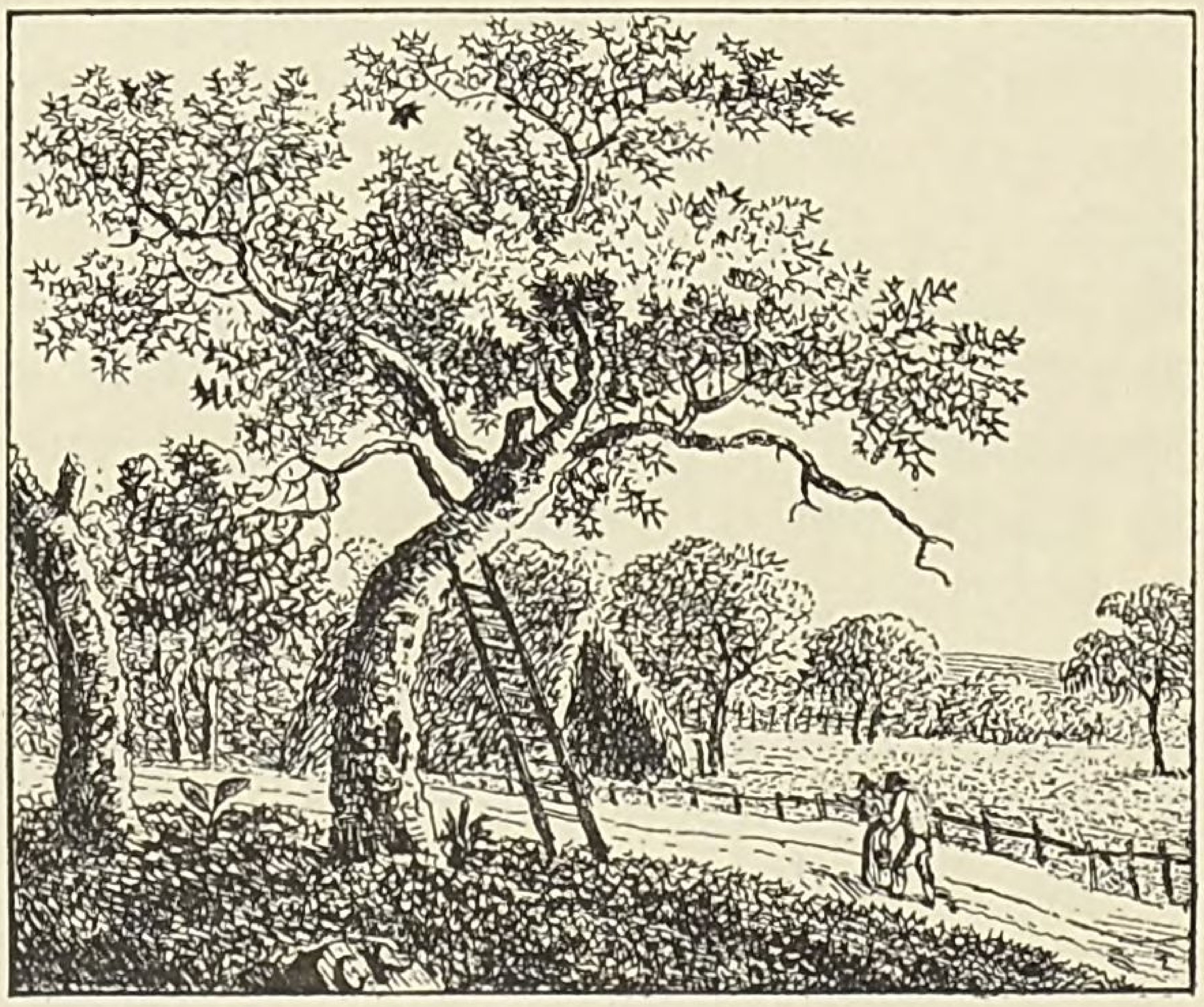
in Dresden ausgebildet, damals in der sächsischen Hauptstadt lebte, aber bald darauf nach Rudolstadt übersiedelte, einen geschickten Komponisten für einzelne seiner Lieder. Der Vater, der die Kompositionen als recht glückliche bezeichnete, bedauerte das Scheiden Methfessels, mit dem er ziemlich oft zusammengekommen war, auf das lebhafteste. Einen würdigen Ersatz fand er in dem alsdann nach Dresden berufenen, erst fünfundzwanzig Jahre alten Kapellmeister Morlacchi.

Eine neue Bekanntschaft angenehmer Art wurde für das Körnersche Haus der in jener Zeit zum Kabinettsminister berufene Fr. Chr. Ludw. Senfft v. Pilsach, der sich alsbald „aller Herzen durch seine Herzlichkeit und durch die Höflichkeit gegen seine Untergebenen“ eroberte.

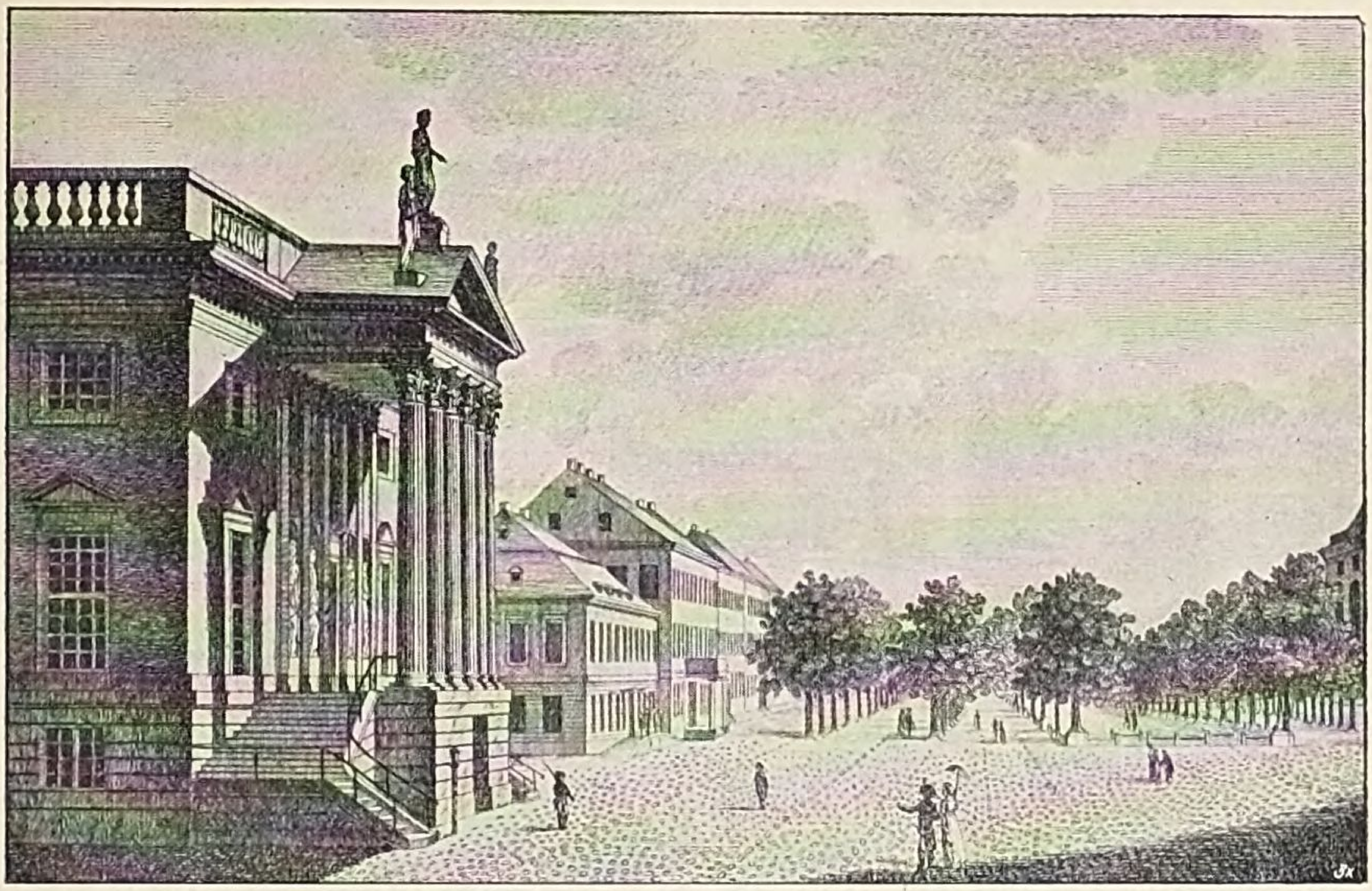
Trotz alledem fühlten sich Körners einsamer als sonst in Dresden. Viele ihrer besten Bekannten weilten nicht mehr bei ihnen; aus Rücksicht auf die Mutter mußte auf manches Vergnügen verzichtet werden; der Karneval war ziemlich „freudenlos“, und fast mit einem Anflug von Neid blickte man auf Leipzig, wo man im Laufe des verflossenen Jahres so vergnügte Stunden verlebt hatte, wo Kunzes, Wendlers und manchmal auch Einsiedels miteinander verkehrten. Wohl fanden auch bei ihnen in Dresden musikalische und dramatische Aufführungen, bei denen namentlich Dora mitwirkte, statt; wohl weilte im Juni auch Zelter auf der Durchreise nach Teplitz vierzehn Tage in Dresden und erneuerte durch häufigen Verkehr in dem gastlichen Hause, wo ja Musik und Gesang heimisch waren, die vor Jahren angeknüpfte Freundschaft: aber überall fehlte der Sohn und Bruder, und gewiß war die Freude der Seinen groß, als dieser am 24. Juni schrieb: „Ihr Lieben! Hiermit erhaltet Ihr alle meine übrigen Sachen. Ich muß auch mein Bett mitschicken, weil am Sonntag die Geschworinn auszieht. Uechtritz geht mit mir. Besorgt ihm doch den Paß! — Uebrigens bin ich wieder kerngesund und freue mich sehr auf Karlsbad, wohin ich den Donnerstag abgehe und dann wahrscheinlich den Sonntag mit Euch eintreffen werde. — Au revoir in den Sieben Kurfürsten!“

War auch in dem letzten Semester nicht alles, was Theodor in Freiberg gethan, ganz nach dem Wunsche des Vaters gewesen: liebevoll und nachsichtig hatte er wie ein Freund die kleinen Vergehungen, die sich der Sohn hatte zu schulden kommen lassen, beurteilt und alles zum besten gekehrt. Ohne ein Wort des Tadels hatte er zweimal größere Geldsummen, das letzte Mal sogar ohne Wissen Minnas, der er Besorgnisse ersparen wollte, nach Freiberg gesandt: er wußte, was er an Theodor hatte; es war ihm Gewißheit, daß er nie Schaden leiden würde an seiner Seele, selbst wenn es noch schlimmer kommen sollte. „Ich bin stolz auf Dich, mein Kind,“ so hatte die Mutter in einem ihrer letzten Briefe an ihn geschrieben; „ich möchte Dich glänzen und fertig sehen. — Gott sei mit Dir, mein teures Leben!“ Und der Vater und die ganze Familie teilte diesen

Stolz: schied doch der Sohn, der trotz seiner ausgelassenen Fröhlichkeit während des zweijährigen Aufenthaltes in Freiberg „zu einer gewissen Ruhe und Besonnenheit“ gelangt war, ausgestattet mit den besten Zeugnissen und mit reichem Wissen von der Akademie, hatte er doch schon die ersten Stufen zu der steilen Höhe des Dichterruhmes in jugendlichem Alter erstiegen. Wenn auch die Saat, zu der in Freiberg der Same gelegt worden, nicht in jeder Beziehung fruchtbringend aufgehen sollte: jedenfalls konnten bei seinem Scheiden von der Stätte, wo er so viele neue Eindrücke empfangen, wo das Thor der Wissenschaft sich ihm herrlich aufgethan hatte, die Eltern, deren Liebe von Kindheit auf seinen „Pfad mit Blumen bestreuet“ hatte, mit Stolz und mit den frohesten Hoffnungen auf ihren Liebling, auf ihren „großen“ Sohn, schauen, der damals, in seiner reinen Frömmigkeit dankbar und wehmütig der auf der Akademie verlebten glücklichen Zeit gedenkend, folgende Worte auf ein Stammbuchblatt schrieb: „Giebt's mehr noch als einen Silberblick im Leben? Hier ist das Glück vergänglich wie der Tag — dort ist's ewig, wie die Liebe Gottes.“



Nach einer Radierung Th. Körners.



Die Straße Unter den Linden und das Opernhaus in Berlin, 1799.

V.

Theodor Körner in Leipzig und Berlin.

Am 29. Juni 1810 reisten Theodors Eltern, von Dora und Emma begleitet, nach Karlsbad ab. Goethe war schon dort eingetroffen, und ebenso hoffte man auch die Herzogin von Kurland bereits dort zu finden. Namentlich um dieser willen hatte der Vater gewünscht, daß Theodor seine Abreise von Freiberg beschleunigen möchte. Aber erst am 8. Juli passierte er nach dem Vermeldebuch des Königl. Grenzamtes Gottesgab die Landesgrenze. Bis Ende Juli verblieb er mit den Seinen in Karlsbad, ganz der schönen Natur und der Poesie lebend. Gar bald hatte er es auch hier wieder verstanden, sich allgemein, namentlich aber bei dem weiblichen Geschlechte, beliebt zu machen. Nach einem Eintrag in sein Stammbuch vom März 1811 muß er besonders zu Caroline Hoffmann, der jüngsten von den „drei sächsischen Grazien“, die damals in Karlsbad weilten, in freundschaftliche Beziehung getreten sein. Ihr zu Ehren dichtete er vielleicht schon damals, als sie Karlsbad wieder verlassen hatte, das vierstrophige Gedicht „Aus der Ferne“ mit dem Endreim „Caroline“, seiner tiefempfundenen Sehnsucht nach dem schönen Mädchen bewegte Worte verleihend; ihr überließ er auch sein Stammbuch, in welches sie folgende Zeilen eintrug:

Wisse, daß die Gunst der Musen
Unvergängliches verheißt,
Den Gehalt im reinen Busen
Und die schöne Form im Geist.

Geschrieben von Ihrer Freundin
Altenburg im März 1811. Caroline Hoffmann.

Noch eine Reihe anderer Dichtungen Theodors stammt aus jener Zeit seines Karlsbader Aufenthaltes. Im Mittelpunkte der meisten steht die Herzogin Dorothea. Diese war ihrer jüngsten Tochter, die sich mit dem Grafen Talleyrand-Périgord verheiratet hatte, nach Paris gefolgt. Schon bei ihrem Scheiden aus Deutschland hatte Theodor ihr zu Ehren das Lied „Des Sängers Abschied von der Fürstin" gedichtet, in dessen Schlußstrophe er seine hohe Gönnerin gebeten, in der Fremde nicht „der alten deutschen Liebe", auch nicht der treu in Lust und Schmerz zu ihr stehenden Freunde zu vergessen. Jetzt, wo sie etwas später, als sie ursprünglich gewollt, nach dem geliebten Vaterlande zurückkehrte, empfing sie der Dichter, der bereits in dem Sonett „Vom böhmischen Sitze" seine Sehnsucht nach der Fürstin ausgesprochen hatte, am 14. Juli mit folgenden Zeilen:

Froh begrüß' ich Dich mit meinem Liede,
Und Begeistrung glüht in meinem Blick;
Unsres Nordens schönste Blüte
Kehrt aus fremder Kaiserstadt zurück.

Festlicher mag dort der Morgen tagen,
Wo der neue Cäsar thront,
Nur dem Deutschen wird es nie behagen,
Wo nicht deutsche Treue wohnt.

Mag der Sieger streng gebietend walten,
Unsre Freiheit starb vor unserm Ruhm;
Doch was wir im Herzen still erhalten,
Ist ein schönres Heiligtum.

Unsre goldnen Tage sind entflogen,
Und die Gegenwart ist streng und wild;
Nur die Kunst blieb uns gewogen,
Und die Muse lächelt mild.

Prangt der Franke mit Trophäen,
Kühn erkämpft im Siegeslauf,
Stellt er prachtvoll in Museen
Fremder Länder Schätze auf:

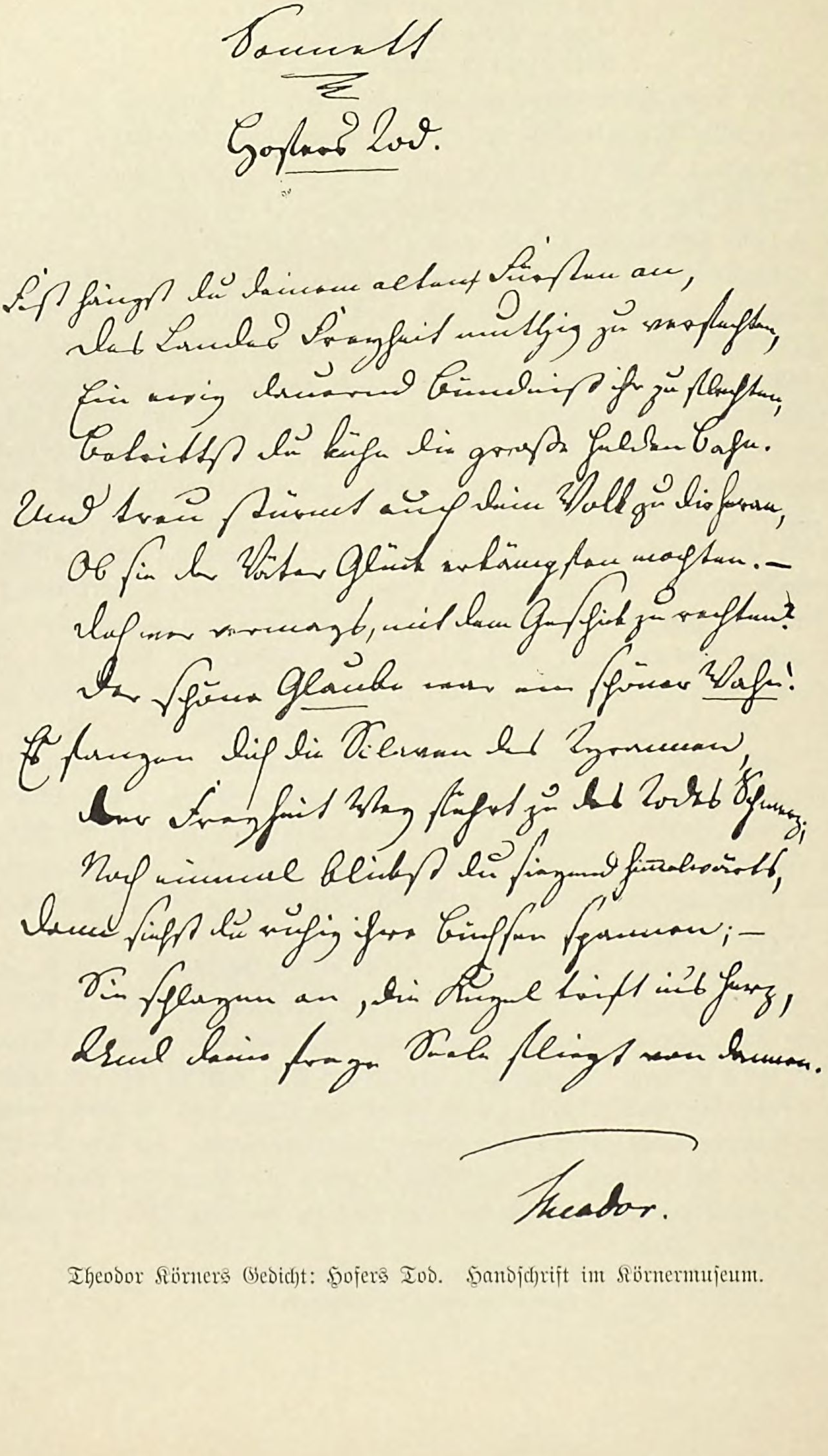
Nimmer werden wir's bestreiten;
Wechselnd ist des Tages Glück.
Eins nur mußten wir beneiden,
Und das Eine kehrt zu uns zurück!

Jenen Ruhm der Ares-Söhne,
Wir verschmerzen den Verlust;
Denn es lebt ja alles Schöne
Göttlich noch in deutscher Frauen Brust!

Nicht wegen seiner Form, sondern wegen seines Inhaltes ist das Gedicht hier mitgeteilt. Schon beginnt sich in dem jungen Dichter der Unmut über das auf Deutschland lastende, drückende Joch zu regen. Die goldenen Tage der Freiheit sind entflogen; die Gegenwart ist streng und wild; nur deutsche Kunst und deutsche Frauenliebe bestehen noch. Immer unerträglicher war der Stolz des fremden Eroberers geworden, immer dreister das Pochen auf seine Machtstellung; um so bedauerlicher aber auch, wenn sich Deutsche von dem ihn umstrahlenden Nimbus so blenden ließen, daß sie zu ihm fast wie zu einem Gotte aufschauten und sich in seinem Glanze zu sonnen suchten. Daß auch die Herzogin von Kurland zu diesen Abtrünnigen gehörte, schmerzte gewiß zunächst den Vater Theodors nicht wenig, und wohl mag er den Sohn auf das Verwerfliche eines so undeutschen Benehmens hingewiesen haben. In des Jünglings Brust fangen die Worte und Anschauungen des Vaters jetzt an zu wirken; daher die Freude, als sich die Herzogin dem fremden Einflusse wieder entzogen hat und Deutschland zurückgeschenkt ist. Mächtig spricht sich denn auch die erwachende patriotische Begeisterung in zwei Gedichten Theodors aus, die ebenfalls damals entstanden sind. Im tiefsten Innern erregt durch das tragische Geschick und Ende des todesmutigen, volkstümlichen Anführers der Tiroler im Volkskampf von 1809 verfaßte er am 19. Juli Andreas Hofer zu Ehren ein Sonett, dem er die Ueberschrift gab „Tod eines freien Mannes". Später wurde es unter dem Titel „Andreas Hofers Tod" von dem Vater der Aufnahme in „Leyer und Schwert" für würdig befunden. Atmet darin doch schon etwas von dem Geiste der Freiheit und Empörung über „die Sklaven des Tyrannen". Noch ahnte der Sänger nicht, welche Bedeutung die Worte: „Der Freiheit Weg führt zu des Todes Schmerz" nur allzubald auch für ihn selbst gewinnen sollten.

Auch das zweite in „Leyer und Schwert" stehende Gedicht fällt in eben jene Zeit. Angeregt durch die nicht weit von Karlsbad im Parke zu Dallwitz mächtig sich erhebenden Eichen, deren stärkste, die nach ihm benannte „Körner-Eiche", einen Umfang von etwa 900 Centimetern hat, verfaßte Theodor damals das vierstrophige Gedicht „Die Eichen". Auch aus ihm spricht die immer machtvoller hervorbrechende vaterländische Begeisterung, verbunden mit dem dumpfen Gefühl über die Schmach, die Deutschland angethan ist. Unter den Zweigen der himmelanstrebenden Bäume wird ihm das Herz so voll und kühn; sie mahnen ihn an bessere Zeiten,

Wo in freudig kühner Todesweihe
Bürger ihre Staaten festgebaut.



Sonett

Hofers Tod.

Treu hingst du deinem alten Fürsten an,
Des Landes Freyheit muthig zu verfechten,
Ein ewig dauernd Bündniß ihr zu flechten,
Betratst du kühn die große Heldenbahn.
Und treu stürmt auch dein Volk zu dir heran,
Ob sie der Väter Glück erkämpfen möchten. —
Doch wer vermag's, mit dem Geschick zu rechten?
Der schöne Glaube war ein schöner Wahn!
Es fingen dich die Diener des Tyrannen,
Der Freyheit Weg führt zu des Todes Schmerz;
Noch einmal blickst du sinnend himmelwärts,
Dann siehst du ruhig ihre Büchsen spannen; —
Sie schlagen an, die Kugel trifft ins Herz,
Und deine freye Seele fliegt von dannen.

Theodor.

Theodor Körners Gedicht: Hofers Tod. Handschrift im Körnermuseum.

Doch wehmutsvoll-entsagend schließt er:

Ach, was hilft's, daß ich den Schmerz erneue?
Sind doch alle diesem Schmerz vertraut!
Deutsches Volk, du herrlichstes von allen,
Deine Eichen stehn, Du bist gefallen!

Nicht als Sachse, nein, als Deutscher fühlt sich Theodor schon damals; das Unglück Deutschlands veranlaßt ihn zu dem stimmungsvollen Gedicht; und wenn auch danach diese patriotische Begeisterung wieder zu schwinden scheint: der Funke ist da, und fortglimmend unter der Asche bedarf er nur eines leisen Hauches, um ihn zur hellen Flamme emporlodern zu lassen.

Endlich gehören in jene Zeit noch drei andere poetische Herzensergüsse Theodors: „Im Dorotheen-Tempel", „Abschied vom Dorotheen-Tempel" und ein Rätsel mit der Lösung „Dorothea", Dichtungen, die wieder von der Verehrung Theodors für die Herzogin von Kurland und für die Freude zeugen, die er darüber empfand, daß es ihm vergönnt war, in ihrer Nähe zu weilen und ihren Umgang zu genießen.

Der Aufenthalt in Karlsbad verfloß der Körnerschen Familie sehr schnell. Die „wunderschönen Spaziergänge" boten reiche Abwechslung, und gerade in diesem Jahre war die Gesellschaft daselbst äußerst interessant. Die Mutter und Tante gingen auf ärztliche Anordnung nicht an den Brunnen, desto häufiger aber Emma, die sich in der Regel an die Gräfin Dohna oder an die Generalin Lestocq anschloß. Der General hatte „durch sein interessantes, militärisches Aeußere und sein liebenswürdiges Benehmen" bald die ganze Badewelt erobert. Am wenigsten befriedigt waren Körners von Goethe. Emma schreibt darüber am 20. November an Onkel B. Weber: „Goethe war auch in Karlsbad; und ich war äußerst begierig, ihn nach mehreren Jahren wieder zu sehen. Die erste Zusammenkunft mit ihm entzückte mich indessen nicht, da er immer etwas Steifes hat, ehe man genauer mit ihm bekannt wird; und obgleich er meine Eltern doch nun schon so lange kennt, konnten wir es doch während unseres ganzen Aufenthaltes in Karlsbad nicht dahin bringen, mit ihm auf einen zutraulichen Ton zu kommen." Auch die von Körner geplante Besprechung mit ihm über Schillers Werke und Biographie hatte nur ein negatives Resultat. Wohl fand er bei dem großen Dichter Wärme für den verstorbenen Freund, aber keine Neigung, sich mit der Herausgabe seiner Werke zu befassen; auch zur Fortsetzung des „Demetrius", den Charlotte ihm zugestellt hatte, zeigte er keine Lust. „Auf meinen Vorschlag," so schrieb Körner am 5. August an Charlotte, „daß ich bei der Herausgabe der Werke alles Mühsame besorgen wollte, und er nur die Direktion des Ganzen übernehmen möchte, erwiderte er, daß dies sehr thunlich sein würde, wenn wir an einem Orte wohnten; aber durch Briefe lasse es sich nicht machen. Weiter bin ich nicht mit ihm ge-

kommen und habe mir bloß vorbehalten, ihm noch den Plan zur Billigung vorzulegen. Den Aufsatz über Schillers schriftstellerische Eigentümlichkeit lehnte er unter der Aeußerung ab, daß ihn dies zu weit führen und zu viel Zeit kosten würde, die er jetzt zu mehreren angestrengten Arbeiten nötig habe."

Ende Juli traten Körners die Rückreise nach Dresden an; nach kurzer Rast in Teplitz reisten sie „ohne alle unangenehmen Zufälle und bei größtenteils günstigem Wetter" am folgenden Tage weiter und langten am 27. Juli nach fünf Uhr glücklich in Dresden an. Sehnlichst aber war Körner schon von dem geheimen Konsilium erwartet worden; mehrere vortragende Räte waren längere Zeit auf Urlaub gewesen, und so gab es Arbeit in Fülle.

Auch Theodor brach bald nach der Abreise seiner Eltern von Karlsbad auf nach Leipzig. „In Karlsbad," so schrieb er bald darauf an seinen Freund Schmid in Freiberg, „habe ich mich unendlich amüsiert. Denn schöne Frauen horchten gern auf meine Lieder, und meine Muse war gar freundlich und willig gestimmt. Ich bin recht fleißig gewesen, ob ich gleich nicht ans Geognosieren gedacht habe. Alles das erzähle ich Dir zu Michaeli mündlich in Deinen vier Pfählen. Die Herzogin war sehr liebreich gegen mich und hat mir eine sehr schöne goldne Uhr geschenkt."

„Mit der Guitarre auf dem Rücken", ein moderner Troubadour, zog Theodor in den ersten Tagen des August in Leipzig ein. In Reichels Garten bei Madame Becker nahm er vorläufig Wohnung. Gar bald fühlte er sich in der freundlichen Lindenstadt wohl und heimisch. Mehrere seiner Freiberger Freunde traf er hier wieder; neue Freundschaften wurden angeknüpft, und bald stand er, wohl bekannt, mitten in dem studentischen Leben und Treiben.

„Zu der Zeit," so schreibt der Vater in der Biographie des Sohnes, „da er in Leipzig eintraf, gab es dort unglückliche Verhältnisse unter den Studenten. Zwei Parteien standen mit großer Erbitterung einander gegenüber, und Körner konnte dabei nicht neutral bleiben. Er entschied sich nach eigener Ansicht und nach früheren, schon in Freiberg angeknüpften Verbindungen. Zu den Renommisten gehörte er nicht; aber seine Phantasie erhöhte für ihn den eigentümlichen Reiz des Studentenlebens. Er suchte indes mit ziemlichem Erfolg das Ungleichartige zu vereinigen. Mit Geschichte und Philosophie beschäftigte er sich ernstlich, widmete mehrere Stunden der Anatomie, wurde Mitglied einer ästhetischen Gesellschaft und der Makaria, einer Verbindung zu Geistesarbeiten und geselligem Vergnügen, errichtete einen Dichterklub, war in den angesehensten Häusern wohl aufgenommen und galt zugleich in dem Kreise lebensfroher Jünglinge, die durch den Druck der bürgerlichen Verhältnisse noch nicht gebeugt waren, für einen tüchtigen Kameraden."

Der unter der damaligen Leipziger Studentenschaft herrschende Zwist, von

dem der Vater spricht, war nach und nach entstanden durch die im Jahre 1807 an Stelle der bisherigen sog. Orden erfolgte Stiftung der beiden Landsmannschaften Thuringia und Lusatia. Diese Verbindungen, anfangs auch Kränzchen genannt, hatten zunächst nur die systematische Ausbildung eines geordneten spezifischen Studentenlebens und die Gründung eines nur für ihre Mitglieder geltenden Comments im Auge. Allmählich aber entwickelte sich daneben der Wunsch, in Leipzig überhaupt den Ton anzugeben, zu herrschen und mit einer gewissen Keckheit auch von den Unbeteiligten eine Anerkennung und Befolgung der von ihnen aufgestellten Normen zu verlangen. Wenn nun auch im großen und ganzen die Leipziger Studentenschaft sich mit der Neuregelung des akademischen Lebens einverstanden erklärte und sich ohne Widerrede auch manchen immerhin sonderlichen Bestimmungen fügte: entschieden Front dagegen machte die mächtige, wenn auch kleine Partei der Adligen, namentlich, als man bei Beginn des Wintersemesters 1810 auch von ihnen eine Unterwerfung unter den Comment der Landsmannschaften forderte; andernfalls sollten sie verurteilt sein, ein obskures Leben zu führen. Dies Verlangen war um so befremdlicher, als gerade die Adligen bisher gewohnt gewesen waren, namentlich in Professorenkreisen, den Ton anzugeben. Daß daraus sich höchst unerquickliche Verhältnisse entwickeln mußten, war vorauszusehen.

Kaum ist Theodor, der noch von Freiberg her in mehrere studentische Händel verwickelt war, in Leipzig angekommen, da wirkt die alte Burschenfreiheit, von der er auf der Bergakademie nur ein schwaches Abbild gesehen hatte, mächtig auf ihn; höher schlägt sein Herz für den Burschen von echtem Schrot und Korn und für alle Reize und Ideale des freien, sich über alle Schranken hinwegsetzenden Musensohnes. Bald ist er Mitglied der Thuringia. „Eine schwarze Tuchmütze," so schildert Förster sein damaliges Auftreten, „mit schwarz-rot-weißem Band und Troddeln, in der einen Hand eine Tabakspfeife mit Quasten derselben Farben, in der andern einen armstarken Ziegenhainer: so schritt er am Arme eines Freundes auf dem breiten Stein einher und machte mit scharfem Ellenbogen sich eine freie Gasse. Er war von schlanker Gestalt, maß 5 Fuß 8 Zoll, behend in jeder Bewegung, im Gang wie beim Sprechen." Warm schlägt sein Herz für die Thuringia, und mit Feuereifer genügt er je länger desto mehr allen Anforderungen seiner Verbindung, um schließlich ihr Vertreter und Vorkämpfer zu werden.

Mit den besten Vorsätzen hatte er die neue Universität bezogen. Noch rechtzeitig genug war er dort eingetroffen, um noch einige Vorlesungen zu besuchen. Auch die Naturwissenschaft, der er sich vor Jahresfrist mit Begeisterung gewidmet, hatte ihren Reiz für ihn wieder verloren; immer mehr hatte er die Poesie als seinen eigentlichen, wahren Beruf erkannt: in ihr die höchste Staffel des Ruhmes zu erreichen, schien ihm das einzig erstrebenswerte Ziel. Die Wissenschaften, die

auf den Universitäten gelehrt wurden, sollten ihm nunmehr nur noch den Stoff für seine Dichtungen bequemer vermitteln, und dazu schienen ihm Geschichte und Philosophie geeigneter als Naturwissenschaften und Mathematik. Der Vater, der erst später von diesem Wechsel des Studiums Kunde erhielt, war damit einverstanden und ging ihm auch jetzt wieder mit Vorschlägen an die Hand; ganz besonders aber erfreut war er über eine damals in Aussicht genommene Berufung des berühmten Göttinger Historikers Heeren nach Leipzig, der den Sohn gewiß „für die Geschichte erobern“ würde.

Zunächst aber scheint wenig aus dem Besuch der Vorlesungen geworden zu sein, und auch die auf das Wintersemester sich beziehenden Worte des Vaters, nach denen sich Theodor in Leipzig ernstlich mit Philosophie und Geschichte beschäftigte, wird man nicht allzu ernst nehmen dürfen. Zum Glück sollte ja das tolle Leben, das Theodor eben in Leipzig geführt, von keinen nachteiligen Folgen für seine weitere Entwickelung begleitet sein, und gewiß wird jeder den Vater verstehen, der in der Biographie seines Sohnes alles von ihm fernzuhalten sucht, was irgendwie einen Schatten auf dessen meist vom hellsten Sonnenlicht beschienene Leben werfen könnte. Daher auch die Kürze, mit der er über die Leipziger Zeit Theodors hinweggeht. Wir dagegen müssen auch hier alles zu erforschen und zu enthüllen suchen, was uns über das damalige Leben und Treiben des jugendlichen Dichters überliefert ist. Denn auch Theodor war ein Mensch, mit Mängeln und Fehlern behaftet; auch er mußte durch die Schule des Lebens geläutert werden, um dann, allerdings mit ungewöhnlicher Schnelligkeit, emporzusteigen zu der Idealgestalt, als die er jetzt unvergänglich dem deutschen Volke vor Augen steht.

Noch in andrer Weise zeigten sich die guten Vorsätze, die Theodor nach Leipzig mitgebracht hatte. Er war drei ästhetischen Gesellschaften beigetreten, von denen die eine aus lauter Dichtern bestand. Auf diese Weise also hoffte er gewissermaßen dem ungebundenen Burschenleben ein Gegengewicht geben, sein Talent fördern, in seinem Berufe aber weiter arbeiten zu können. Indes sollte er gar bald dieselbe Erfahrung wie bei den Vorlesungen machen: eine Vereinigung seiner Interessen für diese ästhetischen Zirkel und die Thuringia war auf die Dauer unmöglich, namentlich als bei Beginn des Wintersemesters das Leben in der Landsmannschaft ein so ungemein erregtes wurde.

Von den drei Vereinen, deren Mitglied Theodor bald nach seiner Ankunft in Leipzig war, bezeichnet der Vater, wie schon vorher erwähnt, den einen nicht näher: auch er spricht gleich dem Sohne nur von einer ästhetischen Gesellschaft. Der zweite Verein war ein von Theodor selbst ins Leben gerufener Dichterklub. Am 22. August schrieb der Vater darüber an den Sohn: „Zu Deinem Dichterklub wünsche ich Dir Glück und wundere mich, wie Du schon fünf Mitglieder

zusammengebracht hast. Dippold (der damals Privatdocent in Leipzig war) ist wohl auch dabei." Neun Tage später bittet er ihn, er möchte ihm doch etwas von den Produkten seines Dichterklubs, besonders sein Bundeslied schicken. Ob dieser Bitte willfahrt wurde, ist ungewiß, wie überhaupt in der Folgezeit von diesem Verein nirgends weiter die Rede ist. Jedenfalls aber dichtete Theodor für den Klub eine Reihe epischer und lyrischer Gedichte, von denen der Vater in einem Briefe vom 2. Oktober einen Teil erwähnt und kurz kritisiert. Es sind folgende: „Die heilige Dorothea", „St. Medardus", „Die vier Schwestern", „Der Jüngling und der Bach", „Der Teufel in Salamanka", „Wehmut der Liebe", „Wiegenlied" und „Die Trauerkantate in der Küche". Dazu kommt die am 17. August vollendete Ballade „Die Schlacht am Wülfesholze", zu der Schmid ihm das Süjet gegeben hatte. Der Vater spendet den meisten dieser Gedichte seinen ungeteilten Beifall; namentlich lobt er, daß der Sohn immer mehr das Manierierte zu vermeiden suche, da es auch nach seiner Ansicht eine höhere Stufe der Kunst sei, wenn die Form der Behandlung rein aus der Liebe zum Objekte hervorgehe, und nichts Persönliches sich einmische; freilich bleibe eine Klippe auch hier zu vermeiden: Geringschätzung gegen poetische Pracht führe nämlich leicht, wie dies u. a. manchmal selbst bei Goethe der Fall sei, zu einer gewissen Härte und Geringschätzung in Sprache und Versifikation, die mehr bequem als charakteristisch sei. Durch den größeren Teil dieser Gedichte geht ein ernster, elegischer Zug, der in einem merkwürdigen Kontrast steht zu dem Leben in der Thuringia; aber Theodor besaß eben die Fähigkeit, Ungleichartiges mit ziemlichem Erfolg zu vereinigen, und gewiß verlangten die ästhetischen Gesellschaften ernstes Streben und Vertiefung in sittliche Motive.



Theod. Körners Silhouette als Student. Original im Körnermuseum.

Dem dritten Vereine zu Geistesarbeiten und geselligem Vergnügen, der Makaria, gehörte Theodor nicht lange an; bald erschienen ihm diese „Schäfer an der Pleiße" zu philisterhaft. Höchst wahrscheinlich schwärmten die Makaristen für die „Poeten der romantischen Schule und die von den Romantikern mit Vorliebe vertretenen südländischen Dichter". Bestätigt wird diese Annahme einmal durch einen von Theodor am 9. November in der Makaria vorgelesenen Aufsatz „Ueber das Geisterwesen als Stoff des Dichters", sowie durch ein Gedicht, das er für den 28. Februar 1811 zum Stiftungsfeste des Bundes verfaßte. Denn auch nach seinem Scheiden aus der Verbindung scheinen ihm die Mitglieder eine dankbare Erinnerung bewahrt, ja sogar das Stiftungsfest zum teil auf

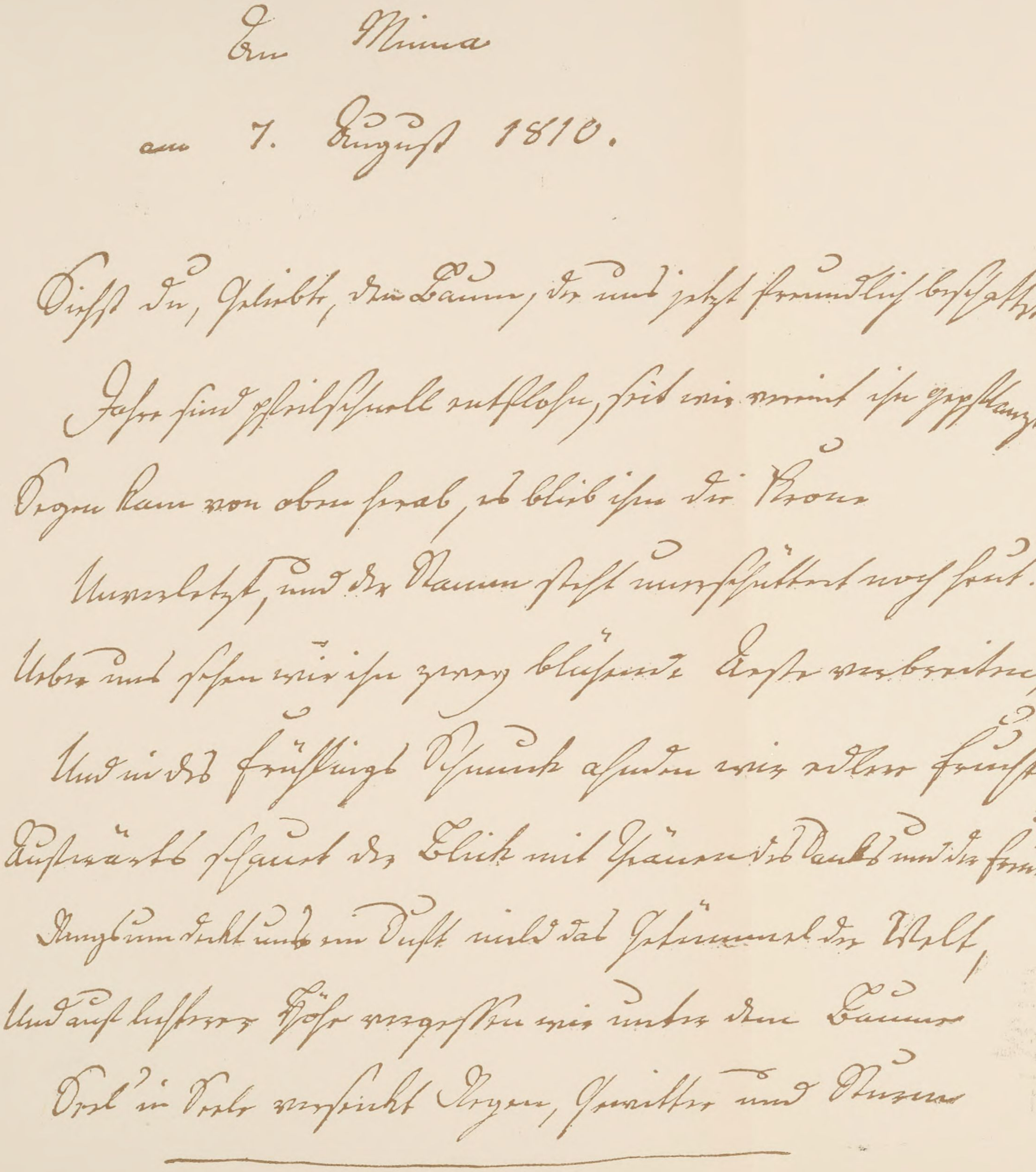
seiner Stube in Gerlachs Haus vier Treppen hoch gefeiert zu haben, wie aus dem allerdings etwas ironisch-humoristisch gehaltenen Gedichte hervorgeht.

Etwa bis zum 20. September blieb Theodor in Leipzig und lebte so ganz den Vereinen, denen er angehörte, daß er darüber die Seinen in Dresden etwas vergaß. Die Mutter ermahnt ihn daher schriftlich, in seinen Briefen „mehr parlenter" zu sein. Für den 18. September dichtete er zu Ehren der feierlichen Disputation eines seiner Freunde, des Freiherrn Gustav v. Biedermann, ein vierstrophiges Gedicht. Die fünfundzwanzig unterzeichneten „frohen Gesellen in Ernst und Pflicht", zu denen eben auch Theodor gehört, bildeten vielleicht die Mitglieder der Makaria oder des anderen, sonst nicht näher bezeichneten ästhetischen Klubs.

In Dresden hatten inzwischen am 7. August die Eltern das Jubelfest der silbernen Hochzeit gefeiert. Der Vater hatte zu Ehren des Tages, an dem er vor fünfundzwanzig Jahren seine geliebte Minna zum Altar geführt, der Gattin die nebenstehenden Verse gewidmet, die, getragen von dem herzlichsten Dankgefühl, glückliche Zufriedenheit und selige Hoffnung auf die Zukunft atmen.

Minna gab ihrer damaligen Stimmung in einem Briefe an den Sohn folgenden schlichten Ausdruck: „Wie glücklich war ich! eine Reihe von fünfundzwanzig Jahren mit Deinem geliebten Vater durchlebt zu haben und beim Rückblick das Gute so überwiegend zu finden! Möchtet Ihr einst uns gleich glücklich sein!" Theodor hatte zu dem Feste ein „Andenken" geschickt. Den Mittag verlebte die Familie allein; abends aber wurde sie in der Singstunde durch eine Reihe musikalisch veranlagter Hausfreunde mit einem von Th. Winkler verfaßten Festgedicht überrascht, das nach des Vaters Bericht zwar nicht viel bedeutete, aber ihm doch durch die gute Meinung der Unternehmer Freude machte; gesungen wurde es nach einer weniger bekannten Melodie von Schillers Lied „An die Freude".

Die nächste Woche, in welche der Geburtstag Napoleons fiel, brachte manche Aufregung. Zu Ehren des Kaisers wurden auch in Dresden große Festlichkeiten veranstaltet. Schon am 14. August fand zur Vorfeier bei dem Minister von Senfft auf dessen in der Nähe von Dresden gelegenem Landsitz Tolkewitz ein Ball, verbunden mit Feuerwerk, statt. Von acht bis elf Uhr wohnten Körners dem Feste bei; aus Rücksicht auf die Mutter, die sich sehr wohl befand, aber sich doch auch nicht zu viel zumuten durfte, fuhr man beizeiten nach Hause, zumal da ja die Hauptkräfte für den folgenden Tag, der durch einen großartigen Ball bei dem Gesandten Bourgoing festlich begangen wurde, aufgespart werden mußten. In einem längeren Briefe schildert Emma ihrem Bruder den Verlauf dieser Feier, die bis vier Uhr dauerte; unter den jungen Damen, die gewiß Theodor interessierten, führt sie bei dieser Gelegenheit Fräulein v. Buchholz, die Tochter des



An Minna
am 7. August 1810.

Siehst du, Geliebte, den Baum, der uns jetzt freundlich beschattet.
Jahre sind [illegible] entflohn, seit wir vereint ihn gepflanzt
Regen kam von oben herab, es blieb ihm die Krone
Unverletzt, und der Stamm steht unerschüttert noch fest.
Ueber uns sehen wir ihn zwey blühende Aeste verbreiten,
Und in des Frühlings Schmuck ahnden wir edlere Frucht.
Aufwärts schaut der Blick mit Vertrauen des Danks und der Freude,
Ringsum deckt uns ein Duft milde das Getümmel der Welt,
Und auf heiterer Höhe vergessen wir unter dem Baume
Tief in Thale versinkt Regen, Gewitter und Sturm

Dr. Chn. Gottfr. Körners Gedicht an Minna Körner zur silbernen Hochzeit am 7. August 1810.
Original im Körnermuseum.

Zu Körner I, S. 238.

damaligen preußischen Gesandten, Luise v. Sahr und Marianne v. Zeschau auf. Die Mutter überstand alles glücklich. Zwei Tage später machte der Vater ein musikalisches Diner beim Grafen Hatzfeld mit, wo er Gelegenheit fand, mit Morlacchi genauer bekannt zu werden und ihn immer mehr schätzen zu lernen. Denn Gesang und Musik interessierten Körner noch immer auf das lebhafteste, und aufs eifrigste wurden in seinem Hause die Uebungen fortgesetzt. Zu seiner Freude traf damals Zelter, den er auf der Rückreise von Karlsbad schon kurz in Teplitz gesprochen, wieder in Dresden ein und wohnte auch einer Singstunde im Körnerschen Hause bei. Leider aber verstand es Zelter damals nicht, angenehme Empfindungen in Körner zu erwecken. Im allgemeinen zeigte er sich sehr vornehm und herablassend. „Ich habe," so schrieb der Vater am 31. August an den Sohn, „keine Komplimente erwartet; aber es hätte mir wohlgefallen, wenn er Weinligen, von dem wir ein schätzbares Produkt aufführten, etwas Artiges gesagt hätte."

Bedeutsamer war das Eintreffen Goethes am Abend des 16. Septembers. Zehn Tage blieb er in Dresden, und jetzt wurde das ehemalige freundschaftliche Verhältnis zwischen ihm und Körner erneuert. „Goethe sehe ich oft," so schrieb der Vater am 22. September an Theodor, „er ist sehr heiter und mitteilend, hat viel Freude an den Gemälden der Emma und dringt in uns, mit Dir künftiges Jahr nach Weimar zu kommen und bei ihm zu wohnen." Aehnlich lautet Emmas Bericht: „Goethe wird den Sonntag Abend bei uns zubringen und noch einige Freunde; er wünschte gern auch einige von unseren Geschäftsmenschen kennen zu lernen. Uebrigens ist er ganz umgetauscht gegen Karlsbad, und Du würdest ihn nicht wiedererkennen; er ist lebhaft und unbefangen und dadurch sehr genießbar." Diesen Bericht gewissermaßen ergänzend und weiter ausführend, schreibt der Vater am 28. September an den Sohn: „Mit Goethen waren bei uns Geh. Finanzrat Zezschwitz, Präsident Ferber nebst Gattinnen, Thielmann, Vieth, Vetter Einsiedel; Schönbergs waren verhindert. Hartmann, der wieder hier ist, hätte ich nebst der Seidelmann gern dazu gebeten; aber ich getraute mir's nicht wegen des Aufsatzes über die Weimarische Ausstellung. Gleichwohl waren den Tag darauf bei Thielmanns Goethe und Hartmann im schönsten Vernehmen. Goethe war bei uns sehr gesprächig und glänzend, ebenso bei Thielmann, wo der Oberhofprediger und Just waren, mit dem Goethe sehr wenig sprach. Montags früh war ich mit Goethen bei dem Baron Block. Die Edelsteinsammlung schien Goethen sehr zu interessieren. Mir scheint sie von großem Wert zu sein, und ich begreife kaum, wie Block dazu kommen konnte. Dienstags abends war Goethe noch in der Singübung, und Mittwochs früh war seine Abreise bestimmt über Freiberg und Löbichau, wo Du ihn vielleicht noch gesehen hast." Theodor, der damals in Löbichau weilte, muß daselbst mit Goethe, der sich freilich nur kurze Zeit bei der Herzogin aufhielt, zusammen getroffen sein; in den

den 21ten

Nimm meine herzlichsten Wünsche mein
Theurer Theodor, zu deinem Geburtstag, den
wir leider nicht mit sammt mit dir war,
ganz feiern können, die Tante ist die
einzige von uns welche die Freude hat dich
diesen Tag zu sehen, und ich gäbe viel
darum wenn ich mich auch einige Stunden
nach Löbichau versetzen könnte. Mit den
kleinen Fatzsachen welche du unter unsern
Gaben finden wirst bitte ich dich deine
Uhr zu schmücken, sie kommen von deiner
Schwester. Du wirst deinen Geburtstag
in Löbichau gewiß recht froh feiern,
und dann gedenke auch mein theuren

Brief Emma Körners an Theodor Körner zum 19. Geburtstage.
Handschrift im Körnermuseum.

Theodor wie wir Deiner mit herzlicher Liebe gedenken werden. Göthe wird den Sonntag Abend bey uns zubringen und nach einiger Stunde, er wünschte gern auch einige von unseren Gesellschaft(?) manchen kennen zu lernen. Überhaupt ist er ganz umgewandelt(?) gegen Carlsbad, und der wir dort ihn nicht(?) wiedererkennen, er ist lebhaft und über(?) sprechend(?), und dadurch sehr geniessbar(?).

Lebe wohl mein Theodor, die herzlichsten Grüsse an die Herzogin.

Ewig Deine Emma.

Briefen wird allerdings von einer Begegnung nichts erwähnt; wohl aber erhielt er bald darauf von Goethe eine Einladung nach Weimar, konnte ihr aber nicht folgen.

Etwas früher als Goethe war, sehnlichst von Körner erwartet, endlich auch Schleiermacher zusammen mit Henriette Herz in Dresden eingetroffen. Alsbald meldete der Vater dem Sohne am 11. September: „Schleiermacher habe ich kennen gelernt, aber noch nicht allein gesprochen. Sein Aeußeres zeugt für Verstand und Lebensklugkeit, aber fast mehr für Schalkheit als für Enthusiasmus. — Friedrich sollte mit Schleiermacher bei uns essen, nahm die Einladung halb an, ließ es aber nachher wieder absagen. Wer weiß, welchen Franzosen er bei uns vermutet hat? Hartmann ist noch nicht da, und unter den hiesigen Gelehrten hatte ich keinen Bekannten, den ich Schleiermacher hätte produzieren können." Darnach scheint die Einladung an den großen Theologen, der sich übrigens in Dresden vortrefflich gefiel, ganz unterblieben zu sein; wohl aber hatte Körner Gelegenheit, ihn predigen zu hören. Er fand sein Organ sehr einnehmend, seine Rede vortrefflich, äußerst einfach und anspruchslos, aber voll innerer Wärme und von einem edlen Geist beseelt. Endlich hatte er auch die Freude, ihn allein zu sprechen; er sah, wie Schleiermacher nach und nach das Verschlossene, das er hatte, ablegte, und gewann die Ueberzeugung, daß sie sich sehr nähern würden, wenn sie länger beisammen wären. Dies war freilich nicht möglich, da Schleiermacher mit dem Besehen der Stadt und ihrer Kunstsachen zu viel zu thun hatte. Nach einem sehr herzlichen Abschiede von Körner verließ er in dem letzten Dritteil des Septembers Dresden wieder, um nach Berlin zurückzukehren. Nur allzubald sollte der Vater Anlaß haben, im Interesse Theodors das Urteil und den Rat des neuen Freundes in Anspruch zu nehmen.

So verfloß der Sommer des Jahres 1810 der Familie Körner ungetrübt. Alles erfreute sich der besten Gesundheit; die politischen Verhältnisse boten augenblicklich keinen Grund zu ernsten Besorgnissen; der gesellschaftliche Verkehr brachte Abwechslung und Unterhaltung; der Sohn — so glaubte man wenigstens in Dresden, da er von seiner Zugehörigkeit zur Thuringia nichts geschrieben hatte — war in Leipzig gut geborgen und bereitete sich als Mitglied ästhetischer Verbindungen auf sein Studium für das Wintersemester vor. Der Vater hatte den Studienplan und die Tageseinteilung gebilligt, er gab sich neben seinem Berufe der Musik und Litteratur hin und tauschte mit dem Sohne schriftlich darüber seine Meinungen aus. Auf letzterem Gebiete ist es namentlich de la Motte Fouqué's damals erschienener dramatischer Cyclus „Der Held des Nordens", welcher die Sigurd- und Brunhildsage im Anschluß an die Edda behandelte. Körner nennt die Trilogie eine merkwürdige Erscheinung von großem poetischen Werte. Am besten gefällt ihm der erste und dritte Teil; in dem zweiten ist ihm der Stoff fast zu empörend, die Behandlung scheint ihm aber auch hier

kräftig und geistvoll. Das Drama veranlaßt ihn nun auch das Nibelungenlied selbst zu lesen; dann übersendet er Fouqués Dichtung dem Sohne und ist gespannt auf dessen Urteil. Als Theodor von dem Drama Kenntnis genommen, ist er so entzückt, daß er dem „Heldensänger des Nordens“ ein längeres Gedicht widmet, in dem er ihm dankt für den neuen Morgen, der in seiner Brust erwacht sei.

Seit solch Singen mich begeistert,
Zieht mich all der Seele Streben
Deiner starken Welt entgegen
Zu des Nordens lichtem Kreis.

Als Antwort übersandte ihm de la Motte Fouqué ebenfalls ein Gedicht, worin er seiner Liebe zu der nordischen Welt Ausdruck giebt und den jugendlichen Sänger auffordert, nun auch die Harfe zu nordischen Heldenliedern erklingen zu lassen. Nicht mindere Freude machen dem Vater Apels Dichtungen und Oehlenschlägers „Reisejournal“. Daneben gehen Urteile über musikalische Aufführungen in Dresden, namentlich über die Leistungen Morlacchis und Weinligs. Für letzteren bittet er den Sohn, doch den Text zu einem deutschen Oratorium zu liefern; als geeignete Themata schlägt er ihm vor „Noahs Opfer nach der Sündflut“ oder „Der Tempelbau nach dem babylonischen Gefängnis“ oder „Die Versammlungen der Jünger Christi und der heiligen Frauen nach der Auferstehung“; auch in der Geschichte der Makkabäer oder in den Oratorien Metastasios lasse sich vielleicht etwas Geeignetes finden: hauptsächlich komme es dabei darauf an, daß es nicht an Chören und mehrstimmigen Sachen fehle. Wenn nun Theodor auch den Wunsch des Vaters nicht ganz erfüllte, so lieferte er doch bald einige für die Musik bestimmte Stücke weltlichen Inhalts; ganz unberücksichtigt dagegen ließ er das damals ebenfalls an ihn vom Vater ergehende Ersuchen, er möge doch „Eduard und Veronika“ fortsetzen und vollenden: das Epos ist Fragment geblieben.

Im Interesse des Sohnes beschäftigt sich der Vater damals ebenfalls mit historischen Studien; er empfiehlt ihm geeignete Bücher und teilt ihm sein Urteil über einzelne Leipziger Professoren mit. Zugleich mahnt er ihn, doch ja auch die alten Bekannten und Verwandten, wie Kunzes, Wendlers und Endners, zu besuchen und darüber zu berichten. Daß Theodor dieser Weisung nachkam, zeigt der Brief des Vaters vom 31. August an ihn, in dem es heißt: „Es freut mich, daß Du Gelegenheit hast, Deine Abende in munteren Familienzirkeln angenehm zuzubringen. Ich habe erwartet, daß es Dir in Leipzig an Unterhaltung dieser Art nicht fehlen würde“. Anfangs nahm Theodor auch bei einem Dr. Appel Unterricht in der Diktion und im Schreiben; es galt, die Fehler in der Aussprache, die ihm als Obersachsen noch immer in gewissem Grade eigen waren, völlig abzulegen. Aber auch diese Stunden wurden nicht allzulange besucht, zumal schon Anfang September, nach Schluß der Vorlesungen, verschiedene Reisegedanken

den Schüler beschäftigten. Namentlich dachte er daran, den schon im vorigen Jahre geplanten Ausflug nach Weimar zu unternehmen. Der Vater riet davon ab, aus dem einfachen Grunde, weil alle die Personen, die Theodor eben dort besuchen wollte, damals in der Fremde weilten. So unterblieb denn die Reise; wohl aber war Theodor öfters, vielleicht in Sachen der Thuringia, jedenfalls wegen Duellangelegenheiten, in der ersten Hälfte des Monats von Leipzig abwesend, ohne daß die Seinen rechte Kunde von seinem jeweiligen Aufenthalte gehabt hätten. Am 20. September machte er sich nach Löbichau auf, um dort seinen Geburtstag zu verleben. Tante Dora war bereits am 1. September zu einem einmonatigen Besuche dorthin gereist. Die Briefe, die ihm zum 23. übersandt wurden, sind beredte Zeugnisse für die Gefühle und die Empfindungen, die an diesem Tage das Innere der Seinen bewegten. Der Vater schrieb: „Morgen, lieber Sohn, werden wir oft Deiner gedenken. Du hast wieder ein glückliches Jahr verlebt, manchen bedeutenden Fortschritt auf Deiner Laufbahn und uns manche Freude gemacht. Eine höhere Hand, der wir innigst danken, hat Dich vor Unfällen bewahrt und Dich die schönere Lebenszeit ungestört genießen lassen. Das neue Jahr wird Dich hoffentlich immer weiter bringen, ohne Dich altklug zu machen. Mitten im Rausche der Jugend wirst Du immer mehr Besonnenheit und Haltung gewinnen, um Dich zwar hinzugeben, aber nicht überwältigen zu lassen. Ein erweiterter Gesichtskreis wird Dir in der geistigen Welt neue Genüsse darbieten; neue Fähigkeiten werden sich in Dir entwickeln und Deine vorhandenen Kräfte sich immer mehr ausbilden." Der Mutter Brief lautet: „Daß der 23. ein lieber, beglückender Tag für Deine Eltern ist, hat Dir unsere Liebe für Dich, teurer Sohn, schon oft gesagt, und es ist ein schmerzliches Gefühl für uns, Dich diesen Tag nicht zu sehen — daß unsere Geister Dir nahe sein werden, geliebtes Kind, wird Deine Seele empfinden. Gott segne Dich! Bleibe so gut, wie Du jetzt warst, und wir sind die glücklichsten Eltern. — Die kleinen Geschenke zur Erinnerung des frohen Tages; verbrauche sie in den Gedanken der Liebe und Treue Deiner Mutter."

Aber nicht bloß die Angehörigen in der Fremde gedachten des Geburtstagskindes; auch Tante Dora und namentlich die Herzogin, die ja so sehr für ihren Theodor schwärmte und ihm schon so oft reiche Gaben gespendet hatte, ließen es nicht an Glückwünschen und Geschenken fehlen. In einem kleinen, der Herzogin gewidmeten Liede unter der Ueberschrift „Meiner gütigen Pate" giebt der Dichter in launiger Weise seinen Gefühlen Ausdruck:

„Das neugeborne Kind
Freut sich der schönen Gaben
Und will aus Herzensgrund
Dafür bedankt sich haben.

Es war sein erst Gebet
In diesem neuen Jahre,
Daß treu des Himmels Hand
Ihm Deine Gunst bewahre.
Nun ist es frohen Sinns,
Wie sich die Zeit auch füge,
Und blickt, an Hoffnung reich,
Stillfreudig aus der Wiege."

In dem gastlichen Löbichau hatte Theodor zahlreichen Besuch vorgefunden, der namentlich an den Abenden zu geistreicher Unterhaltung sich vereinigte. Auch der jugendliche Dichter trug das Seine dazu bei, indem er sich mit Fräulein von Knabenau, einem Arzt und einem Künstler, Rösel mit Namen, zusammenthat, um sogenannte „Theeblätter" zu liefern, die bloß in der Handschrift für die dortige Gesellschaft bestimmt waren. Bei seinem poetischen Talente spendete natürlich Theodor die hauptsächlichsten Beiträge für diese Zeitung in Versen. Wie ungemein schnell er damals zu schaffen und zu formen wußte, beweist folgender Vorgang. An dem letzten Abend in Löbichau unternahm er mit einem Neffen der Schloßherrin einen weiten Spaziergang durch Garten und Hain, um von allen Stätten, wo er „göttliche Tage" verlebt hatte, Abschied zu nehmen. So erschien er denn erst sehr spät in dem Saale, wo sich gewöhnlich die Gesellschaft am Abende zu versammeln pflegte. Alle Mitglieder des Kreises waren schon da außer den beiden jungen Leuten. Theodor und der junge kurische Graf suchten leise einen Sitz, um die begonnene Vorlesung nicht zu stören. Nach getroffener Verabredung gab jeder von den Anwesenden seinen Beitrag für die Theeblätter laut zum Besten. Da fiel es ihm schwer aufs Herz, daß er bei der Unruhe des letzten Tages ganz vergessen hatte, seinerseits für einen Beitrag zu sorgen. Doch bei seiner reich sprudelnden dichterischen Ader faßte er bald wieder Mut. Schnell zog er sein Taschenbuch hervor, löste ein Blatt heraus und warf mit dem Bleistift in Eile einige Verse aufs Papier. Und als nun die Reihe an ihn kam, las er, das schwärmerische Antlitz frei erhebend, zu Ehren seiner edlen Gönnerin folgende Charade vor:

Willst Du in Deiner Krankheitsnacht verarmen,
So brauche, was die erste spricht!
Die zweite ruht in weichen Meeresarmen,
Bis einst der Weltenbau zerbricht.

Das Ganze ist ein lieber Fleck der Erde,
Wo für das Edle noch die Herzen glüh'n,
Wo reich das Glück sein üppig Füllhorn leerte
Und schöne, selt'ne Blumen blüh'n.

Kurland.

Als er am folgenden Morgen auf einem Balkongeländer noch seine Fertigkeit als Turner zeigen wollte, glitt er aus und rannte sich einen eisernen Stachel in den Fuß. Eine volle Woche mußte er infolge dessen „auf einem Fleck“ liegen. „Himmlische Wesen,“ so schrieb er nach seiner Genesung an Schmid, „haben mich in meiner Krankheit gepflegt, sodaß es kein Wunder ist, daß ich nach acht Tagen wieder gehen konnte, trotzdem daß der Arzt vom Ambutieren (so) sprach“. Noch längere Zeit muß er den Fuß „erstaunlich schonen“. Die Tante hatte auch Briefe und namentlich Gedichte Theodors mitgebracht, darunter jedenfalls Abschriften von poetischen Erzählungen, Märchen und Charaden, die als Beiträge zu den Theeblättern handschriftlich im Gewahrsam der Herzogin geblieben.

Durch die Gräfin Rent erhielt der Vater im November eine vollständige Abschrift der Theeblätter nebst einer Kopie der Röselschen Zeichnungen, die ihm sehr gut gefielen. „Für einen ganzen Jahrgang,“ schrieb er bei dieser Gelegenheit an den Sohn, „möchte aber doch wohl am Ende der Stoff ausgegangen sein. Jetzt ist die Mannigfaltigkeit sehr hübsch. Von Dir fanden wir noch ein unbekanntes, artiges Gedicht, den „Springbrunnen“; die poetischen Beiträge der anderen wollen nicht viel sagen.“ Was den jugendlichen Sänger besonders in Löbichau angezogen hatte, spiegelt deutlich genug das Gedicht, von dem der Vater spricht, wieder: der Liebe Sehnsucht hatte „mit der Ahnung leisem Schauer wie ein Traum aus jener Welt“ seinen „Busen mächtig geschwellt“. Auch das nach einer arabischen Mythe verfaßte Gedicht „Die Monatssteine“ fällt in die damalige Zeit. Wenn Theodor auch den dem Sternenglauben und der Geisterwelt angehörigen Stoff bereits vorfand, so verdient doch gerade die Kunst der Darstellung und die feine Beobachtung der Natur hohe Anerkennung. Auch dem Vater macht das Gedicht viele Freude. „Es wird Leute geben,“ so meint er, „die dich deshalb für einen Anfänger der neuen mystischen Schule halten werden; aber dies darf Dich nicht stören. Deine Ansicht der Astrologie ist wirklich poetisch und führt Dich auf manche kühne und glückliche Ideen. Auch finde ich die Form für den Inhalt sehr passend und den Ton größtenteils gut gehalten.“ Nachdem er dann noch einige unbedeutende Ausstellungen gemacht, schließt er seine Rezension: „Im ganzen scheint mir dies Gedicht eines Deiner gelungensten Produkte zu sein, und ich möchte wissen, was Goethe dazu sagen würde“.

Von Löbichau, zu dessen Gästen nach einem Eintrage in Theodors Stammbuch damals auch Parthey gehörte, hatte der jugendliche Dichter ursprünglich noch eine „mineralogische Reise auf den Harz“ unternehmen wollen; dabei sollte seinem Freunde Schmid „auf der Gottesbelohnungsgrube bei Eisleben“ ein Besuch abgestattet und das herrliche Mansfeld besichtigt werden. Jetzt mußte er leider wegen seines Unfalles davon absehen, um noch rechtzeitig in Leipzig zur Immatrikulation einzutreffen. Am 5. Oktober ist er bereits in der Musenstadt; die

alte Wohnung außerhalb der Stadt hat er auf Anraten seines Vaters aufgegeben; seine neue Adresse ist „auf dem Brühl im Gerlachschen Hause vier Treppen hoch". Auf demselben Flur wohnte Flemming, der im Sommersemester 1810 Senior der Lausitzer gewesen war.

Am 8. Oktober läßt sich Theodor in der philosophischen Fakultät immatrikulieren, und wieder hat er anfangs die besten Vorsätze. Der Vater unterhandelt mit ihm brieflich über die Collegia, die er hören will, bittet um Auskunft über einzelne ihm unbekannte Professoren und sendet oder empfiehlt ihm historische und philosophische Werke, unter den letzteren namentlich Mendelssohns Schriften, in denen er eine geistvolle Darstellung der Leibnizischen Philosophie finden würde. Aber gar bald ist von Vorlesungen und Professoren in den Briefen nicht mehr die Rede. Theodor fand in den Kollegien, wenn anders er sie überhaupt besuchte, keine Befriedigung; die abstrakten Untersuchungen der Dozenten genügten ihm nicht; vor allen Dingen aber nahmen die äußeren Zerstreuungen, zum teil auch seine poetischen Pläne und Entwürfe ihn mehr und mehr in Anspruch und entfernten ihn schließlich ganz von dem eigentlichen Zwecke seines Aufenthaltes in Leipzig. Was er seinen Kommilitonen war, und was sie von ihm hielten, beweist am besten der Umstand, daß er bei Beginn des Semesters zum Senior der Thüringer gewählt wurde, und dieses Ehrenamt würdig zu verwalten hielt er für seine vornehmste Pflicht. Dabei konnte vom Studieren nicht viel die Rede sein, zumal zu einer Zeit, wo es unter den studentischen Korporationen zu den ärgsten Reibereien und Konflikten kommen sollte.

Inzwischen war über das Leben der Leipziger Studenten auch zu des Vaters Ohren manches gedrungen, was schwere Bedenken in ihm wachrief. Daher hielt er es, noch bevor Theodor Löbichau wieder verlassen hatte, für seine Pflicht, den Sohn auf die schlimmen Gefahren eines derartigen Treibens hinzuweisen. „Ueber den herrschenden Ton unter den jetzigen Studenten in Leipzig," schreibt er ihm am 2. Oktober, „höre ich von allen Seiten so viel Klagen, daß einiges Vertrauen zu Dir dazu gehört, um dabei nicht unruhig zu werden. Ich bin fest überzeugt, daß Du aus eignem Antriebe nie etwas vornehmen wirst, was Deinen Eltern Kummer machen würde. Es wäre also bloß die Frage, ob Deine Kameraden so viel Gewalt über Dich bekommen könnten, um Dich mit sich fortzureißen. Du hast indessen eine gewisse Selbständigkeit, die ich schätze und die ich absichtlich nicht gestört habe. Mit Bewußtsein wirst Du sie schwerlich aufgeben; aber sie kann uns auch unvermerkt aus den Händen gewunden werden. Man sieht sich von Menschen umgeben, die uns von irgend einer vorteilhaften Seite erscheinen, aber über die man seine Ueberlegenheit fühlt. Was diese verlangen, thut man oft aus Gutmütigkeit, oft aus Trägheit, sich zu widersetzen. Ihre Herrschaft wird allmählich durch Gewohnheit befestigt, und sie erniedrigt uns nicht."

Schon ernster klingen Worte, die offenbar nicht viel später als die vorhergehenden geschrieben sind: „Ich glaube gern, daß in dem, was man von den Leipziger Studenten, besonders von dem Einfluß der Heidelberger Emigrierten, erzählt, viel Uebertriebenes ist. Es graut mir nicht, wie manchem andern, vor jedem Ausbruch des Burschenlebens, und ich verkenne seine poetische Seite nicht. Aber es giebt einen platten Saus und Braus, der nur ein Behelf der Leerheit und Stumpfheit ist. Man braucht eben nicht ein Philister zu sein, um daran keinen Gefallen zu finden. Du hast Dir die Burschenwelt idealisiert, und ich habe nichts dawider. Aber bleibe nur Deinem Ideale getreu, sinke nicht zu Deinen Umgebungen herab, sondern ziehe sie zu Dir herauf! — Du wohnst, wie ich höre, mit mehreren Studenten in einem Hause. Dies hat nichts zu bedeuten, so lange Du Herr Deiner Stube bleibst und sie nicht zum Sammelplatz für jeden müßigen Hausbewohner wird. Es wäre doch schade, wenn Deine Zeit so manchem unbedeutenden Gesellen zu Gebote stehen müßte, dem es einfiele, sich von Dir die Langeweile vertreiben zu lassen. Also principiis obsta!"

Noch weiß der Vater nicht, daß der Sohn Thüringer und einer der flottesten Burschen ist; noch hat er das feste Vertrauen, daß dieser den Verirrungen und Auswüchsen des Studententums fern bleiben werde. Als dann aber die Nachrichten, die aus Leipzig zu ihm dringen, beunruhigender werden, als er gar von einem groben Exzesse der Studenten, bei dem am Ranstädter Thore auf einen Soldaten eingehauen worden war und zwar derartig, daß dieser an den Verwundungen starb, und in Verbindung damit von den in Leipzig bestehenden Ordensverbänden hört, da scheint es ihm zur Gewißheit geworden zu sein, daß sich Theodor bei seiner schon in Freiberg während des letzten Semesters hervorgetretenen Vorliebe und Schwärmerei für äußeres studentisches Wesen bereits von einer der gefürchteten Verbindungen habe fangen lassen. Am 11. Oktober heißt es in einem Briefe: „Ich kenne die Studentenorden nicht und bin in keinem gewesen; aber ich kenne den Geist der Orden überhaupt. Je glänzender die Außenseite, je begeisternder der Zweck und die Formen sind, desto bequemer wird der Orden zum Werkzeug für die Herrschsucht und andere Leidenschaften derer, die ihrer darin erlangten Gewalt sich mit Schlauheit zu bedienen wissen. Ein Mitglied, das es ehrlich mit dem Orden meint, ihn sich auch wohl idealisiert und im Moment der Gefahr sich nicht zurückzieht, ist ihnen willkommen und wird bald ihr Sklav. Es ist sehr natürlich, daß man Dich für eine gute Acquisition gehalten hat. Meine Warnung würde wenig gewirkt haben, da ich vor etwas Unbekanntem gewarnt hätte. Und ich kenne die Künste recht gut, wodurch junge Leute Deiner Denkart angelockt werden. Auch kommt jetzt wahrscheinlicherweise alle Warnung zu spät. Ich weiß es, daß es nicht so leicht ist, von einer solchen Verbindung sich wieder loszumachen, in die man einmal getreten

ist, und ich verlange auch nicht das Unmögliche. Aber freilich wünschte ich, daß Du nicht durch Ordensverbindungen genötigt würdest, an Handlungen teil zu nehmen, die Dir sonst nicht eingefallen wären. Laß Dich wenigstens nicht überlisten und weiter führen, als die Regel fordert! Und wenn Du voraussiehst, daß Dich der Orden in fatale Verhältnisse verwickeln wird, so untersuche, ob es noch möglich ist, ohne Deine Ehre zu verletzen, durch eine schleunige Entfernung von Leipzig unter irgend einem Vorwande dem Uebel zuvorzukommen! Laß Dich alsdann durch keine andere Rücksicht zurückhalten und komm hierher, um alsdann nach Berlin zu gehen! Dort ist vielleicht die Lage besser. Ich erwarte auf alles dieses keine Antwort; aber ich gebe es Dir nur zu erwägen." Mit banger Sorge sah der Vater voraus, was nur zu bald, allerdings noch schlimmer, als er befürchtet, wirklich eintreten sollte.

Jetzt erst, wo der Vater mit seinen Vermutungen auf der richtigen Spur war, sah sich Theodor veranlaßt, über seine Zugehörigkeit zur Thuringia nach Dresden zu berichten. Der Brief, in dem er dies that, ist leider nicht erhalten, wohl aber die Antwort des Vaters, der immer noch unbedingtes Vertrauen zu dem Sohne hegt: „Durch das, was Du mir über Deine Verhältnisse in Leipzig schreibst, bin ich völlig beruhigt und glaube Dir mehr als allem, was mir durch irgend jemand sonst hinterbracht werden könnte." Damit war fürs erste diese Angelegenheit zwischen Vater und Sohn erledigt, aber das Unheil, das diesem drohte, nicht abgewandt.

Bald nach Beginn des Wintersemesters brach der Konflikt, der zwischen den Landsmannschaften und der Verbindung der Adeligen schon seit längerer Zeit bestand, offen aus. Schuld daran war W. F. Lehmann, der damals das Seniorat der Lausitzer übernommen hatte. Dieser, ein herrschsüchtiger und aggressiver Charakter, stellte die Forderung, die „adelige Fechtgesellschaft" sollte ihre Fechtstunde aufgeben, ein Ansinnen, das natürlich zurückgewiesen wurde. Seinem Zorn darüber gab Lehmann am 28. Oktober öffentlich in Lindenau, wo sich auch die Adeligen zur Kirmeßfeier eingefunden hatten, in den beleidigendsten Aeußerungen Ausdruck, hauptsächlich weil es ihm hier mißlang, ein bürgerliches Mitglied der Adelspartei, Karl Sommer, mit dem auch Theodor bereits in Konflikt geraten war, zu den Landsmannschaften herüberzuziehen. Noch an demselben Abend beschloß „die vornehme Gesellschaft in Galakleidern", den Lausitzern und Thüringern, wenn diese mit ihnen Streit suchten, die Satisfaktion zu verweigern. Dies rief am folgenden Tage eine leidenschaftliche Szene auf dem Fechtboden hervor, wo die Fechtstunde der Landsmannschaften sich an die der Adeligen anschloß. Und als es nun hier fast schon zu Thätlichkeiten kam, wandten sich die Adligen mit einer Beschwerde, allerdings erst nur privatim, an den Rektor. Kaum hatten ihre Gegner davon Kunde erhalten, so erklärten sie die

adlige Gesellschaft in Verruf, und nunmehr begannen sich in den Kollegien, auf der Straße und Promenade, wie in den Kaffeehäusern die widerlichsten Scenen abzuspielen. Wohl suchten die Thüringer mehrmals zu vermitteln: entweder sollten die Adligen selbst eine schlagende Verbindung stiften oder sich aus dem Verruf herauspauken. Eine Hauptrolle bei diesen Ausgleichungsversuchen spielte Theodor. Er erschien auf dem Zimmer eines der beiden Herren v. Blücher und trug im Auftrage seiner Verbindung darauf an, „daß einige von den beiden Parteien gewählt würden, die die Sache ausmachten". Aber alle diese Forderungen wurden wiederum zurückgewiesen, und darauf sollen trotz Androhung strenger Strafen gegen Ende Dezember die Lausitzer den Adligen die Eröffnung des Knüppelcomments direkt und formell angekündigt haben. Jetzt versah sich die Gegenpartei mit Pistolen. Um die Wende des Jahres, namentlich in der Zeit vom 2. bis 5. Januar, kam es wiederholt öffentlich zu bösen Reibungen, ja zu Schlägereien. Nochmals scheinen die Thüringer Ausgleichsversuche angestellt zu haben; leider wieder vergebens. Die Adligen entschlossen sich sogar zu einem Schritte, der sofort die größte Erbitterung hervorrufen, dem Faß den Boden ausschlagen mußte: am 8. Januar wandten sie sich mit einer Denunziation voll boshafter Bemerkungen und gehässigster Behauptungen an das Concilium. In diesem Benehmen sahen die Landsmannschaften, und jetzt ebensowohl die Thüringer, wie die Lausitzer, einen Akt erbärmlichster Feigheit, und dem entsprechend traf man die Maßregeln. Man gab ihrer Gemeinschaft jetzt ganz allgemein den auch schon früher gebrauchten Namen „Sulphuria" oder „Schwefelbande". Zunächst suchte man sich mit der Hetzpeitsche in Avantage, wie man es nannte, zu setzen; dann griff man zum Ziegenhainer, und die unerquicklichsten Auftritte, die oft endlose Verhöre nach sich zogen, waren an der Tagesordnung.

Theodor als Senior der Thüringer spielte selbstverständlich eine Hauptrolle in dieser Konfliktszeit. „Es sind," so schreibt er am 5. Dezember an seinen Freund Schmid, „hier in meiner Burschenwelt so ungeheure Revolutionen entstanden, wo ich gewöhnlich mitten drin war, daß ich (erst) heute seit langer Zeit zu einer ruhigen Stunde gekommen bin." Mit Feuereifer stand er zu seinem Corps, mit Begeisterung trat er für dessen Prinzipien ein. Aber, zu seiner Ehre muß es gesagt werden, im Grunde billigte er durchaus nicht die provozierende Politik der Lusatia und ihres Präses. Wird doch, wie schon erwähnt, bei den Vermittelungsversuchen gerade sein Name genannt. Aber der Corpsgeist forderte seine Rechte; sicherlich war seine Klinge gefürchtet, und gewiß hat Wilhelm Kunze nicht so ganz unrecht, wenn er berichtet, Theodor wäre bald nach seinem Eintreffen in Leipzig in so viele Studentenhändel verwickelt gewesen, daß ein Duell das andere gejagt hätte. Machte er sich doch vor Weihnachten nach Dresden „eiligst und schleunigst auf die Socken, um — dem Carcer zu entgehen", und bald darauf kommen so viele

„Suiten“ heraus, daß er nach seinen eigenen Worten sicher „consiliiert“ worden wäre, wenn er nicht beizeiten sich entfernt hätte. Aber entschieden übertrieben und gar zu drastisch ist es, wenn Kunze in unmittelbarem Anschluß daran fortfährt: „Als ein Muster eines fidelen Burschen war er stets von den Pedellen verfolgt und gesucht, sodaß er kein festes Quartier mehr behalten konnte, öfter spät abends in mancherlei Verhüllung zu mir kam, nur um die Nacht zuzubringen. Seine Freunde hatten offene Kasse bei ihm, und aus Güte des Herzens versetzte er für sie alles.“ Trotz eifrigen Nachsuchens in den Leipziger Akten, die gerade damals mit peinlicher Genauigkeit geführt wurden, ist nichts davon zu finden gewesen. Mehr Glaubwürdigkeit verdient die Schilderung, die einer seiner damaligen Freunde, der schon erwähnte Amadeus Wendt, über sein Auftreten und seine Erscheinung in Leipzig giebt: „Körners Aeußeres war nicht gerade einnehmend. Ein schnell aufgewachsener, schmächtiger Körper, aber frisch und beweglich, langbeiniger Statur, kleinliche Verhältnisse des sonst munteren Gesichtes empfahlen ihn auf den ersten Anblick nicht vorzüglich; aber ein dunkel glänzendes, immer bewegtes Auge zog bei näherem Betrachten zu dem lebendigen Natursohne hin. In seinem Umgange zeigte sich ein deutscher, gerader Sinn, ungemessen, oft sarkastisch in Ausdrücken, aber herzlich gegen jeden Hochgesinnten. Kleine Pedanterie und Verstellung haßte er tödlich. Der Ton der Welt war ihm Zwang; um so mehr mußte ihm der Umgang jugendlich kräftiger Menschen gefallen, die ihn liebten, und welchen er sich so fest anschloß, daß er selbst ihre Roheiten annahm und sich in den bizarresten Aeußerungen akademischer Freiheit sehr wohl gefiel. Dessen ungeachtet unterschied er sich von den meisten seines Umgangs durch eine früher erlangte Kultur und gleichsam angeerbte Kunstliebe und Begeisterung, welche sich in der gebildeteren Gesellschaft durch glückliche und pikante, nur nach Jugendart meist zu stark ausgedrückte Einfälle und durch ein ungemeines Talent poetischer Improvisation und Versifikation mitzuteilen liebte. Dabei widersprach die durch Uebung schon erworbene Politur und äußere Harmonie seiner poetischen Erzeugnisse seinem eigenen Aeußeren auf seltsame Art. So anmaßend und vernichtend oft seine Aussprüche über Litteratur und Kunstprodukte klangen, so empfänglich war er doch für jede gegründete und wohlgemeinte Belehrung; ja, wo er nur einem Kunstfreund begegnete, der über flachen Dilettantismus erhaben war, da schloß sich auch sein Herz in großer, erwärmender Begeisterung auf.“

Theodors äußere Erscheinung und sein Auftreten stand ganz im Banne der damaligen Sturm- und Drangperiode der Leipziger Musensöhne, und wenn er auch niemals der Gefahr, in burschikoser Plattheit und Renommisterei Schiffbruch zu leiden, näher gekommen ist als eben damals: der Kern war und blieb gut, so sehr auch die Schale jeweilig litt und das Innere in Mitleidenschaft zu ziehen drohte. Sein lebensfrohes Naturell, sein heiterer Sinn, sein für Genüsse und

Freuden leicht zugängliches Herz suchte und fand ja in Leipzig Gelegenheit genug zum Austoben. Das gesellige Leben, der Verkehr mit guten Freunden: das war es, was ihn befriedigte, was ihm auch Stoff für seine Dichtungen zuführte. Mehrere seiner Burschen= und Trinklieder verdanken gerade den damaligen Anregungen ihre Entstehung. In erster Linie gehört hierher das „Thüringer Bundeslied", in dem er den Brüdern Mut und Treue, Gesang und Liebe als die unerschütterlichen, unverrückbaren Grundpfeiler ihres Bundes vorführt, und das ebenfalls für die Thuringia verfaßte Gedicht „Burschenweihe", das die Freunde auffordert, „den Bundesschwur der ew'gen Treue für Burschenfreiheit, Kraft und Recht" zu erneuen: nur wer ihn hält, könne für das Vaterland eintreten.

Auch das Trinklied „Kommt, Brüder, trinket froh mit mir!" sowie die Umarbeitung des Weinliedes „Gläser klingen, Nektar glüht" gehören derselben Zeit an. Anderen, ernsten Inhaltes ist ein Gedicht, das die Ueberschrift trägt: „In der Nacht vor einem Zweikampfe. Leipzig 1810." Fest und entschlossen geht er dem Tode, der ihm vielleicht morgen durch „des Gegners sichre Kugel" bevorsteht, entgegen: kann er doch reinen Herzens aus diesem Leben, in dem er früh sein Ideal gefunden und aus treuer, voller Brust geliebt, scheiden.

Oben ist ja alles Guten Dauer,
Und die Erde nur hat Qual und Trauer,
Kuß der Liebe ist des Todes Schmerz,
Und der Freiheit Flug geht himmelwärts.

So weiß er sich zu einer Zeit, wo er des Lebens Lust in vollen Zügen genoß, in den Tod zu finden, wie er ja stets, in Gegensätzen sich bewegend, sich nie ganz zum Sklaven der Verhältnisse macht: heute überschäumend von jugendlichem Frohsinn, ist er morgen, wenn's die Stunde gebeut, zum Sterben bereit, schon jetzt entschlossen, sich loszureißen von allem, was ihn an dieses Leben kettet.

Gegen Ende des Jahres reitet er „mit einer großen Anzahl Kränzianer" nach Halle, wo gerade eine Feierlichkeit zu Ehren des Königs Jerome stattfindet. Dies giebt dem Vater Veranlassung, zu schreiben: „Dein Ritt nach Halle mag ganz lustig gewesen sein. — Man beschuldigt uns einer Veränderung in Deinen politischen Grundsätzen, da eine Feierlichkeit für den König von Westfalen das Ziel war. Emma hat groß Aergernis daran genommen, ob sie gleich auch am 14. August getanzt hat." Der Vater nahm offenbar die Sache zu tragisch. Schon von Jugend auf war ja Theodor ein Feind französischen Wesens gewesen, und mehr und mehr sah er in Napoleon den Unterdrücker seines weiteren deutschen Vaterlandes. Giebt er auch diesem Gefühle des Hasses in seinen damaligen Gedichten keinen Ausdruck, so finden sich doch in ihnen Andeutungen genug, aus denen ersichtlich ist, daß er, ein echter Patriot, mit Freuden das Schwert ziehen und führen werde für Deutschland, wenn es ruft. So war es vielleicht bloß zufällig, daß er in Halle

gerade zu einer Zeit eintraf, wo dort die erwähnten Feste für Jerome stattfanden. Der Hauptzweck war jedenfalls eine Besprechung mit Vertretern der hallischen Landsmannschaften oder eine Ausfechtung von „Suiten en masse".

In Dresden selbst war inzwischen wenig Neues geschehen. Mit Freuden sah man dem Eintreffen Einsiedels entgegen, die den Winter wieder in Dresden verleben wollten. Vorübergehend weilten Frau v. d. Recke und Miltitz von Siebeneichen in Dresden; ebenso sprachen Leipziger Bekannte, außerdem Sauerweid, ein Sohn Lavaters, sowie zwei Söhne des Hofrates Becker aus Gotha bei Dr. Körner vor. Für Becker, seinen alten Bekannten, erbat er von Theodor einige Beiträge zu dessen „Taschenbuch". „Du siehst," schrieb er diesem, „daß, wie ich erwartet habe, es Dir nicht an Gelegenheit fehlen wird, Deine Gedichte in Taschenbüchern unterzubringen. In der Folge kannst Du dann wieder eine Sammlung von Gedichten herausgeben." Mit besonderer Liebe widmete er sein Interesse den nun seit so langer Zeit ja schon veranstalteten Singübungen. Aus ihnen war nach und nach ein Singinstitut hervorgegangen, das noch heute nach seinem eigentlichen Organisator und ersten Direktor, Anton Dreyßig, seinen Namen führt. Am 4. Oktober sollten die Uebungen des Institutes zum ersten Male in einem neuen Saale — in der Post — abgehalten werden. Da man bei der Einweihung einige Feierlichkeit gewünscht, so hatte sich Dr. Körner entschlossen, seinen „alten Pegasus zu besteigen", während Weinlig „manches recht glücklich komponiert" hatte. Leider kam es noch im Laufe des Jahres bei Gelegenheit des ersten von dem Institut veranstalteten philharmonischen Konzertes zwischen den sechs Vorstandsmitgliedern, zu denen außer Körner und Dreyßig noch Spillner, Loth, Michaelis und Grosse gehörten, zu einem Konflikt. Körner schreibt darüber an seinen Sohn: „Das Institut hat radikale Fehler und muß daher ein Flickwerk bleiben. Dreyßig hat kein Talent zur Direktion und weiß seinen Schülerinnen nicht fortzuhelfen; gleichwohl sollen diese vorzüglich bei den Solos angestellt werden, und sie leisten doch wenig. Spillner und Loth horchen auf die Urteile ihrer Bekannten und bestimmen sich danach bei der Wahl der Stücke, anstatt nach eigener Ueberzeugung sich für etwas Vorzügliches zu entscheiden. Sie werden Sklaven ihres Publikums, das sie beherrschen könnten. Unter diesen Umständen habe ich mich von der Direktion ganz losgesagt. Ich hatte immer drei Stimmen gegen mich, Spillner, Loth und Dreyßig, und die beiden anderen, Michaelis und Grosse, sind Nullen, auf die ich nicht rechnen konnte." Leicht wurde ihm dieser Schritt gewiß nicht: aber er war nicht der Mann, seine Kraft in den Dienst einer Sache zu stellen, die seinem Kunstideale so wenig entsprach. Sein Interesse für die Musik erlahmte trotzdem nicht. Vor allem liegen ihm Kompositionen von Gedichten Theodors am Herzen; wie einst an Methfessel, so denkt er jetzt an Anselm Weber und Leopold Reinecke in Leipzig, deren Bekanntschaft zu machen er seinem Sohne warm ans Herz legt.

In jene Zeit fällt auch die Abfassung einer kleinen prosaischen Schrift. Am 28. Oktober nämlich meldet er dem Sohne: „Mit der letzten Kutsche habe ich an Clodius einen Aufsatz für das „Vaterländische Museum“ geschickt, der den Titel hat: „Wünsche eines deutschen Geschäftsmannes, und Vorschläge zur Verbesserung des Geschäftsganges enthält.“ Da aber Perthes infolge der Einverleibung Hamburgs in das französische Kaiserreich das „Vaterländische Museum“ am 1. Januar 1811 eingehen ließ und so die Flugschrift darin keine Aufnahme mehr finden konnte, schickte sie der Verfasser in den ersten Monaten des Jahres 1811 an seinen alten Freund Göschen, der auch diesmal wieder den Druck bereitwilligst übernahm. Am 6. April schrieb Körner an ihn: „Ich danke Ihnen, daß Sie meine Schrift drucken wollen. Für den Buchhandel freilich ist sie zu klein; aber als eine Broschüre findet sie vielleicht um der Kleinheit wegen eher einen Leser, wie ich ihn mir wünsche.“

Körner geht von dem Gedanken aus, daß die Mängel der Staatsorganisation in mehreren deutschen Ländern durch den Druck der Umstände anschaulich geworden sind, und will untersuchen, wie man, nicht einfach nach französischem Muster durch Präfektur und straffe Centralisation, unter möglichster Schonung und Berücksichtigung der althergebrachten Formen und Anschauungen eben diesen Mängeln, insonderheit dem langsamen Geschäftsgang bei den deutschen Landeskollegien abhelfen könne. Zu diesem Zwecke bestimmt er zunächst — und das umfaßt den größten Teil der Abhandlung — den Wirkungskreis der Landeskollegien genauer. Das Wichtigste hierbei ist die Absonderung der speziellen Geschäfte der Provinz und innerhalb dieser wieder der Kreise von den allgemeinen Angelegenheiten des Landes. Analog den Landeskollegien ist für jeden Kreis ein Kammerkollegium, eine Regierung oder ein Oberamt und ein Konsistorium zu errichten; ein „Oberaufseher“ mit beschränkter, von den Kollegien abhängiger Macht hat, bloß behufs der Einheit und des Zusammenhanges der Geschäfte, alle drei Kollegien des Kreises zu dirigieren. Dem allgemeinen Finanzkollegium und ebenso dem Landeskonsistorium sollen im allgemeinen die bestehenden Rechte als richtig und gut anerkannte gewahrt bleiben. Anders dagegen steht es mit der Landesregierung. Hier sind zunächst allgemeine Kriminalgerichte für jeden Amtsbezirk wünschenswert. Sodann ist die Polizei anders zu organisieren: ein Minister an der Spitze, unter ihm unmittelbar die Oberaufseher der Kreise, unter diesen die Amtshauptleute u. s. w. Die letzteren, die er das Auge und die Hand der Regierung in den kleineren Bezirken nennt, scheinen ihm besonders wichtig. Was endlich die Justizgeschäfte der Landesregierung betrifft, so schlägt der Verfasser zur Verhütung und Abkürzung der Prozesse Vergleichskommissionen und — namentlich bei den öfteren Vergehungen der Advokaten — Einrichtungen vor, wodurch es jeder Partei möglich gemacht würde, auch ohne Advokaten zu ihrem

Rechte zu gelangen; auch dürften jährliche Versammlungen der Kreisstände, die sich unter Direktion eines Oberaufsehers dazu vereinigen sollten, nicht nur den Behörden eine Erleichterung verschaffen, sondern auch sonst wohlthätige Folgen haben.

Die nächsten drei Teile sind außerordentlich kurz gehalten. Für eine Vermehrung der drei bestehenden Landeskollegien — davon handelt der zweite Teil — ist der Verfasser nicht; doch schlägt er als praktisch vor, daß aus mehreren Kollegien Deputationen zu einer besonderen Gattung von Geschäften ernannt würden.

An dritter Stelle wird nachgewiesen, daß der Geschäftsgang wesentlich gewinnen würde, wenn die Minister unter Unterstützung der Oberaufseher der Kreise bei weniger wichtigen Angelegenheiten befugt wären, nach Vorschrift der ihnen zu erteilenden Instruktionen entweder selbst darüber zu entscheiden oder unmittelbar die Entschließung des Fürsten darüber einzuholen, statt allemal als Vertreter des höchsten Landeskollegiums darüber gemeinschaftlich beraten zu müssen.

Der letzte Teil endlich empfiehlt als wesentliche Erleichterung und Beschleunigung für die Geschäfte der Minister und höheren Kollegien eine Abkürzung der schriftlichen Arbeiten. Aus eigenster Erfahrung und mit vollster Ueberzeugung konnte Körner schließen: „Auf diese Art verkleinern sich die Aktenstücke, die Uebersicht wird erleichtert, und viel Zeit gewonnen, die durch unnützes Abschreiben verschwendet wurde. Auch ist es nicht gleichgiltig, ob mancher Staatsdiener nicht mehr unter der Last mechanischer Arbeiten seufzt, die seinen Geist lähmten und ihm sein Amt verleideten. Der größere Staatsmann kennt den Wert solcher Untergebenen, die seinen Zweck und ihren kleineren Wirkungskreisen mit Verstand und Eifer befördern, so wie der größere Feldherr auch den einzelnen Soldaten höher zu schätzen weiß, der nicht als blindes Werkzeug, sondern mit Besonnenheit und Einsicht sich der Regel des Dienstes unterwirft."

Durch die Bereitwilligkeit, mit der Göschen bisher seine litterarischen Wünsche erfüllt hatte, ermutigt, wandte Körner sich bereits sechs Tage nach der Absendung seines letzten Briefes, also am 12. April, mit einem neuen Anliegen an seinen einstigen Geschäftsgenossen in Leipzig, indem er schrieb: „Teuerster Freund! Seit dem Empfange Ihres letzten Briefes habe ich einen Einfall gehabt, worüber ich Ihre Gedanken wissen möchte. Ich hätte Lust, unter dem Titel:

Versuche über Gegenstände der Staatsverwaltung und der politischen Rechenkunst, von Dr. C. G. Körner, Königl. Sächs. Appellationsrat

einige vorhandene Aufsätze zusammen drucken zu lassen. Diese wären:

1) über die Wahl der Maßregeln gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit.
2) Betrachtungen über die Verbesserung des Civilprozesses.
3) Briefe aus Sachsen an einen Freund in Warschau.
4) über die Hilfsquellen Sachsens.
5) Wünsche eines deutschen Geschäftsmannes.

6) über den Wert des Lebens eines einzelnen Unterthans in staatswirtschaftlicher Hinsicht.

7) über die brauchbarste Gattung statistischer Tabellen. —

Schreiben Sie mir darüber gelegentlich Ihre Meinung.

Mit aufrichtiger Freundschaft

der Ihrige

Körner."

Aber Göschen zeigte diesmal, wie aus weiteren Briefen ersichtlich ist, keine sonderliche Lust, auf Körners Plan einzugehen, sodaß sich dieser nunmehr an die Walthersche Hofbuchhandlung in Dresden wandte, wo er ein freundlicheres Entgegenkommen fand. Im Jahre 1812 erschien hier der Sammelband seiner politischen Schriften unter dem schon in dem Briefe an Göschen angeführten Titel. Von den Aufsätzen sind die sechs ersten, zum teil unter etwas abweichenden Ueberschriften, bereits erwähnt und besprochen. Neu ist nur der letzte, der nicht viel später als der unter Nr. 5 genannte fertig geworden ist; denn der Verfasser schreibt in dem Briefe an Göschen dazu: „Dies habe ich Rühlen für die Pallas gegeben. Weil er aber mit dem jetzigen Stück schließt, so weiß er nicht, ob noch Platz sein wird, es aufzunehmen. Auf alle Fälle würde er nichts dawider haben, wenn es etwa zu Michaelis in einer solchen Sammlung erscheint." Wegen Mangels an Raum fand allerdings diese Abhandlung, in welcher Körner zunächst die Wichtigkeit statistischer Tabellen überhaupt nachweist und sodann manchen interessanten, beachtungswerten Wink über die Arbeiten einer einzusetzenden Tabellenkommission, über Geburts-, Eheschließungs- und Mortalitätslisten, sowie über die Berechnung des Ernteertrages und des Nationalgewinnes aus Fabriken, Handel und Grundstücken giebt, keine Aufnahme in der Pallas und erschien somit erst 1812 zum ersten Male in Druck.

Zu Weihnachten kam Theodor nach Dresden, und zwar hatte er, wie wir wissen, Leipzig eiliger verlassen, als es wohl ursprünglich seine Absicht gewesen war.

Im Elternhause vollendete er zwei Operntexte, den „Meistersänger" und den schon öfters erwähnten „Alfred"; einen dritten, der den Titel „Chlotilde" führt, aber unvollendet geblieben ist, schrieb er auf die Bestellung des Komponisten Himmel. Auch für die beiden ersteren hatte er bereits Komponisten gefunden, und zwar für den „Meistersänger" K. Borromäus v. Miltitz, der allerdings des Vaters Erwartungen, wie schon öfters, herzlich wenig befriedigte, sodaß derselbe lebhaft dem Wunsche Ausdruck gab, daß der Text in den Händen eines anderen Komponisten wäre. Für den „Alfred", der in den folgenden Monaten noch etwas umgearbeitet oder verbessert wurde, zeigte Weinlig, damals Kantor an der Kreuzschule, „viel Wärme." Nach des Vaters Ansicht standen diesem Musiker „auf alle Fälle mehr Kunstmittel zu Gebote als Miltitzen", und

so hoffte er von dessen Genialität manches Gute für die Komposition des „Alfred". Da sie aber auf sich warten ließ, schreibt Theodor am 6. Juni 1812 an den Vater: „Wenn Weinlig meinen Alfred nicht bald komponieren will, so soll er mir ihn schicken. Ich würde dann nach den etwas verbesserten Ansichten, die ich jetzt vom Theater und vorzüglich vom Operntexte habe, mehreres streichen, da das Ganze viel zu lang ist." Und am 11. Juli schreibt er in derselben Angelegenheit: „Den Alfred habe ich bekommen und in der Unbeholfenheit der Diktion mein erstes Werk mit väterlicher Strenge erkannt. Er wird viel Aenderung erleben müssen." Diese Aenderung nahm später bei der Herausgabe der Oper der Vater vor, indem er namentlich beträchtliche Kürzungen eintreten ließ.

Bei der Beurteilung dieser Gattung von Poesie, für die Theodor bei seinem Talente und der Begeisterung der Seinen, namentlich des Vaters, für Musik auch späterhin noch eine gewisse Vorliebe besaß, wird nicht nur auf das jugendliche Alter des Verfassers, sondern auch auf seine persönliche Verbindung mit den bedeutendsten Tonkünstlern seiner Zeit, die ihn „geradezu um Texte plagten", Rücksicht genommen werden müssen, und wenn auch der Inhalt wenig befriedigt, so wird man doch zugestehen, daß die Diktion äußerst fließend und klar ist und einzelne der eingestreuten Lieder echt lyrisch und geradezu vollendet sind. Dies gilt besonders von dem allgemeiner bekannten „Alfred"; aber auch in den beiden anderen, bisher nicht gedruckten Opern finden sich, namentlich in den Arien, mehrfache Belege hierfür.

Der Inhalt des „Meistersängers" ist folgender: Gertrud, die Tochter des reichen Augsburger Kaufmannes Reichhardt, ist in Liebe entbrannt zu dem gefeierten Meistersänger Heinrich Frauenlob. Der Vater, der das Beste seiner Tochter will, glaubt am besten für sie zu sorgen, wenn er sie mit einem Ritter vermählt. So hat er denn, unbekümmert um den Schmerz, den er ihr dadurch bereitet, den Ritter Robert vom Steine zu sich geladen. Aber noch bevor dieser erscheint, kehrt Heinrich von seiner Sängerfahrt, auf der er die höchsten Triumphe gefeiert, zurück, und von neuem versprechen er und Gertrud sich ewige Treue. Der Vater wird unfreiwillig Zeuge der herzlichen Liebe, die zwischen beiden waltet. So faßt er denn, zumal in dem reichen venetianischen Handelsherrn Fabricius noch ein dritter Freier auftritt, den Entschluß, seiner Tochter den als Gatten zu geben, der am folgenden Tage ihr das höchste Gut, die Seligkeit auf Erden, zu versprechen im stande sein werde. Und da ist es denn natürlich Heinrich Frauenlob, der, wie kurz vorher auf der Wartburg, so auch hier durch seinen Gesang und seine aufrichtige Liebe, außer der er der Geliebten nichts zu bieten vermag, den Sieg davonträgt über Robert, der ihr eine hohe, angesehene Stellung am Hofe, und über Fabricius, der ihr den Besitz der reichsten Schätze dieser Welt in Aussicht stellt.

Das dritte Stück endlich, dessen erster Akt im gelobten Lande zur Zeit der Kreuzzüge spielt, dessen zweiter Akt in Deutschland spielen sollte, führt den Titel „Chlotilde. Eine romantische Oper in zwei Aufzügen.“ Der Inhalt ist folgender: Chlotilde, die Gemahlin des Ritters Rudolph v. Rothburg, der, im Kampfe gegen Saladdin gefangen, nun schon drei Jahre im Morgenlande auf die Befreiung wartet, hat sich endlich zusammen mit einer Pilgerschar nach dem gelobten Lande aufgemacht. In ihrem Gefolge befindet sich ihr Schwager Kurt und ihr treuer Diener Werner. Das Stück beginnt mit einem Gesange des Pilgerchores, der, soeben vom Schlummer erwacht, Gott für den Anbruch des neuen Tages dankt und den Glauben als das höchste Gut preist. Werner bittet den Chor, die so schwer heimgesuchte und des erquickenden Schlafes so sehr bedürftige Chlotilde nicht zu stören. Doch schon erwacht diese. Auch sie segnet das süße Licht des Tages, wenngleich der „Liebe unendliche Schmerzen und Thränen und Sorgen“ mit dem Morgen nur stärker erwacht sind.

„Nur wer der Liebe Lust
In seligen Stunden
Selig empfunden,
Kennt die unendliche Qual meiner Brust.“

Da stürzt Kurt begleitet von den Pilgern, eilig herbei und meldet voll Angst das Nahen eines ottomanischen Zuges. Seine Aufforderung, schleunigst zu fliehen, wird von Chlotilde, die sich ganz auf Saladdin verläßt, der stets frommen Wallern seinen Schutz gewährt, entschieden zurückgewiesen, und so folgt denn ihre Begegnung mit der von den Ottomanen begleiteten Sultanin Fatime, die ihr auf das freundlichste entgegentritt und Schutz verspricht, sie aber zugleich mahnt, nicht weiter gen Osten zu ziehen, da ganz in der Nähe die Heere der Christen und Türken kampfbereit einander gegenüberstünden. Aus den darauf folgenden Dankesworten Chlotildens erkennt die Sultanin, daß die Schutzflehende nicht eine gewöhnliche Pilgerin ist. Vertrauensvoll gesteht ihr nun Chlotilde die volle Wahrheit, und wiederum versichert ihr Fatime, sie werde, wenn der Kampf ausgetobt, alles thun, damit sie wieder in den Besitz ihres geliebten Gatten komme. Ein hinzukommender Bote meldet den Beginn und dann von einem Aussichtspunkte aus den Verlauf des Kampfes, in dem schließlich, nachdem sowohl Fatime als Chlotilde jede für ihr Heer gebetet, die Türken siegen. Hier bricht das Stück ab, dessen Exposition eine an tragischen Konflikten reiche Handlung ahnen läßt.

Außer diesen Singspielen aber dichtete Theodor damals die bekannteste und entschieden auch beste unter seinen Balladen „Harras, der kühne Springer“. Sagenhafte Stoffe waren ja von jeher ihm lieb gewesen; aber keinen hat er mit größerer Wärme und mit größerem Geschick behandelt. Für Beckers „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen“ bestimmt, wurde die Dichtung zugleich mit dem lustigen

Schwank „Der Weltschöpfer", den Theodor später noch einmal im „Nachtwächter" (1. Auftritt) verwertete, nach Gotha an den Freund des Vaters übersandt. Dieser scheint dann auf mehrere ungenaue oder falsche Reime aufmerksam gemacht zu haben; daraufhin legte Theodor an die Gedichte noch einmal die Feile, was ihm allerdings nach seinem eigenen Geständnis nicht leicht wurde, da er, wie er bei dieser Gelegenheit bekennt, als Sachse die „falschen Reime von d und t, b und p, g und ch" im ganzen weniger als andere hörte. Endlich wurde auch eine Reihe neuer Charaden in der damaligen Zeit geschaffen.

Ziemlich lange blieb Theodor in Dresden; er wartete auf beruhigende Nachrichten aus Leipzig. Erst als es schien, daß auf die von den Adligen am 8. Januar eingereichte Denunziation nichts erfolgen würde, ging er nach der Universität zurück. Leider aber sollte er sich geirrt haben. Denn nachdem er am 26. Januar vor dem Konzil das erste Verhör zu bestehen gehabt, wurde über ihn, sowie über die anderen namentlich denunzierten Studenten vier Tage später als Strafe der sog. weite Arrest, d. h. der Stadtarrest, sub comminatione relegationis verhängt. Diese Maßregelung mußte natürlich den Groll der Landsmannschaften und jetzt auch Theodors gegen die Sulphuristen immer mehr steigern. Es galt nun, den Gegnern nicht nur das Verweilen in Leipzig zu verkümmern, sondern auch an anderen Universitäten unleidliche Zustände für sie zu schaffen. Und so wurden denn Anfang Februar von den Landsmannschaften Verrufserklärungen der „elenden" Adelspartei zunächst nach Jena, Göttingen, Halle und Erlangen geschickt. Der in dieser Angelegenheit nach Jena abgesandte Brief ist von Theodors Hand geschrieben:

An die respecte Landsmannschaften in Jena.

Folgende zur Zeit in Leipzig Studierende (hier folgen die Namen mit dem Geburtslande oder der Geburtsstadt) hatten hier eine Sulphuria errichtet, wollten sich nicht schlagen, und da man ihnen zu Leibe ging, gaben sie im Konzil eine Denunziation der Landsmannschaften mit ihres Namens Unterschrift ein: Folglich sind sie im Vers . . . . . Da die meisten dieser Schwefelbande solcher Verhältnisse wegen auf Ostern andere Universitäten besuchen wollen, so warnen wir hiermit die respecte Landsmannschaften vor diesen Elenden und sind gewärtig, daß man sie in Jena ebenfalls in Vers . . . . thue, in gleichen Fällen ein Gleiches zusagend.

Leipzig den 1. Februar 1811.

L. S. Laurea virtutis Comes.

L. S. Contemnit tela virtus.

Dann folgt auf Seite drei und vier ein jedenfalls von Theodor verfaßtes, aber nicht von seiner Hand geschriebenes siebenstrophiges Bundeslied der Schwefelbande voll bitterer Ironie in derben, bisweilen cynischen Ausdrücken.

Unterdessen gingen die Holzereien zwischen den Landsmannschaften und Adligen allerorten in Leipzig weiter. Am 8. Februar wurde bei einer derartigen Schlägerei Theodors Ziegenhainer aus dessen Stube geholt und einer der Sulphuristen damit bearbeitet; daß er selbst aber sich an einer solchen Rauferei beteiligt hätte, dafür findet sich in den Akten auch nicht der geringste Anhalt. Wohl aber ging er leichtsinnigerweise trotz des über ihn verhängten Stadtarrestes Ende Februar zusammen mit Merbach, dem Vertreter der Lausitzer, als Deputierter nach Wittenberg, um auch dort für den Leipziger Verruf Stimmung zu machen. Wiewohl er sich daselbst „allerliebst" amüsierte und manchen Freiberger Freund wieder begrüßen konnte, so hatte er es doch versäumt, dem Vater zur rechten Zeit Kenntnis davon zu geben, wie er überhaupt damals im Drange der Verhältnisse ziemlich selten nach Hause schrieb. Vielleicht hätte ihn der Vater, wenn er vorher von der Absicht seines Sohnes Kunde erhalten hätte, gewarnt; nun, nachdem es geschehen, war nichts mehr zu ändern; er machte ihm deshalb auch keine Vorwürfe, hielt ihm aber doch vor, wie wenig Zeit und Mühe es ihm gekostet haben würde, kurz vorher oder von Wittenberg aus nur ein paar Zeilen zu schreiben. „Vom Sonntage bis zum Freitage warteten wir jeden Tag vergebens auf einen Brief. Die Mutter ließ sich nichts merken; aber ich kenne schon in solchen Fällen die Geschäftigkeit ihrer Phantasie. Ich selbst wurde jedesmal verstimmt, wenn es hieß, daß kein Brief da wäre. Der Wunsch, von dem, was einem lieb ist, zu bestimmter Zeit Nachricht zu erhalten, scheint so erlaubt und so leicht zu erfüllen zu sein." Zugleich teilt er ihm mit, daß die Vorlesungen in Berlin, wohin Theodor im Sommer gehen sollte, wie bereits Weihnachten beschlossen worden war, jedenfalls im April beginnen würden; auch habe er wegen eines Logis daselbst schon an seinen alten Freund Parthey und auch an den Kommissionsrat Gädicke geschrieben. Bald darauf scheint ein Brief von Theodor bei ihm eingetroffen zu sein, in dem er seinem Bedauern Ausdruck gegeben, daß er so bald aus dem ihm so lieb gewordenen Leipzig scheiden solle; denn der Vater schreibt am 8. März: „daß es Dir nicht leicht werden würde, Leipzig zu verlassen, habe ich erwartet. Du bist dort in angenehmen Verhältnissen gewesen und hast manche Personen gefunden, die Dir lieb waren oder Dich interessierten. In Berlin, hoffe ich, soll es Dir auch wohl gehen. — Indessen erhalte ich gestern einen Brief von Parthey, worin er verlangt, daß Du zuerst bei ihm wohnen und Dir dann selbst ein Quartier aussuchen sollst. Er schreibt so freundschaftlich und scheint sich so sehr über Deine Ankunft zu freuen, daß man sein Anerbieten ohne Bedenken annehmen kann."

Schon vor seinem Ausflug nach Wittenberg hatte Theodor am 13. Februar ein zweites und am 19. ein drittes Verhör zu bestehen gehabt, ohne daß er dem Vater hiervon etwas geschrieben hatte. Bei dem letzteren war mit ihm der Hof-

meister eines der adligen Herren, Fr. Silv. Kuhn, konfrontiert worden. Dieser hatte sich nämlich dem Konzil zur Bekräftigung alles dessen, was man dem jugendlichen Dichter schuld gegeben, als Zeuge gestellt; er war auch dabei gewesen, als Theodor dem Herrn v. Blücher den schon früher erwähnten Vermittelungsvorschlag machte. Das Resultat der Untersuchung war dann nach Dresden an den hohen Kirchenrat berichtet worden. Hier hatte der Vater, der erst jetzt von den Vorgängen in Leipzig genauere Kunde erhielt, Gelegenheit, sich mit dem Referenten in dieser Sache zu besprechen, und gewiß war dies, wenigstens für seinen Sohn, nicht ohne Einfluß auf den Ausfall der Sentenz. Am 11. März erfolgte in Dresden im Namen des Königs das Reskript, welches die vier denunzierten Lausitzer: Lehmann, Flemming, Merbach und Pauly, „als welche sich der Teilnahme an einer landsmannschaftlichen Verbindung, sowie zum teil der Aufforderung zu einem Duell verdächtig gemacht haben", zu sofortiger Entfernung durch das Consilium abeundi verurteilte; Theodor selbst wurde „wegen erheblichen Verdachtes der Aufforderung zu einem Duell" mit einer achttägigen Carcerstrafe belegt. Schon tags vorher war folgender, ernst mahnender Brief des Vaters bei ihm eingetroffen: „Lieber Sohn! Ich begreife, daß es Dir schwer wurde, mir von Deinen neuerlichen Verhören zu schreiben. Jetzt ist es nicht weiter nötig, und ich weiß den ganzen Hergang der Sache aus dem Oberkonsistorio. Kein Wort über das Vergangene; nur was jetzt zu thun ist, laß uns als Freunde gemeinschaftlich überlegen. Zuvörderst mußt Du wissen, in welcher Lage die Sache ist. — Das Oberkonsistorium will die Untersuchung nicht fortgestellt, sondern niedergeschlagen haben und sogleich entscheiden. Dir wird man eine Carcerstrafe auflegen. Die Sache ist in den Händen des Oberkonsistorialrats Kühn, mit dem ich selbst darüber gesprochen habe, und der billige Ansichten hat. Das Reskript wird noch in dieser Woche abgehen und wahrscheinlich auf den nächsten Sonnabend publiziert werden. — Du wirst beschuldigt, das Werkzeug einer Herausforderung gewesen zu sein. Ein Zeuge hat ausgesagt, Du hättest darauf angetragen, daß einige von beiden Parteien gewählt würden, die die Sache ausmachten. Du selbst sollst eingeräumt haben, daß Deine Unterhandlung der letzte gütliche Versuch gewesen. Also hat das Wort „ausmachen" in diesem Zusammenhange nur von Schlagen verstanden werden können. Geht die Untersuchung fort, so kann es nicht fehlen, daß Dir darüber der Reinigungseid zuerkannt wird. Du wirst ihn nicht schwören und dadurch Dich einer weit strengeren Ahndung aussetzen. — Jetzt ist die Sache mit einer leidlichen Carcerstrafe abgethan, und ich bin der Meinung, daß es besser ist, sich dieser zu unterwerfen. Du hast Stadtarrest. Diesen zu brechen und heimlich fortzugehen, hat sehr nachteilige Folgen. Auch wäre es für Dich ganz unanständig. Du sollst nicht wie ein Verbrecher von Leipzig entweichen. Die Ursache des Carcers ist eine Vergehung gegen die Ge-

setze, die nicht unbestraft bleiben kann, die aber Deiner Ehre nicht nachteilig ist. — Die Mutter weiß noch nichts von der Sache und soll sie erst in ein paar Tagen erfahren, wenn die Entschließung im Oberkonsistorio gefaßt ist. Ihr und mir wirst Du den Gefallen erzeigen, bei dieser Angelegenheit nicht leidenschaftlich zu Werke zu gehen und Dich nicht nach dem zu bestimmen, was etwa Deine Bekannten für gut befinden. Dein jetziges Benehmen ist zu wichtig für Deine künftige Existenz und für unsere Ruhe. Vor dem Konzilium betrage Dich ohne Furcht und Kriecherei, aber auch ohne Uebermut, und enthalte Dich aller unnötigen Aeußerungen! Laß Dich nicht verleiten, an den Denunzianten irgend eine Rache auszuüben. Von einer so verächtlichen Menschenklasse darfst Du keine Notiz nehmen! Was ich Dir in diesem Briefe vertraue, behalte für Dich! Nimm aber im voraus Deine Maßregeln, damit Du bald nachher, wenn Du aus dem Carcer kommst, nach Berlin reisen kannst! An Parthey schreibe noch nichts von Deiner Ankunft. Ich werde ihm morgen schreiben, daß sie sich verspätigt. Du büßest auf jeden Fall nur etwas von den Prolegomenen ein. Deine Reise sollst Du in einer Kurierchaise machen, wenn Dein Reisegesellschafter nicht wartet. Lebe wohl! Alles ist wohl; aber man weiß nicht, daß ich schreibe. —

Dein Vater Körner."

Nach diesem von der hochedlen Gesinnung des Vaters zeugenden Briefe konnte und mußte Theodor täglich die Citation vor das Leipziger Konzil erwarten, und verhältnismäßig gnädig wäre ja die Sache für ihn abgelaufen, wenn er die wohlgemeinten Worte, die ihm von Dresden geschrieben worden waren, beherzigt hätte. Aber leider brachte er sich durch fast unglaublichen Leichtsinn in die peinlichste Verlegenheit, sodaß er doch schließlich „wie ein Verbrecher von Leipzig entweichen" mußte. Am 17. März nämlich ließ er sich, noch bevor die Publikation des Dresdner Urteils erfolgt war, in eine neue Mensur ein, bei der nicht einmal „die gewöhnlichen Präkautionen getroffen" wurden. Er erhielt durch die Klinge des Gegners, den er zwar auch arg zurichtete, unmittelbar über dem einen Auge eine klaffende Wunde auf der Stirn oder, wie er an Schmid von Berlin aus schrieb, „einen derben Schmiß ins Gesicht". Notdürftig durch seine Freunde verbunden, wurde er von Eutritzsch, wo das Duell stattgefunden, in die Stadt zurückgeleitet. Mehrere Tage lang mußte er das Bett hüten, da „kalte Fieberschauer" sich einstellten. Unter der Pflege der Freunde erholte er sich nach und nach. Inzwischen aber traf das Urteil aus Dresden ein. Infolgedessen erschien am 18. der Pedell in seiner Wohnung, um ihn für den folgenden Tag zur Anhörung der Sentenz vor das Konzil zu laden. Theodor, der noch mit verbundenem Kopf im Bette lag, versicherte, daß er sich bei einem Sturze von der Treppe beschädigt habe und sich noch zu schwach fühle. Als der Pedell am 19. wieder bei ihm vorgesprochen und von dem Kranken wieder die Antwort erhalten hatte,

daß er noch nicht kommen könne, sah sich dieser genötigt, der vorgesetzten Behörde davon Anzeige zu machen. Trotz des naheliegenden Verdachtes, daß sich der Kranke schon wieder in ein Duell eingelassen hatte, geschah von seiten des ihm noch immer wohlwollenden Konzils nichts. Als aber am 21. morgens durch eine beim Rektor eingelaufene Denunziation „von einem vorgefallenen Duell, welches als der mutmaßliche Grund von Körners Verwundung angegeben wurde", die Sache offiziell anhängig gemacht worden war, erhielten der Universitätsphysikus Dr. Clarus und der Universitätschirurgus Gerlach den Auftrag, sich nach des Kranken Befinden umzusehen. Ersterer begab sich noch am 21. um drei Uhr in dessen Wohnung, fand ihn aber nicht zu Hause. Am Morgen desselben Tages nämlich hatten sich Flemming und Merbach, denen ihre Verurteilung am 19. mitgeteilt worden, unter feierlichem Komitat aus Leipzig aufgemacht, um nach Wittenberg zu gehen. Welche Rolle Theodor dabei spielte, und was dann weiter geschah, das schildert er selbst in dem Gedichte „Meine Flucht".

„Wen'ge Tage nach dem schlimmen Streite,
Ob ich gleich die Folgen noch empfand,
Gab ich zweien Freunden das Geleite,
Widerrechtlich vom Gericht verbannt.
Schmerzlich war der Abschied treuer Brüder,
Jeder Augenblick war uns Gewinn;
Doch mir war's gewiß, wir sehn uns wieder;
Gruß und Kuß — da flog der Wagen hin.

Als wir uns zur Stadt zurückgewendet
Und schon ihre Türme blinken sahn,
Sieh, wie mir vom Genius gesendet,
Sprengt ein Freund auf schnellem Pferd heran,
Meldet mir: „Bekannt ist die Geschichte!
Wärst Du mit den übrigen entflohn!
Denn die akademischen Gerichte
Suchen Dich auf Deiner Stube schon."

Nicht auf diese Post war ich bereitet;
Doch zum Glück fand ich mich bald heraus.
Einsam, von den andern nicht begleitet,
Schlich ich mich in eines Freundes Haus.
Jedem fremden Späherblick verborgen,
Blickt' ich ruhiger in die Gefahr;
Meine Brüder ließ ich für mich sorgen,
Und sie thaten auch, was möglich war."

Und nun beschreibt er in den glühendsten Farben weiter, was ihm seine bereits beschlossene Flucht aus Leipzig so unendlich schwer machen sollte. In den letzten Wochen nämlich war er noch in heißester Liebe entbrannt zu einem

Mädchen, deren Vorname — Henriette — sich in einem Briefe des Vaters vom 25. Mai findet. Am 6. März hatte Theodor noch an Schmid geschrieben: „Hier in Leipzig, wo ich übrigens herzlich gern blieb, hält mich die Liebe nicht. Ich bin zu sehr Bursch, um verliebt zu sein; lieben mag ich jetzt nicht.“ Und jetzt, vierzehn Tage später, war er nach eigenem Geständnis „verliebt bis über die Ohren“ und hatte „lange nicht so geliebt“. In schmerzlicher Erinnerung berichtete er von Berlin aus am 6. April an Henoch: „Lieber Fritz, da säß ich denn in Berlin, aus Leipzig in Nacht und Nebel exgekniffen, mit einer Schmarre im Gesicht und mit dem Relegat in der Tasche. Alles Kleinigkeit, wenn mich das Leben in Leipzig nicht gar zu freundlich angelächelt hätte, und mir die Liebe nicht versprach, mich zum glücklichsten Sterblichen zu machen. — Ach! welch ein Mädchen hab ich verlassen müssen! Freund, ich habe guten Mut bei der schmerzhaftesten Operation gehabt; aber der Gedanke, daß ich von dieser Himmlischen scheiden sollte, hätte mich rasend machen können.

Vorüber, vorüber, ihr himmlischen Bilder,
Vergangener Tage Seligkeit;
Das Leben fasse mich lauter und wilder
Und stürze mich in den Strudel der Zeit,
Daß ich vergesse, was ich verloren,
Was keine mir giebt von den kommenden Horen.“

Dieser Henriette zuliebe nun pilgerte der Sänger am Abend desselben Tages — am 21. März — nach dem Gewandhause, wo zum ersten Male vor Wochen ihn ihrer „Anmut Zauberbild erfreut“ hatte. Hier — es war gerade Konzert — hoffte er „von einem düstren Winkel aus“ sein „Ideal“ noch einmal zu erblicken. Und er sollte sich nicht getäuscht haben. Lange noch stand er da, nachdem er die Liebliche an sich „freundlich vorüberfliegen“ und „das ganze Reich der Harmonieen auf ihren engelmilden Zügen in verklärten Tönen glüh'n“ gesehen. Dann stürmte er „in der Brüder Reihn“, um seinen Schmerz zu betäuben. Auch am folgenden Tage blieb er noch versteckt in der Stadt.

„Denn die Wunde wollte noch nicht heilen,
Und gefährlich war so meine Flucht.“

Aber als der nächste Morgen graute, schlich er, nur „den treuen Schläger und die Laute“ mit sich nehmend, von treuen Freunden begleitet, „auf verborgenen Pfaden in die weite Welt“. Bald hatte er den für ihn bestimmten und bestellten Wagen erreicht.

„Und nun ging es, was die Pferde rannten,
Mir entfloh das liebliche Gefild,
Und die Türme dieser Stadt verschwanden,
Doch im Herzen blieb Dein schönes Bild.

Wie die Pferde mutig vorwärtszogen,
Ach, so zog die Sehnsucht mich zurück,
Und wie ich der Freiheit zugeflogen,
Ließ ich hinter mir mein schönstes Glück."

Glücklich wurde Wittenberg erreicht. Nach einem Eintrag, den Theodor einem seiner Freunde ins Stammbuch schrieb, weilte er noch am 25. daselbst. Die Verse, die noch die Erinnerung an die schöne, in Leipzig verlebte Zeit, aber auch schmerzliche Wehmut atmen, lauten also:

„Und mit Aeolsharfen-Tönen
Grüßt mich die vergangne Zeit,
Und mich faßt ein heißes Sehnen
Nach verblühter Seligkeit.

Zeilen der Erinnerung
an Ihren Sie nie vergessenden
Freund Theodor Körner."

Wittenberg
den 25. März 1811.

Andere Stammbucheinträge teils voll köstlichsten Humors, teils voll bitterster Ironie zeugen von dem leichten Sinn des Verfassers zu einer Zeit, wo für ihn das Relegat zu erwarten stand oder bereits über ihn ausgesprochen war. So widmete er dem nachherigen Pfarrer Sturz, seinem einstigen Studiengenossen und Verbindungsbruder, der ihm auch bei einem Duell sekundierte, später auch sein Kamerad im Lützowschen Corps war, folgende Verse:

„Einen Ansch . . auf der Nase
Und das Relegat in spe —
Das gehört zum echten Spaße,
Thut dem Burschen gar nicht weh."

Ein andrer auf den letzten Tag in Leipzig gehender Eintrag lautet also:

„In der Kunst sind wir uns Brüder.



Dein Freund und Bruder
Theodor Körner
aus Dresden.

Am Tage, wo ich, vom Pedell gejagt, das Weite suchen mußte."

Es stammt diese Einzeichnung ebenso wie die folgende harmlosere

„Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn.

Zum Andenken an Deinen
Dich herzlich liebenden Freund
Carl Theodor Körner."

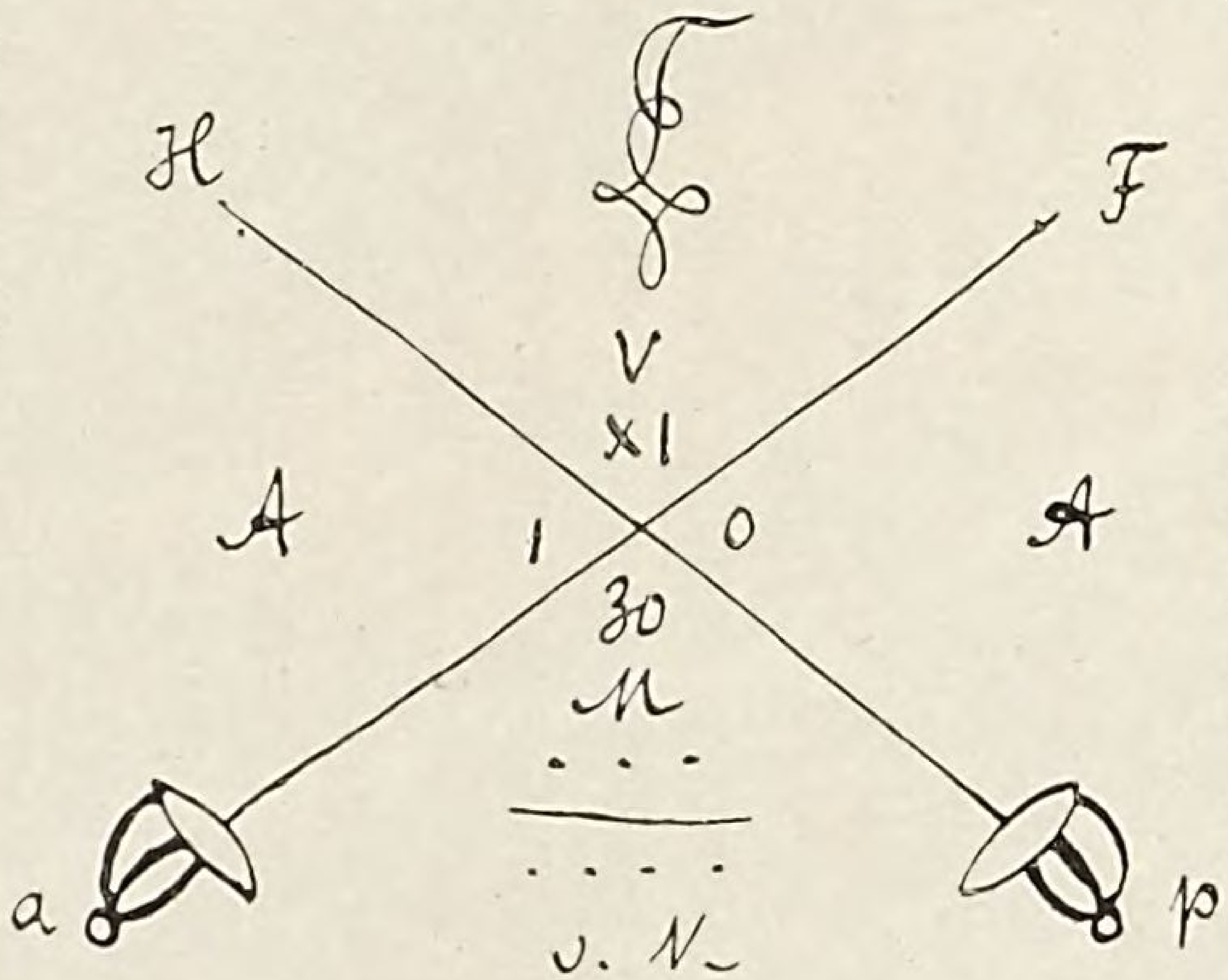
aus dem Nachlaß eines seiner Studienfreunde, des nachherigen Dr. med. K. Christian Weiß († 1860).

Zwar schon aus Berlin, aber doch noch auf die letzte in Leipzig verlebte Zeit sich beziehend, datiert folgende Widmung:

„Toll aber klug.
Berlin, den 16. April 1811.
Ausgeschmiert und relegiert,
Hat mich alles nicht gerührt!
Bin drauf nach Berlin spaziert;
Doch, trotz der Philosophie,
Blieb ich ein fideles Vieh.
Pereat Sulphuria!
Dein Freund, Bruder und Landsmann
Theodor Körner aus Dresden,
rel. cons. carcerisque Candidatus.“

Spätestens am 27. März traf Theodor in Berlin ein; denn von diesem Tage bereits datiert seine Immatrikulation in die philosophische Fakultät (unter Nr. 317) an der neuen Universität, mit der er es jetzt eiliger hatte, als einst in Leipzig. Inzwischen hatte aber auch der Vater von dem neuen Duell und der Flucht seines Sohnes Kunde erhalten, und ohne Verzug richtete er tiefernste Worte an ihn, die, wenn auch nicht streng tadelnd, so doch an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen: „Lieber Sohn! Du weißt, daß es mir schwer wird, Dir nicht zu vergeben, selbst wenn ich Ursache habe, mit Dir unzufrieden zu sein. In dem gegenwärtigen Falle hätte ich freilich eine solche Wendung der Dinge nicht erwartet. Nach dem, was vorgefallen war, kann ich Dir freilich nicht verdenken, daß Du lieber von Leipzig heimlich weggingest, als Dich der Gefahr aussetztest, ein halbes Jahr ins Carcer gesperrt zu werden. Aber eine andere Frage ist, ob das Vorgefallene nicht zu vermeiden gewesen wäre.“ Die Größe der seinem Sohne drohenden Gefahr ahnte der Vater freilich nicht. Wegen weit geringerer Ursachen wurde nicht viel später der Subsenior der Thüringer, nachdem er sechs Monate lang in Untersuchungshaft gehalten worden war, zu achtjähriger Gefängnisstrafe, während des ersten Jahres sogar bei Wasser und Brot, verurteilt. Der Vater fährt in seinem Schreiben fort: „So ungern ich über vergangene Dinge predige, die nicht zu ändern sind, so muß ich Dich doch diesmal auf einige Punkte aufmerksam machen, weil es scheint, daß Du im Taumel der Leidenschaft alle Deine Verhältnisse zu vergessen gewohnt bist und besonders nicht daran denkst, was Deinen Eltern Kummer und Sorge verursachen muß. — Ich hatte Dich ernstlich gebeten, Dich in den letzten Tagen Deines Aufenthalts in Leipzig und bei der Lage Deiner schon anhängigen Sache vor leidenschaftlichen Streichen zu hüten. Dies schien mir kein zu großes Opfer zu sein, auch wenn Du dabei unter irgend einem Vorwande, der Dir kurz vor Deiner Abreise nicht fehlen konnte, Dich Deinen gewöhnlichen Gesellschaften hättest

Ohne Freiheit, Lieb' und Wein,
Mag der Teufel Bursche sein.



Memorabl.
Unsre Suite nach Halle. Wir müssen aufs Rathaus. Concil! Der Syndicus. Dein Schniepelhut. Hotel de Crallop. Commersch bei Menzels.

Symbl. Toll aber klug!
Consilieren und relegieren
Was kann das weiter den Burschen
rühren!

Pereat Sulphuria!!!
Sommer et penuria!!!

Dein Freund u. Bruder
Theodor Körner aus
Dresden.

X / X X X X / / X

Stammbuchblatt Theodor Körners.

entziehen müssen. Du scheinst dies selbst gefühlt zu haben, da Du schriebst, daß Du vor einiger Zeit Händel gehabt hättest. — Gesetzt aber, die Händel waren nicht zu vermeiden, so hätte doch wenigstens, selbst nach Studentengesetzen, das Schlagen so lange aufgehoben werden können, bis die acht Tage Carcer vorbei waren, und Dein Stadtarrest aufhörte. Aber Du rechnetest zu sehr auf Dein zeitheriges Glück, und die Erfahrung lehrt Dich nun, daß Du nicht immer in solchen Fällen Herr des Erfolges bist. — Mußte endlich die Sache sogleich ausgemacht werden, so wären doch wohl die gewöhnlichen Präkautionen möglich gewesen, damit man die Spuren des Vorfalls nicht auf der Straße wahrgenommen hätte. — Du kannst mir nicht schuld geben, daß ich einen Pedanten oder Philister aus Dir machen will; aber von einem Jünglinge von zwanzig Jahren, dem es nicht an Verstand und Stärke der Seele fehlt, kann man in wichtigen Fällen einige Besonnenheit fordern; man kann erwarten, daß er sich nicht wie ein Trunkener von jeder Leidenschaft fortreißen lasse. Die Ruhe meines Lebens beruht auf dem Glauben an Deinen persönlichen Wert und an Deine Liebe zu mir. Diesen Glauben habe ich auch jetzt nicht verloren. Ich weiß, daß Du unfähig bist, unedel zu handeln, daß es Dich schmerzt, mich zu betrüben, und daß es Dein eifriger Wunsch ist, mir Freude zu machen. Dies kannst Du leicht in der neuen Periode Deines Lebens, die Du jetzt in Berlin anfängst, und von allem Vergangenen wird alsdann unter uns nie mehr die Rede sein." Zugleich sandte ihm der Vater Empfehlungsbriefe an Schleiermacher, Graf Röder, Graf Hoffmannsegg, der sich als Botaniker eines guten Rufes erfreute, an Zelter und Fritz v. Pfuel, besorgte ihm auch solche von Geßler und der „Schönbergerin" und that überhaupt auch sonst alles, was in seinen Kräften stand. Seiner Gattin teilte er erst allmählich mit, was sich der geliebte Sohn hatte zu schulden kommen lassen, scheinbar blieb sie wenigstens ruhiger, als er geglaubt hatte; „nur wünscht sie wie ich," fügte er allerdings mahnend brieflich hinzu, „nicht von Berlin wieder solche Nachrichten zu erhalten."

Leider gab Theodor den Eltern bald Anlaß zu einem neuen, wenn auch geringfügigen Kummer. Statt nämlich zunächst Parthey aufzusuchen, was ihm der Vater doch so dringend ans Herz gelegt hatte, scheint er die ersten Tage bei Freunden gewohnt zu haben; am Ende des Monats bezog er sodann, ohne bei Parthey vorgesprochen zu haben, ein nicht ganz billiges Quartier in der Taubenstraße Nr. 33, eine Treppe hoch. Auf die Mitteilung davon an die Eltern schrieb Emma am 1. April folgende Zeilen an ihn: „Du hast uns recht viel Sorge gemacht, mein teurer Theodor, und wir haben mit Ungeduld die Stunden gezählt, bis wir auf eine Nachricht von Dir aus Berlin mit Bestimmtheit hoffen konnten. Du glaubst nicht, mit welcher unermüdeten Thätigkeit unser vortrefflicher Vater indessen für Dich gehandelt hat; er hat keinen unangenehmen Gang,

keinen Brief gespart, um alles zum besten zu lenken, und Du hast den guten Eltern manche schlaflose Nacht gemacht. Der Vater ist zu edel und zu delikat,



Hofrat Friedr. Parthey. Von 1745 bis 1821. Nach dem Dora Stockschen Pastellgemälde. Original im Körnermuseum.

um aller dieser Dinge gegen Dich zu erwähnen; aber an Dir ist es nun, mein geliebter Bruder, ihm alle seine Liebe und Güte durch verdoppelte Aufmerksamkeit auf seine und der guten Mutter Wünsche zu vergelten. Es war den Eltern

und uns allen ein erfreulicher Gedanke, daß bei Deinem ersten Eintritt in Berlin das drückende Gefühl, was ein jeder Fremder haben muß, welcher zuerst in eine große, ihm gänzlich unbekannte Stadt tritt, nicht statthaben würde bei Dir, da der gute Parthey alles zu Deinem Empfange bereitet, und Du Dich sogleich in eine Familie versetzt finden würdest. Es that uns sehr leid, unsere Hoffnung in diesem Punkte durch Deinen gestrigen Brief getäuscht zu sehen. Du sprichst sogar davon, daß Du noch diesen Tag ein eigenes Quartier haben würdest, und im Fall Du nicht damit das bei Parthey meinst, wirst Du diesen sehr gekränkt haben, wenn Du, ohne die mindeste Notiz von seiner freundlichen Einladung zu nehmen, gleich für ein Quartier gesorgt hast. Der Gedanke, daß Du Parthey dadurch beleidigen könntest, schien den Eltern sehr unangenehm zu sein, und ich bitte Dich daher recht sehr, im Falle dies geschehen wäre, ja alles aufzubieten, um ihn wieder gut zu machen. Glaube nicht, mein teurer Theodor, daß ich mir es einfallen lasse, Dir Lehren geben zu wollen; aber nachdem ich so viele Tage der guten Eltern Sorge um Dich gesehen, muß natürlich der innige Wunsch bei mir entstehen, daß Du jetzt alles vermeiden möchtest, soviel es nur in Deinen Kräften steht, was eine unangenehme Empfindung machen könnte."

Theodor nahm sich die Worte der Schwester zu Herzen und stattete alsbald den versäumten Besuch ab. Das entnehmen wir aus des Vaters Brief vom 4. März: „Daß es Dir bei Parthey gefallen, freut mich. Er hat wirklich viel Anhänglichkeit an Dich, und ein solches Haus wird Dir in manchen Fällen recht lieb werden." Ueber das erste Erscheinen Theodors nun in dem befreundeten Hause und die daran sich schließenden weiteren Besuche berichtet Gustav Parthey, der damals $12\frac{1}{2}$ Jahre alt war, in seinen „Jugenderinnerungen": „Einen nachhaltigen Eindruck gewährte es, als im Jahre 1811 Theodor Körner in unser Haus kam. — Als er zu uns eintrat, jagte er den Kindern anfangs Furcht und Schrecken ein. Die mehr schlanke als breitschultrige Gestalt erschien uns von riesiger Größe. Er ging ganz schwarz gekleidet; der eng anliegende Gehrock war mit Schnüren besetzt. Auf der noch nicht ganz vernarbten Wunde trug er ein schwarzes Pflaster, und um dies zu verbergen, zog er eine dicke Locke seiner prächtig schwarzen Haare darüber, die auch das ganze Auge verdeckte. Tante Jettchen nannte ihn deshalb den Cyklopen. Aber es dauerte gar nicht lange, so war er der Liebling der Kinder geworden, ohne daß ich recht anzugeben wüßte, worin dies gelegen. Er gab sich gar nicht besonders viel mit uns ab; aber er war eben eine gerade, offene, liebenswürdige Natur, die jeden für sich einnehmen mußte. Wenn wir des Abends in der Kinderstube hörten, Herr Körner sei vorn, so ließen wir die Schularbeiten liegen und eilten in das Besuchszimmer. Mit einer schönen, klangvollen Baßstimme las er eigene und fremde Gedichte vor, wobei der sächsische Dialekt uns nur anfangs störte: wir wurden von seiner Be-

geisterung mit fortgerissen. — Keinen größeren Gefallen konnte Körner uns thun, als wenn er in Tante Jettchens Stube uns etwas zur Guitarre sang. Allgemeine Heiterkeit erregte sein Lied:

Ein Amboß und ein Mühlenstein,
Die schwammen bei Dresden wohl über den Rhein,
Sie schwammen sanft und leise;
Ein Frosch verschlang sie alle beid'
In den Hundstagen auf dem Eise.

Ein anderes Lied vom Doktor Eisenbart und seinen kräftigen Medikamenten fand nicht weniger Beifall. Tante Jettchen hatte auch die Guitarre gelernt und übte sich täglich auf das gewissenhafteste, kam aber, bei geringem Talente, nicht weit vorwärts. Die geniale Leichtigkeit, mit der Körner das Instrument behandelte, erregte ihre Bewunderung, die nicht ganz frei von Neid war. In der reichen musikalischen Sammlung des Großvaters Nicolai hatte sie eine handschriftliche Komposition von Zelter aufgefunden: Schillers Hero und Leander mit Guitarrenbegleitung. Dieses Stück erklärte sie für sehr schwierig und übte lange Zeit vergeblich daran. Als sie es eines Tages Körnern vorlegte, und er es nach einigen Versuchen ohne Anstoß spielte, gab sie ihren ungeteilten Beifall zu erkennen; doch konnte es uns nicht entgehen, daß sie seitdem die Guitarre weniger häufig zur Hand nahm, als früher."

Der Vater hatte dem Sohne nicht bloß Empfehlungsbriefe nach Berlin zugeschickt, er suchte auch sonst seine Pfade zu ebnen, und war namentlich darauf bedacht, für das Vergehen seines Sohnes bei dem Urteil, das ja über kurz oder lang in Leipzig oder Dresden über ihn gesprochen werden mußte, mildernde Umstände geltend zu machen. Am 22. März war der Pedell in Theodors Wohnung zum dritten Male erschienen, hatte aber das Nest leer gefunden. Nachdem dies dem Konzil gemeldet worden war, begann das gerichtliche Verfahren, indem der Angeklagte am 26. März zum ersten Male öffentlich vorgeladen wurde. Jetzt wandte sich der Vater, hiervon in Kenntnis gesetzt, am 30. mit einer Bittschrift an Rektor und Senat der Universität Leipzig: indem er die heimliche Flucht seines Sohnes in Anbetracht der Strafe, die diesen im Falle seines Erscheinens vor Gericht getroffen hätte, zu entschuldigen sucht und in Rücksicht auf die Jugend des Schuldigen um eine nachsichtige Beurteilung und eventuell um Bericht an den König bittet. Der Bericht wurde dann auch vom Rektor am 10. April erstattet, freilich in einer nicht gerade wohlwollenden Weise. Auch vom Kirchenrat in Dresden, bei dem der Vater ebenfalls eine „Vorstellung eingegeben", erfolgte ein abschlägiger, ungünstiger Bescheid: das Verfahren gegen Theodor solle fortgesetzt und, wenn er sich nicht stelle, zur Relegation geschritten werden. So wurde denn Theodor am 26. April zum zweiten und am 15. Mai zum dritten

Male öffentlich durch Bekanntmachung am schwarzen Brette citiert und am 19. Juni die Relegation ausgesprochen.

Fast zu derselben Zeit war in einer anderen, früher erwähnten Sache (vom 8. Februar), bei der, wenn auch nicht Theodor selbst, so doch sein Ziegenhainer eine Rolle gespielt hatte, von der Wittenberger Juristenfakultät das Urteil gefällt und dahin erkannt worden, daß wider ihn „zur Zeit und in Ermangelung eines geflissentlich geleisteten Vorschubes etwas weiter nicht vorzunehmen“ sei; aber in die Kosten wurde er auch hier verurteilt.

Die Relegation seines Sohnes hatte der Vater von vornherein als ziemlich sicher erwartet. Fast mehr als dieses aber hatte er befürchtet, es möchte ihm dadurch eine Immatrikulation oder ein weiteres Studium in Berlin unmöglich gemacht werden. Dies wäre aber der Fall gewesen, wenn Berlin zu den mit Leipzig in Vertrag stehenden (sog. Kompaktaten-)Universitäten gehört hätte, auf denen ein von einer anderen, zu dem Bunde gehörigen Hochschule verwiesener Student keine Aufnahme finden durfte. Daher hatte er sich schon am 31. März auf die Kunde, daß auch zwischen Leipzig und Berlin eine solche Konvention geschlossen werden solle, an Schleiermacher gewendet:

„Ew. Hochwürden

haben mir während Ihres hiesigen Aufenthalts ein so unbegrenztes Vertrauen eingeflößt, daß ich ohne Rücksicht um Ihre Amtsverhältnisse Sie mit völliger Offenheit um eine Nachricht zu ersuchen wage, die in einer der wichtigsten Angelegenheiten meines Lebens mir zu großer Beruhigung gereichen kann. Die Veranlassung ist folgende. Ich habe sehr Ursache, zu bereuen, daß ich meinen Sohn nicht schon Michaelis vorigen Jahres nach Berlin, sondern erst ein halbes Jahr nach Leipzig geschickt habe. Als er dort ankam, hatte sich unter den dasigen Studenten ein Klub gebildet, der größtenteils aus Adligen bestand und auf gewisse Distinktionen Anspruch machte. Das gab Anlaß zu Streitigkeiten mit anderen Studenten. Mein Sohn konnte dabei nicht lange neutral bleiben, da ihm ein leerer Dünkel verhaßt ist, und er an jeden braven Burschen sich leicht mit Wärme anschließt. Die Feindschaft des adligen Klubs gegen meinen Sohn wurde vielleicht noch dadurch vergrößert, daß er durch einige Talente und durch die Bekanntschaften seiner Eltern in Leipzig in einigen Gesellschaften Vorzüge genoß, die man beneidete. Er ist dabei ein guter Fechter, und auf dem Fechtboden hatte man wahrnehmen können, daß er vor einer Klinge sich nicht zu fürchten brauche. Ein bequemes Mittel schien daher, ihn durch Denunziationen mürbe zu machen. Eine Gelegenheit hierzu zeigte sich, als mein Sohn an diesen Klub von anderen Studenten abgeschickt wurde, um eine gütliche Ausgleichung der Streitigkeiten zu versuchen. Dies wurde als eine Herausforderung denunziert,

und es fand sich ein Zeuge, der wider meinen Sohn aussagte. Der Kirchenrat sistierte die Untersuchung und diktierte meinem Sohne acht Tage Carcer. Als er eben dieser Entscheidung sich unterwerfen wollte, wurde er von neuem wegen Verdachts eines Duells denunziert. Er sollte zum Anfang der Vorlesungen in Berlin sein und mußte in Leipzig eine langwierige Untersuchung befürchten. Er entschloß sich also, heimlich fortzureisen, wird nun durch öffentlichen Anschlag citiert und, wenn er auf das dritte Mal nicht erscheint, der Regel nach relegiert. Gleichwohl halte ich dies für ein kleineres Uebel, als was ich bei seinen Verhältnissen in Leipzig im Fall seines dortigen Erscheinens zu befürchten habe. Nur beunruhigt mich die Nachricht, daß, wie ich höre, die Berliner Universität mit Wittenberg und Leipzig wegen der Relegation eine Konvention eingehen will. Ich begreife sehr wohl, daß die Berliner Universität nicht geneigt sein kann, relegierte Studenten ohne Unterschied aufzunehmen. Aber es wäre doch schade, wenn sie sich das Recht nicht vorbehalten sollte, nach der Ursache der Relegation zu fragen und dann nach Befinden der Umstände zu dispensieren. So ereignete sich jetzt in Leipzig der Fall, daß drei ausgezeichnete Studenten mit dem Bedauern selbst mehrerer Professoren fortgeschickt wurden, weil sie als Mitglieder einer Landsmannschaft denunziert worden waren. Diese sind als Sachsen schon hinlänglich bestraft, da sie in ihrem Vaterlande keine Beförderung hoffen können; noch härter aber wäre es, wenn sie auch im Auslande ihre Studien nicht fortsetzen dürften.

Meine inständige Bitte ist nun, mich darüber zu beruhigen, ob mit Leipzig eine solche Konvention wirklich intendiert wird, und was mein Sohn unter obigen Umständen in diesem Falle zu erwarten hat. Wegen dessen, was ich Ihnen über meinen Sohn anvertraue, Sie um Verschwiegenheit zu ersuchen, ist bei Ihnen nicht nötig.

Verzeihen Sie einem Vater, daß er Sie mit dieser Angelegenheit beschwert. Mit innigster Hochschätzung

der Ihrige

Dresden, am 31. März 1811. Dr. C. G. Körner."

Schleiermacher antwortete dem besorgten Vater äußerst freundlich und herzlich und beruhigte ihn namentlich wegen seiner Befürchtungen hinsichtlich der bösen Folgen, die die Relegation des Sohnes auch für Berlin haben könnte, indem er ihm mitteilte, daß Theodor selbst im schlimmsten Falle doch in Berlin bleiben und seine Studien fortsetzen könnte. Mochte nun Schleiermacher die Sache zu leicht genommen oder selbst nicht genau genug Bescheid gewußt haben: Theodor wurde, nachdem sein Relegationspatent auch der nunmehr zu den Kompaktatenuniversitäten gehörigen Berliner Hochschule übersandt worden, am 14. August

durch Beschluß des akademischen Senates auch von Berlin exkludiert. Theodor hatte inzwischen Berlin verlassen, um in Wien seine Studien fortzusetzen. Der Vater versucht indes alles, um ihm den Besuch einer deutschen Hochschule wieder zu ermöglichen. Zu dem Ende wandte er sich denn, nachdem er das Kalenderjahr der Relegation erst hatte zu Ende gehen lassen, im Februar 1812 zugleich unter Beifügung der schon früher von Lampadius und Werner ausgestellten Zeugnisse Theodors in einem Immediatgesuch um Begnadigung an den König.

Bereits drei Tage später erhielt er einen günstigen Bescheid, nach welchem dem Sohne das fernere Studium zu Leipzig und Wittenberg gestattet wurde; „jedoch hat er," so hieß es in der Antwort weiter, „solchenfalls die ihm durch unser Reskript vom 11. März des vorigen Jahres diktierte achttägige Carcerstrafe noch zu verbüßen, auch bei unausbleibend zu gewarten habender Relegation sich der Teilnahme an verbotenen geheimen Verbindungen zu enthalten und überhaupt den akademischen Gesetzen gemäß sich zu bezeigen; zu diesem Behuf aber ist von seiten der Universität auf ihn ein wachsames Auge zu führen, er auch dessen bei seiner Readmission in Leipzig und Wittenberg nachdrücklich zu bedeuten." So war denn endlich die Sache zu des Vaters Zufriedenheit erledigt: sein Sohn war rehabilitiert und konnte, wenn er die in dem Reskript gestellten Bedingungen erfüllte, die Studien fortsetzen und beendigen; der Weg war ihm geebnet, und wenn er ihn nicht betrat, so lag dies an Verhältnissen, unter deren Zwang sich auch der Vater beugte.

Außer der leidigen Angelegenheit beschäftigte den Vater damals am meisten, abgesehen von seiner amtlichen Stellung, Schillers Biographie. Nachdem er auf seine Bitte um Beiträge von Goethe einen abschlägigen Bescheid erhalten hatte, wandte er sich an Wilh. von Humboldt, der nach seiner Uebersiedelung nach Wien die Körnersche Familie dorthin zum Besuch eingeladen hatte. „Der Gedanke," so schrieb ihm Humboldt zurück, „spricht mich sehr freundlich an; aber je kürzer etwas der Art ist, desto mehr muß es von der Stimmung des Augenblickes abhängen. Warten Sie also nicht und erlauben Sie mir, nichts zu versprechen!" Nachdem er dann in geistvoller Weise Schillers Leben und Dichten charakterisiert hat, erklärt er sich für unfähig, „ihn in seiner ganzen, durchaus nicht abzuleugnenden Größe zu zeigen. Herzlich aber freut es mich," so schließt er den ziemlich langen Brief, „daß dieser Gegenstand, der uns beide näher angeht als sonst irgend jemand auf Erden, uns wieder zusammengeführt hat. Ihr Leben Schillers sähe ich sehr gern vor dem Druck; aber ich fühle, daß Sie eine Handschrift nicht so weit schicken können." So war denn Körner auf sich und seine Korrespondenz mit Schillers Gattin angewiesen, und die Briefe, die nunmehr zwischen beiden gewechselt wurden, zeigen, wie ernst er seine Aufgabe nahm und wie fleißig und sorgfältig er damals arbeitete, er, der nach Charlottens Ansicht „Schiller am besten in der

Welt kannte, weil sich beide in einer Periode ihres Lebens fanden, wo die erste Jugendbildung schon vorüber war, und der Geschmack, wie das Urteil sich geläutert hatte".

Die Zeit, die Theodor in Berlin verbrachte, sollte dem Vater noch manche bange Stunde bringen: noch hatte der Sohn nicht ausgetobt, noch hatte das freie, ungezwungene Burschenleben seine eigenartigen Reize für ihn nicht verloren, noch war er zu sehr begeistert für die hohen Ziele seiner Verbindung, als daß selbst die ernsten Mahnungen des Vaters einen nachhaltigen Eindruck auf ihn hätten machen können.

Ein schlimmer Umstand für ihn war, daß sich drei Leipziger „Kränzianer", unter ihnen auch Flemming, nach Berlin gewendet, um dort weiterzustudieren oder vielmehr um ihr burschikoses Wesen in noch ausgelassenerer Weise weiterzutreiben. „In Berlin wird ein äußerst flottes Leben aufgeführt werden," schrieb er am 6. März an Schmid. „Der Bursch hat ungeheure Freiheiten daselbst." Schon diese Worte deuten an, mit welchen Absichten er die neue Universität zu beziehen gedachte, und bald genug war er wieder „im Sturm". Der ursprüngliche, von ihm und den drei anderen Landsmannschaftern gefaßte Plan, in Berlin eine Saxonia zu begründen, wurde wegen Mangels an „honetten" Burschen aufgegeben; außer Flemming traten sie der Guestphalia bei, und nicht lange dauerte es, so war Theodor Chargierter. Und als nun gar auch einige von der Adelspartei, nämlich Nostiz und Wallmoden, in Berlin auftauchten, die natürlich über Theodors Erscheinen nicht wenig erschrocken waren, konnten sich hier die Leipziger Scenen und Vorgänge von neuem abspielen. „Da wir vier Landsmannschafter sind, so giebt's wohl manchen Tanz", diese an Merbach in Wittenberg gerichteten Worte charakterisieren deutlich genug auch die in der Guestphalia herrschende Stimmung. Treu stand Theodor auch hier zu seiner Verbindung, deren schwarz-grün-weißes Band er mit Stolz trug. Begeistert dichtete er zu ihrem Ruhme drei Lieder, die, vom edelsten Patriotismus getragen, Freundschaft und Vaterland, Biederkeit und Ehre, Eintracht und Tapferkeit, Edelmut und Brudersinn als unveräußerliche Güter des Bundes und der deutschen Nation überhaupt preisen. Es sind diese Lieder gewissermaßen Vorläufer der nachherigen patriotischen Muse Theodors, und so abfällig man auch sonst über die Verirrungen des jugendlichen Sängers, zu denen er durch das Verbindungsleben verleitet wurde, urteilen mag: das eine wird man nicht leugnen können, daß hier für ihn der Grund gelegt wurde zu dem edlen, begeisterten Patriotismus, der ihn, als das Vaterland rief, freudig Gut und Blut zu opfern bereit finden ließ. Theodor selbst hat, als er sich bald darauf von dem ihm so lieb gewordenen Bunde wieder trennen mußte, in einem aus Wien vom 28. September desselben Jahres datierten Abschiedsschreiben an die Westphalen sich deutlich genug über

den hohen, idealen Zweck der Verbindung ausgesprochen, dankbar eingedenk alles dessen, was ihm die Guestphalia gewesen war und für alle Zukunft sein sollte. Der von ernster Selbsterkenntnis und einer durch die Erfahrung geläuterten Lebensanschauung zeugende Brief lautet:

„Freunde, Brüder und Landsleute! Ein wunderbar gelauntes Schicksal läßt mich nie lange froh sein im Kreise meiner Freunde. Ich hatte in Leipzig kaum angefangen, in freien brüderlichen Verhältnissen mich glücklich zu fühlen, als ich, um einer üblen Behandlung zu entgehen, flüchten mußte. Ich habe in Berlin kaum an Euren Bruderbund mich angeschlossen, kaum habe ich Euch kennen gelernt und mich der Stelle gefreut, auf der ich stand, so trennt mich eine langwierige Krankheit von Euch, und nun, da ich wiederkehren will, um das Vertrauen zu verdienen, das Ihr mir gezeigt habt, sind mir die Thore zugesperrt und der Eingang verwehrt. Mir bleibt also nichts übrig, als Euch aus der Ferne mein brüderliches Lebewohl zuzurufen und um die Fortdauer Eurer Liebe zu bitten.

Schön war der Zweck, der uns vereinigte, deutsche Jünglinge, und ihres vollsten Strebens würdig. Noch einmal Dank aus ganzem Herzen unserem wackern Haase, der den Baum mühsam pflanzte, unter welchem wir so freudig saßen; — noch schöner ist der Lohn, wenn wir zum Zweck gelangen: alten deutschen Sinn und unserer Väter Kraft wollten wir in uns aufziehen und treu bewahren und wie die alten Germanen nichts für höher erkennen, als das Vaterland und unsere Ehre und die Freiheit. Giebt's Wörter in allen Sprachen der Welt, die ein Herz mehr entflammen können? Schande und Schimpf über den, der nicht sein Leben in die Schanze wirft für diese Dreifaltigkeit, deren Gottheit in Germaniens ewigen Wäldern schon vor Jahrtausenden ihren Tempel hatte. — Mir aber, der zum letzten Male mit Euch spricht, vergönnt es, wie es einem Sterbenden vergönnt ist, noch einige herzliche Worte über das gemeinschaftliche Streben zu sagen.

Ein großes Wort ist mit der Freiheit ausgesprochen; aber das Gesetz nur kann uns Freiheit geben. Ein jeder Mann von Kraft trägt ein unverfälschtes Gesetzbuch — in seinem Herzen. Das Gefühl der Ehre bleibt die ewige Richtschnur einer jeden Handlung. So haltet denn ohne Wanken an den Gesetzen Eures Bundes, wo es mit Worten klar ausgesprochen wird, was noch dunkel in mancher Brust wogt und wallt, und straft mit schonungsloser Strenge den Uebertreter! Seid begeistert für Euren Verein, wagt Gut und Leben, wenn es seine Freiheit, seine Erhaltung gilt! Aber bedenkt auch, daß dieser Bund nach den Jugendjahren den größten Teil seiner speziellen Beziehung verliert, daß Ihr ins kalte Philisterleben müßt, wo Euch dann nichts bleibt als die Erinnerung und die Ueberzeugung, daß sich die Brüder unseres Bundes immer erkennen, sich

helfen, im Kampfe für Freiheit, wenn es einst tagen sollte, die nähere Vereinigung wiederherstellen werden, und so unser Bund seine höchste geheime Bedeutung erringen kann! Drum versäumt es nicht, über der Liebe zum fröhlichen Genuß und über dem wilden Drängen nach Freiheit den Wissenschaften, wo eigentlich die höchste Freiheit ist, zu opfern, und verscherzt nicht mutwillig, wie ich, das Glück, in so schönen Verhältnissen fortleben zu dürfen. Der Kampf für die Ehre und der Tod für sie ist schön und gerecht, aber zart und leicht zu überschreiten die Grenze zwischen der gerechten Verteidigung seiner Ehre und Händelsucht. Händel suchen bleibt immer niederträchtig, und ein schimpflicher Uebermut ist's, mit dem Leben oder wenigstens dem Glück anderer ein leichtsinniges Spiel zu treiben. Haltet Euch rein von dieser Pest, und Euer Bund wird blühen und gedeihen.

Und so lebt wohl! Trennen kann uns das Schicksal, aber wir sind ewig eins in einem großen und gemeinschaftlichen Streben und bleiben Brüder der drei schönsten Farben, Brüder in Kraft, Hoffnung und Freiheit. Gott sei mit Euch! Euer

Theodor Körner."

Für einen Jüngling, der so sprechen und denken konnte, war die scheinbar unheilvolle Zeit des Verbindungslebens nicht ohne Segen geblieben; was er in Leipzig und Berlin kennen gelernt und mitgemacht hatte, trug Früchte hundert=, ja tausendfältig zu seines Namens Ehre und des Vaterlandes Ruhm.

Der Vater hatte keine Ahnung von dem, was sein Sohn in Berlin eigentlich trieb. Die ersten Briefe, die er an ihn richtet, enthalten zwar noch Mahnungen und sind nicht frei von bangen Befürchtungen, ja in einem warnt er ihn direkt vor dem Anschluß an eine „geheime Gesellschaft", und selbst Schleiermacher bittet er, sich des Sohnes anzunehmen, indem er schreibt: „Für Ihre Güte und Sorgfalt wird mein Sohn gewiß nicht unempfänglich sein. Daß er vielleicht zu sicher darüber ist, in Berlin keine Händel zu bekommen, rührt teils von seinem leichten Sinn her, der freilich oft in Leichtsinn ausartet, teils eben auch aus einem festen Vorsatze, Streitigkeiten zu vermeiden, den er jetzt, wie er schreibt, und wie ich zu glauben Anlaß habe, wirklich gefaßt hat. Ihre Warnungen wird er gewiß immer dankbar aufnehmen." In den folgenden Briefen aber findet sich von einer derartigen Stimmung nichts mehr: der Vater ist vollständig beruhigt und lebt der besten Hoffnung. In erster Linie interessiert ihn natürlich das Studium seines Sohnes, aus dem in Leipzig so wenig geworden war. So ist er denn aufs höchste gespannt zu erfahren, welche Kollegien sich dieser ausgesucht. Er empfiehlt ihm namentlich, eine von Schleiermacher angekündigte Vorlesung über Dialektik zu hören, wenn sie nicht mit anderen Stunden kollidiere; nicht so sehr ist er zuerst für Fichte, der sich besser für das Wintersemester eignen würde. Als

sich dann Theodor trotzdem entschlossen hat, auch bei diesem zu belegen, ist er gleichwohl damit einverstanden: „Fichte wird Dir verzweifelt trocken vorkommen. Auch gehöre ich nicht zu seinen Anhängern. Aber seine Philosophie kann man nicht unbemerkt liegen lassen; man muß sich einmal durchgearbeitet haben, und dies ist für den Scharfsinn eine tüchtige Uebung. Wer ihm auf seiner Bahn folgen kann, hat sich vor der abstraktesten Spekulation nicht zu fürchten. Selbst die Mathematik giebt der Phantasie mehr Nahrung, als seine Philosophie. Im Vortrage war er sonst sehr deutlich, was bei dem, was er zu lehren hat, nicht leicht ist." Daneben wurde römische Geschichte bei Niebuhr, Metrik bei Böckh, Zoologie bei Lichtenstein und Botanik bei Wildenow gehört oder wenigstens belegt. Fast zu lange dauert es dem Vater, der dem Sohne empfohlen hat, einige Zeit auch auf Sprachen, namentlich auf das Griechische, zu verwenden, ehe die Vorlesungen beginnen, und als er endlich in den ersten Tagen des Mai von dem Anfang Kunde erhalten, da hätte er bald gern näheres darüber erfahren, wie dem Sohne die Berliner Professoren gefielen. Aber Theodor scheint auch damals wieder im Schreiben etwas lässig gewesen zu sein, zumal da ihn manch anderes mehr interessierte als die Philosophie Schleiermachers und Fichtes oder die Klassifikation eines Lichtenstein und Wildenow, und ihm immer noch jede in Fröhlichkeit verbrachte Stunde besser schien, als ganze Jahre trüben Fleißes. Besonders „herrlich" fand er das Theater; es zog mehr und mehr ihn an, zumal bei der Vortrefflichkeit der Schauspieler. Von der Vorstellung der „Jungfrau von Orleans" war er so entzückt, daß er auf die „hübsche und talentvolle Schauspielerin Beck", welche die Hauptrolle spielte, ein Sonett dichtete. Die „Braut von Messina", die er ebenfalls sah, gab dem Vater Veranlassung, sich mit ihm über die Bedeutung des Chors, der nach seiner Ansicht der tragischen Handlung eine höhere Würde gab, und den er für seine Person nicht gern missen möchte, brieflich zu unterhalten.

Auch die Konzerte, deren es in Berlin „zu tausenden" gab, boten reiche Abwechslung. Auf Veranlassung des Vaters war er, wie Parthey berichtet, wegen seines klangvollen Basses in die Zeltersche, von Fasch gegründete Singakademie eingetreten:

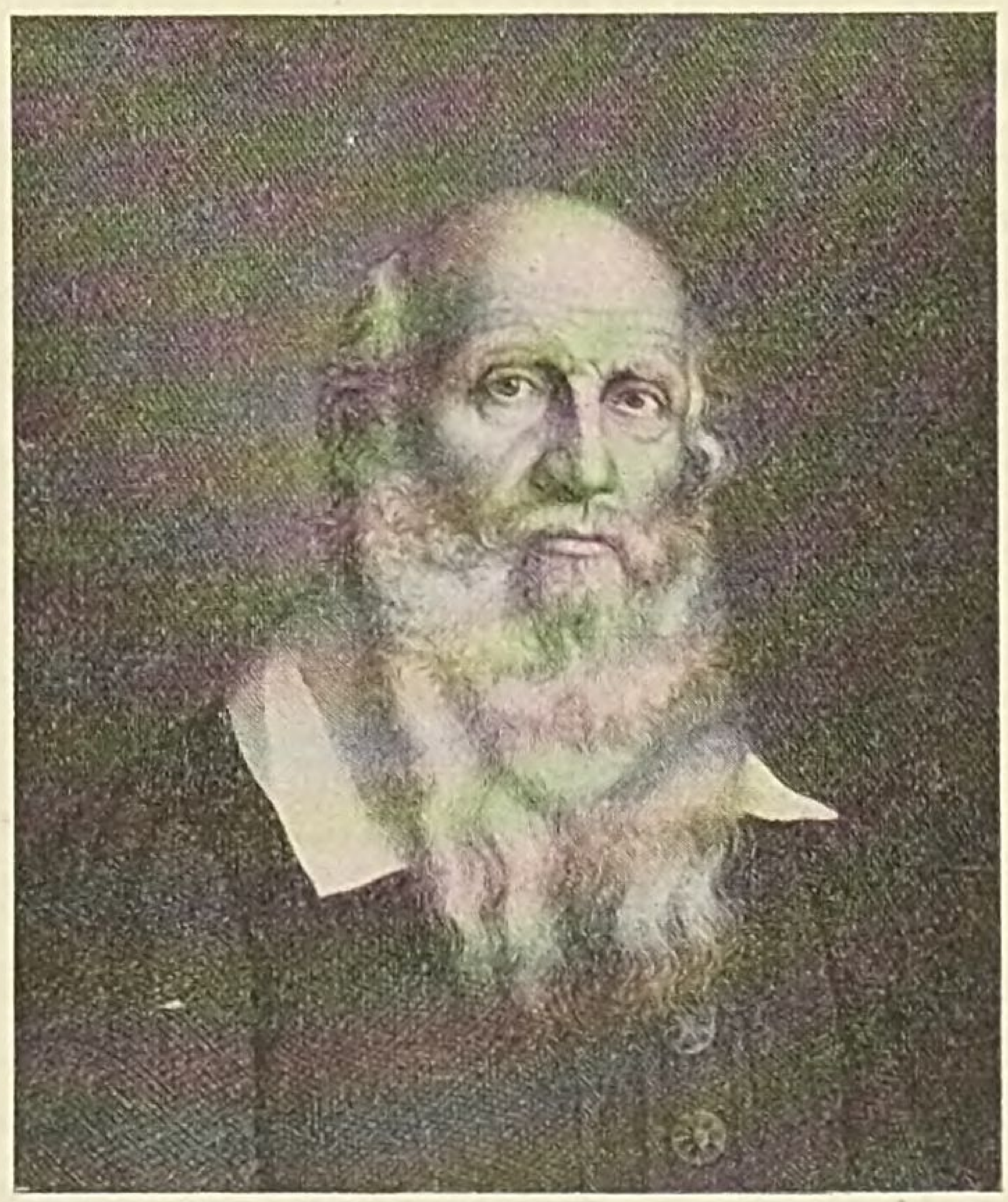
„Eine Gesellschaft echter Musikfreunde aus den gebildeten Ständen hatte sich vereinigt zur würdigsten Ausführung der besten klassischen Werke auf dem Gebiete der geistlichen Musik, die man sonst nirgends zu hören bekam. — Körner empfand eine große Freude an dieser reinen Vokalmusik, wie sie ihm selbst die berühmte Kapelle der Dresdner katholischen Kirche nicht geboten hatte. Er besuchte die Versammlungen der Singakademie sehr regelmäßig, die ihr Repertorium nach und nach immer weiter ausdehnte. Es wurden nicht nur reine Gesangsstücke gegeben; die mächtigen Oratorien von Händel, die stachligen und doch

schmackhaften Arbeiten von Johann Sebastian Bach, die Werke von Benda, Graun und anderen Meistern kamen zur Aufführung. Fasch hatte für die Akademie seine schon erwähnte berühmte sechzehnstimmige Messe geschrieben, deren seltene Aufführung immer wie ein großes Ereignis von der Berliner musikalischen Welt betrachtet wurde. Zelter wollte als der Nachfolger von Fasch nicht zurückbleiben und komponierte damals ein Oratorium, die Auferstehung Christi, das zwar keinen Anspruch darauf machen konnte, mit Grauns viel gefeiertem Tod Jesu in die Schranken zu treten, das jedoch eine Reihe von Jahren gern gehört wurde. Ich war viel zu jung, um über den musikalischen Wert der Arbeit irgend ein Urteil zu haben: ich weiß nur noch, daß einige kräftige Chöre mir sehr zusagten, während die meisten anderen Stücke mich langweilten. Der Tod Jesu wurde gewöhnlich am Karfreitag gegeben, und die Auferstehung kam zu Pfingsten an die Reihe. Mit gespannter Aufmerksamkeit hörten wir Körnern zu, wenn er von den Proben zu diesen Musikstücken erzählte: wie anfangs die einzelnen Chorstimmen eingeübt wurden, wie bei dem ersten Zusammensingen gewöhnlich alles durcheinandergehe, wie dann Zelters mächtige Stimme ein lautes Halt ertönen lasse, worauf die Sache von vorn anfange, bis zuletzt die Chöre in vollkommener Harmonie und Ordnung einherflössen. Die öffentliche Aufführung der Auferstehung fand bei überfülltem Saale statt, ein für Zelter erfreulicher Umstand; denn in jenen patriarchalischen Zeiten der Singakademie hatte der Vorsteher kein bestimmtes Gehalt, sondern war auf die immerhin unsicheren Einnahmen der öffentlichen Aufführungen angewiesen. Die Solostimmen und die Chöre hielten sich sehr brav; nur einmal bemerkten wir, daß die Bässe um einen halben Takt zu früh einsetzten. Zelter war nach dem Schlusse des Oratoriums sehr vergnügt; als mein Vater ihm zu dem in doppelter Hinsicht angenehmen Resultate des Abends gratulierte, sagte er in seiner derben Weise: „Danke, danke; ich wünschte, der Herr Christus wäre zweimal auferstanden!“ Am folgenden Abende wurden bei uns im Freundeskreise die Einzelheiten der gestrigen Aufführung durchgesprochen, und jenes Vorschlagen der Bässe blieb nicht unerwähnt. „Ja wohl,“ sagte Körner mit der größten Unbefangenheit, „dieser Schnitzer rührte von mir und meiner Umgebung her. Zelter warf uns einen grimmigen Blick zu! Ein Glück, daß wir nicht umwarfen!“

Bei der Liebe Theodors zur Musik war es kein Wunder, daß er Zelter oft besuchte und gern bei ihm war. Auch bei Hoffmannsegg wurde er auf das freundlichste empfangen. Weniger herzlich dagegen trat ihm beim ersten Besuche Schleiermacher entgegen. Als der Vater dies erfahren hatte, schrieb er an den Sohn: „Was Du mir von Schleiermachers Aufnahme schreibst, wundert mich sehr nach seinem Briefe an mich. Er leidet jetzt oft an Magenkrampf und war vielleicht verstimmt. Auch hatte man vorher, ehe er Dich sprach, halb-

offiziell von Leipzig aus über Dich nach Berlin geschrieben. Vielleicht hat ihn dies verlegen gemacht. Laß Dich nicht abhalten, den Versuch bei ihm zu wiederholen!" Der väterlichen Mahnung scheint Theodor jedoch nicht Folge geleistet zu haben.

Wohl aber trat er in nähere Beziehung zu Ludwig Jahn und Friesen, die seit 1810 in der von Dr. Plamann 1805 gegründeten Pestalozzischen Knabenschule zusammen als Lehrer wirkten. Beseelt von der Ueberzeugung, daß eine Hauptaufgabe der Erziehung, noch dazu bei der Not des Vaterlandes, in der körperlichen Kräftigung der Jugend bestehe, glaubten sie alles daran setzen zu müssen, die ihnen anvertrauten Schüler zu kräftigen Jünglingen und Männern heranzubilden. So trieb denn Jahn schon im Sommer 1810 mit seinen Zöglingen körperliche Uebungen, denen er im folgenden Winter eine festere Gestaltung gab und die er, wie bekannt, mit dem Ausdruck „Turnen" bezeichnete; im Juni 1811 eröffnete er den ersten Turnplatz in der Hasenheide.



Ludwig Jahn. Von 1778 bis 1852.
Nach einem Stich von Nordheim.

Neben und mit Jahn wirkte Friesen, der zunächst das Fechten ausgebildet hatte und dann das Schwimmen förderte; unter den turnerischen Uebungen ist besonders das Schwingen (Pferdspringen, Voltigieren) auf ihn zurückzuführen. Nun findet sich unter Theodors Gedichten ein höchst launiges, das die Ueberschrift trägt „Anmeldung des Großpapas bei dem Turnwart zum Voltigieren". Das kann nur im Frühling des Jahres 1811 auf Grund einer Kenntnis der Neuerungen, die damals auf dem Gebiete der Körperpflege gemacht oder angestrebt wurden, verfaßt sein. Wenn dem so ist, wird man annehmen dürfen, daß Theodor eben damals auch mit Jahn und Friesen bekannt und befreundet gewesen, zumal wenn man bedenkt, wie sehr er sich für alle körperlichen Uebungen interessierte und selbst in den meisten unübertroffen dastand. Und auch hier werden gerade, sowie bei der den nationalen Gedanken in ihrem Schoße pflegenden und stärkenden Zelterschen Liedertafel die patriotischen Bestrebungen und Ziele, die Männer wie Jahn und Friesen verfolgten, nicht ohne Einfluß

auf das für sein Vaterland allmählich immer wärmer schlagende Herz Theodors geblieben sein, besonders weil er auch dem zwar schon Ende 1809 durch ein Dekret Napoleons aufgelösten, aber im Stillen weiter wirkenden „Tugendbunde" als Mitglied beigetreten war.

Von seinen poetischen Produkten fällt in den Berliner Aufenthalt außer den bereits angeführten Gedichten zu Ehren der Guestphalia das im Berliner Tiergarten in heiterer Stimmung verfaßte „Lied an den Frühling", eines der schönsten, die Theodor überhaupt gedichtet, von solcher Wärme, so froher Hoffnung und so hinreißender Wirkung, daß der Vater den Versuch machte, „es für die Begleitung der Guitarre zu komponieren", und außerdem das zum Geburtstage der Hofrätin Parthey gedichtete „Lied der Rose, am 14. April 1811", welches Zeugnis ablegt von des Dichters Verehrung der seinen Eltern befreundeten und auch ihm so freundlich gesinnten Familie. Auch sei hier noch eines bisher nicht gedruckten, der Herzogin von Kurland gewidmeten Gedichtes gedacht. Schon zu ihrem Geburtstage, dem 3. Februar, hatte ihr Theodor eine poetische Huldigung dargebracht, in welcher er die „freundliche Liebesgestalt" und das „Engelsgemüt" der Herzogin mit der schönsten unter den Blumen, mit der Rose, verglichen. Am 29. März, also noch ganz unter dem Eindruck der letzten Leipziger Tage, dichtete er, wohl veranlaßt durch ein ihm von seiner mütterlichen Freundin übersandtes Bildnis, das Lied „An das Bild", das wir freilich nicht um seines zweifelhaften poetischen Wertes, sondern um des Gegenstandes willen hier folgen lassen:

Mit des Liedes voller, ganzer Feier
Grüß ich Dich, geliebtes, schönes Bild;
Deinen Namen flüstert meine Leier,
Deine Züge sind mir ewig teuer —
Ach, sie sind so engelrein und mild:

Auf dem Pult dort will ich Dich bewahren,
Still betrachtend will ich vor Dir steh'n;
In des Lebens Stürmen und Gefahren
Soll mir, wie vom heil'gen Herd der Laren,
Friede sanft von Dir herüberweh'n.

Wenn ich in der Dichtkunst dunklen Sagen
Irrend mich mit leisen Tönen stahl,
Meinen schönsten Träumen nachzujagen,
Nur die Augen brauch' ich aufzuschlagen,
Und gefunden ist mein Ideal.

Wenn ich je dem Zeitensturz erliege,
Zum Gemeinen sinke ohne Scheu,
Einen Blick auf diese reinen Züge,
Und das Edle kommt mit mächt'gem Siege,
Und ich bleibe meinem Herzen treu.

Und so magst Du freundlich mich begleiten
Als ein guter Genius.
Gern will ich um Glück und Leben streiten,
Darf ich nur von Dir, von Dir nicht scheiden,
Bis ich dorthinüber muß.

Vielleicht gehört in jene Zeit noch eine Reihe von Rätseln und Charaden, die Theodor in dem Taschenbuche „Minerva für das Jahr 1812" veröffentlichte.

Sehr ausführlich läßt sich Körner wie über andere litterarische Erscheinungen in dem Briefwechsel mit Theodor über Achim v. Arnims „Halle und Jerusalem" aus. Er fühlt sich durch das Werk, das ihn in gewisser Beziehung an Goethes Faust erinnert, theils angezogen, teils zurückgestoßen. Er bewundert den großen, vielumfassenden Unternehmungsgeist des Dichters ebensosehr, wie sein Darstellungsvermögen; besonders scheint ihm Arnim für das Religiöse einen tiefen Sinn zu haben. Daneben aber wirkt doch auch manches störend. „Ich wünsche nicht alles gemildert oder die Umrisse verwischt; aber es giebt eine renommistische Frechheit des Tones, die mir zuwider ist. Das Reich der Kunst ist so groß, daß der Dichter seine Freiheit auf ganz andere Art benutzen kann, als durch die Stellen, die bloß darauf kalkuliert sind, den Philister zu ärgern, wie etwa das Laternenzerschlagen. — Die biblische Scene aus der Leidensgeschichte hätte wegbleiben sollen. Sie führt hier zu nichts, und daß sie nach manchen üppigen Scenen folgt, sieht wie eine Bravade aus, die des Dichters unwürdig ist. — Die Verse sind großenteils vernachlässigt. Dem Maskenspiel fehlt es an Geist und Humor." An einer anderen Stelle faßt er sein Endurteil kurz so zusammen: „Das Ganze ist ein wildes Produkt, aber poetisches Talent darin unverkennbar. Das Komische darin ist mir lieber als der Ernst."

Musik und Malerei bieten ebenfalls Stoff zu längeren Auslassungen des Vaters und auch Emmas: das geistige Leben in Dresden scheint eben gerade damals besonders rege gewesen zu sein. Am 2. April fand hier das letzte philharmonische Konzert statt; zum Vortrag gelangte ein Oratorium von Naumann „Der Tod Abels" und eine Messe (Nr. 6) von Haydn. Das erstere interessierte die Körnersche Familie besonders aus dem Grunde, weil Emma in ihm die schwierige Altpartie des Engels, nach des Vaters Ansicht „sehr gut", sang. Etwa vierzehn Tage später hatte er Gelegenheit, ein Oratorium von Paer mitanzuhören: zwar waren ihm einige Chöre zu theatralisch, aber es hatte doch „schöne Stellen und großenteils einen gewissen Ausdruck von Andacht". Namentlich aber glaubte er, sich Morlacchis annehmen zu müssen. Dieser hatte wegen seiner italienischen Herkunft unter den Musikern eine starke Partei gegen sich, und mancher kam sich „wie ein heldenmütiger deutscher Patriot" vor, wenn er ihm seinen Beifall versagte. Trotzdem errang eine damals von ihm komponierte Oper namentlich bei der

zweiten Aufführung einen recht guten Erfolg, und Körner konnte sich nicht versagen, seiner Achtung für den von ihm verehrten Kapellmeister dadurch Ausdruck zu geben, daß er für ihn unter Zugrundelegung eines Calderonschen Stückes einen Opernplan aufsetzte.

Von dem regen gesellschaftlichen Treiben in Dresden, von Ausflügen in die Umgegend zu befreundeten Familien erzählen getreulich die Briefe Emmas, aber der Bruder vergalt nicht Gleiches mit Gleichem. Wohl schrieb der Vater: „Ich sehne mich recht danach, mir von Deinem jetzigen Leben ein deutliches Bild zu machen. In Freiberg hatte ich es ziemlich so weit gebracht. Aber jetzt habe ich viele Lücken, weil Du uns manche Umstände nicht schreibst, die Dir zu unbedeutend scheinen, die uns aber sehr interessieren. Hast Du außer Partheys noch ein Haus, wo Du manchmal abends hingehst? Hast Du unter den Studenten Freunde gefunden? Bist Du in der Liedertafel gewesen? Speisest Du zu Mittage in guter Gesellschaft? Wie geht's mit der Botanik? Bist Du mit Wildenow zufrieden? Siehst Du Hoffmannsegg noch oft? Diese und andere Fragen, die Du Dir leicht selbst aufwerfen kannst, wenn Du Dich in unsere Lage versetzen willst, könntest Du immer im voraus beantworten. Es würde noch genug für das Gespräch übrig bleiben." Theodor hatte aber Wichtigeres zu melden. Durch einen unvorsichtigen Spaziergang in der Abendkühle nämlich hatte er sich bereits Anfang Mai das kalte Fieber zugezogen, das gar nicht wieder weichen wollte und ihn, wie er sich ausdrückte, so „auf den Hund" oder „unter den Schlitten" brachte, daß ihm die Aerzte schließlich als letztes Mittel eine Luftveränderung anrieten.

Erst am 27. Mai erhielten die Eltern zugleich mit der Kunde von der längeren Krankheit ihres Sohnes die Nachricht von ihm, daß er demnächst bei ihnen in Dresden eintreffen werde. Sofort schrieb ihm der Vater zurück, daß es ihm zwar recht unangenehm sei, daß durch einen solchen Unfall wieder der ganze Sommer verdorben werde; indessen komme es jetzt bloß darauf an, nichts zu versäumen, was zu seiner gänzlichen Wiederherstellung nützlich sein könne. „Karlsbad," so fährt er fort, „ist freilich kein stärkendes Bad; aber da die Vorlesungen einmal unterbrochen sind, so könntest Du sonst einen Brunnen dort trinken und durch unsere Pflege Dich besser erholen, da Partheys auf dem Garten und daher zu weit von Dir entfernt sind. Bist Du aber so weit wieder bei Kräften, daß Du reisen kannst, so ist es besser, Du kommst sobald als möglich zu uns. — Der Hauptzweck für diesen Sommer ist einmal verfehlt, da die Wildenowschen Vorlesungen unterbrochen sind. Gehen die letzten sechs Wochen auch verloren, so ist der Zwischenmonat von keinem sonderlichen Nutzen. Ich sollte doch meinen, daß es möglich wäre, hier auch eine bestimmte Beschäftigung auf etliche Wochen zu finden. Wie wär es, wenn Du hier irgend eine Sprache ernstlich triebst? Du

gingest alsdann nicht eher wieder nach Berlin, als zu Anfang der Vorlesungen, und bliebst ein halbes Jahr länger dort."

Als Theodor, durch diesen Brief in seinem Entschlusse bestärkt, von den ihm befreundeten Familien Abschied nahm, dachte er gewiß nicht daran, daß er fürs erste Berlin nicht wiedersehen sollte.

Durch das so plötzliche Scheiden Theodors aus Berlin wurde leider auch die Erfüllung eines Lieblingswunsches des Vaters vereitelt. Schon lange nämlich hatte er die Absicht gehabt, Berlin und seine dortigen Freunde und Bekannten zu besuchen. Jetzt, wo der Sohn dort studierte, hatte sein Plan eine festere Gestalt gewonnen; nun aber mußte er aufgegeben werden.

Theodor verließ am 4. Juni Berlin wieder nach einem zweimonatigen Aufenthalte. „Noch sehe ich ihn deutlich vor mir," so schreibt Parthey in seinen Jugenderinnerungen, „wie er in eleganter heller Strumpfhose, schwarzem Frack und weißem Hut nach unserem großen Garten in der Lehmgasse kam, um Abschied zu nehmen. Das Gesicht war blaß; aber die männlich schöne Gestalt hatte nichts von ihrer Würde verloren."

Kurz vor seiner Abreise erhielt Theodor aus Leipzig von einer „teuren Freundin", vielleicht von Henriette, eine geschmackvoll gestickte Brieftasche nebst einem „lieben Brief". Umgehend dankte er der freundlichen Spenderin. „Die liebliche Gabe," so schreibt er an sie, „soll mir ein Heiligtum sein, wo nur das wohnen soll, was meinem Herzen das Nächste und Liebste ist." Fast hat er in der Begeisterung Lust, zu der Geliebten nach Leipzig zu eilen; aber da er „dort nicht den sichersten Aufenthalt" finden würde, so will er lieber in seinen vier Pfählen bleiben.

Mit schmerzlicher Sehnsucht von den Seinen erwartet, traf er am 6. Juni in Dresden ein. Er bedurfte nach der aufgeregten Zeit, die er durchlebt hatte, der aufopferndsten Liebe und der hingebendsten Pflege. Den Juni über blieb er in Dresden. Wie es ihm dort erging und gefiel, auch was er auf der Heimreise erlebt hatte, berichtet er in einem Briefe vom 10. Juni an Parthey: „So wäre ich denn wieder in Dresden und komme mir außer meinem elterlichen Hause ganz fremd darin vor. Da ich vierzehn Tage das Glück gehabt habe, das Stadtgespräch zu sein, so sieht mich alles recht visitatormäßig an, und fromme Leute weichen wohl auch schon sechs Schritte weit aus und sehen mir dann über die ganze Straße nach. Dresden ist mir nie so kleinstädtisch vorgekommen, und um so lieber denke ich an Berlin. — Was meine Reise anbetrifft, so habe ich sie in der angenehmen Gesellschaft von drei Gichtbrüchigen auf das langweiligste vollendet. Ich bin einmal mit drei Pferden gefahren, die allesamt nur ein gesundes Auge hatten; aber die drei Menschen, mit denen ich fuhr, hatten auch nicht einmal ein gesundes Glied. Der Hauptgegenstand des ganzen Reisegesprächs waren die Preise im Teplitzer Bade.

Ich habe wider Willen die genaueste Kenntnis davon erhalten. Um nicht endlich selbst zum Küchenzettel zu werden, lief ich größtenteils zu Fuß, und das mag wohl beigetragen haben, daß ich mein Fieber verlor und ziemlich frisch hier angekommen bin. Nun lebe ich hier unter der Diätstyrannei des ganzen Hauses, wie ich mir prophezeite, und wenn ich jetzt das Fieber wieder bekomme, so ist keine Gerechtigkeit im Lande. — Ich möchte, wir wären schon in Karlsbad. Dresden kommt mir abscheulich langweilig vor, da ich noch keine großen Partieen machen kann".

Unter der sorgsamen Pflege der Seinen erholte sich Theodor nach und nach. Aber kaum ist er einigermaßen hergestellt, da wird es ihm zu Hause zu enge: mit Macht sehnt er sich hinaus in die freie Natur; als fahrender Sänger will er die Welt durchwandern.

Mit Liebestönen wach' ich auf,
Sie quellen sanft heran;
Die Sonne hoch am Himmel 'rauf
Trifft mich beim Singen an.
Nicht rast' ich; wenn der Tag erglüht,
Greif' in die Saiten ein
Und grüße noch mit stillem Lied
Des Abends Dämmerschein.

Und langsam steigt die Nacht herauf
Aus tiefer Bergeskluft,
Da wacht mein Lied zum Himmel auf
In klarer Sternenluft,
Bis sich in bunter Träume Reih'n
Vergnügt des Sängers Blick;
Doch denk' ich träumend auch allein
An Sang und Dichterglück.

So singt er in dem Gedichte „Sängers Wanderlied". Und bald bezeichnet er in der „Sehnsucht nach dem Rhein" das Ziel, das ihm vor Augen schwebt und an das er schon längere Zeit gedacht, genauer.

Nicht nach Griechenlands reichen Palästen,
Nicht nach dem ewigen, herrlichen Rom:
Es zieht mich hinüber, es zieht mich nach Westen,
Zu Dir, zum Rhein, an den deutschen Strom,

Wo Leben und Lieben mit tieferen Freuden
In heiligen Tönen die Seele hebt,
Und wo aus der Väter goldenen Zeiten
Ein freier Geist noch die Fluren durchwebt.

„Ich gehe zu Ende des Monats," so schreibt er in derselben Zeit an Merbach, „nach Karlsbad und dann an den Rhein. Glück auf den Weg! hör

ich Dich sagen." Am 15. Juni begeistert ihn das Bild der Sixtinischen Madonna, vor dem er lange, wunderbar ergriffen, gestanden und sich aller Bande frei gefühlt hatte, zu einem Sonett, und schon zwei Tage später fühlt er sich kräftig genug, um einen Ausflug nach Freiberg zu unternehmen, jedenfalls um alte Bekannte, deren noch ein großer Teil daselbst studierte, aufzusuchen und in Erinnerungen zu schwelgen. Am 21. ist er wieder in Dresden. In den letzten Tagen des Monats dichtet er die Ballade „Der Kynast", zu der er auf seiner Reise ins Riesengebirge angeregt worden war.

So war allmählich die Zeit herangekommen, die der Vater für seinen und der Seinen Aufenthalt in Karlsbad in Aussicht genommen hatte. Am 30. Juni wurde die Reise angetreten. Aber schon an dem ersten Tage bekam Theodor unterwegs einen Fieberanfall, sodaß die Eltern mit ihm in Peterswalde „liegen bleiben" mußten. Nur langsam konnte am folgenden Tage die Reise fortgesetzt werden. Am 2. Juli endlich wurde Karlsbad, wo man bereits im Mai „ein hübsches Quartier an der Wiese im weißen Hasen" gemietet hatte, erreicht. Aber wieder war Theodor an diesem Tage von einem Fieberanfall heimgesucht worden, und krank und matt zog er in dem Badeorte ein.

Hier mußte er aufs strengste Diät halten und das Zimmer hüten. „Liebster Hofrat," schreibt er am 4. Juli an Parthey, „wenn Ihnen die Geschichte des armen Tantalus je Thränen ausgepreßt hat, so weiß ich gar nicht, was Ihnen bei meinen feindlichen Schicksalen zu thun übrig bleibt; denn daß ich zehnmal schlimmer daran bin, als jener arme Sünder, ist außer Zweifel. Zwar sitze ich noch nicht in der Hölle, aber immer noch im vollen Fieber, was bei Gott viel ärger ist. Statt nach Kirschen und dem flüchtigen Wasser zu haschen, sitze ich hier in der Stube. Draußen ist's gar lieblich; ich möchte mich gern in der Frühzeit auf den Bergen ergehen; aber die Morgenluft ist mir schädlich! Nun freue ich mich auf den Mittag; aber da ist's zu warm, und ich würde mich gar zu sehr erhitzen. Auf den Abend hoffe ich noch; aber da ist's wieder zu kühl; und die Nacht ist da, und ich bin nicht aus der Stube gekommen. Beklagen Sie mich!" Vierzehn Tage behielt er nach einem Berichte des Vaters an Charlotte v. Schiller zwar das Fieber; aber doch konnte er in dieser Zeit schon den beliebten und berühmten Neubrunnen besuchen und seine wunderwirkende Heilkraft an sich selbst spüren. Zugleich führte ihm die eben dort verkehrende „bunte Menge" neuen Lebensmut und neue Lebensfrische zu, und wenn er auch an ihrem vergnügten Treiben vor der Hand nicht thätig Anteil nehmen konnte, so fand er doch Gelegenheit, in schwärmerischer Liebe für eine gefeierte Schönheit, Marianne Saaling mit Namen, zu entbrennen. Doch scheint diese bereits am 9. Juli Karlsbad wieder verlassen zu haben. Denn an jenem Tage dichtete Theodor in „begeisterter Phantasie" unter den Ueberschriften „Der Neubrunnen" und „Als sie vom Brunnen Abschied

nahm" zwei Lieder, in denen er die schöne Erscheinung verherrlichte und dem Bedauern Ausdruck gab, daß er nun die Holde, bei deren Anblick ihm „frühlingsheiter" geworden, nicht mehr sehen und begrüßen könne. Auch das Sonett „Zuruf am Neubrunnen", das ihr ebenfalls gewidmet ist, muß in jener Zeit entstanden sein. Und als er im folgenden Jahre Marianne Saaling in Wien wieder sah, überreichte er ihr an demselben Tage, an dem sie vor Jahresfrist Karlsbad verlassen, in dankbarer Erinnerung an alles das, was sie ihm gewesen und was Karlsbad mit seinen herrlichen Plätzen ihm durch sie geworden war, ein Exemplar seiner „Erinnerungen an Karlsbad" mit einem tief empfundenen Widmungsgedichte.

Noch während Marianne in Karlsbad weilte, fing Theodor an, eine romantische Oper „Die Bergknappen" zu schreiben. Am 7. Juli wurde sie begonnen, und schon drei Tage später war sie vollendet. Der Besuch in Freiberg hatte ihn mit neuer Liebe für die romantischen Reize und Schönheiten des Bergmannslebens erfüllt und zu einer poetischen Verherrlichung des Berufes, den er sich einst erwählt hatte, begeistert.

Mehr und mehr erstarkte der jugendliche Sänger unter der sorgsamen Pflege seiner Angehörigen; Mitte Juli war er völlig genesen, und wenn er auch als Rekonvalescent noch gewisse Rücksichten zu nehmen hatte, so konnte er sich doch frei und ungebunden der herrlichen Natur freuen und die entzückende Gegend in vollen Zügen genießen. In einer ganzen Reihe von Gedichten, denen er als Ueberschrift den Titel „Erinnerungen an Karlsbad" gab, besingt er die Stätten und Plätze, die ihm besonders lieb geworden waren.

Außer diesen Dichtungen ist in Karlsbad noch eine ganze Reihe anderer Lieder entstanden. Zunächst „Die Prager Straße", in der er die Gefühle schildert, welche ihn beim Dahinwandeln auf dieser alten Fahrstraße bewegten: führte sie doch „sanft vorbei an steilen Seitenwegen" in ein stilles Friedensthal, „wo noch jeder Pilger Ruhe fand". Drei weitere Gedichte stehen in dem von Theodors eigener Hand geschriebenen „Reisebüchlein zum Jahre 1811".

Wenn auch nicht alle damals entstandenen Gedichte in gleicher Weise von hohem poetischen Werte sind, so spricht sich doch in dem größten Teile von ihnen wieder eine liebevolle, scharfe Beobachtung der Natur und ihrer Reize aus.

Unter den Badegästen, denen Theodor seine Aufmerksamkeit schenkte, befand sich auch diesmal wieder die von ihm angeschwärmte Caroline Hoffmann. Wieder erglüht sein Herz „mit jugendlichem Hoffen"; zum zweiten Male wogt, als ihr Blick ihn getroffen, ein heißes Sehnen tief in seinem Busen: der Genius ergreift ihn und zwingt ihn, ihrer Anmut manch kühnes Lied zu singen. Je näher die Scheidestunde rückt, um so wehmutsvoller ergreift ihn die Erinnerung an die Stunden, die er im Kreise von lebensfrohen Freunden, im „lichten Zauberreich"

der Liebe genossen. Am 10. August singt er ein letztes, ahnungsvolles „Vergißmeinnicht“:

Mein war des Augenblickes stille Freude;
Doch in dem leichten Rosenkranz der Horen
Hat sich der schöne Augenblick verloren.
Was bleibt mir noch, wenn ich von hinnen scheide?

Allzulange hielten allerdings bei der heiteren Naturanlage Theodors derartige sentimentale Stimmungen nicht vor, und als er am 12. August, körperlich völlig genesen und erstarkt, nach Wien sich aufgemacht hat, da zieht er frohen Sinnes in die Welt, erwartungsvoll gespannt auf die großartigen Eindrücke, die ihm die berühmte Kaiserstadt bieten würde.

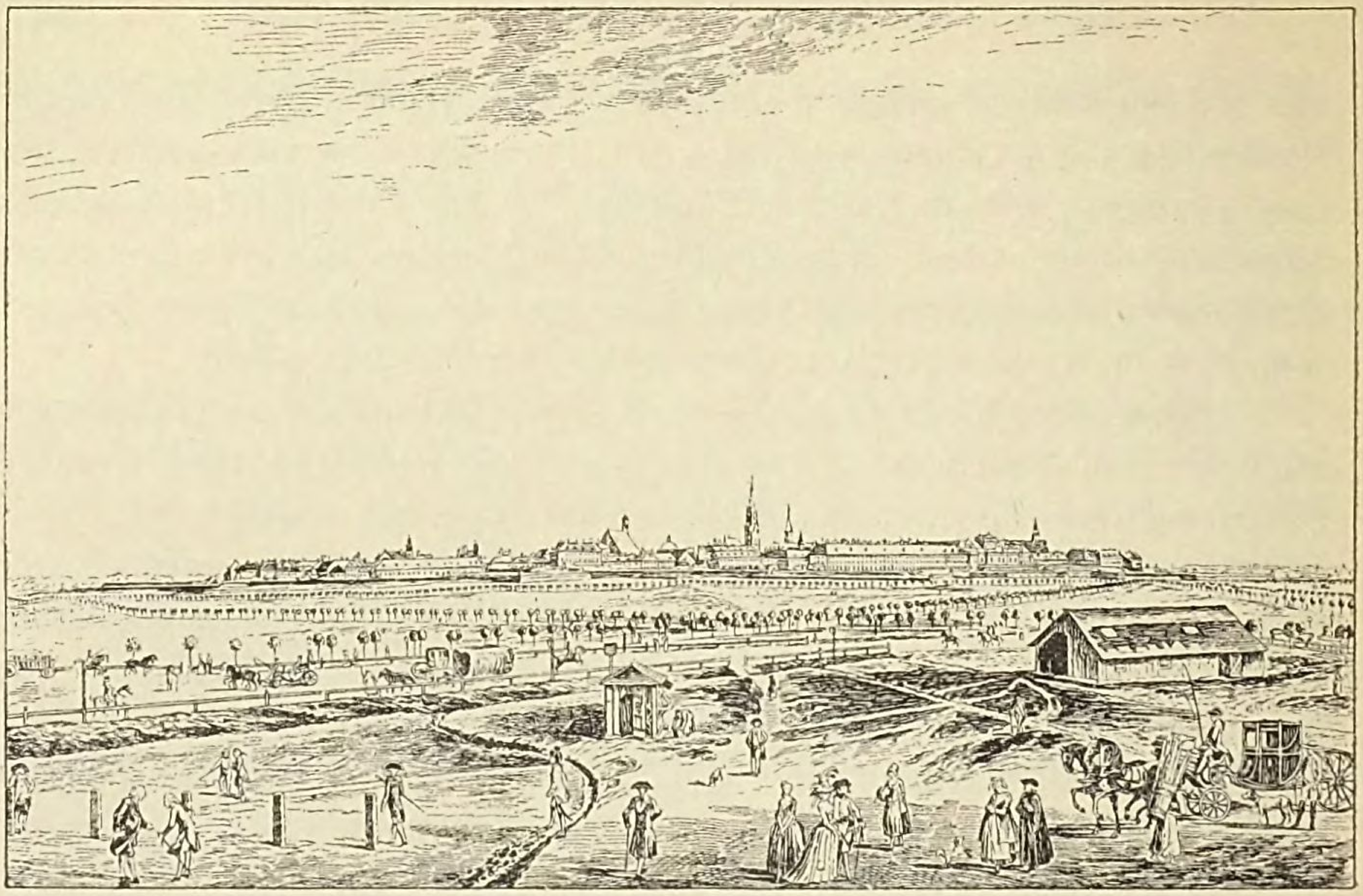
Bereits Ende Juni war Theodor von seinem Vater in Wien bei W. v. Humboldt angemeldet worden. „Mein Vater,“ so schreibt er am 4. Juli an Parthey, „hat die Idee, mich nach Wien reisen zu lassen, wenn ich mein Fieber zur rechten Zeit los werde. Daß ich nichts dagegen habe, versteht sich, da ich zu einer Fußreise an den Rhein für dies Jahr doch einmal verdorben bin.“ Damit hatte er auch von einer Fortsetzung seiner Studien in Heidelberg, die man ebenfalls in Erwägung gezogen hatte, Abstand genommen; wohl aber hoffte er damals noch, Ende Oktober wieder in Berlin eintreffen zu können.

Nicht ganz ungetrübt war den Angehörigen Theodors der Aufenthalt in Karlsbad verflossen. Sie wurden von kleinen, wenn auch vorübergehenden Uebeln heimgesucht, fanden auch nicht zusagende Gesellschaft, namentlich aber schmerzte es den Vater, daß Goethe bereits das Bad verlassen hatte; denn gerade auf das Zusammentreffen mit ihm hatte er sich um so mehr gefreut, als er im Juni die „Nachrichten von Schillers Leben“, die der Gesamtausgabe der Schillerschen Werke vorangehen sollten, vollendet und nun darüber mündlich mit ihm sich hatte aussprechen wollen. So sah er sich denn zu seinem Leidwesen genötigt, Charlotte v. Schiller, an die er sein „Konzept der Lebensbeschreibung“ abschickte, brieflich zu bitten, es an Goethe abzugeben, wenn sie und ihre Schwester es gelesen hätten. „Da er sehr oft erwähnt ist, so wünschte ich sehr, daß er gegen die Art, wie es geschehen, nichts einzuwenden hätte. Ich habe mich bemüht, weder Schillern noch ihm etwas zu vergeben und doch nichts Charakteristisches wegzulassen.“ Zugleich schrieb er an Goethe, indem er ihm die Art und Weise, wie er das Werk zu stande gebracht, mitteilte, ihn inständigst um sein Urteil bat und schließlich die Ordnung angab, in welcher demnächst die Schillerschen Schriften erscheinen sollten. Am 19. Juli war der Aufsatz in Goethes Händen, und gewiß gereichte es dem Autor zur großen Freude und Beruhigung, daß sich der große Dichter mit der Art seiner Behandlung ganz einverstanden erklärte. Mit der ihm eigenen Selbstlosigkeit hat Körner in dieser „auf Schillers eigene Aeußerungen

oder auf glaubwürdige Zeugnisse gegründeten“ biographischen Skizze seine eigenen Verdienste um den verstorbenen Freund mit keinem Worte, ja nicht einmal seinen Namen erwähnt; erst die späteren Biographen, für deren Arbeit Körners Lebensbeschreibung wegen ihrer Zuverlässigkeit die Grundlage bildete, haben seiner Bescheidenheit Gerechtigkeit widerfahren lassen und das, was er seinem Freunde, namentlich in der Zeit der Not, gewesen, in das rechte Licht gestellt.

Obwohl Körners acht Tage länger, als ursprünglich geplant war, in Karlsbad verblieben, kam ihnen doch die Trennung von Theodor wie „ein plötzlich unvorbereitetes Ereignis“ vor; besonders dem Vater ging das Scheiden sehr nahe. „Es ist mir diesmal,“ so schrieb er am 16. August, „schwerer geworden, als sonst, mich von Dir zu trennen. Ich weiß, daß ich jetzt nicht Anspruch machen darf, Dich lange bei mir zu sehen; aber man verwöhnt sich so leicht. — Ich war weicher dabei, als ich sonst in dergleichen Fällen gewesen war.“

Glücklich trafen Körners über Teplitz, wo sie Frau v. d. Recke begegneten und auch den Komiker Swoboda zu bewundern Gelegenheit hatten, in Dresden etwa am 12. August wieder ein. Trotz der mannigfaltigen Störungen, die der Aufenthalt in Karlsbad erlitten, war im Grunde genommen die Kur allen gut bekommen, namentlich der Mutter, um derentwillen man hauptsächlich die Reise gemacht hatte. Zu Hause fand Körner viele Briefe vor, u. a. auch einen von Cotta, der ihm nach der damaligen Lage des Buchhandels ein sehr annehmliches Anerbieten für Schillers Werke — 10000 Thaler sächsisch — machte und ihm mitteilte, daß er den Druck im Herbst beginnen werde. Auch W. v. Humboldt hatte recht herzlich geschrieben und dem Sohne „eine sehr freundliche Aufnahme“ in Aussicht gestellt. So konnte der Vater, während Theodor der Kaiserstadt zuwanderte, wenigstens in dem beruhigenden Glauben leben, ihm auch diesmal wieder in der Fremde eine Stätte geöffnet zu haben, an der er ein willkommener Gast sein würde.



Wien. Nach einem Kupferstich aus dem Jahre 1785.

VI.

Theodor Körner in Wien.

Am 12. August 1811 brach Theodor von Karlsbad nach Wien auf. Einen Reisegefährten fand er in dem jugendlichen, lebenslustigen Ph. Heinr. Krämer, mit dem er schon in Freiberg bekannt gewesen war. Längerer Aufenthalt wurde in Prag gemacht; denn hier traf er mit E. v. Pfuel, der nach dem Wiener Frieden im Oktober 1809 als Hauptmann in österreichische Dienste getreten war, zusammen und hatte an diesem Freunde seines Vaters für die vielfachen Sehenswürdigkeiten der Stadt „einen sehr guten Cicerone". Am 19. August wurde die Weiterreise angetreten; am 22. erreichten sie Brünn, von wo aus Theodor tags darauf einen fröhlichen Brief an die Seinen schrieb: er hatte die angenehme Bekanntschaft einer liebenswürdigen Schweizerin, deren Ziel Rußland war, gemacht und der er vielleicht noch eine Strecke das Geleite gegeben haben würde, wenn er nicht Krämer bei sich gehabt hätte, und sein Paß nicht auf der Polizei gewesen wäre. „Uebermorgen früh," so schreibt er in dem Briefe weiter, „wandern wir der Kaiserstadt zu, wo wir Montag früh um neun Uhr einzutreffen gedenken." Am 26. August, nicht am 24., wie er selbst in seinem Reisebüchlein angiebt, fuhr er in Wien ein. Gute Empfehlungen und ein Freund

Krämers, der Kaufmann Schmalwasser, halfen über die ersten Schwierigkeiten in der fremden Stadt hinweg, ohne daß die beiden, wie andere Fremde, „gräßlich geprellt“ wurden. Er verschaffte ihnen auch in dem Gasthof „Zum wilden Mann“ — Kärthnerstraße (damals Nr. 942, jetzt Nr. 17) — eine preiswürdige Wohnung. Später zog er nach dem Bauernmarkt Nr. 647; von hier siedelte er Anfang Dezember nach dem „Köllnerhof“ — Köllnerhofgasse Nr. 1, ehemals Nr. 783 — über, wo er sich vier Treppen hoch eine vier Schritt breite und zehn Schritt lange Stube mietete. Was ihn veranlaßte, gerade diese Wohnung zu beziehen, scheint der Umstand gewesen zu sein, daß in demselben Hause der wohlhabende Kaufmann Baumann, an den ihn Humboldt warm empfohlen hatte, wohnte.

Nachdem die beiden Freunde ihre Angelegenheiten auf der Polizei geregelt hatten, sahen sie sich in der Stadt etwas um, betrachteten u. a. namentlich die Josephsstatue, die aber Theodor nicht sonderlich behagte, und besuchten am Abend in der Leopoldstadt ein Kasperletheater, wo sie ein ganz sinnloses Zauber- und Ritterstück, „Das Spinnerkreuz am Wienerberge“, aufführen sahen. Den meisten Spaß machte ihnen das sehr lustige und aufgeräumte Publikum; „schon im zweiten Rang waren die meisten Röcke ausgezogen.“

Am Dienstag suchte Theodor zunächst Wilhelm v. Humboldt auf, bei dem er eine äußerst liebreiche Aufnahme fand. Hier empfing er auch die erste Nachricht vom Vater. Am Nachmittage führte ihn Schmalwasser durch alle Gassen. Abends wurde das Theater an der Wien besucht. Theodor fand die Ausstattung und Beleuchtung vorzüglich und das Spiel, namentlich das Ballett — man gab „Das Hausgesinde“ und dann die Pantomime „Harlekin als Spinne“ — sehr gut.

Am folgenden Tage aß er bei Humboldts zu Mittag. Da hatte er nun Gelegenheit, das Haus und die Familie des außerordentlichen preußischen Gesandten und bevollmächtigten Ministers in Wien genauer kennen und schätzen zu lernen. Am 26. September dichtete er gewissermaßen als Dank für die Liebenswürdigkeit und Güte der Humboldtschen Familie, in deren gastlichem Hause er auch seinen Geburtstag hatte feiern dürfen, auf das Schicksche Bild der beiden jüngsten Töchter ein Sonett, in welchem er „die wunderlieblichen Gestalten in süßen, himmlischen Accorden“ verherrlichte.

Am Abend besuchte Theodor das Hoftheater. Er hatte das Glück, „das Aschenbrödel ganz himmlisch mit aller Pracht des Theaters, der Kleidung und der Stimme ausgeführt“ zu sehen. Besonders gefiel ihm der vorzügliche Gesang der damals außerordentlich beliebten Mademoiselle Buchwieser.

Donnerstag frühstückte er im Prater, wo er zwar nicht viele „hübsche Gesichter“ sah, sich sonst aber ganz herrlich vergnügte. Nachmittags um sechs Uhr ging er zu Humboldts, um mit ihnen zusammen zu Fr. Schlegel zu fahren. Außer seinen Beziehungen zu Humboldt hatte den Vater namentlich das freund-

schaftliche Verhältnis, in das er nach und nach zu dem jüngeren Schlegel getreten war, veranlaßt, seinen Sohn nach Wien zu schicken, da er auch bei diesem verdienstvollen Gelehrten auf eine erwünschte Aufnahme für ihn rechnen durfte. Seit 1808 war Schlegel mit Dorothea, der reichbegabten ältesten Tochter Moses Mendelssohns, verheiratet, die sich von ihrem ersten Gemahl, dem Bankier Simon Veit, hatte scheiden lassen. Noch in demselben Jahre war Schlegel nach Wien übergesiedelt, um hier historische und litterarische Vorlesungen zu halten. Theodor wurde auch hier, wie zu erwarten stand, sehr wohlwollend empfangen. Schlegel erinnerte sich sehr herzlich der früheren Zeit in Dresden und bat ihn, ja recht oft zu kommen.

Schon am folgenden Tage in der Frühe erwiderte Schlegel den Besuch. Sodann fuhr Theodor zusammen mit Krämer und Schmalwasser und des letzteren Braut nach Schönbrunn; das Schloß und der ungeheure Schloßhof machte „einen schönen Eindruck"; besonders aber gefiel ihm die Aussicht, die er von der hinter dem Schloß auf einer Erhöhung gelegenen Glorietta hatte. Nachdem man darauf noch den manches Interessante bietenden Tiergarten besichtigt und gefrühstückt hatte, fuhr man nach der Stadt zurück. Abends war Theodor „wieder an der Wien. Man gab Figaros Hochzeit, bis auf den Figaro unvergleichlich. Die Buchwieser als Susanne war reizend und fast unübertrefflich im Verein des Spiels und Gesangs".

Auch die folgenden Wochen wurden in gleicher Weise verlebt. Später besichtigte er die Schatzkammer, „wo viel Interessantes war, vorzüglich der Kaiserstaat und die Insignien, herrliche Edelsteine, schöne Elfenbeinarbeit, ein sehr wohl erhaltenes altes Damenbrett mit merkwürdigem Holzschnitt, zwei kleine Basreliefs von Albrecht Dürer u. s. w." Mittags aß er bei Humboldts; abends war er im „Don Juan", wo es ihn herzlich freute, „die schöne Musik wirklich recht brav ausgeführt zu hören".

Am Sonnabend unternahm er mit Krämer und Schmalwasser eine Partie nach Baden. Tags darauf wanderten sie weiter nach Vöslau, das dem Grafen Fries gehörte. Am Abend waren sie wieder in Wien.

Am folgenden Montag besuchte er das Kärnthner Theater, das schönste von allen, die es damals in der Kaiserstadt gab. Von dem Ballett, welches hier aufgeführt wurde, war er entzückt; noch nie hatte er ein so herrliches gesehen. Zur Nacht aß er bei Schmalwasser, der Krämern einen Abschiedsschmaus gab. „Es dauert mich," so schrieb Theodor mit Beziehung auf die Abreise seines Freundes nach Dresden, „sehr; wir waren ganz füreinander gemacht, um durchs Leben zu lachen." Die Trennung fand indes erst in Regensburg statt, wohin Theodor dem Freunde auf dessen Wunsch und Kosten das Geleite gab.

Am Tage vor der Abreise sprachen die beiden Freunde nochmals bei Schmalwasser vor, bei welcher Gelegenheit Theodor „vor einer Flasche guten Wein",

durch den edlen Stoff begeistert, ein kleines Trinklied dichtete, dessen Schlußstrophe lautet:

„Was ich trinke, das sei alt;
Jung sei, was ich liebe;
Und so soll mein Wahlspruch sein,
Dem ich mich ergeben:
Junge Weiber, alter Wein
Und ein freies Leben.“

Am Abend reisten sie ab. „Wir fuhren,“ so schreibt Theodor von Regensburg aus, „Mittwoch, Donnerstag, bis Freitag früh um acht Uhr, wo wir hier anlangten. Reizende Blicke auf die Salzburger Alpen. Ueberall tausend alte Schlösser, stolze Klöster und Reichtum der Natur. Doch das sehe ich auch alles besser auf der Donau.“

In Regensburg blieb Theodor zwei Tage: er besuchte viele Kirchen, namentlich den herrlichen Dom, und sah manch schönes Bild, besonders eine Grablegung von Rubens. Besondere Freude bereitete es ihm, als er im Thurn- und Taxisschen Palais einen von der Tante gemalten h. Johannes erblickte. Am Sonnabend traf der Prinz August von Preußen in Regensburg ein; Theodor verlebte mit den sein Gefolge bildenden „Kavaliers“ einen recht vergnügten Abend. Auch hatte er in dem schlesischen Kriegs- und Regierungsrat Clausen, einem „sehr artigen und gebildeten Manne“, für die Rückreise einen fröhlichen Gefährten gefunden. „Wir sind mit Büchern beide versehen, und er noch überdies mit Wein und kalter Küche, was auch nicht zu verachten ist.“

Am Sonntag, den 15., früh um acht Uhr fuhr das „Extraschiff“ von Regensburg ab. „Es wurde,“ so schrieb Theodor an die Eltern, „ein Vaterunser gebetet; dann frisch fort durch die schönen, grünen Wellen. Das linke Ufer wurde sogleich malerisch durch steile Felsen, die sich bis Donaustadt fortzogen. Donaustadt ist eine alte Ruine mit einer Stadt darüber, äußerst keck auf die Felsen gestellt. Der Rückblick nach Regensburg ist einzig. Der Dom hebt sich herrlich über die Stadt empor. Freundliche Berge ziehen sich links immer hin bis Wörth, einem altdeutschen Schlosse. Rechts sind die Ufer immer noch flach und wenig bedeutend. In Straubing blieben wir die Nacht.“ Dann folgt die weitere Reisebeschreibung mit mehrfach schwer zu entziffernden Ortsnamen. Am 16. gelangte das Schiff bis Vilshofen und am 17. bis Aschach. Der am folgenden Tage „auf der Donau“ an die Seinen geschriebene Brief, aus dem bereits der größere Teil angeführt ist, beginnt: „Ihr Lieben! So sitz ich denn hier auf dem Schiffe; der Sturm pfeift nicht schlecht, und die Wellen schlagen gewaltig an den Kahn. In einer Stunde sind wir in Linz. Die Ufer sind unbeschreiblich schön.“ Der Brief schließt mit den Worten: „Die Schiffer singen Lieder, die ich

ihnen gemacht habe, und wir sind herzlich vergnügt." Drei Gedichte verdanken dieser Fahrt ihre Entstehung. Zwei von ihnen — das erste bereits am 16. September zu Straubing, das andere jetzt auf der Donau verfaßt — haben echt poetischen Gehalt. Die Sprache ist melodisch, zum Gesang auffordernd. Das dritte, weniger poetische Gedicht, mit der Ueberschrift „Die Schiffsgesellschaft (auf der Donau am 19. September 1811)" kennzeichnet die lustige, ausgelassene Stimmung, die auf dem Schiffe herrschte. Es schließt mit der Strophe:

„Der sich dies Lied erdachte,
Das war ein lockrer Student,
Der bleibt 'ne wilde Hummel,
Bis an sein selig End'.
Der Studente, he, hi, ha!
Hopsasa,
Und abermals
Bis an sein selig End'."

Am 18. September hatte das Schiff Niederwaldsee erreicht; am 19. gelangte man bis Stein, und am 20. endlich war Theodor wieder glücklich und höchst befriedigt von der genußreichen Reise in Wien.

Inzwischen hatte der Vater durch Schleiermacher die Nachricht erhalten, daß Berlin mit Leipzig ein Kartell geschlossen habe. Infolgedessen galt es, ernstlich zu erwägen, wo Theodor nunmehr seine Studien fortsetzen sollte. Dem Vater lag nach wie vor daran, daß Theodor einen bestimmten Beruf ergreife und auf eine gesicherte Lebensstellung hinarbeite. Er hatte an Schiller gesehen, wie mißlich es ist, einzig und allein von dem Ertrage poetischer Schöpfungen seine Existenz abhängig zu machen. Deshalb ermahnt er Theodor in einem um diese Zeit abgefaßten Briefe in eindringlicher Weise von neuem seine naturwissenschaftlichen Studien wieder aufzunehmen:

„Während daß Du, lieber Sohn, unter einem heiteren Himmel Deine Reise fortsetzest, benutze ich eine ruhige Stunde, um mit heiterer Seele mich über die künftige Bahn Deines Lebens mit Dir zu unterhalten. Du bist an Geist und Körper gesund, weder geschwächt, noch zerknickt, noch verwildert, hast Dir einige schätzbare Kenntnisse erworben und nicht gemeine Fähigkeiten entwickelt. Ich freue mich dessen, danke Gott dafür, und es giebt mir einen hohen Grad von Befriedigung, daß ich es nicht bereuen darf, jeden Keim des Lebens in Dir geschont zu haben. Es war mein Wunsch, daß Du die unschuldigen Freuden der Jugend genießen und die Gegenwart der Zukunft nicht aufopfern solltest. Auch jetzt verlange ich ein solches Opfer nicht; aber zu dem frohesten Leben gehört Zufriedenheit mit sich selbst, und diese fordert schlechterdings eine bestimmte Thätigkeit, ein Streben nach einem würdigen Ziele. Die Wahl dieses Zieles bleibt Dir ganz

überlassen; aber mir erlaube, etwas zur Vorbereitung Deines Entschlusses beizutragen. Ich habe Gelegenheit gehabt, vielerlei Stände und Beschäftigungen zu beobachten, und selbst manche Erfahrung gemacht. Die Resultate davon möchte ich Dir zu erwägen geben, und hierzu scheint mir kein Zeitpunkt passender als der jetzige.

Durch ein beschränktes Ziel nähert sich der Mensch dem Zustande des Tieres, durch ein unendliches behauptet er die gottähnliche Würde seiner höheren Natur. Es giebt aber ein Unendliches nicht bloß der Masse, sondern auch der Form. Der innere Gehalt unserer Thätigkeit ist nicht abhängig von dem Umfange unseres Wirkungskreises, sowie wir den Weltenschöpfer mit Recht ebensosehr in der Bildung der kleinsten Pflanze bewundern, als in der Anordnung der Sonnensysteme.

Daher die Möglichkeit für den Menschen, auch bei beschränkten Kräften sich auf eine höhere Stufe zu erheben, wenn die Liebe zu seinem Geschäfte ein unendliches Streben nach Form in ihm erzeugt. Es kommt alsdann bloß darauf an, ob die Forderungen des gewählten Wirkungskreises das innere Vermögen nicht übersteigen.

Auf diesen Gründen beruht meine Ueberzeugung von dem Werte eines jeden Geschäftes, das durch Liebe veredelt und mit Erfolg betrieben wird. Ich bedaure den kraftvollen Jüngling, dem ein weites Feld für die Wahl seines künftigen Berufes sich öffnete, der aber dem inneren Berufe nicht folgt, sondern durch die Vorurteile der Menge irre geleitet oder durch falschen Schimmer geblendet wird. Ein solches Opfer des Ehrgeizes gleicht einem gefallenen Engel. Umhergetrieben von unersättlicher Begierde, sieht er oft mit Verdruß die Dürftigkeit seines Werkes, sucht sich durch neue Versuche zur Erweiterung seiner Sphäre zu betäuben und ist ausgeschlossen von der Seligkeit, die nur der glücklichen Liebe zu teil wird.

Ein vielumfassender Wirkungskreis in der sinnlichen Welt wird oft durch Verhältnisse angewiesen. In diesem Falle ist, wer durch Erbrecht zur Regierung eines größeren oder kleineren Staates, zum Besitz mehrerer Rittergüter oder einer ausgebreiteten Handlung gelangt, oder wem durch die Geburt der Weg zu den ersten Staatsämtern gebahnt wird. Erfreulich ist es alsdann, wenn persönliche Neigungen und Fähigkeiten mit solchen günstigen Umständen zusammentreffen. Aber Umstände dieser Art durch eigene Veranstaltung erzwingen zu wollen, ist bei den größten Talenten und der beharrlichsten Anstrengung ein gewagtes Spiel. Nicht das Maß der Kräfte bestimmt hier den Erfolg, sondern Glück und Gelegenheit. Schon durch die Notwendigkeit, den Moment zu erlauern, fühlt eine edle Natur sich herabgewürdigt, und wenn endlich eine Gelegenheit, zum Ziele zu gelangen, sich darbietet, so fordert sie nicht selten das Opfer des

persönlichen Wertes, und die Erfüllung des Wunsches wird nur auf Kosten der inneren Ruhe erkauft. Eine heimliche Selbstverachtung, die durch alle Bemühungen nie ganz unterdrückt wird, vergiftet alsdann jeden Lebensgenuß.

In einem einzigen Stande hat das Streben, emporzukommen, etwas Begeisterndes. Dies ist der Stand des Kriegers. Hier wird um den Preis doch gekämpft, und der Kämpfer ist durch den Sieg schon belohnt. Aber wenn er außer diesem Lohne noch andere Auszeichnungen hofft, so darf er nicht vergessen, wie selten bei der neuen Art, Krieg zu führen, die That des einzelnen Mannes etwas entscheidet, und wieviel selbst in diesem Falle dazu gehört, daß eine solche That gerade von demjenigen bemerkt wird, der fähig ist, sie zu schätzen, und vermögend, sie geltend zu machen, auch kein Interesse hat, sie zu verkleinern oder zu ignorieren. Auch giebt es Zeiten, in denen der Krieger für eine Sache zu kämpfen genötigt ist, gegen die seine edelsten Gefühle sich sträuben. Eine solche Lage peinigt ihn alsdann in den Augenblicken des ruhigen Nachdenkens, die selbst mitten im Gewühl des Krieges nicht selten eintreten. Und wieviel Geduld wird erfordert, um zur Zeit des Friedens das Leere und Drückende des Soldatenstandes, die Fesseln der Militär=Subordination, die Pedanterie und Laune eines beschränkten Vorgesetzten zu ertragen!

Wie anders im Reiche der Wissenschaft und Kunst! Hier waltet die Freiheit des Geistes, hier öffnet sich ein unermeßliches Feld für die rastloseste Thätigkeit, hier kann auch unter den ungünstigsten Umständen der Preis errungen werden, wenn sich beharrlicher Eifer mit innerer Kraft vereinigt.

„Da tritt kein andrer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein“

kann man vielleicht mit größerem Rechte von dem vollendeten Gelehrten und Künstler, als in den jetzigen Zeiten vom Krieger sagen.

Die Wissenschaft läßt uns die Wahl, ob wir die praktische oder theoretische Beschäftigung vorziehen. Es giebt Bedürfnisse des Geistes und des Herzens, die der Religionslehrer zu befriedigen sucht, und Bedürfnisse der Sinnlichkeit, für die der Arzt, der Oekonom, der Chemiker, der Architekt, der Mechaniker, der Richter und Advokat in Thätigkeit sind. Wohl dem, der unter diesen Geschäften nach entschiedener Neigung und nach sorgfältiger Prüfung seiner geistigen und körperlichen Kräfte gewählt hat, oder der sich aus gleichen Gründen für die Erweiterung und Verbreitung einer Wissenschaft bestimmt.

Der Künstler bildet sich in der Regel durch eine Art von Instinkt. Rege Empfänglichkeit und lebendige Phantasie mußten vorhanden sein; aber um seine Ideen und Gefühle zu versinnlichen, bedurfte der Künstler noch der Herrschaft über ein gewisses Medium. Für ein solches Medium bestimmt er sich gewöhnlich

nach einem inneren Triebe und nach glücklichen Versuchen, die ihm durch zufällige Umstände gelangen.

Die Seele der Poesie ist in Dir nicht zu verkennen, und in der Behandlung ihres sinnlichen Werkzeuges hast Du Dir praktische Fertigkeit erworben. Deinen Beruf zum Dichter halte ich daher für gegründet und bin weit entfernt, ihn Dir zu verleiden. Macht zu haben über die edelsten Geister seiner Nation, ist ein herrliches Los, und ich habe zu Dir das Vertrauen, daß Du eine solche Macht nicht mißbrauchen würdest. Dein wichtigstes Geschäft sei also immer, keine Art von Ausbildung zu vernachlässigen, die zu einem vollendeten Dichter erfordert wird. Aber die Sicherstellung Deiner künftigen Existenz gegen dringende Bedürfnisse darf nicht von der Einträglichkeit Deiner poetischen Produkte abhängen. Dadurch würdest Du zum Sklaven des Publikums, zu dessen Beherrschung Du vielleicht berufen bist. Um die Kosten Deiner Studien zu bestreiten, wird es hoffentlich nicht an Mitteln fehlen; aber Du hast nicht so viel Vermögen zu erwarten, um dereinst als Gatte und Vater davon unabhängig leben zu können. Häusliches Glück darfst Du nicht entbehren, weil nach meiner Erfahrung kein anderer Vorteil für diese Entbehrung Ersatz giebt. Also ist neben der Poesie auf ein Geschäft zu denken, wodurch ein bestimmtes Auskommen gesichert ist. Denn der Gedanke, Dir dies auf eine bequemere Art durch eine reiche Heirat zu verschaffen und Dich dafür dem Joche drückender Familienverhältnisse zu unterwerfen, ist Deiner und meiner unwert. Manche sonst achtungswerte Geschäfte sind jedoch für einen dichterischen Kopf so prosaisch, daß Du schwerlich auf die Länge dabei aushalten würdest. Dahin gehören die Arbeiten der Staatsdiener in den meisten untergeordneten Stellen. Was ich z. B. zu verrichten habe, ist eigentlich Lesen und Schreiben. Gleichwohl möchte ich Dir einen fortwährenden Kampf zwischen Neigung und Pflicht gern ersparen.

Dagegen nähert sich der theoretische Gelehrte der Thätigkeit des Künstlers. Die Wissenschaft kann „der Schönheit zureifen und zum Kunstwerk geadelt werden“. Vorzüglich gilt dies vom Studium der Natur, und Deine Neigung dazu war mir deswegen so willkommen. Was Du in diesem Fache in Freiberg erlernt hast, ist schon ein nicht unbedeutendes Kapital. Das auf mancherlei Art zu vermehren, wollte ich Dir alle Gelegenheit schaffen. Und wenn Du nach Erledigung Deiner Studien in das Vaterhaus zurückkehrtest, würde ich sorgen, daß es Dir weder an Muße noch an dem nötigen Apparat fehlen sollte, um das Erlernte zu verarbeiten und durch ein bedeutendes Werk Deinen wissenschaftlichen Ruf gründen zu können.

Das Studium der Geschichte hat allerdings auch einen großen Reiz; aber es ist nur der Nachteil dabei, daß man dabei so oft auf Lücken stößt, zu deren Ausfüllung keine Mittel vorhanden oder wenigstens nicht in unserer Gewalt sind.

Die Natur hingegen kann durch zweckmäßige Versuche oft genötigt werden, auf unsere Fragen zu antworten.

Dies ist, was ich Dir vorjetzt zu erwägen gebe. Dein jetziger Schritt ist einer der wichtigsten Deines Lebens. Es ist gut, sich dabei nach hellen Begriffen zu bestimmen, und durch eine schriftliche Verhandlung werden die wichtigsten Punkte deutlicher, die dabei in Betrachtung kommen.

Lebe recht wohl! Bei uns ist alles gesund und grüßt Dich schönstens.

Dein Vater
Körner."

Eine Antwort auf diesen Brief ist wohl überhaupt nicht erfolgt, hauptsächlich weil bald darauf Schleiermachers Bescheid einging, wonach Theodor für den Winter noch nicht nach Berlin kommen sollte, sondern erst zu Ostern, und dann nicht als Student. Wenn auch diese Nachricht den Vater, wie er an Theodor schrieb, nicht in Verlegenheit setzte, weil er Vertrauen zu ihm hatte, so schien es ihm doch nötig, nunmehr auf das ernsteste mit ihm zu beratschlagen, was unter den jetzigen, völlig veränderten Umständen zu thun sei. „Bedenke," so schreibt er 13. September, „daß seit Deiner Abreise von Freiberg durch ein Zusammentreffen von Umständen nunmehr über ein Jahr verflossen ist, in dem Du keinen bedeutenden Fortschritt in Deinen Studien gemacht hast, und daß wir beide es vor Gott und unserem Gewissen nicht verantworten können, wenn noch ein halbes Jahr Deiner kostbaren Jugendzeit verschwendet werden sollte. — Der erste Gedanke fällt natürlicherweise auf Breslau. Dort ist auf alle Fälle Steffens und Bredow, gesetzt auch, daß von den übrigen Professoren gar nichts zu lernen wäre. Eine Konvention mit Leipzig wird schwerlich in dem ersten halben Jahre geschlossen werden, wenigstens könnten wir hierüber durch Fritz Weber Gewißheit erhalten. Nur ein Bedenken bleibt mir noch übrig. Ist man in Breslau bei der Aufnahme nicht streng, so wird sich alles dahin ziehen, was von Leipzig und Berlin fortgeschickt worden ist. Die Studenten, welche nichts weniger thun als studieren, werden den Ton angeben. Unter diesen hast Du viel Bekannte, und es ist allerdings zu besorgen, daß das Leipziger Burschenleben wieder von vorne angehen wird. — Aus Deinen Freiberger schriftlichen Arbeiten habe ich mit Freude gesehen, daß Du damals nicht bloß Vorlesungen gehört, sondern Deine Wissenschaft mit Ernst betrieben hast, ohne doch dabei ein Mönchsleben zu führen. Sollte es Dir denn gar nicht möglich sein, Dich für irgend eine Wissenschaft oder Beschäftigung, es sei, welche es wolle, auf eine solche Art zu interessiren? Gesetzt, die Naturwissenschaften hätten ihren Reiz für Dich verloren, hat denn auch Geschichte gar nichts Anziehendes mehr für Dich? Ist Dir nicht einleuchtend, wie sehr sie auch dem Dichter dient, um den Gestalten seiner Phantasie Bestimmtheit und Körper zu geben? Aber Kompendien und Hand=

bücher muß man nicht lesen, sondern die Quellen studieren. Und hierzu, dächte ich, müßte in Wien Gelegenheit sein. Solltest Du Dir durch Humboldt oder Schlegel nicht den Gebrauch der dortigen Bibliothek auswirken können? Dann würde ich an Deiner Stelle nichts lesen als die Quellen der deutschen Geschichte. Excerpieren würde ich dabei anraten, aber, um das Schreiben abzukürzen, ein Buch wie Schmidts Deutsche Geschichte zu Grunde legen und bloß, was dort fehlt, mir aufnotieren. Die Excerpte könnten fortlaufende Seitenzahlen haben, und in Dein Exemplar von Schmidt könntest Du am Rande die Seite Deiner Anmerkungen allegieren, um alles leicht finden zu können. Wäre nicht auch möglich, im Griechischen oder in neueren Sprachen in Wien guten Unterricht zu bekommen? Dies wirst Du leicht erfahren können. Aber alles dies ist vergebens, wenn Du nicht Stärke der Seele genug hast, den Entschluß zu einem ernsten Geschäfte streng auszuführen. Ich verlange gar nicht zu große Opfer von Dir. Die Abende magst Du immer für Dein Vergnügen bestimmen, aber den Vormittag und einen Teil des Nachmittags Deinen Studien widmen. Das würde Dir nicht schwer werden, wenn Du einmal acht Tage einen Versuch damit machen wolltest. Du würdest jeden Abend eine ganz andere Befriedigung fühlen und für jeden Genuß weit empfänglicher sein, als wenn Du vom frühen Morgen an bloß Deinem Vergnügen nachgejagt hättest. Du hast Kräfte und Talente, die Dich auffordern und verpflichten, auf einer niedrigen Stufe nicht stehen zu bleiben. Werde ein Dichter, aber fühle ganz die Würde Deines Berufs! Bist Du bestimmt, auf mehrere Generationen zu wirken, das Reich des Großen, Edlen, Schönen zu erweitern, als ein Schutzgeist der Menschheit gegen die Verdorbenheit des Zeitalters zu kämpfen, so mußt Du gerüstet, vielseitig gebildet und selbst bis zur höchsten Vollendung veredelt sein. Die höchsten Blüten und die reifsten Früchte sollst Du Deinen Zeitgenossen darbieten! Du bedarfst einer ruhigen, heiteren Weltansicht, und diese gewährt nur echte Philosophie und Religion, als deren Geschäft es ist, von beschränkenden Vorurteilen zu befreien und vor der herrschenden Krankheit des Zeitalters, einer zerstörenden Freigeisterei, zu verwahren. Dies alles bedenke, und Du wirst einsehen, wieviel Du noch von Dir zu fordern hast."

Im weiteren Verlaufe des Briefes werden dann für den Fall, daß er glaube, in Wien kein ernstes Studium treiben zu können, noch andere Wege in Betracht gezogen: vielleicht könne er nach München gehen, um Schelling und Jacobi zu hören; aber auch in Weimar, wo sich eine Bibliothek zum Studium der Geschichte finde, wo ihm namentlich aber die Ansichten Goethes über die Natur interessant sein würden, könne er den Winter über bleiben. „Auf Ostern," so schließt die Erörterung, „mache ich einen Versuch, die Leipziger Relegation aufzuheben, und wenn dies gelingt, kannst Du alsdann jede Universität besuchen, wo die Lehrer

Dich anziehen. Und wenn es Dir ein rechter Ernst um die Wissenschaft ist, bedarfst Du gar keiner Universität."

Die Antwort auf diesen Brief erfolgte bereits am 23. September, dem Geburtstage Theodors, der den Wünschen des Vaters nachzukommen verspricht; er habe sich entschlossen, schreibt er, zunächst für den Winter in Wien zu bleiben, um Geschichte zu studieren und daneben Griechisch und andere Sprachen zu treiben.

Wien erfüllte auch vollkommen, was Vater und Sohn davon gehofft hatten, ja übertraf noch weit ihre Erwartungen; kein Wunder, wenn Theodor sich sehr bald dort immer heimischer fühlte. Die reizenden Umgebungen, die lebensfrohen Bewohner, besonders aber die reichen und mannigfaltigen Kunstschätze und Kunstgenüsse gewährten ihm immer neues und immer größeres Vergnügen. „Den Eindruck," berichtete er an Schmid, „den ganz Oesterreich, dieses blühende, noch deutsche Land auf mich macht, kann ich Dir nicht vorstellen. — Fünf Theater sind hier, drei davon vortrefflich. Welcher Genuß in jeder Kunst! Welche Gegend, welche Mädchen! Freund, ich beneide mich selbst um mein Glück." Die fröhliche Welt, von der er sich umgeben sah, versetzte ihn in die glücklichste Stimmung. Erst in Wien ging ihm das volle Verständnis für die dramatische Kunst auf; und wesentlich dem Zauber der Bühne ist es zuzuschreiben, daß Theodor sich so schnell für Wien entschied und in der prächtigen Stadt, wo er in dem Kreise der geistreichen Freunde seines Vaters von vornherein wohl gelitten war, festen Fuß faßte.

Der schöpferische Drang, der ihn beseelte, ließ ihn nicht ruhen. Es wurde ihm indes nicht leicht, einen ihm zusagenden Stoff für ein Drama ausfindig zu machen. Verschiedene Pläne, die ihn beschäftigten, ließ er wieder fallen. Nur die Absicht, die Geschichte Konradins von Schwaben dramatisch zu verwerten, hielt er länger fest. Fast ein halbes Jahr trug er sich mit dem Entwurfe zu diesem Werke; eifrig korrespondierte er mit dem Vater, daneben auch mit Emma und Schmid darüber und schließlich wollte er von dem Ausfalle der Bearbeitung seinen „geglaubten Beruf zum Dichten" abhängig machen.

Bald kam er auch in nähere Beziehung zu der Bühne und dem Bühnenvolke. In dem Hause, wo er Wohnung genommen, vereinigte sich bei Baumann ein großer Teil namentlich der jugendlichen Schauspieler zur Frühstücks- und Mittagstafel und es ist begreiflich, daß der junge Dramatiker sich in der lustigen Gesellschaft bald heimisch fühlte.

In seinem Briefwechsel bildet das Theater und die Technik des Dramas nicht selten den Gegenstand des Meinungsaustausches. So behandelt er z. B. die Frage, ob die Jungfrau von Orleans, die nach den neuesten historischen Untersuchungen das Schwert nur zum Anführen gebraucht, nie aber einen Feind

damit getötet hätte, durch die Behandlung Schillers gewonnen habe. Nach Theodors Ansicht hätte der Dichter gerade diesen zarten, schönen Zug in ihrem Leben nicht unbenutzt lassen dürfen. Der Vater konnte dem nicht ganz beipflichten, da die Tragödie alsdann einiges verloren haben würde: namentlich die Scene mit Montgomery, die auch Schillern wegen der Aehnlichkeit mit der Situation des Achill im Homer besonders lieb gewesen, möchte er nicht gern missen.

Ueber die Annehmlichkeiten des geselligen Lebens in Wien, das ihn immer neue interessante Bekanntschaften, unter andern auch die Alexander v. Humboldts, machen läßt, geht ihm indes das treue Heimatsgefühl nicht verloren. Und stärker als je regt es sich beim Herannahen des Weihnachtsfestes, das er zum ersten Male fern von den Seinen feiern sollte. „Ich will mir," schreibt er nach Hause, „die blaue Stube, den Lichterbaum und die Striezel zum Thee recht lebhaft malen. — Nun bescher ich Euch in Gedanken recht viel tausend Küsse an alle und die herrlichsten Wünsche obendrein. Schreibt an meinen Platz mit schwarzer Kreide! Legt aber doch ein Stückchen Striezel hin; es soll mir bis nach Wien gut schmecken." „Was ich," antwortet der Vater, „vor tausend Vätern voraushabe, und was Dein letzter Brief bestätigt, ist die Freude, Dich mir im Geiste nahe zu wissen, wenn Du auch noch so viele Meilen von mir entfernt bist. Dies werde ich mir mit dem festen Glauben, daß es immer so bleiben wird, recht lebhaft denken, wenn ich Dich am Weihnachtsabende nicht unter uns sehe, und dabei auch im Stillen ein inneres Fest feiern. — Beneidenswert", so schließt er im Hinblick auf die damals sich bereits wieder trüber gestaltenden politischen Verhältnisse, „ist derjenige, dem es im Kreise der Seinigen so wohl wird, daß er die ganze übrige Welt dabei vergessen kann. Und im Gefühl dieses Glücks, zu dem Du das Deinige beiträgst und ferner beitragen wirst, werde ich mit Dank gegen Gott mein Weihnachtsfest feiern."

Und endlich Theodor: „Du hast aus Deinem Sohne Dir den Freund gemacht, und kindliche Liebe ist zu männlichem Vertrauen gereift." Das waren „goldene Worte" in den Augen des Vaters: denn jetzt hatte er das Ziel erreicht, nach dem er von des Sohnes frühester Jugend an gestrebt; mit vollem Vertrauen und den schönsten Hoffnungen konnte er in das neue Jahr gehen.

Die Berichte des Vaters sprechen über neu erschienene Werke der Litteratur und Kunst. Herauszuheben, weil heute noch gültig, ist das Urteil über Goethes Selbstbiographie: „An der Form erkennt man wieder den Meister. In dem Ton des Ganzen herrscht eine Ruhe, Klarheit und Heiterkeit, die Goethen eigen ist, verbunden mit lebendiger Darstellung und regem Sinn für das Frische und Liebliche der Jugendwelt. Man sieht, wie er mit Behaglichkeit bei einzelnen Scenen verweilt und sie zu seinem eigenen Vergnügen ausmalt, unbekümmert, ob sie auch in gleichem Grade das Publikum interessieren werden. Viele werden

daher ihre Erwartung sehr getäuscht finden, wenn sie außerordentliche Begebenheiten oder einen überwürzten Stil zu finden hofften." Er empfiehlt dem Sohne das Buch auf das angelegentlichste, ebenso wie die Mutter, die den Ton so gehalten, so einfach findet, daß, wie sie sagt, „jeder denkt, daß er es so sagen könnte — daher es für einen Teil des Publikums nicht Salz und Pfeffer genug wird haben; aber mir ist Goethe der Mensch recht anschaulich darin".

Zu den wichtigsten Urteilen des Vaters gehört unstreitig auch das über Heinrich von Kleist, dessen trauriges Ende an die Zeiten gemahnte, da er noch Gast im Körnerschen Hause war. Christian Gottfried hält ihn für einen hochbegabten Dichter, aber er gehörte nach seiner Ansicht zu den modernen starken Geistern, die jede Leidenschaft für unüberwindlich halten und die Achtung für Pflicht und Tugend als eine altväterische Pedanterie verachten. Ebenso anziehend sind die Aeußerungen über Musik, besonders über Beethovens Pastoral-Sinfonie. „Es ist eine Lieblichkeit darin, die bei Beethoven selten ist. Mancher hört die Musik, wie er den Roman liest. Im Stoffe soll immer etwas Neues sein, die Form ist ihm gleichgültig. Für solche Hörer ist Beethovens Sextett besser, das dabei auch voll Geist und Leben ist." Nicht minder richtig und scharf lautet sein Urteil über den Komponisten Hummel, als er erfahren hatte, daß dieser sich Stücke aus der „Messiade" zur Komposition ausgewählt. Nach seiner Ansicht ist das Werk Klopstocks dazu ganz ungeeignet. „Zu einer geistlichen Musik sind kurze Stellen aus Luthers Bibelübersetzung mir immer die liebsten Texte. Der Komponist kann in der Auswahl und Anordnung seinen Kunstsinn zeigen und findet Gelegenheit zu den größten und mannigfaltigsten musikalischen Produktionen. Hummel scheint aber mit der Wahl der Texte zu kokettieren, um mit edlen Gefühlen zu prangen, die man doch schwerlich in ihm sucht, wenn man ihn kennt." Mehr einverstanden ist er mit einem Plane Morlacchis, der neuerlich ein „gefälliges und doch dabei andächtiges" Salve Regina komponiert hatte, die alten, namentlich geistlichen Musiken, die man in Dresden lange nicht gehört, aus dem Vorrate herauszusuchen und neben Messen von Haydn und Mozart zum Vortrag zu bringen. Außer mit Morlacchi, den er unter den damaligen Dresdner Komponisten bei weitem am höchsten schätzt, stand er im Verkehr mit Miltitz, Weinlig und Dreyßig. Die großen musikalischen Unternehmungen und Inscenierungen Dreyßigs fanden aber niemals so recht seinen Beifall; wohler fühlte er sich in einem kleinen Kreise, der Musik und Gesang pflegte. Darum begrüßte er auch die Einrichtung eines dramatischen Kränzchens mit Freude, das reihum in befreundeten Familien abgehalten wurde. Je lebhafter gerade Emma darüber und über ihre Beteiligung berichtete, desto mehr bedauerte sie, daß die Aufführungen bald wieder aufhörten, da der primo amoroso seine Thätigkeit einstellte. „Einer der Herren Minister," klagt Emma dem Bruder, „legt es Leipziger übel aus,

daß er als Hofrat so viel Komödie spielt, weil er die irrige Meinung hat, daß dieser seine Arbeit darüber versäumt, obgleich man es ihm vielleicht nicht übel nehmen würde, wenn er dieselbe Zeit mit Spielen auf der Ressource zubrächte."

Unter den Theaterstücken, die die Körnersche Familie in der damaligen Zeit sich ansah, halten der Vater und Emma nur den „Fiesko" der Erwähnung für würdig, und auch dieses nur deshalb, weil die Hauptrolle von einem noch ganz jugendlichen, aber recht viel versprechenden Schauspieler, Kanold aus Berlin, welchen Iffland empfohlen hatte, gegeben wurde; infolge seiner wohlgebauten Figur, seines schönen, bedeutenden Gesichtes, seines Anstandes, sowie seiner Geschmeidigkeit in den Bewegungen, endlich wegen seiner wohlklingenden Stimme und seines Verständnisses für das Eigentümliche der ihm zugewiesenen Rolle nennt der Vater ihn „wirklich eine sehr gute Acquisition".

Was endlich den gesellschaftlichen Verkehr anbetrifft, so war er im wesentlichen derselbe wie früher. Vorübergehend hielten sich Frau v. d. Recke und Henriette Herz in Dresden auf, und selbstverständlich hatten Körners Gelegenheit, beide geistreichen Frauen bei sich oder am dritten Orte zu sehen. Eine außerordentlich interessante Bekanntschaft war für den Vater der aus Berlin eingetroffene „wilde genialische" Alexander v. d. Marwitz, der den letzten Krieg in österreichischen Diensten mitgemacht hatte. (Er fiel 1814 bei Montmirail, 27 Jahre alt.)

In seinem in der Weihnachtsnacht nach Dresden abgeschickten Briefe teilte Theodor mit, daß einige kleine Lustspiele und außerdem eine Oper von ihm vollendet worden seien: „Die Braut", „Der grüne Domino" und „Das Fischermädchen". Ein anderes Stück, das in dem Reisebüchlein den Titel „Der Kampf mit dem Drachen. Eine Oper" trägt, in den jetzigen Ausgaben aber als Singspiel bezeichnet ist, wird nur einmal im Briefwechsel ganz kurz erwähnt. Es lehnt sich inhaltlich und auch sprachlich an das bekannte Schillersche Gedicht an, nur daß die Hauptsache, der tragische Konflikt im Innern des Ritters, ganz beiseite gelassen ist. An eigentlicher dramatischer Handlung ist das Singspiel so arm, daß es wohl schon anfangs wenig Beifall gefunden hat und niemals aufgeführt worden ist; immerhin zeugen die lyrischen Partieen in ihrer leichtfließenden Sprache wieder von der poetischen Begabung des Dichters.

„Ich hätte Euch gern meine beiden kleinen Stücke geschickt," schreibt Theodor den Eltern, die die Stücke gern in ihren Privatzirkeln aufgeführt gesehen hätten, „aber Ihr wißt, daß ich beim Abschreiben immer viel ändere, und diese Abschriften sind beim Theater. Sie werden gedruckt, wie das hier gewöhnlich ist, und ich hoffe, sie Euch bald schicken zu können." Die beiden Stücke waren von der Direktion des Hofburgtheaters angenommen und sollten als Textbuch gedruckt werden.

Beide Lustspiele sind in Alexandrinern geschrieben. In seinem Aufsatz „Ueber das Lustspiel“ hatte der Vater einst gerade dieses Versmaß als das passendste für einen lächerlichen Stoff empfohlen, und schon oft genug hatte das Wiener Publikum den Alexandrinern Kotzebues ungeteilten Beifall gespendet. Lehnte sich auch hierin Theodor an den eben genannten Dichter an, so ließ er sich doch durchaus nicht von ihm beeinflussen: weder ahmte er ihn in der Erfindung der Fabel noch in der Sprache nach. Wohl hat er mit Kotzebue die Leichtigkeit des Schaffens gemein. Auch das Gefühl für bühnenmäßige Wirkung teilte er mit jenem. Aber seine Lustspiele sind völlig frei von der Frivolität und der Plattheit der Machwerke des übel berufenen Vielschreibers. Geschrieben für ein leichtlebiges Publikum, zeichnen sich diese kleinen Stücke, ebenso wie seine Lustspiele überhaupt, durch eine gewandte Behandlung des Alexandriners, fließenden Dialog, harmlosen Witz, flotte Handlung und gelungene Charakteristik aus. Dazu ist die Fabel meist glücklich gewählt, ganz gleich, ob sie seiner eigenen regen Phantasie entsprungen oder auf eine Anekdote oder auf etwas Selbsterlebtes oder Selbstbeobachtetes zurückgeht. Irgend welchen höheren Wert haben diese Komödien allerdings nicht, und der Dichter selbst war der letzte, der etwa eine hohe Idee von ihnen gehabt hätte.

In dem ersten Stücke handelt es sich um eine gleichzeitige Liebeswerbung von Vater und Sohn um eine Kokette, von der beide hinters Licht geführt werden. Die Komik beruht darauf, daß Vater und Sohn einander nicht kennen, da der Vater nach dem Tode seiner Gattin den Sohn schon als zweijähriges Kind seiner Schwägerin überlassen und seitdem nicht wieder gesehen hat. So wirkt der Konflikt, in den beide geraten und in dem sich der Vater des Sohnes und ebenso umgekehrt der Sohn sich des Vaters lebhaft annimmt, während sie andererseits mit der größten Heftigkeit gegeneinander streiten, außerordentlich lächerlich, zumal da sich der Vater von seiner Auserwählten die Zärtlichkeit als den Hauptartikel jeder Ehe in einem Kontrakte verschreiben lassen will. In folgenden beiden Stellen spricht sich die Tendenz des Stückes aus:

„Wo Herz mit Herzen nicht allein den Bund geschlossen,
Sind alle Schwüre doch nur arme Kinderpossen,
Wenn in die volle Brust die Liebe strahlt, da brennt's,
Und andre Heirat bleibt nur eitle Konvenienz.“

„Die Liebe winkt allein Dir in der Jugend Lenz,
Ein andres Bündnis bleibt bloß eitle Konvenienz,
Nur wo die Liebe blüht, da reift die wahre Treue:
Sonst schließt der kurze Traum mit einer langen Reue.“

Im „Grünen Domino“ hat die Handlung einen ähnlichen Hintergrund. Sie spielt sich zwischen zwei jungen Mädchen ab, von denen das eine die Freundin als Nebenbuhlerin beargwöhnt. Die Lösung des Konfliktes, die Prüfung einer

etwas flatterhaft erscheinenden und auf den äußeren Schein zu viel gebenden Liebhaberin, erfolgt höchst glücklich durch das schon öfters angewandte Motiv der Verkleidung. Auch hier handelt es sich zunächst nur um eine Konvenienzheirat; doch kaum haben sich die von den Vätern füreinander Bestimmten gesehen, da entbrennen ihre Herzen in gegenseitiger Zuneigung, um schließlich, nachdem die Prüfung glücklich bestanden, den seligen Triumph der Liebe zu feiern:

„Die Väter haben zwar die Hände ausgesucht;
Doch bleibt's nicht Konvenienz; es wird zur schönen Frucht,
Und ihre Herzen fliegen sich entgegen,
Wie sich die Hände ineinanderlegen."

In Bezug auf „Das Fischermädchen" schreibt Theodor in seinem Weihnachtsbriefe: „Steinacker quälte mich vorgestern um eine Oper; da habe ich ihm eine in sieben Stunden zusammengeschrieben, die sich gewaschen hat und gewiß Effekt machen soll. Sie heißt: Das Fischermädchen", und bald darauf meldet er, daß Steinacker seine Oper, besonders die erste Romanze, für drei Stimmen allerliebst komponiere, und zwei Tage später schreibt er: „Steinacker war eben bei mir und brachte mir die frohe Nachricht, daß er Kapellmeister draußen in Baden geworden ist. Sie fangen wahrscheinlich mit meiner Oper an, da die Gesellschaft ganz neu errichtet wird. Glück zu seinem Anfang! Es fehlt ihm weder an Talent, noch Willen, noch Kraft." Am 25. Januar war die Komposition fertig in Theodors Händen; er versprach sich eine gute Aufnahme, namentlich von dem vorzüglich gelungenen ersten Quartett. Da sich jedoch Steinackers Anstellung wieder zerschlug, wurde auch aus der geplanten und mit Spannung erwarteten Aufführung in Baden nichts.

Die Handlung des Stücks ist außerordentlich lebendig, die Steigerung des Konfliktes höchst effektvoll, der Ausdruck einfach und von schlichter Natürlichkeit. Die so oft besungene Allgewalt der Liebe erringt auch hier wieder einen herrlichen Triumph: zwei Väter, die sich bisher als Todfeinde einander gegenübergestanden haben, söhnen sich infolge der herzlichen, vor nichts zurückschreckenden Zuneigung ihrer Kinder aus und schließen sich zu eng vereinten Gliedern eines Hauses zusammen.

Am Schlusse des Jahres, am 29. Dezember, begann Theodor ein neues Stück; vollendet war es am 8. Januar. „Soeben," schreibt er an diesem Tage nach Dresden, „ist wieder ein kleines Stück in geregelten Knittelversen fertig geworden, mit dem Titel: Der Nachtwächter. Der Stoff hat seinen Ursprung in einer Geschichte, die mir selbst in Leipzig begegnete." Wenn nun auch nach dem richtigen Urteile Emmas diese „wahre Fastnachtsposse" weniger fein als die beiden ersten Lustspiele ist, so zeichnet sie sich dafür durch lebenswarmen Humor und durch leichte Versifikation aus. Besonders köstlich ist die Figur des verliebten,

einfältigen, aber selbstbewußten Nachtwächters Tobias Schwalbe, der sich von den beiden Studenten übertölpeln läßt. In der Person des Ernst Wachtel, der nach einem tollen Studentenleben schließlich in perpetuum relegiert worden war, führt der Dichter ein Abbild seines eigenen ehemaligen Treibens in Leipzig vor, wie überhaupt das ganze Stück, das er selbst „etwas derb lustig" nennt, die übermütige Sylvesterstimmung widerspiegelt, in der er auch das „Lied zum Sylvesterabend 1811" dichtete. Nachdem er nämlich die Feiertage „sehr vergnügt" verlebt hatte, wurde der Jahresschluß würdig gefeiert. „Den Sylvestertag," so lautet sein Bericht vom 1. Januar, „aß ich mittags bei Humboldts. Abends war bei uns (d. h. im Köllner Hof) sehr große Gesellschaft. Ich hatte ein Spottlied auf die ganze Societät gemacht, und im größten Jubel begrüßten wir damit und mit einer Bowle Punsch, die freilich kein Punsch von der Tante war, das neue Jahr. Wir waren bis früh zusammen und haben auch Eure Gesundheit getrunken." In dem Spottliede besingt er zunächst die einzelnen Teilnehmer an der lustigen Gesellschaft, darunter auch Schmalwasser, sowie Biermann und Schreiber, zwei Schauspieler, und geißelt ihre Schwächen und Eigenarten mit heiterer Satire, ohne sich selbst dabei zu schonen.

Die beiden kleinen prosaischen Erzählungen „Die Harfe" und „Hans Heilings Felsen", die noch in das Jahr 1811 fallen, zeigen, daß der Dichter auch anmutig und spannend zu schildern und zu erzählen weiß.

Am meisten aber beschäftigten ihn die Vorarbeiten zu dem historischen Trauerspiel „Konradin von Schwaben". Dieser Konradin sollte, wie wir schon gehört haben, zugleich der Kraftmesser für seine Befähigung zum dramatischen Dichter werden. In diese Arbeiten hinein kam nun der Brief des Vaters, der den Sohn zur endgültigen Wahl eines Berufes aufforderte. Die Antwort darauf vom 6. Januar 1812 ist für Theodors Wesen höchst bezeichnend. „Ich habe," sagt er, „eigentlich die Idee, diesen Winter das Wiener Theater und meine Muße zu dem Beginnen meiner dramatischen Laufbahn zu benutzen. Geradezu, ich überzeuge mich alle Tage mehr, daß eigentlich Poesie das sei, wozu mich Gott in die Welt geworfen. Ein Talent ist nicht das Eigentum eines einzelnen Menschen; es wird das Eigentum der Nation, und die verlangt, daß man ihr Pfund wuchern lasse. — Mein ganzes Geschichtsstudium habe ich bloß der Poesie wegen gewählt, weil sie mit ihm in der höchsten Vereinigung steht, und ohne ihr gründliches Studium die andere nicht zur Blüte gelangen kann. — Du wirst mir sagen, daß ich aber auf ein noch zweifelhaftes Talent meine künftige Existenz nicht begründen könne; wohl wahr; aber wenn man Schlittschuh laufen kann, soll man auf der Erde sich mühsam fortbewegen, weil man dort einbrechen könnte? — Der Konradin soll entscheiden, denk ich mir; — wird er gut, und nimmt man ihn willig auf, so will ich bleiben, wo das Herz mich hinzieht; gelingt er mir nicht, dann will ich

die erste beste Brotwissenschaft vornehmen und meinen geglaubten Beruf zum Dichten bei müßigen Stunden in Sonetten verschnitzeln. — Der Geschichte wegen will ich nach Göttingen, und ich bin überzeugt, daß man sie nur dort studieren kann. Sollte mein Relegat nicht zurückgenommen werden für dieses Jahr, so wird man es doch im künftigen Jahre nicht verweigern. Im letzten Falle würde ich Dich um einen Römerzug bitten. Tirol wollte ich den Sommer durchstreifen und Herbst und Winter in Italien begrüßen. — Willst Du mich gern in Berlin, so schreibe mir Deine Gründe! — Die Furcht vor Excessen ist teilweise unbegründet. Zwar werde ich das, was ich glaube und fühle, gern zu jeder Stunde auch mit dem Blute besiegeln; dazu hast Du mich erzogen; und mein Wort, Vater, lieber auf dem Schild als ohne ihn; aber Studentengeschichten habe ich satt, und wegen solcher Spielerei will ich mein gutes Leben nicht wieder in die Schanze schlagen. — So mein Plan für die Zukunft. — Er könnte nur durch den Krieg mit Preußen geändert werden, wo ich, wenn die Sache je ein insurrektionsartiges Ansehen erhielte, meine deutsche Abkunft zeigen und meine Pflicht erfüllen müßte. — Man spricht so viel von Aufopferung für die Freiheit und bleibt hinter dem Ofen. Ich weiß wohl, daß ich der Sache den Ausschlag nicht geben würde; aber wenn jeder so denkt, muß das Ganze untergehen. Man wird vielleicht sagen, ich sei zu etwas Besserem bestimmt; aber es giebt nichts Besseres, als dafür zu fechten oder zu sterben, was man als das Höchste im Leben erkannt. Ich würde Euch manche traurige Stunde kosten; aber die That wäre nicht gut, wenn sie nicht ein Opfer kostete. Euch unruhige Minuten zu verschaffen, ist das drückendste Gefühl für mich. Da mein ruhiges Bewußtsein zu opfern, wär der härteste Kampf, den ich höher anschlüge als das bißchen Leben, was ich dabei verlieren könnte. Antworte mir darüber behutsam! Dein letzter Brief war augenscheinlich aufgemacht. — Diese meine Pläne verlieren aber jetzt schon allen Schein der Ausführbarkeit, da man allgemein sagt, das Berliner Kabinett hätte sich an Frankreich geschlossen, — und ich so etwas selbst aus Humboldts Reden vermuten muß. Daher dürfen sie Dich nicht beunruhigen. — Schreibe mir daher nur, ob Du denkst, daß mein Relegat zurückgenommen wird! In Leipzig glaub ich nichts mehr zu fürchten zu haben und riskiere nichts mehr durch die Gegenpartei, da ich mit ihrem Anführer in gutem Vernehmen stehe. — Ich würde gern so lange als möglich in Wien bleiben; es ist gar zu herrlich hier; würde mein Relegat aufgehoben, so käme ich Ostern nach Dresden und würde dann entweder nach Göttingen oder Berlin gehen, wie Du es für mich am vorteilhaftesten fändest. — Müßte ich eine Brotwissenschaft wählen, so würde ich lieber Jura als Medizin vornehmen, weil ich es doch ohne Liebe thun würde und bei dem Recht mehr Aussicht zur Muße hätte. Gott befohlen, mein Freund! Ich harre Deiner Antwort. Dein Theodor."

Was diesen Brief in erster Linie aus der Zahl der anderen heraushebt, ist nicht sowohl das klar ausgesprochene hohe Ziel, dem der Dichter jetzt, wo seine Sturm- und Drangperiode vorüber ist, mit Ernst und Eifer nachstreben will, als vielmehr die patriotische Begeisterung, die Opferfreudigkeit, mit der er, wenn's gilt, für die Freiheit fechten und sterben will. In dieser vaterländischen Gesinnung bekundet sich der Einfluß und die Bedeutung seines Aufenthaltes in Wien. So tief der Vater auch die Demütigung seines weiteren Vaterlandes empfand, so war er doch klug genug, in seinem Briefwechsel die Politik beiseite zu lassen. Er wußte, wie gefährlich dies sei, da schon oft Briefe geöffnet worden waren. So finden sich denn nur ganz vereinzelte politische Bemerkungen, meist harmloser Natur, in dem bisherigen Briefwechsel, obwohl der Uebermut und die Rücksichtslosigkeit Napoleons immer größer wurden und über kurz oder lang zu einem Kriege drängen mußten. Schon in der Mitte des Jahres 1811, als die Spannung zwischen Napoleon und Kaiser Alexander zum Bruch geführt hatte, durchschwirrten beunruhigende Gerüchte die Luft. Aber der Vater will ihnen nicht glauben. „Der König," so schreibt er am 23. August an den Sohn, „geht nach Warschau, und wir scheinen vorjetzt Ruhe zu behalten." Inzwischen war Theodor nach Wien gekommen in eine Welt, die in ihm das fast eingeschlummerte Bewußtsein von der auf Deutschland lastenden Schmach weckte, und wo man ganz anderen politischen Anschauungen huldigte, als in dem heimatlichen Sachsen. War auch Oesterreich 1809 im Kampfe gegen Napoleon schließlich unterlegen, so hatte doch die mörderische Schlacht von Aspern und Eßlingen die Meinung von des Korsen Unüberwindlichkeit erschüttert und das Selbstvertrauen der geknechteten Völker wieder gehoben. Mit Verehrung blickte hier die Nation zu ihrem Kaiser und zu dem Erzherzog Karl, der so mannhaft den Franzosen die Stirn geboten hatte, empor. Hier spürte Theodor zum ersten Male etwas von wirklichem Volksenthusiasmus, und begeistert gab er davon dem Vater Nachricht. „Wohl dem Staate," antwortete dieser, „wo das gegenseitige Vertrauen zwischen Regenten und Volk unerschüttert bleibt! Oesterreich gab dieses Schauspiel zeither, und mancher dachte sich dies Land als einen Hafen für künftige Zeiten des Sturmes. — Bei uns ist alles gesund, und die Kriegsnachrichten machen uns noch nicht bange." Auch Theodor glaubte in der ersten Hälfte des Dezember noch nicht recht an politische Verwickelungen; als am 14. einige durch Kriegsnachrichten geängstigte Preußen zu ihm kamen, um ihn einzuladen, mit ihnen sogleich heimzureisen, weil es ungewiß sei, ob sie mit den Vaterstädten in Verbindung bleiben könnten, wies er dies Ansinnen mit einem Hinweis auf die Unwahrscheinlichkeit eines Krieges zurück; zugleich aber verhehlt er den Seinen nicht, daß er im Falle eines Krieges sein Bündel schnüren würde. Der Vater war durch diese Bemerkung offenbar beunruhigt; er schreibt mit Hinweis auf die Verhaftung Beckers in Gotha

und mehrerer Personen in Halle: „Wohl dem, der in der politischen Welt nicht mehr lebt, als sein Amt von ihm fordert! Und wehe dem, der sein Vaterland liebt, wenn er nicht Herr seiner Leidenschaften ist, zur Unzeit aufbraust und sich zu seinen Zwecken unmoralische Mittel erlaubt! Ein jeder suche in seinem Amte so nützlich zu sein als möglich, suche durch Wissenschaft, Kunst und Sitte die Menschheit im ganzen und besonders seine Nation, soviel an ihm ist, weiter zu bringen, und die Nachwelt wird ernten, wo er gesäet hat. Aber das Schicksal der Staaten zu lenken, sind nur die Regenten mächtiger Reiche berufen. Ihnen allein stehen erlaubte Mittel zu Gebote, und sie haben den Gebrauch zu verantworten, den sie davon machen. Ihnen sich zum Ratgeber aufzudringen, ist bedenklich, da der Privatmann als solcher nicht vollständige Nachrichten von der Lage der Sachen haben kann, ihnen einen Entschluß abzunötigen, unverantwortlich, da ein solcher Schritt schon an sich ein Uebel ist, das selbst durch Erreichung eines löblichen Zweckes, wofür ohnehin niemand stehen kann, nicht wieder gut gemacht würde."

Klar und bestimmt spricht sich Theodor über seine politische Gesinnung in einem Briefe vom 6. Januar 1812 aus: er sei bereit, für das, was er als das Höchste im Leben erkannt, fürs Vaterland und für die Freiheit, zu fechten oder zu sterben; es sei ihm aber schmerzlich, daß sein Plan, mit den Waffen in der Hand seine deutsche Abkunft zu zeigen, schon jetzt allen Schein der Ausführbarkeit verloren, da es allgemein heiße, daß Preußen mit Frankreich gehe, ein Gerücht, das sich denn auch schon im folgenden Monat als richtig erwies: am 24. Februar wurde das Bündnis gegen Rußland geschlossen, und damit galt es für den Dichter, so schwer es ihm werden mochte, sich in Geduld zu fügen und zu warten.

Neben der Besorgnis, daß Theodor politische Unbesonnenheiten begehen könne, regte sich bei dem Vater von neuem die Befürchtung, daß dieser seine Zeit unnützerweise vertändle und zu keinem förderlichen Brotstudium komme.

„Ueber Deinen Beruf zur Poesie," schreibt er, „habe ich Dir sonst schon geschrieben. Ich bin weit entfernt, Dich davon abzuhalten; aber ich habe nur die Besorgnis, daß, wenn Du jetzt schon das Produzieren zum Hauptgeschäfte machst, Du vielleicht manches versäumen wirst, was zu Deiner vollkommenen Ausbildung gehört, und was Dich auch zu einem höheren Ziele führen würde. Es ist eine gefährliche Klippe für den Künstler, wenn er sich eine gewisse Fertigkeit erworben hat und mit dem, was er in kurzer Zeit fertig macht, eine günstige Aufnahme bei seinem Publikum findet. Er bleibt dann leicht auf einer niedrigeren Stufe stehen. Du bist, deucht mich, zu etwas Höherem bestimmt, als kurrente Ware für das Wiener Theater zu liefern. Also wünschte ich, daß Du einmal aufhörtest, Deine Zeit auf kleine Stücke zu verwenden, und Dich ernstlich an den Konradin machtest, da wir schon über die Mitte des Januars sind. — Wie der Beifall, den Dein

Konradin erhält, auf Deine Pläne für die nächsten Jahre Einfluß haben kann, sehe ich nicht recht ein. Macht er auf dem Theater nicht Glück, so kann dies sogar in gewissen dichterischen Vorzügen liegen, für die vielleicht Dein Publikum keine Empfänglichkeit hatte, oder die wegen eines Nebenumstandes nicht in ihr gehöriges Licht gestellt wurden. Wird Dein Stück sehr gut aufgenommen, so folgt daraus, daß Du Dein Auskommen haben würdest, wenn Du jährlich ein- oder zweimal Stücke für das Theater liefertest. Aber ist es denn Deine Meinung, Dir auf diese Art Deine bürgerliche Existenz zu sichern? Ich müßte dann wiederholen, was ich schon sonst gegen einen solchen Plan eingewandt habe: zu bedauern ist jeder, der von der Gunst der Muse Unterhalt erwartet. Nähren soll den Mann sein Geschäft, und hierzu soll sich der Jüngling vorbereiten. Zu der Kunst treibt ihn die Liebe, und was sie ihm dagegen darbietet, hat er bloß als Geschenk anzunehmen, aber nie als auf einen Sold zu rechnen. Es können Jahre eintreten, in denen er weniger produktiv ist, vielleicht eben, weil er an sich selbst strengere Forderungen macht, oder ein anderer, der das Publikum mehr als die Kunst studiert, kann ihn bei seinen Zeitgenossen verdunkeln. Daher war immer mein Rat, Du möchtest ein wissenschaftliches Studium wählen, das Dir ein zuversichtliches Auskommen sicherte. Hast Du die Neigung zu den Naturwissenschaften verloren, so habe ich gar nichts dawider, wenn Du bei der Geschichte bleibst; aber studiere sie gründlich, damit Du dereinst als akademischer Lehrer oder als Schriftsteller mit Ehren auftreten kannst! Vernachlässige die Hilfswissenschaften und besonders die Sprachen nicht! Was Dir Deine dichterischen Arbeiten einbringen, sieh als einen unverhofften Gewinn an und verwende es zu irgend einem edleren Lebensgenuß! Die Kunst sei die Würze Deines Lebens! Widme ihr Deine schönsten Stunden, aber nicht immer zur Produktion, sondern auch zum Studium! Eine Reise nach Italien gönne ich Dir sehr und würde alles beitragen, sie Dir zu erleichtern; aber ich wünschte sie später. Ich sähe gern, wenn Deine Jugendzeit zwischen ernsten Studien und Genuß der Gegenwart geteilt wäre. In Deinem jetzigen Aufenthalt ist der Genuß überwiegend. Es sollte nun wohl eine Zeit folgen, wo die ernste Anstrengung das Uebergewicht hätte. Und in Italien gäbe es doch nur immerwährende Feiertage anderer Art. Hierzu kommt es, daß es schade wäre, wenn Du eine Reise nach Italien ohne hinlängliche Vorbereitung unternähmest. — Der junge Mann, von dem Du in Deinem Briefe an mich schriebst, sollte wohl jeden entscheidenden Schritt vermeiden, bis er mit seinem Vater mündlich darüber zu Rate gegangen wäre. Er nennt diesen Vater seinen Freund, wie Du schreibst, und soviel ich den Vater kenne, verdient er, bei der Sache gehört zu werden. Er weiß die Triebfedern zu schätzen und ist auch großer Aufopferungen fähig. Aber es könnte doch nützlich sein, wenn durch ihn der Sohn auf Umstände und Folgen aufmerksam gemacht würde, die

er vielleicht in leidenschaftlichen Momenten übersehen hat. Es wäre traurig, wenn er etwa künftig zu spät sich Vorwürfe machen müßte, nur nach einer einseitigen Ansicht gehandelt zu haben."

An dem Vormittag desselben Tages, an welchem der Vater diesen Brief schrieb, am 17. Januar, fand in dem Burgtheater die Generalprobe zur „Braut" und zum „Grünen Domino" statt; und hier sollte Theodor zum ersten Male das Mädchen erblicken, das gleich bei der ersten Begegnung einen so tiefen Eindruck auf ihn machte, daß er es alsbald wie kein anderes zuvor in sein Herz schloß. Die von der Natur reich mit Schönheit des Körpers, aber reicher an Herz und Seele begabte Künstlerin Antonie Adamberger, die den jugendlichen Dichter durch den Reiz ihres Wesens und durch ihr Spiel bezauberte, stand damals im zweiundzwanzigsten Jahre.



Antonie Adamberger, die Braut Theod. Körners. Geb. 1790, gest. 1867. Nach dem im Körner-museum befindlichen Miniaturbildnis, gemalt von Monsorno.

Sie war am 30. Dezember 1790 in Wien geboren und entstammte einer berühmten Künstlerfamilie. Ihr Vater, Valentin Adamberger, hatte anfangs als Sänger in kurfürstlich bayrischen Hofdiensten gestanden. Seit 1762 hatte er unter dem Namen Adamonti auf verschiedenen Theatern Italiens gesungen, war dann nach München zurückgekehrt und dort bis gegen 1777 geblieben. Von hier aus unternahm er eine Kunstreise nach London und fand zuletzt in Wien am Hoftheater und an der Hofkapelle dauernde Anstellung. Wegen seines weichen und melodischen Tenors wurde er allgemein geschätzt, sodaß sogar Mozart verschiedene Gesänge für ihn komponierte. Am 15. Mai 1781 vermählte er sich mit der Hofschauspielerin Maria Anna Jacquet, der ältesten Tochter des an der Wiener Hofbühne wirkenden Schauspielers Karl Jacquet. Die Ehe war zuerst eine sehr glückliche; beide Ehegatten setzten auch nach ihrer Verheiratung die Ausübung ihrer Berufspflichten fort, und namentlich die Gattin, die schon seit ihrem sechzehnten Lebensjahre der Hofbühne angehörte, feierte zunächst in tragischen, dann in naiven Rollen die großartigsten Triumphe. Eine frohe Kinderschar schien das Glück der Eltern zu krönen, unter ihnen Antonie, die nachherige Braut Theodors. In ungetrübtem Frohsinn verflossen ihr die ersten sechs Jahre ihres Lebens. Da aber wurde die Mutter,

nachdem sie wieder einer Tochter das Leben geschenkt hatte, ernstlich krank und konnte sich nie wieder recht erholen. Die Kinder, die bisher nach Herzenslust hatten toben dürfen, sollten sich plötzlich Zwang auferlegen. Besonders schwer wurde dies der ausgelassenen und mutwilligen Antonie, der man bisher alles erlaubt hatte. Jetzt oftmals von der Mutter, die ihrer angeborenen Heftigkeit immer mehr freien Lauf ließ, streng getadelt und bestraft, suchte sie Trost bei dem sanften Vater. Der sang ihr dann vor oder spielte auf seiner Violine. Leider fing auch er in der Folgezeit an zu kränkeln, und da Antoniens Geschwister sich zum großen Teile ebenfalls nicht der besten Gesundheit erfreuten, gestalteten sich die häuslichen Verhältnisse immer trüber. So hatte sie reichlich Gelegenheit, schon früh den Ernst des Lebens kennen zu lernen. Die immer heftiger auftretende Krankheit der Mutter wurde schließlich so schlimm, daß sie sich Anfang 1804 entschloß, um ihre Entlassung zu bitten. Der damalige Direktor des Burgtheaters, Freiherr v. Braun, der ihr freundschaftlich ergeben war, bewilligte ihr eine Benefizvorstellung. Aber es war ihr unmöglich, noch einmal zu spielen. Da unternahm es der Dichter Heinrich v. Collin, der nachmalige Lehrer Antoniens, ein Freund der Familie, ein kleines Stück, „Der gestörte Abschied", zu schreiben, in dem die jugendliche Tochter, die schon einmal in einer kleinen Wohlthätigkeitsvorstellung ihr Talent fürs Theater gezeigt, gewissermaßen als Ersatz für die Mutter auftreten und in ihrem Namen danken sollte. Der Inhalt des Stückes, sowie die ganze Vorstellung wirkte, namentlich durch das lebenswarme Spiel der Tochter, so rührend, daß das Publikum vom tiefsten Mitgefühl ergriffen wurde: auf, wie vor der Bühne weinte man so heftig, daß der Dialog mehrmals unterbrochen werden mußte.

Nur allzuschnell sollte, was die Zuschauer bei dieser Abschiedsvorstellung befürchtet hatten, zur Wahrheit werden. Schon am 24. August starb, unermüdlich von Antonie gepflegt, der Vater, und zehn Wochen später, am 5. November, erlag auch die Mutter ihrer Krankheit.

Zum Glück hinterließen die Eltern ein nicht ganz unbeträchtliches Vermögen, aber es war doch die größte Sparsamkeit geboten, da außer Antonie noch fünf unmündige Geschwister da waren. Die Leitung des Haushaltes, als dessen oberstes Mitglied der schon hochbetagte, aber noch rüstige Großvater erschien, und die Erziehung übernahm eine in jeglicher Beziehung treffliche Tante, die sich ihrer schwierigen Aufgabe nach allen Richtungen hin in der ausgezeichnetsten Weise entledigte. Sie war es auch, die ganz mit Collin einverstanden war, als dieser einige Wochen später Antonien klar zu machen suchte, daß sie allein unter ihren Geschwistern Kraft und Gesundheit besitze, um für die Ihrigen sorgen zu können, und daß sie sich demnach bei ihrer Anlage schon jetzt entschließen müsse, dem Stande, dem ihre Mutter so viel Ehre gemacht, künftighin gleichfalls anzugehören.

So sehr sie auch zuerst über dieses Ansinnen erschreckt war: der Freund des Hauses wußte, unterstützt von der Tante, an der sie schon seit ihrer frühesten Jugend mit Wärme hing, so überzeugend zu reden, daß sie sich endlich fügte, zumal da auch der Freiherr v. Braun ihr auf das freundlichste entgegenkam, ihr einen Tanzmeister hielt und auch veranlaßte, daß der Dichter Karl Streckfuß, der damals in Wien als Hofmeister weilte, ihr Unterweisung in der Litteraturgeschichte gab. Das Hauptverdienst um sie aber erwarb sich Collin selbst, der mit ihr in einem vierjährigen angestrengten Unterricht nicht bloß Rollen einstudierte sondern ihr auch ein väterlicher Freund und Berater war. „Wo könnte ich Worte finden,“ schreibt sie selbst in späterer Zeit, „um ihm für das zu danken, was er für meinen Charakter that? Die weisen Lehren, die er so wie köstliche Perlen in die goldene Fassung seines Unterrichts einzuflechten verstand, kann ich ihm nie und niemals vergessen. Tausendmal rief ich mir ins Gedächtnis zurück, wie wahr und wie tief ins Gemüt eindringend all die Lebensregeln waren, die er mir gab, um mich vor den Gefahren zu schützen, welche insbesondere für ein Mädchen die Laufbahn des dramatischen Künstlers mit sich bringt. Unterstützt durch die eiserne Strenge meiner Tante, die an Kraft und Konsequenz einen wahrhaft männlichen Charakter besaß, gelang es mir, meinen guten Namen fleckenrein zu erhalten, sodaß sogar in verschiedenen Dekreten meiner Theaterbehörde mein sittlich-moralischer Charakter mit besonderem Lobe betont wurde.“

Zwar war Antonie schon gegen Schluß des Jahres 1804 in einen gewissen Unterordnungsverband zu dem Burgtheater getreten; aber ihre eigentliche schauspielerische Thätigkeit begann erst mit dem 1. Januar 1807, wo sie als ständiges Mitglied des Theaters die für damalige Verhältnisse recht ansehnliche Gage von 400 Gulden erhielt, welche am 20. Dezember 1808 „zur Belohnung ihres Fleißes und zu ihrer ferneren Aufmunterung, vom 1. Januar 1809 angefangen, um 200, somit auf 600 Gulden erhöht wurde“. Schon vierzehn Tage später wurde ihr „in Rücksicht ihrer eifrigen Verwendung und der Fortschritte, welche sie in der Schauspielkunst machte“, eine weitere Remuneration von 200 Gulden angewiesen und zugleich das förmliche Dekret als k. k. Hofschauspielerin, womit die Pensionsfähigkeit verbunden war, ausgefertigt. Ihre künstlerische Thätigkeit war inzwischen immer reicher geworden, immer lebhafter und enthusiastischer aber auch die Bewunderung, die sie überall erntete. Im Jahre 1809, wo sie in 25 Stücken 78mal auftrat, war sie der erklärte Liebling des Publikums, zumal da ihr Repertoire von einer seltenen Reichhaltigkeit war. Mehr und mehr aber erkannte Antonie, daß ihre Hauptstärke im Schauspiel und in der Tragödie liege, und diese Erkenntnis teilte auch die Theaterdirektion, die ihr im Jahre 1810 nicht weniger als vier tragische Rollen ersten Ranges — die Beatrice, Desdemona, Emilia Galotti und Klärchen — übertrug..

Das Jahr 1811 brachte Antonie einen doppelten Kummer. Einmal starb am 28. Juli ihr Lehrer Collin, und dann wurde das von den Eltern hinterlassene, in Staatspapieren angelegte Vermögen infolge des österreichischen Staatsbankerotts auf ein Fünfteil reduziert. Die arge Schmälerung der Rente machte noch größere Sparsamkeit nötig, als ohnehin schon von ihr beobachtet worden war.

Mehr Sonnenschein sollte der Künstlerin das Jahr 1812 bringen, vielleicht das glücklichste, das ihr überhaupt beschieden war. Gleich im ersten Monat traf sie zum ersten Male mit Theodor zusammen. Antonie berichtet darüber selbst: „Ich war einer kleinen Erkältung wegen zu Anfang des Jahres 1812 mehrere Wochen hindurch in meinem Zimmer eingeschlossen und nicht an der Luft gewesen; denn weil meine arme Mutter infolge einer heftigen Erkältung, in der sie sich nicht lange und hinreichend genug geschont hatte, brustkrank geworden, war meine Tante, welche mich vor einem gleichtraurigen Schicksal bewahren wollte, ungemein ängstlich und vorsichtig für mich. Doch war ich schon fast ganz wieder hergestellt, als der alte Schauspieler Krüger bei uns vorsprach, sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Auf die freundlichste Weise damit beschäftigt, zu meinem ersten Wiederauftreten auf der Bühne nach einer, wenn auch nicht gerade bedeutenden, Unpäßlichkeit eine passende Vorstellung zu wählen, hatte ihm der Zufall oder die Vorsehung, die mich prüfen wollte in Glück und Schmerz, ein angenehmes Mittel zur Erreichung seiner Absicht an die Hand gegeben. Von einem Freunde — ich glaube in Berlin — wurde ihm ein junger, talentvoller Dichter zugewiesen, der mehrere kleine Bühnenstückchen als Knospen späterer gediegener Früchte geschrieben hatte, die so wie sein Name bei uns ganz unbekannt waren. „Geh Du nach Wien!" hatte dieser joviale Mann ihm scherzend gesagt, „da sende ich Dich an meinen Freund Krüger; der hat eine bildschöne Tochter; für diese schreibst Du einige Rollen, verliebst Dich gelegentlich in das Mädchen, und Dein Glück ist gemacht." Antonie geht dann des näheren auf Anna, oder wie sie sie nennt, Netti Krüger ein, und nachdem sie deren Charakter und ihr Streben geschildert, fährt sie fort: „Auch im Aeußeren waren wir vollkommen verschieden. Ich war etwas kleiner, hatte dunkle Augen und Haare und eine starke und klare Stimme, ein Erbteil von Vater und Mutter. Ich war sehr beweglich und spielte mit gleicher Freude im Lustspiel, was mir ungemein leicht wurde, weil ungetrübte Heiterkeit das Element meines Wesens war, wie in der Tragödie, der ich ein so langes und eifriges Studium gewidmet hatte." Im Gegensatz dazu beschreibt sie dann weiter Nettis bildschönes Aeußere, um schließlich zur Hauptsache zu kommen: „Große Uebung in irgend einem Fache bringt auch sehr viel Leichtigkeit in Erfüllung der demselben angehörenden Aufgaben mit sich, und daher konnte ich dem alten Krüger leicht versprechen, binnen drei Tagen die mir zugedachte Rolle in dem kleinen Lustspiele „Der grüne Domino" zu erlernen, das ich mit seiner

Tochter spielen sollte; denn es war in Alexandrinern geschrieben, die sich so leicht dem Gedächtnis einprägen. „Die Braut", ein Gegenstück dazu, auch nur zwei Personen, durch Krüger und Korn dargestellt, sollte vorangehen, und so hofften wir dem Publikum einen angenehmen Abend zu bereiten. Wieviel tiefe Leiden und doch auch was für heilige Freuden bereitete dieser Abend mir! Und dennoch danke ich Gott gerührt und innig, daß er mich beides erleben ließ.

„Der Wagen holte mich des Morgens um neun Uhr ab. Es war einer jener kalten herrlichen Wintertage, welche, alle Nerven erfrischend, bis in das Innerste dringen. Die helle Sonne schien so warm und goldig, daß ich, fröhlich ins Leben hineinblickend, Gott dankte, daß er mir erlaubte, nach längerer Zeit wieder die kühle Luft in langen Zügen einzuatmen. Im Theater angekommen, wurde ich mit heiterem Jubel empfangen; denn man hatte mich wirklich lieb, und „Toni, grüß Gott, Toni!" schallte mir von allen Seiten lustig entgegen. Alle umringten mich, und die Herzlichkeit, mit der sie mich begrüßten, war wirklich rührend, weil sie so wahr und aufrichtig empfunden war.

„Mit ihrem gewohnten leidenschaftlichen Eifer rief Netti Krüger: »Nun, jetzt haben wir gleich einen Schiedsrichter, dessen Ausspruch wir uns unterwerfen.« Und rückwärts deutend und gegen den Ofen gewendet, sagte sie: »Ich bin im Streite mit diesem Herrn.« Ein junger Mann stand im Halbdunkel des Zimmers und hatte der Scene mit lebhaftem Erstaunen zugesehen. Die großen, ausdrucksvollen, tiefblauen Augen ruhten auf mir mit dem Ausdrucke höchster Verwunderung. Er hatte so oft und so viel von dem Neide und der Mißgunst reden gehört, welche unter dem so reizbaren Volke der Schauspieler leben sollten, daß ihm diese ungeheuchelte Freundschaft für mich ein günstiges Urteil für sie, wie für mich abnötigte. Ich sah ihn ebenso verwundert an, und so standen wir einen Augenblick einander stumm gegenüber. Es war Theodor Körner.

»Darf ein Kaiser seinem Publikum einen großen Kunstgenuß vorenthalten oder nicht? Darf er etwas versprechen, was er nicht hält oder nicht halten kann?« so schallte es bunt durcheinander in dem Kreise, der mich noch immer umgab. — »Ja, Kinder, wovon redet Ihr denn? ich weiß noch gar nichts.« — Da sagte der alte Krüger: »Der Kaiser versprach seiner verstorbenen Gemahlin, Maria Stuart wegen des darin vorkommenden Streites der beiden Königinnen nicht mehr geben zu lassen, der ihr nicht edel genug schien. Nun dringt man mit Recht in den Kaiser, die Darstellung des Stückes wieder zu erlauben; er aber kann sich nicht dazu entschließen. Körner aber behauptet, ein Kunstwerk sei Eigentum der Gesamtheit«. Da sagte ich ganz einfach: »Ich weiß durchaus nicht, was ein Kaiser darf und was er nicht darf. Aber ich weiß, daß ich als Mensch nie, unter keiner Bedingung das Wort brechen würde, das ich einem Menschen gegeben, — unter keiner Bedingung.«

„Darüber wurden wir zur Probe gerufen. Ich sang, und Körner meinte, ich solle nicht mehr aufhören. Die Rolle der Marie war wie für mich geschrieben; denn Pauline mußte als Mann erscheinen, und ich glaube, im Stillen gefiel es ihm, als er hörte, ich hätte die thörichte Laune, nie als Mann erscheinen zu wollen. Die Vorstellung gefiel sehr, und die Freundlichkeit meiner Mitkünstler wiederholte sich bei meinem Erscheinen von seiten des Publikums; Körner aber wurde am Schlusse einstimmig gerufen."

So schildert Antonie in späteren Jahren ihre erste Begegnung mit Theodor. Der Dichter selbst verrät in seinem Briefe vom 17. Januar, in welchem sich zum ersten Male der Name seiner zukünftigen Braut findet, noch wenig von den ihn bewegenden Gefühlen. „Ihr Lieben!" so lautet sein Bericht. „Soeben komme ich aus dem Burgtheater, wo zum ersten Male meine beiden kleinen Stücke mit einem Beifall gegeben wurden, den ich mir als Anfänger nicht geträumt hatte. Das Haus war wider Gewohnheit an einem Wochentage gedrückt voll; das sonderbare Personale hatte die Leute angelockt. Krüger und Korn spielten ganz außerordentlich, und ebenso die Adamberger und Krüger, welche letztere als Mann gekleidet das Publikum ungemein überraschte. Die Adamberger braucht nur den Mund zu öffnen, um zu bezaubern. Die Braut gewann aber doch größeren Beifall, als der Domino. — Ich gestehe, mir war vor dem Anfang nicht ganz gut zu Mut; doch machten mir die Aeußerungen der Neugier um mich her und das Fragen nach dem unbekannten Körner ungemeinen Spaß. Als gleich nach der ersten Scene geklatscht wurde, bekam ich bald Mut. — Nach dem Theater ging ich in ein Kaffeehaus, wo über die Stücke viel Spaßhaftes gesprochen wurde. Unter andern äußerte mein Nachbar zur Linken, den ich nach mir fragte, er kenne den Theodor wohl; man seh es ihm gar nicht an; es sei ein kleiner dicker Mann, übrigens ein leidliches Subjekt. Daß ich fast geplatzt wäre, glaubt Ihr mir wohl; doch gab ich mich nicht zu erkennen und hörte noch manches Merkwürdige. So wäre denn mit Gott der Anfang gemacht. Morgen und übermorgen giebt man die Stücke wieder, und ich bin sehr neugierig, wie lange sie sich in der teilweis sehr unverdienten Gunst erhalten werden."

In den Briefen, die er in der nächsten Zeit an die Eltern richtet, wird der Name Antoniens nur immer im Zusammenhange mit seinen Stücken ohne irgend welche Andeutung, aus der man auf ein näheres Verhältnis hätte schließen können, erwähnt. Das früheste Gedicht, in dem er die Künstlerin verherrlicht, trägt das Datum „am 17. Januar" und hat die Ueberschrift „An Marie und Pauline", ist also den beiden Schauspielerinnen gewidmet, die durch ihr entzückendes Spiel seinen Erstlingsstücken den Erfolg gesichert hatten.

Der alte Körner war begreiflicherweise sehr erfreut über das „Theaterglück" des Sohnes, setzte aber einigen Zweifel in die Dauerhaftigkeit dieses Glücks:

„Auf dem Parnaß ist nicht immer schönes Wetter; genieße den Sonnenschein, solange er währt, und verliere den Mut nicht, wenn sich der Himmel umwölkt! In Wien hast Du mit einem Publikum zu thun, das noch lebensfroh und unbefangen ist, sich einem angenehmen Eindruck zu überlassen. Anderwärts trifft man so oft auf abgewelktes und altkluges Gesindel, das bei einem neuen Kunstwerke nichts weiter empfindet, als die Angst, sich durch ein voreiliges Urteil lächerlich zu machen und gegen eine anerkannte Autorität anzustoßen — oder ein heimliches Grauen, wie vor einem mächtigen Feinde, dem man die schwachen Seiten ablauern muß, um nicht von ihm überwältigt zu werden. Manchem ist dann erst recht wohl zu Mute, wenn er einen Grund aufgefunden hat, ein neues Geschenk der Kunst in den Winkel zu werfen.“

Wie sehr Theodor dem Geschmacke seines Publikums entgegengekommen war, erhellt daraus, daß im Laufe der nächsten acht Tage die beiden Stücke noch dreimal bei immer gefülltem Hause gegeben wurden. Das Autorenfieber hatte sich inzwischen ganz bei ihm verloren; schon das zweite Mal konnte er ohne Gemütsbewegung der Sache auf dem Theater zusehen. Um so auffallender mußte es ihm erscheinen, als Anfang März die „Braut“, nachdem sie noch dreimal aufgeführt worden, plötzlich, wie er schreibt, die Ehre hatte, verboten zu werden, zwar nicht offiziell, doch unter der Hand. „Weswegen? — Darüber zerbricht sich alles den Kopf. — Es sind vielleicht mir unbekannte Anspielungen darin; da sie aber siebenmal hintereinander mit Beifall gegeben worden, laß ich's mir gern gefallen, indem so etwas Interesse erregt.“

Dem Beifall des Publikums schloß sich im allgemeinen auch die Kritik an. „In den hiesigen Zeitungen,“ so schrieb Theodor am 25. Januar nach Hause, „bin ich sehr gütig behandelt worden, was wirklich ein Wunder ist, da diese Herren gern allen Leuten etwas anhängen. Der „Beobachter“ schließt mit der Bemerkung, es könnten schwerlich die Erstgeburten eines dramatischen Dichters glücklicher und teilnehmender aus der Taufe gehoben werden, als es diesmal geschehen.“ Freilich wurde es von anderer Seite auch in Zweifel gezogen, ob dem poetischen Anfänger eine so reiche Erfindungsgabe geschenkt sei, wie z. B. Kotzebue. Wichtiger ist, daß kein Geringerer als Goethe die beiden Stücke im Laufe des November und Dezember einer Aufführung in Weimar für würdig erachtete, und daß sie nicht bloß hier, sondern auch in anderen Städten, wie in Dresden und Breslau, den größten Beifall fanden.

In Theodor selbst war durch die freundliche Aufnahme seiner Erstlingswerke das Selbstgefühl und die Schaffenslust gewachsen. Bereits am 8. Januar hatte er den „Nachtwächter“ vollendet und auch ihn alsbald dem Hoftheater-Direktor übergeben. Schon Ende des Monats und Anfang Februar fanden die Proben statt. „Ich komme mir jetzt,“ so schrieb Theodor damals, „vor, wie Wilhelm

Meister, besonders wenn ich in den Proben bin. Man merkt erst auf dem Theater und hinter den Coulissen, was an der Sache ist, und wie weit der Dichter gehen darf. Wenn man seine Armee nicht kennt, kann man sie nicht kommandieren und noch viel weniger damit siegen." Der Dichter konnte der ersten Aufführung um so ruhiger entgegensehen, als die Hauptrolle von Ochsenheimer gespielt werden sollte. Am 8. Februar ging das „Faschingsstück" zugleich mit der „Güldenen Gans", einer neuen Posse von Dilg, zum ersten Male über die Bühne. Theodor schrieb darüber an die Seinigen: „Diesmal war mein Autorfieber glücklich kuriert. Mein Nachtwächter hat Beifall gefunden und ist viermal hintereinander gegeben worden, auch schon einmal in den Fasten, was ich nicht vermutete. Das erste Mal ging's noch schlecht zusammen, und ich wunderte mich sehr, daß er demohngeachtet gefiel. Ochsenheimer wurde auf dem Dache, auf dem er sitzen muß, schwindlig und vergaß die Rolle; glücklicherweise stand ich in der nächsten Coulisse und half ihm ein." Das Publikum war von dem „Nachtwächter" offenbar noch mehr entzückt, als von der „Braut" und dem „Grünen Domino".

Für seine nächste dramatische Leistung fand Theodor das Thema in einem schon früher einmal von ihm behandelten Stoffe. „Ich habe," so schrieb er am 1. Februar an die Seinigen, „in der vorigen Woche ein Drama in Jamben und drei Aufzügen, Toni genannt, vollendet. Der Stoff ist nach Kleists Novelle, die Verlobung; das Stück spielt auf St. Domingo im Jahre 1803. Wem ich es vorgelesen habe, der ist auch damit zufrieden gewesen, und ich darf mich selbst wohl rühmen, wie ich in der Leichtigkeit und dem Flusse der Jamben weiter gekommen bin. Das Stück selbst ist voll Theatercoups und verspricht wohl eine gute Aufnahme. Besondere Mühe habe ich mir mit einem Monologe der Toni, den ich in Stanzen geschrieben habe, gegeben. — Heute geb ich's an Palffy, (den Hoftheater-Direktor), und wenn die Censur nicht zu viel streicht, da einige starke Aeußerungen nicht zu vermeiden waren, so hoff ich es bald zu sehn." Der äußere Grund, daß sich der Dichter gerade jetzt diesem Stoffe, den er ursprünglich für eine Oper hatte benutzen wollen, wieder zuwandte, war wahrscheinlich kein anderer als die Namensverwandtschaft zwischen der Heldin des Stückes und Antonie Adamberger. Die letzten Worte, die der von der Geliebten gerettete Gustav an diese richtet, sind vielleicht schon der Ausfluß seiner eigenen Gefühle. Sie lauten:

„Komm', Toni, komm'! — In ein verlor'nes Leben
Hast Du den Freund geführt. So folg' mir jetzt;
Ich führe Dich ins Zauberland der Liebe,
Ich führe Dich zum Gipfel eines Glückes,
Wo uns des Lebens schönste Blütenkronen
Dir Deine That und mir den Glauben lohnen."

Und Toni, ihm um den Hals fallend, erwidert:

„Du bist gerettet, Du bist mein. Nichts mehr
Hab' ich auf dieser weiten Welt zu hoffen."

Mit seiner „Toni" war Theodor der scherzenden Muse, der er bisher gehuldigt, untreu geworden und hatte sich der ernsten Schwester zugewandt. Es reizte seinen Ehrgeiz, auch auf pathetischem Gebiete seine Begabung zu bekunden und den schwerer erreichbaren Lorbeer zu pflücken. Zu einer Tragödie hat er es dabei freilich nicht gebracht. Sonderbarerweise brach er der Kleistschen Erzählung die tragische Spitze ab. Das Furchtbare und Grausige, dem er später gern nachging, scheint ihm vorerst nicht zugesagt zu haben; vielleicht zog er auch den Bühnenerfolg in Rechnung, die größere Befriedigung der Zuschauer bei einem versöhnlichen Ausgange. Auch die Charakterzeichnung ist abgeschwächt und das seelische Moment, die Wandlung in der Sinnesweise der Heldin vom Bösen zum Guten, von Hartherzigkeit oder Stumpfsinn zu Edelmut und Treue, des Ineinandergreifen von Mitleid und sinnlicher Liebe — Züge, die von Kleist besonders fein gegeben und wirksam gemacht sind — hat der Dramatiker ganz unter den Tisch fallen lassen. Bei diesem ist die Heldin des Stückes von vornherein eine fertige edle Seele und damit das Motiv des Mißtrauens ausgeschlossen, durch das bei Kleist das tragische Ende der Liebenden herbeigeführt wird. Wenn freilich, wie man vermuten darf, die Absicht Theodors dahin zielte, die von ihm bewunderte Schauspielerin in seiner „Toni" zu verherrlichen, so mußte er von dem Charakterbilde der Heldin alle gemein-menschlichen Züge weglöschen, um das angestrebte Ideal weiblichen Heldensinns zu gewinnen.

In der Erwartung auf einen guten Bühnenerfolg hatte sich Theodor nicht getäuscht. Am 17. April fand die erste Aufführung statt, und tags darauf schrieb er nach Hause: „Ihr Lieben! Ihr kennt ja mein Glück! — Gestern wurde die Toni zum ersten Male gegeben. Der Beifall war ungeheuer; jede Scene wurde beklatscht, und am Ende hörte das Bravorufen gar nicht auf. Die Adamberger wurde herausgerufen. Alles gab sich unendliche Mühe, da ich von allen gut gelitten bin. Die Lefevre spielte außerordentlich schön, Ochsenheimer ebenfalls; Korn spielte herrlich; alle übertraf doch die Toni, und der Schluß, der zum Glück gut ablief, brachte das Publikum in gewaltigen Enthusiasmus. Man rief sogar am Ende des Stückes wider alle Sitte meinen Namen. Seit langer Zeit hat kein Stück den guten Erfolg gehabt. Heute fliegen die Gratulationen um mich herum, wo ich mich nur sehen lasse. — Ich hatte gestern auch nicht die geringste Angst; die Proben hatten mich sicher gemacht. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß es doch eine sehr angenehme Empfindung ist, wenn man sieht, daß eine große Menge teilweise sehr gebildeter Menschen solchen Anteil an den Anfängen der dichterischen Kraft nimmt. Ich hätte Euch gestern gern

in einer Loge gesehen. — Das schönste Gefühl gewährt das Schaffen selbst; nächst diesem ist die Freude, sein Werk mit Liebe und Genauigkeit aufgeführt zu sehen, das Höchste, und diesem folgt freilich die Ueberzeugung, daß man auch in die Seelen anderer gegriffen habe. — Auch bei mir bewährt sich der Satz, daß man mit einem leichten Sinn und frischem Mute mit jedermann auskommt. Alle Dichter klagen über Kabalen; ich habe noch nichts davon empfunden; denn ich mache keine, bin mit jedermann höflich und zuvorkommend, und die meisten haben mich sehr gern."

Bis zum 6. Juni wurde die „Toni", die dem Vater unter allen bisherigen Stücken seines Sohnes am besten gefiel, noch achtmal, immer, wie es scheint, mit durchschlagendem Erfolge gegeben. Die Kritik hatte auch wenig auszusetzen. Mehr aber als durch alles dieses fühlte sich der jugendliche Dichter gehoben und geehrt durch die Anerkennung, die Goethe, welcher damals einen großen Teil seiner Zeit der Leitung der weimarischen Bühne widmete, diesem Stücke und der „Sühne" zollte. Dem Vater Theodors schrieb er: „Nachdem schon so manches Liebe und Gute, verehrter Freund, mir von Ihnen zugekommen, haben Sie mir durch die letzte Sendung eine ganz besondere Freude gemacht. Die beiden Stücke Ihres lieben Sohnes zeugen von einem entschiedenen Talente, das, aus einer glücklichen Jugendfülle mit Leichtigkeit und Freiheit, sehr gute und angenehme Sachen hervorbringt. Diese Stücke waren mir besonders in dem gegenwärtigen Augenblicke höchst erwünscht; denn nachdem wir ein herrliches Stück von Calderon, Das Leben ein Traum, glücklich aufgeführt, so waren wir im Begriff, auf den Sandbänken der neuesten dramatischen Litteratur zu stranden; durch diese freundliche Beihülfe sind wir aber auch fürs Frühjahr flott. Wir können die zwei Stücke besetzen, ohne daß ein Schauspieler in beiden vorkommt, wodurch sie zu gleicher Zeit eingelernt werden können, und jedes abgerundet werden kann. Es freut mich, daß eben jene Heiterkeit der Jugend weder Gift noch Galle in diesen Produktionen aufkommen läßt, sondern die Gegenstände so behandelt, als wenn sie in der moralischen und ästhetischen Welt abgeschlossen wären, ohne mit der politischen in Verbindung zu stehen. — Ich billige es sehr, daß Ihr lieber Sohn kleinere Stücke macht und Gegenstände wählt, die sich in wenigen Personen aussprechen. Die Breite giebt sich ohnehin nach und nach, und man macht nicht so unendliche faux-frais, als wenn man aus der Breite in die Enge gehen will. Was hat sich nicht Schiller für Schaden gethan, als er so vaste Konzeptionen dramatisch und theatralisch behandeln wollte. Seine meisten Stücke, wie sie zusammengeschnitten werden mußten, sehen jetzt rhapsodisch aus, und die kostbaren Einzelheiten, die nur schroff nebeneinanderstehen, machen uns zwar immer erstaunen, aber sie verfehlen den reinen ästhetischen Effekt, der nur aus dem Gefühle des Ganzen entspringt. — Wenn Sie mir etwas von des jungen Mannes Lustspielen schicken

wollen, wird es mir sehr angenehm sein, damit ich ihn auch von dieser Seite kennen lerne. Ich wünsche, daß er seine Gegenstände immer so richtig greife, wie in den beiden vorliegenden Stücken. — Was die Verse betrifft, so haben auch diese eine erwünschte Facilität und Klarheit; dabei mag der liebe junge Dichter ja festhalten und nicht künsteln. — Nirgends ist die Pedanterie, und also auch die rhythmische, weniger am Platze als auf dem Theater. Da verlangt man unmittelbare Wirkung und also die größte Deutlichkeit. — Hat er aber ein Stück fertig und will sich selbst ein wenig kontrollieren, so suche er allen Hiatus wegzubringen, sowie im Jambus die kurzen Silben an den langen Stellen. — Da er, wie ich aus seinen kleinen Gedichten weiß, die lyrischen Silbenmaße in seiner Gewalt hat, so bringe er sie, wie er auch hier gethan, ins rhythmische Drama! — Er mache sich jene Silbenmaße zu eigen, die in Schlegels Calderon und in Werners Stücken vorkommen, und bediene sich deren nach seinem Gefühl; so wird er sie gewiß an die rechte Stelle setzen. — Verzeihen Sie, daß ich gewissermaßen nur vom Technischen spreche; dies ist aber, wie Sie wissen, unter Handwerksgenossen der Brauch; denn daß sich das Werk durch Gehalt und Form empfehle, wird, wie hier der Fall ist, vorausgesetzt. — Will Ihr lieber Sohn mir künftig seine Pläne mitteilen, nur ganz kurz, Scene vor Scene, mit wenig Worten des intentionierten Inhalts, so will ich ihm gern darüber meine Gedanken sagen; denn wer vergreift sich nicht einmal an einem Stoff? wer verliebt sich nicht einmal in einen undankbaren Gegenstand? und so haben die schönsten Talente Mühe und Zeit verloren. — Ich behalte noch manches in petto, was zu seiner Fördernis dienen kann; denn es ist immer ein Vorteil, auf dasjenige früher gewiesen zu werden, worauf man später selbst kommen würde. — Empfehlen Sie mich den lieben Ihrigen! Mit den herzlichsten Wünschen

Goethe.“

Daß sich durch solche Freudenboten Theodors dichterisches Selbstbewußtsein hob, ist natürlich. Aber wie Lessing einmal sagte, man brauche ihn nur zu loben, wenn man wolle, daß er sich um so mehr anstrengen möchte, so wuchs bei Theodor die Freudigkeit zum Schaffen, zumal da Goethe auch „Die Sühne“ aufführen wollte. Konrad liebt Klärchen, die Frau seines Bruders Wilhelm, und diese erwidert die Zuneigung. Mit Freuden wird daher die Nachricht begrüßt, daß Wilhelm im Kriege gefallen sei. Der ersehnten Ehe und dem geträumten Glücke steht nun nichts mehr im Wege. Aber noch nicht lange sind die Liebenden verheiratet, da kehrt der totgesagte Wilhelm zurück, und sofort naht die entsetzliche Katastrophe. Konrad ersticht in dem Glauben, den verhaßten Bruder vor sich zu haben, sein eigenes Weib, wird aber unmittelbar darauf von Wilhelm selbst erschossen. Diese einaktige Tragödie hatte in Weimar guten Erfolg, ist aber in Wien damals nicht über die Bretter gegangen. Theodor hielt das Stück für

gelungen, und auch der Vater, der anfangs gegen den gräßlichen Stoff mancherlei Einwände gemacht und gemahnt hatte, daß die Würde der Kunst dem Sohne immer vor der Seele stehen sollte, bezeichnete es als eine der vorzüglichsten Arbeiten Theodors. Trotzdem hielt ihn der Mißgriff in der Wahl des Stoffes später ab, das Stück in dem poetischen Nachlaß seines Sohnes zu veröffentlichen, damit dessen Persönlichkeit seinen Zeitgenossen nicht in trübem Lichte erscheinen möchte.

Die Verhältnisse gestalteten sich für Theodor in Wien immer angenehmer. Der ersten Vorstellung der „Toni" hatte auch die als Romanschriftstellerin ebenso wie ihrer Persönlichkeit wegen beliebte Karoline Pichler, deren Salon lange Zeit den Vereinigungspunkt der litterarischen Gesellschaft Wiens bildete, beigewohnt. An sie war Theodor durch einen ihrer Freunde in Dresden empfohlen worden, hatte aber bisher von dem Empfehlungsbriefe keinen Gebrauch gemacht. Ihrer ersten Begegnung mit dem jungen Körner erwähnt sie in ihren „Denkwürdigkeiten" und knüpft daran einen Bericht über die erste Aufführung seiner „Hedwig", die besonders wegen der Schilderung der Persönlichkeit Antoniens und Theodors von Interesse ist:

„Im Anfang dieses Winters" (1811) erhielt ich von unserm Freunde Merian in Dresden, mit dem ich fleißig korrespondierte, einen Brief, welcher mir die baldige Ankunft eines jungen und sehr bedeutenden, sehr hoffnungsvollen Dichters, Herrn Theodor Körners, verhieß und mich mit vielem Lobe auf diese neue Erscheinung aufmerksam machte. Körner sollte sich mittelst eines anderen Briefes von ihm bei mir einführen; aber er kam nicht. — Ich hörte also von anderen Leuten, daß er hier und sehr viel mit Schauspielern sei, wie denn auch einige kleine Stücke von ihm, Die Braut, Der grüne Domino u. s. w., aufgeführt wurden. Ich hatte ihn noch nicht gesehen, so sehr ich es wünschte, und nur in einer der Vorlesungen über die neuere Geschichte, welche Fr. Schlegel damals beim „römischen Kaiser" hielt, zeigte mir ihn Frau v. Weißenthurn von weitem. Es war eine hohe, schlanke, kräftige Jünglingsgestalt, nicht eben mit schönen, aber sehr bedeutenden Zügen, lebhaften blauen Augen bei ganz dunkelm Haar und in einem etwas vernachlässigten Anzug. Nicht lange darauf erzählte man sich, daß er ein zärtliches Verhältnis mit einer unserer damaligen ersten Schauspielerinnen, Mlle. Adamberger, habe, welche mit einer schönen Gestalt, einem liebenswürdigen, heitern Umgang und einem großen theatralischen Talent eine so strenge Sittlichkeit, eine so höchst vorsichtige Aufführung verband, daß man sie allgemein ebensosehr bewunderte, als hochachtete; ja, die jungen Herren, welche sich ihr als einer Schauspielerin ohne große Umsicht nähern zu dürfen glaubten, wurden auf eine Art von ihrer Tante, bei der sie mit ihren Geschwistern lebte, empfangen, daß man ihr den Namen le dragon de vertu gab.

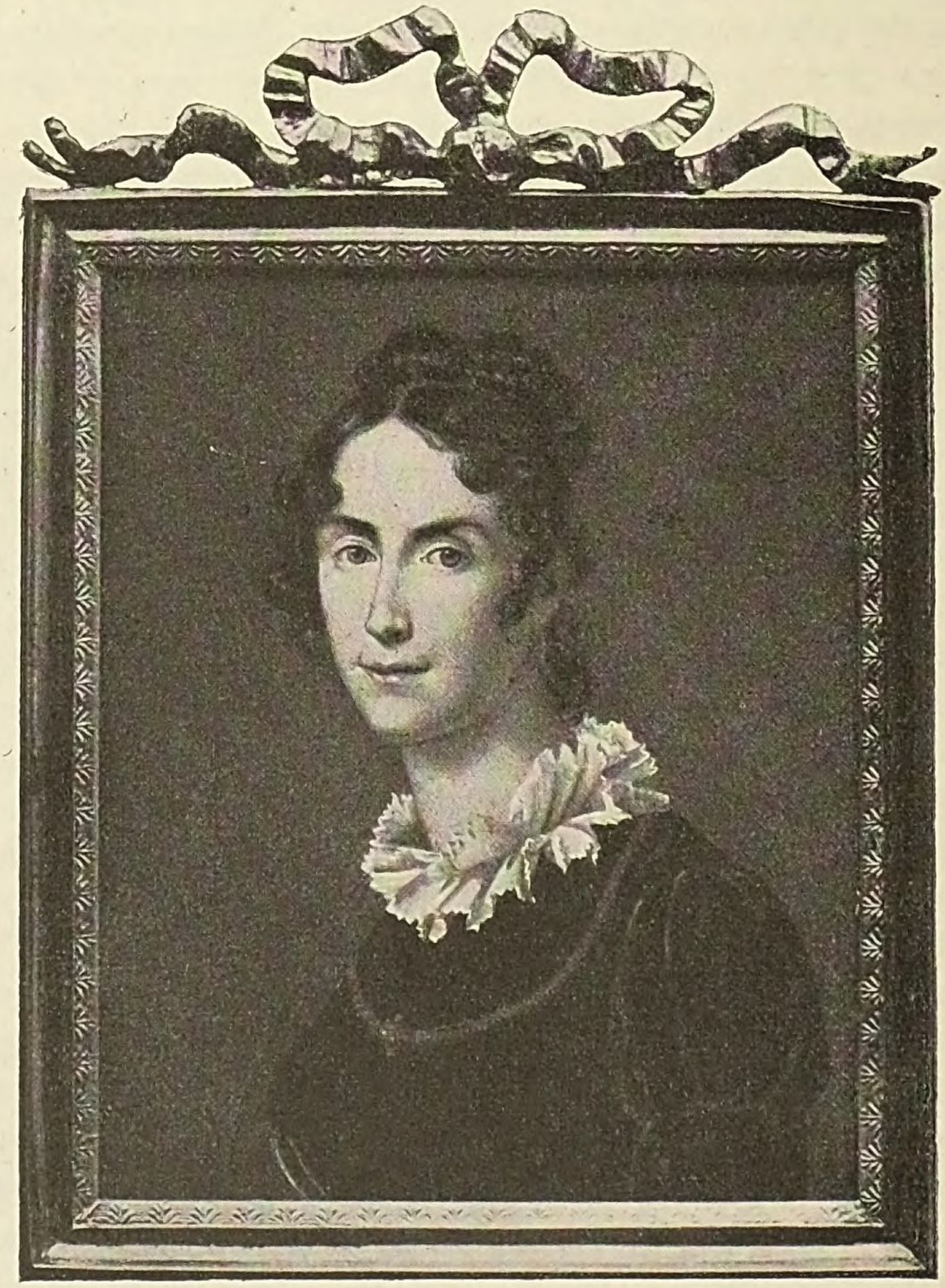
„Dieses Mädchen nun, das in so vieler Rücksicht glänzend vor den Bewohnern Wiens dastand, liebte der junge Mann, der, ebenfalls eine leuchtende Erscheinung in seiner Art, nun zum ersten Male so bedeutend im Publikum auftrat. Hedwig wurde gegeben. — Toni (Fräulein Adamberger) gab diese Hauptrolle, und man konnte wohl erkennen, daß die Liebe des Dichters diesen Charakter mit einer Verklärung von Kraft, weiblicher Würde, Geist und Edelmut umgeben hatte, die eigentlich das Werk seiner Leidenschaft und Phantasie war, dennoch aber mit dem Charakter Antoniens viele ähnliche Grundzüge hatte.

„Das Stück, etwas grell und ans Schauderhafte streifend — welcher Geschmack schon zu jener Zeit sich hier und dort in Dichterwerken, wie Die Schuld, Der 24. Februar u. s. w., zu zeigen anfing — fand sehr viel Beifall, und Antonie erntete ebensoviel Lob für ihr Spiel, als ihr Dichter für sein Werk.

„Alles dies hatte mich dann ebenso gespannt auf die persönliche Bekanntschaft des jungen Mannes, als wirklich ungehalten auf seine Vernachlässigung meiner gemacht. So ließ ich ihm denn einmal durch Kurländer, der als Theaterdichter in mannigfachen Berührungen mit Körner stand, sagen: Wenn er mich nicht besuchen wolle, so müßte ich es mir gefallen lassen; aber ich bäte ihn nur, mir durch Kurländer den Brief meines Freundes Merian zu schicken, den ich nicht missen wollte. Das wirkte endlich, und an einem regnerischen Frühlingsnachmittag, wo ich mit meiner Tochter und noch einem jungen Mädchen, das ich damals als ein Mittelding zwischen Gesellschafterin und Kammerjungfer ins Haus genommen hatte, beisammen saß, meldete man mir Herrn Körner. Die Mädchen, welche einem Gelehrten nicht gern begegneten, flohen ins andere Zimmer und ließen mich allein den Besuch eines Mannes annehmen, von dessen Dichtergeist ich wohl eine günstige Vorstellung, dafür aber eine geringere von seiner Lebensart überhaupt oder wenigstens von seiner Achtung für mich hatte. Dennoch kam es ganz anders, und nur selten in meinem langen Leben hatte die erste Stunde des Beisammenseins mit einem vorher ganz Unbekannten so schnell alles Fremde von beiden Seiten abgestreift, eine sehr gemütliche Annäherung bewirkt, wie zwischen Körner und mir, ungeachtet des großen Unterschiedes im Alter. Er blieb lange; er erzählte mir eine Menge aus seinem Leben, seinen häuslichen Verhältnissen; er brachte komische Anekdoten vor; ich mußte herzlich lachen, Körner lachte mit, und die Mädchen im Nebenzimmer verwunderten sich über den seltsamen Besuch, bei dem es so viel zu lachen gab."

In der Folgezeit war dann Theodor ein oft und gern gesehener Gast in dem fein gebildeten Hause, dessen geselliger Verkehr ihm eine Reihe von Bekanntschaften mit anderen hochgebildeten Damen, die in dem Briefwechsel öfters erwähnt werden, zugeführt zu haben scheint. Hierher gehört namentlich die Baronin Henriette v. Pereira-Arnstein, die danach des Dichters eifrige Gönnerin wurde. Ihre

Mutter war die Freiin Fanny v. Arnstein († 1818), in deren Salons die feingebildete Welt Wiens sich zu geselligem Kreise zu vereinigen pflegte. Die an den Bankier Heinrich v. Pereira verheiratete Tochter trat in dieser Hinsicht ganz in die Fußtapfen der Mutter. „Wir brachten," so erzählt Karoline Pichler „oft Abende



Henriette v. Pereira, geb. Freiin v. Arnstein. Von 1780 bis 1859.
Nach einem im Körnermuseum befindlichen Miniaturbildnis.

dort zu; im Fasching war jeden Mittwoch thé dansant daselbst, der bis elf, halb zwölf Uhr währte. An anderen stillen Abenden, wenn nur ein kleiner Kreis sich versammelte, wurde entweder Musik gemacht oder vorgelesen oder auch bloß geplaudert, indem wir Frauen mit unseren Handarbeiten um den runden Tisch

herumsaßen, die Herren zwischen oder hinter uns Platz fanden, und die Gesellschaft ein Ganzes ausmachte, dessen Seele die Frau vom Hause vorstellte, und jeder, so gut er es vermochte, zu der allgemeinen Unterhaltung beitrug." Dort begegnete Theodor auch einer Cousine der Frau v. Pereira, der Marianne Saaling, die er noch von Karlsbad her in angenehmer Erinnerung hatte. Beide Damen lernte er „als zwei große Ausnahmen innerer, tüchtiger Bildung, mit allen Vorzügen der glatten Außenwelt geschmückt", schätzen und hochachten. Hier wurde auch nach Theodors eigenem Geständnis ein neues Talent in ihm geweckt, nämlich das Erzählen von Geistergeschichten. „Ich habe mich," schreibt er am 12. Dezember an den Vater, „diese Woche viel mit Geistergeschichten abgegeben. Die Pereira hat mehrere Geistersoireen gegeben, wo ich den Kranz mit zwei Geschichten errungen habe, die ich mir erdacht. Eine sehr schöne Geschichte, die die Saaling erzählt hat, hab ich in Reime gebracht." Vierzehn Tage später meldet er dann den Seinen auch die Titel der beiden Geistergeschichten: „Die Tauben" und „die Rosen". Die in einem außerordentlich wehmütig-sentimentalen Tone gehaltenen Erzählungen, die von Theodor selbst nicht niedergeschrieben worden sind, wurden später von Karoline Pichler „mit unbedeutenden Zusätzen und Umständlichkeiten, welche die größere Genauigkeit einer geschriebenen Erzählung erfordert" zu Papier gebracht. Sie erfüllte damit einen Wunsch der Frau v. Pereira, der sie die Geschichten am 20. Juli 1819 mit folgenden Worten übersandte: „Hier sind sie endlich, nachdem Sie, verehrte Frau, mit großer Nachsicht ziemlich lange auf die Erfüllung meines Versprechens gewartet hatten. Möchten sie dem schönen Bilde entsprechen, das davon in Ihrer Erinnerung lebt; möchten sie des verklärten Dichters selbst nicht unwert sein, aus dessen Gemüte diese holden Blumen, wie so manche anderen, in reichster Fülle aufgesproßt waren! Ich lege sie hiermit in Ihre Hand und bitte Sie, diese Blätter als ein Andenken jener angenehmen Abende und als ein Zeichen der wahrsten Achtung anzunehmen."

Unter den Einheimischen, die zu dem engeren Zirkel der Baronin Pereira gehörten, hebt Theodor besonders die Gräfin Engl und den nachherigen preußischen Konsul und Legationsrat Bartholdy hervor. Dazu kommen dann weiter die Familien des Grafen Fries, des Barons v. Geymüller und des Fürsten Lobkowitz, der im Juli die Direktion der beiden Hoftheater, des Hofburgtheaters und der Hofoper, übernommen hatte, und dessen Wohlwollen für den jungen Dramatiker besonders schätzenswert war. Schließlich sei noch unter den Schauspielern, in deren Häusern Theodor aus- und einging, das der Frau Johanna Franul v. Weißenthurn erwähnt, welche im Jahre 1789 durch Brockmann an das Wiener Hofburgtheater berufen war.

In dem handschriftlichen Nachlaß des Dichters finden sich Bruchstücke von drei skizzierten Schauspielen, Pläne, die er wieder fallen ließ, sei es, daß er die

Anlage als verfehlt ansah, oder daß ihn glücklichere Einfälle zu einer Zurückstellung veranlaßten. Sie scheinen ihn um die Zeit der Vollendung von „Toni" beschäftigt zu haben. In den Personenverzeichnissen, die bei keinem der Bruchstücke fehlen, sind die Schauspieler benannt, denen er die Rollen zugedacht hatte, darunter stets auch Mademoiselle Adamberger. Die Titel der Stücke lauten: „Die Deutschen am Tajo", „Die Gesellschaft" und „Die Versuchung auf dem Knebelholz". Von den letztgenannten beiden Stücken liegen in der Handschrift die ersten Scenen vor, die kaum eine günstige Entwickelung der Embryos hätten erwarten lassen.

Die ersten Erfolge seiner dramatischen Muse waren dem Dichter nur die Vorstufen zu dem höheren Ziele, das er auf dem Gebiete der historischen Tragödie zu erreichen hoffte. In dem Untergang des letzten Hohenstaufen glaubte er immer noch den Stoff gefunden zu haben, aus dem sich ein erschütterndes Drama gestalten ließ. Die Vorbereitungen dazu kamen aber nicht vom Fleck. Da er in der Stadt zu der erforderlichen „ruhigen Potenz" nicht zu kommen vermochte, so vertröstete er sich auf den Frühling, den er auf dem Lande zuzubringen gedachte. Vorerst geht er an ein Lustspiel, das, wie er den Seinen schreibt, ein Pasquill auf viele Theaterdichter, auf ihn selbst und das Publikum werden soll. „Die Idee dazu ist nach aller Geständnis überraschend und neu." Zwischen tragischen und komischen Stoffen schwankend, schreibt er an den Vater: „Ich möchte wohl eigentlich wissen, ob das Komische oder Tragische meine bessere Seite ist. Hier stimmen die meisten für das erstere, ich selbst aber für das letzte, ob ich gleich gefunden habe, daß die meisten jungen Dichter sich fälschlich mehr für das Tragische geeignet glauben, ob es gleich ihrer ganzen Natur entgegensteht." Der Vater antwortete bald darauf: „Ob Du mehr Talent zum Tragischen oder zum Komischen hast, kann ich noch nicht beurteilen, da mir die Thatsachen zur Vergleichung fehlen. Indessen vereinigt sich vieles bei Dir, was Dir einen glücklichen Erfolg im Komischen verspricht. Du hast vielseitige Empfänglichkeit, ein leichtes Blut, Witz, Fertigkeit im Versbau, Bekanntschaft mit dem Tone der feinen Welt und eine heitere Phantasie. Schade wär es, wenn Du diese Vorzüge nicht gebrauchtest, um etwas Ausgezeichnetes in einem Fache zu leisten, das in der deutschen Litteratur unter die ärmeren gehört. Ich wünsche deswegen nicht, Dich von der tragischen Poesie ganz abzuziehen. Vielmehr mußt Du Dich in jeder Gattung versuchen, und das Publikum muß überzeugt werden, daß es nicht Unvermögen zum Tragischen ist, was Dich mehr für das Komische bestimmt. Eine Rangordnung zwischen beiden Gattungen kann gar nicht statuiert werden. Du gestehst selbst, daß ein schauderhafter, gräßlicher Stoff Dich empört und Deine Nerven angreift. Wozu aber die Kasteiung, wenn Dir ein anmutiges Feld sich öffnet, wo jedoch ebenfalls, um den höheren Forderungen Genüge zu leisten, alle Kräfte aufgeboten werden müssen."

Von dem Pasquill ist später keine Rede mehr, und der „Konradin“ wurde ebenfalls zu den Toten geworfen, hauptsächlich infolge von Bedenken wegen der Theatercensur, die dem Dichter einen in kläglicher Figur erscheinenden Papst nicht hätte hingehen lassen. Die leidige Theatercensur machte die Wahl eines andern historischen Stoffes nicht eben leicht. „Die Bürger von Pforzheim,“ so schrieb er am 26. Februar nach Hause, „Moritz von Sachsen, die Schlacht bei Detmold sind alles herrliche Stoffe, aber nicht für Wien, und ich will nun gerade etwas, wo ich das Vergnügen der Aufführung genießen kann und in keine Kollision mit der Censur gerate. Ich denke bei den Tirolern etwas zu finden.“ Gewiß dachte er dabei an Andreas Hofer; aber nach reiflicher Erwägung stand er aus politischen Gründen auch hiervon wieder ab. Was er bei den Tirolern nicht fand, gewährten ihm die Ungarn. In der Geschichte Ungarns fand er den Stoff für sein bekanntestes Drama, Zriny, von dem weiter unten in anderm Zusammenhange die Rede sein wird.

Den Sylvesterabend hatte Theodor in ausgelassener Gesellschaft lustig verlebt. Am Neujahrsmorgen, dem einzigen Galatage bei Hofe, machte ihm das „gräßliche Rennen“ auf allen Straßen viel Spaß; hatte er doch dergleichen Pracht und Mannigfaltigkeit an zahllosen Equipagen, Juwelen und Perlen, goldenen Bedienten, silbernen Jägern, gestickten Kutschern, gefiederten Läufern, ungarischen Damen, Uniformen und Schleppen noch nie gesehen.

Die in Wien besonders an Lustbarkeiten reiche Faschingszeit wurde für Theodor am Sonnabend, den 18. Januar, mit einem äußerst brillanten Privatball bei Baumann, auf dem die jungen Männer alle in einerlei Kleidung erschienen, eröffnet. „Wir haben,“ so schrieb er darüber an die Eltern, „bis Sonntag früh um sieben Uhr getanzt, und der hübschen Mädchen waren sehr viele. Auf öffentliche Bälle komme ich wenig. Ihr wißt, die Tanzlust hat bei mir aufgehört.“ Dann kamen Vergnügungen über Vergnügungen, und namentlich, als der Fasching seinem Ende nahte, suchte jedermann die letzten Tage noch so ausgelassen zu sein, als es nur irgend möglich war. Auch Theodor genoß das Ende der Festzeit nach Kräften. Sein eigener Bericht darüber vom Sonnabend, den 15. Februar, lautet: „Sonntag aß ich bei Humboldts, ging dann zum Grafen Pallfy ins Gesellschaftstheater, wo die Erzherzöge auch waren, von da ins Theater in meinen Nachtwächter und darauf in den Apollosaal. Montag war ich im römischen Kaiser und Dienstag in der Redoute, wo ich mich königlich amüsierte. Der Fürst Odescalchi, Herr v. Kurländer, ein Theaterdichter, und ich waren die letzten im Saale. — Mittwoch war zum Besten der Gesellschaft adliger Frauen für Wohlthätigkeit ein Konzert und Darstellung dreier Bilder nach Raphael, Poussin und Troger, wie sie Goethe in den Wahlverwandtschaften beschreibt. Die Bilder gewährten einen herrlichen Genuß. Ein neues Klavier-

konzert von Beethoven fiel durch. — Als der Kaiser in die Loge trat — es war sein Geburtstag —, so wurde er mit Klatschen empfangen. Donnerstag war ich bei Schlegels zu einer Bowle Punsch. Wir waren sehr lustig; ich mußte viel singen, und Schlegel gefiel Vaters Komposition von Goethes »Was hör' ich draußen« außerordentlich." Schließlich war er seelenfroh, als die tolle Zeit vorüber war, da sie ihn doch sehr am Arbeiten gehindert hatte.

Aus dem zuletzt angeführten Briefe ist ersichtlich, daß Theodor in den Häusern der Schlegelschen und namentlich Humboldtschen Familie, wie früher so auch jetzt, ein gern gesehener Gast war. Bei der letzteren war Mitte Januar der berühmte Berliner Bildhauer Christian Daniel Rauch (1777—1857) zum Besuche eingetroffen. Im Auftrage des Königs Friedrich Wilhelm III. hatte er die lebensgroße Statue der verewigten Königin Luise hergestellt und war nun unterwegs nach Rom, um sein Modell daselbst in Marmor auszuführen. Theodor hatte das Glück im Humboldtschen Hause, „den lieben deutschen Mann" kennen zu lernen und den „unendlich lieblichen Abguß" (des Kopfes der Königin, den Rauch mit sich führte) zu sehen. Der letztere machte auf ihn solchen Eindruck, daß er sich zu dem Sonett „Vor Rauchs Büste der Königin Luise" begeisterte; es zeigt, wie tief auch er den Tod der königlichen Dulderin, die die Schmach des Vaterlandes nicht hatte verwinden können, empfand.

Dem segensvollen Einfluß der Humboldtschen Familie verdankt auch eine andere, bereits am 11. und 12. Januar verfaßte Dichtung Theodors ihre Entstehung, nämlich das für die beiden jüngeren Töchter geschriebene „Spiel in Versen: Die Blumen", das die Kinder am 23. Februar zu der Mutter Geburtstag zum Vortrag bringen sollten. Am Tage vorher schrieb er an die Eltern: „Morgen spielen die kleinen Mädchen bei Humboldts meine Blumen. Ich bin sehr begierig, wie es der Humboldt gefallen wird; doch können solche graziösen Kinder auch das Unbedeutendste bedeutend machen." Und als dann durch den lieblichen Wechselgesang zwischen „Rosa" und „Lilla" das schöne Fest verherrlicht worden war, schrieb er nach Dresden: „Am Sonntag hatte ich das Vergnügen, daß die kleinen Humboldts meine Bagatelle ganz allerliebst aufführten. Die Eltern waren recht zufrieden, und es hat mich sehr gefreut, ihnen diese Freude machen zu können, da ich beide immer mehr schätzen lerne."

Auch der lebendige Verkehr mit Schlegel war nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung des Dichters. Mit Interesse verfolgte er namentlich Schlegels Vorlesungen über die Geschichte der Litteratur; insbesondere gefiel ihm der freimütige, kräftige und eines Deutschen würdige Ton, in welchem der Vortragende sich über den Wert des Deutschen und über die Schändlichkeit aussprach, durch fremde Sprache fremde Gefühle der angestammten Rechtlichkeit einzuflößen. Um so größer war sein Erstaunen darüber, daß Schlegel in dem ersten Bande seines

„Deutschen Museums“ einen recht „undeutschen“ Aufsatz von August v. Steigentesch (1774—1826) unter dem Titel „Ein Wort über deutsche Litteratur und deutsche Sprache“ aufgenommen hatte, von demselben Steigentesch, der in der ersten Nummer des Blattes ein Loblied auf die deutsche Sprache gesungen hatte mit der Schlußstrophe:

Die Stärke schläft; die Götter drohen,
Kein Hermann bricht des Römers Joch;
Des Vaterlandes Retter flohen,
Nur seine Sprache blieb uns noch.
Bewahrt dies Erbteil unsrer Ahnen,
Die Sprache, die, veredelt, blieb,
Seitdem das Schwert der Allemanen
Dem stolzen Rom Gesetze schrieb!

Und nun erhob Steigentesch, der allerdings zu den unbedingten Bewunderern der französischen Litteratur gehörte, in der genannten Abhandlung gegen die deutschen Schriftsteller — gegen die Philosophen, Geschichtsschreiber, Satiriker und Dramatiker — den Vorwurf der Weitläufigkeit, Dunkelheit, Härte und Geschmacklosigkeit in der Zusammenstellung und Erschaffung der Worte besonders, tadelte die deutsche Sprache wegen ihrer Schwerfälligkeit und gesetzlosen Willkür herabsetzte und stellte zum Schluß die Bedingungen zusammen, unter denen die deutsche Litteratur im Auslande wieder zu Geltung und Ansehen gelangen könnte. Höchlich entrüstet schrieb Dr. Körner am 29. März an Theodor: „Sage, wie hat in aller Welt Schlegel den Aufsatz von Steigentesch über deutsche Litteratur in das Museum aufnehmen können! Ich habe lange nichts gelesen, was mich in einem solchen Grade indigniert hätte. Wenn Geoffroy in einem französischen Journale von unserer Litteratur in einem solchen Tone spricht, so fällt es niemandem auf. Auch Friedrich II. verzeiht man seine Schmähschrift, weil er das vorhandene Gute nicht kannte, und manches Bessere damals noch nicht existierte. Aber von einem Manne, der ein solches Gedicht über die Sprache lieferte, so etwas zu lesen, ist unbegreiflich. Mich hat es fast bei jeder Periode in den Fingern gejuckt, die Feder dawider anzusetzen. Und wenn Schlegel nicht etwas dagegen schreibt, um sein Journal wieder ehrlich zu machen, so kann kein honetter Mensch mehr etwas einrücken lassen. Es ist niemandem zuzumuten, darüber einen Beweis zu führen, daß in der deutschen Poesie und Prosa noch etwas anderes vorhanden ist, als Geschmacklosigkeit, Pedanterie, Wulst ꝛc. Aber wenn auch an unserer ganzen Litteratur kein gutes Haar wäre, so giebt es doch nichts Erbärmlicheres, als die Tendenz des ganzen Aufsatzes. Unser Ziel soll kein anderes sein, als daß ein französischer Journalist einmal eingesteht, die Deutschen wären doch so abgeschmackt nicht, als er geglaubt hätte.“

Schlegel ließ, als er davon erfuhr, den Vater durch den Sohn bitten, er möchte doch an ihn einen Brief schreiben, den er einrücken lassen dürfte. Und so erschien denn im zweiten Bande der Schlegelschen Zeitschrift eine kleine Abhandlung Dr. Körners unter der Ueberschrift: „Ueber deutsche Litteratur. Aus einem Briefe an den Herausgeber des Deutschen Museums.“ Körner weist darin Punkt für Punkt die von Steigentesch erhobenen Vorwürfe zurück. Der Gelehrte in Deutschland, d. h. der Philosoph und Theolog, schreibe aus reinem Eifer für die Wissenschaft, nicht um irgend ein Publikum durch eine glänzende Außenseite zu gewinnen; er schreibe für Leser von gleicher Denkart, denen es ein Ernst sei, ins Heiligtum der Wissenschaft zu dringen, und die für diesen Zweck keine Schwierigkeit scheuten, daher könne es ihm begegnen, daß er die Form vernachlässige; ein solcher Mann aber, dem Erkenntnis als Erweiterung der Schranken unseres inneren geistigen Lebens Zweck an sich sei, bedürfe keiner weiteren Empfehlung durch die Form und die Sprache. Wenn Steigentesch weiter behaupte, daß das Feld der Geschichte in Deutschland nur sparsam angebaut sei, so sei dies doch wohl bloß auf die Geschichtsschreiber zu beziehen. Denn verdienstvolle Geschichtsforscher gebe es genug, und denen dürfe man nicht vorwerfen, daß sie ihren eisernen Fleiß und ihre strenge Kritik bloß an kleinliche Nebenumstände verschwendet hätten, wiewohl auch von mehreren Historikern in der Darstellung manches Vorzügliche geleistet worden sei. Die Schriften drittens, die zu einer witzigen und geistreichen Unterhaltung verfaßt seien, hätten in Deutschland meist eine ganz andere Art von Entstehung, als bei anderen Völkern, namentlich bei den Franzosen: der Verfasser fühle das Bedürfnis, durch Spiele des Witzes und der Phantasie sich selbst zu unterhalten, und so trügen seine nur für wenige Geistesverwandte geschriebenen Schriften meist das Gepräge der eigenen Individualität. Dabei sei der von Steigentesch erhobene Vorwurf der Weitschweifigkeit keineswegs der allgemeine Fehler der witzigen deutschen Schriftsteller; dazu komme, daß der deutsche Witz, wenn auch nicht äußerlich glänzend, so doch oft begeistert und mächtig ergreifend sei. Und endlich der deutsche Parnaß! Wohl sei ja hier manches zu tadeln; aber bei der reichen Fülle der vorhandenen Kräfte und Talente dürfe man nicht mutlos werden, zumal da das unermeßliche Reich der Kunst sich überhaupt nicht durch einseitige Ansichten und Gesetze beschränken lasse. Mit der Bemerkung, daß der deutsche Schriftsteller sehr wohl auf die Anerkennung fremder Nationen verzichten könne, ohne daß man dabei einen Stillstand seines regen Geistes zu befürchten brauche, schließt der Aufsatz, der ebensosehr von des Verfassers tiefer Indignation über die Vorwürfe Steigenteschs, als von seinem Verständnis für die Vorzüge der deutschen Litteratur und des deutschen Geistes überhaupt zeugt.

Im Hause seiner Mutter zu Wien weilte seit Anfang Juni 1811, zur Fortsetzung seiner Studien der Maler Philipp Veit, der jüngere Sohn der Dorothea

Schlegel aus erster Ehe. Ueber sein Verhältnis zu Theodor und dessen Verkehr im Hause seiner Eltern spricht Veit in einem vom 28. April 1876 datierten Briefe: „Mit Theodor Körner lebte ich in Wien, wo er der Liebling aller war, auf recht vertrautem Fuße! Wir sahen uns oft, und ein oder das andere seiner kleinen Bühnenstücke entwarf er bei mir. Der lebensfrische Jüngling war stets ein angesehener Gast in meiner Eltern Hause, — sang wohl ein heiteres Lied und spielte auf der Guitarre einen reizenden Fandango. Einmal traf ich ihn schreibend in seinem Zimmer, das Doppelfenster mit vielen zwitschernden kleinen Vögeln gefüllt. Auf mein Befragen sagte er: »Ja! siehst Du, da die neun Musen nicht zu mir kommen, wohl, so habe ich mir die neun Meisen angeschafft.« Erinnerlich ist mir, wie er uns erzählte, daß er im Prater, wo er verborgen ruhte, einen verzweifelten Menschen, der sich eben in die Donau stürzen wollte, plötzlich am Kragen gefaßt und den Erschrockenen heimgejagt habe."

Den Hauptanziehungspunkt für Theodor bildeten natürlich damals mehr denn je die Theater, besonders die Hoftheater. Wegen seiner nahen Beziehungen zu ihnen hatte er schon Ende Januar freien Eintritt erhalten, und alle Abende, so schrieb er wenigstens am 1. Februar nach Hause, ging er, wenn auch nur auf eine halbe Stunde, hinein. Selbstverständlich blieb er länger, wenn Toni auftrat. Am 17. Februar hatte sie ihn in einem Shakespeareschen Stück „durch ihrer Schönheit Zauber, sowie durch ihr ernst-schönes und doch zugleich anmutig-heiteres Spiel in das Paradies versetzt", da giebt er in zwei ihr gewidmeten Sonetten seinen Gefühlen und Hoffnungen begeisterten Ausdruck, und wie Schiller eine Phantasie an Laura, so dichtet er eine Phantasie an seine Toni, in der er sich auf Fittichen des Gesanges in ein besseres Land tragen läßt, um die in seiner Geliebten verkörperte Phantasie zu preisen.

Mit den schönsten Hoffnungen geht er der Wonnezeit der Natur entgegen; seine Absicht, schon Ostern Wien zu verlassen, hat er aufgegeben. „Ich freue mich unendlich auf das Frühjahr," schreibt er an den Vater, „es soll und muß gar zu schön in Wien sein. Vielleicht geh ich dann einige Zeit aufs Land." In der Antwort des Vaters heißt es: „So gern ich Dich bald bei uns sähe, so habe ich doch nichts dagegen, wenn Du den nächsten Sommer noch in Wien bleibst . . . Unter jetzigen Umständen glaub ich, daß Du in Wien besser aufgehoben bist. Freilich wünscht ich aber, daß Du neben dem Produzieren auch studiertest, nicht etwa eine Brotwissenschaft, sondern was zur Ausbildung des Dichters gehört, Sprachen, Litteratur und Geschichte. Suche nur bei der Vermehrung Deiner Bekanntschaften Herr Deiner Vormittage zu bleiben! Es freut mich, wenn der Succeß Deiner Stücke Dir den Eingang in mehrere Zirkel öffnet, und wenn Du überall gern gesehen bist. Aber wache über Dich, daß Du beim Uebermaß des Genusses nicht erschlafffst! Schon mancher vorzügliche Kopf ist auf diese Art untergegangen."

Zugleich kündigte der Vater die Absicht der Eltern an, ihn im Juli zu besuchen. „Ihr wollt herkommen,“ so schrieb er darauf am 7. März zurück; „o, das ist trefflich! Es wird Euch nicht gereuen; es giebt nur ein Wien.“

In demselben Briefe beglückwünscht er die Mutter zu deren fünfzigstem Geburtstage. „Liebste Mutter! Zum zweiten Male soll ich Dein Fest nicht unter meinen Lieben feiern. — Du glaubst mir, daß mich das sehr schmerzt. Ach, daß Ihr nicht auch in Wien seid; dann hätt ich keinen Wunsch übrig. — Nun, des Sohnes Geist, der Hauch seiner Sehnsucht nach dem teuren Kreise wird Dich freundlich umwehen und Dir alles sagen, was ich im tiefen Herzen als heilige Gebote bewahre .... Meine herzlichsten Grüße an alle, liebste Mutter, und die Versicherung, die Deiner mütterlichen Liebe wohlthun wird, daß ich noch der alte bin und recht glücklich und heiter lebe. — Bis in den Tod Dein treuer Theodor.“ Die Mutter antwortete: „Deiner treuen Liebe gewiß, mein teurer Sohn. — Gewiß, daß Dir's wohl geht, daß Du zufrieden und glücklich Dich fühlst, macht die Entbehrung Deiner Gegenwart leichter für mein Mutterherz. Gott wird uns ja wieder die Freude schenken, umgeben von Euch, bei den teuren Kindern zu sein. Euer Wohl ist ja so nur unser Dichten und Trachten allein. Den elften haben wir bloß abends mit der Piatoli in freundlicher Ruhe verlebt. Dein guter Vater las uns vor, und so war's mir recht; den Tag über waren über zwanzig Menschen bei mir, die mir alle freundliche Wünsche brachten. Besonders hat mich die Miltitz mit zehn der schönsten Blumentöpfe beschenkt; es ist ein blühender Garten um mich. — Gott sei mit Dir und segne Dich! bleib' gesund! so sind alle meine Wünsche erfüllt. Deine treue Mutter.“

Auf das Wiedersehen der Eltern in Wien hatte sich Theodor fürs erste wenigstens vergeblich gefreut, denn wegen des herannahenden Krieges war, wie zugleich die Mutter schrieb, schon für die nächste Zeit in Dresden Einquartierung angesagt, die denn auch am 27. März im Körnerschen Hause zunächst in Gestalt eines französischen Offiziers eintraf. Tags darauf erschienen weitere französische Offiziere, die bis zum 30. blieben. Zu derselben Zeit wurde die Familie von einer französischen Harfenspielerin, welcher Goethe eine Empfehlung mitgegeben hatte, „heimgesucht“. Sie erhielt eine Einladung zu einem der musikalischen Abende, die noch immer allwöchentlich bei Körners stattfanden. Größere Freude, als die musikalischen Unterhaltungen, bereitete allen Familienmitgliedern das Eintreffen der neuesten Dramen Theodors. „Gestern,“ schreibt die Mutter am 12. März, „kam Dein Freund Hermann an und brachte uns Deine kleinen Stücke, über die wir sogleich mit Heißhunger herfielen und uns ergötzten an den Spielen des sprudelnden Witzes. Toni habe ich noch nicht gelesen; das hab ich mir für heute aufgespart. Abends las uns der Vater wieder Die Braut und Das (so) Domino vor; das Domino ist zarter und gefällt uns mehr. Emma hat Lust, es mit der Weber zu

spielen. Wie schade, daß im Nachtwächter eine Straße ist und Häuser, daß wir die Scene nicht können ins Zimmer versetzen. Weinlig würde köstlich den Nachtwächter spielen; Du kannst Dir keine Idee von Weinligs komischem Talent machen. Was sagst Du dazu, daß die Tante über den Nachtwächter ganz entzückt ist? Die Situation in der Braut ist recht komisch, und beim Vorlesen haben wir in einem fort gelacht. Der Monolog der Marie im Domino ist so schön, ist Dir so gelungen. Der Kammerherr Miltitz und die Piatoli haben die Vorlesungen gehört, und auf beide haben sie große Wirkung gemacht."

In einem Briefe Emmas vom 18. März an Onkel B. Weber ist ebenfalls von den neuen Stücken Theodors die Rede: „Mein Vater hat mit Ihnen nur flüchtig über Theodors letzte poetische Produkte gesprochen, und vielleicht ist es Ihnen nicht uninteressant, etwas Näheres darüber zu hören. Sie bestehen in drei Lustspielen und einem Drama; die ersteren sind mit großem Beifall in Wien gegeben worden, und Sie werden über die Aufführung der Braut und des grünen Domino etwas in dem Morgenblatt finden. Das dritte Lustspiel, Der Nachtwächter, ist eine wahre Fastnachtsposse und, obgleich weniger fein, als die beiden ersteren Lustspiele, so scheint es mir doch sehr viel komisches Verdienst zu zu haben und ist sehr leicht versifiziert. Die Idee zu dem Drama ist aus einer Novelle Heinrich Kleists (Die Verlobung auf St. Domingo) genommen, welche in dem zweiten Bande seiner Erzählungen steht; es heißt Toni und ist in Jamben. Die Schwester ist freilich kein gültiger Richter; aber meinem Gefühl nach hat Theodor das Süjet weit zarter behandelt, als Kleist, und ich bin überzeugt, die Tiefe des Gefühls, welche darin herrscht, und die Reinheit der Sprache würde Sie sehr erfreuen. Sehr gut gehalten scheinen mir besonders die Charaktere der Toni und ihrer Mutter, der alten Negerin Babekan."

Auch andere litterarische Neuigkeiten, wie Fouqués „Undine" und „Todesbund", Collins Gedichte, Adam Müllers politische Schriften u. a. werden in dem damaligen Briefwechsel erwähnt und mehr oder minder eingehend besprochen; daneben gehen Berichte und Kritiken über musikalische und theatralische Aufführungen in Dresden und Wien, so z. B. über Cherubinis „Medea", über Morlacchis „Danaiden", über Weigls „Uniform" und „Friederike und Adolf", über Werners „Wanda", Ifflands „Selbstbeherrschung", Zieglers „Lorbeerkranz" und Gretrys „Richard Löwenherz". Einen besonderen Reiz erhielt für ihn Collins Trauerspiel „Balboa" durch den Umstand, daß es ihm von Toni geschenkt wurde:

„Antoniens Finger
Hatten die Blätter berührt, hatten die Lieder geweiht.
War mir's doch, als fühlt' ich die Wärme der Hand, und als spürt' ich
Noch den lebendigen Hauch, der es balsamisch durchweht.
Jegliches Wortes Schrift war mir ein heilig Vermächtnis;
Denn es fiel ja ihr Blick auch auf dies glückliche Wort."

Thränen füllen seine Augen bei dem Gedanken, daß gewiß auch Antonie Thränen vergossen, so oft sie das Werk des Dichters gelesen, dem sie so vieles zu verdanken gehabt hatte:

„Und die Saiten der Brust bebten ein göttliches Lied“.

In einem bald darauf entstandenen Gedichte, „Der Dreiklang des Lebens“, preist er den veredelnden Einfluß, den die Geliebte auf ihn ausgeübt hatte, was auch der Vater in der Biographie des Sohnes dankbar anerkannte: „Daß aber die ungeschwächte Jugendkraft mitten unter den Gefahren einer verführerischen Hauptstadt nicht verwilderte, war vorzüglich das Werk der Liebe. Ein holdes Wesen, gleichsam vom Himmel zu seinem Schutzengel bestimmt, fesselte ihn durch die Reize der Gestalt und der Seele.“ Wohl hat sich der Dichter, so führt er in dem Gedichte aus, in den Wechselstürmen des Lebens die Ueberzeugung gerettet, daß Glaube, Liebe und Poesie eins sei, und daß sich in der heiligen Trias dieser Töne das Göttliche und Schöne vermähle. Trotz der schlechten Zeiten und Menschen ist ihm der Glaube an Gott, an Kraft, an Freiheit, an große Seelen nicht geschwunden, und auf diesem Glauben haben seine Träume der Dichtkunst jugendliche Fabelwelt gebaut; aber seinem Glauben und seiner Poesie fehlt der rechte Inhalt, das rechte Ideal, weil er das Höchste, die Liebe, noch nicht kennt:

„Verzweifeln wollt' ich an der Gottheit Strahle; —
Da sah ich Dich, Dich, und ein einz'ger Blick,
Jungfräulich wie der Mai im Blütenthale,
Rief mich zu meiner Dichterwelt zurück.
Es lächelte aus Hippokrenens Schale
Mit Spiegelklarheit kaum geträumtes Glück,
Ich wandte mich mit wunderbarem Beben,
Und heilig trat das Heilige ins Leben.

Und vor dem aufgeflammten Morgenlichte
Sank ich ins Knie, von Gottes Hauch beseelt;
Die Ahnung sprach es längst im Traumgesichte,
Kein Märchen war's, der Phantasie erzählt;
Denn was ich glaube, was ich glühend dichte
Und glühend liebe, blüht in Dir vermählt,
Und kühn im Dreiklangsdonner der Gefühle
Stürzt mich Dein Wink durch Sturm und Kampf zum Ziele.“

Auch dem Bilde der verklärten Mutter Tonis gilt sein Lied: er will zu deren Grabe pilgern, um in stillem Gebete an ihrem Hügel ihr zu danken für die himmlische Güte, mit der sie die Tochter gehegt und gepflegt.

Inzwischen ist der Frühling ins Land gezogen. Das Aufwachen der Natur treibt den Dichter ins Freie, in den Prater, und hier entsteht eins der lieblichsten Gedichte, die er Toni gewidmet:

„Es keimen die Blüten, es knospen die Bäume,
Der Frühling bringt seine goldenen Träume,
Ein lauer Wind weht mich freundlich an,
Die Felder sind bräutlich angethan.

Dort unten flüstern die Wellen vorüber,
Zu duftigen Bergen schau' ich hinüber,
Die Vöglein singen und fliegen vorbei
Und lispeln von Sehnsucht, von Liebe und Mai.

Und jetzt erklärt sich das heilige Beben,
Jetzt ahnd' ich erst, Frühling, dein Wirken und Weben,
Jetzt weiß ich erst, was die Nachtigall singt,
Was die Rose duftet, die Welle klingt.

Denn auch in mir ist's Frühling geworden,
Es schwelgt die Seele in Blütenaccorden:
Der Sehnsucht Stimme, der Liebe Drang
Klingt Wellengeflüster und Lerchengesang."

Und dann singt er, wie Antonie seine Frühlingsgöttin ist, wie sie die Blumen auf seinen Wegen pflegt, und wie es in seinem Frühling, trotz Herbst und Winter, ewig grünen wird.

„Kein Winter kommt, kein Wechsel der Zeiten
Läßt mich von der Liebe Begeisterung scheiden,
Im Herzen verstummt keine Harmonie,
Und die Blüten der Seele verwelken nie.

So bleibt mein Frühling voll Liebe, voller Tugend,
Dir, Toni, treu eigen, im Schmucke der Jugend,
Und muß ich sterbend hinüberziehn,
Dort soll er im ewigen Sommer blühn."

Mit dem Frühling ist auch die Passionszeit gekommen, und auch diese spiegelt sich in den damals rasch aufeinanderfolgenden Liedern Theodors wider. Die drei Gedichte „Hymne an Gott", „Entzückung" und „In St. Stephan (am Karfreitage)", die jedenfalls zusammengehören, sind dem Lobe Gottes gewidmet. Durch die beseligende Liebe seiner Toni mochte sich der Dichter mehr als bisher Gott zu Dank verpflichtet fühlen, wo in der christlichen Kirche die Erinnerung gefeiert wurde an das von unergründlicher Liebe zur Menschheit zeugende Leiden Christi.

„Höre das Stammeln Deiner Geschöpfe,
Glühenden Dankes verzückenden Ton!"

ist der Grundgedanke des ersten Gedichtes. In der „Entzückung“ giebt der Dichter den Empfindungen Ausdruck, die sein Inneres bewegen, als er der Sphärenmelodie einer geistlich-musikalischen Aufführung lauschen darf, bei der vielleicht Toni mitsang. Den Schluß bildet das Karfreitagslied: im Geiste sieht er die Geliebte am schwarzumflorten Altare knieen und weinen; auch er wirft sich, gleich andachtsvoll, in Gedanken zu Gottes Füßen nieder, um sein Gebet mit dem ihrigen zu vereinigen.

Es folgen in dem „Reisebüchlein“, dem wir hier gefolgt sind, zunächst sechs Charaden, die zu dem Liebesleben Theodors gar nicht oder nur sehr wenig in Beziehung stehen. Nun aber bricht in immer mächtigeren Accorden die Liebe, die ihn beseelt, hervor. Noch hat er es nicht gewagt, seiner Toni von Liebe zu sprechen; noch weiß er nicht, ob er hoffen darf. Aber dem Liede wenigstens will er anvertrauen, was ihn bewegt, und so singt er denn in dem ersten zur Osterzeit entstandenen Gedichte:

„An Toni.

„Ich kann es nicht in meiner Brust vermauern,
Was meines Herzens Felsenthore sprengt,
Die Stimme zittert, tiefer Sehnsucht Schauern
Hält meine Kraft in Fesseln eingezwängt.
Soll ich in matter Sehnsucht mich vertrauern? —
Nein! nimmermehr! Was auch das Glück verhängt,
Und wenn des Himmels Donner mich zerschmettern,
Wirf mich zum Wurme oder zu den Göttern!

Du weißt es längst, was ich hier für Dich fühle,
Und was ich träume, weißt Du spät und früh.
Ach, strahle in dies gräßliche Gewühle
Nur einen Funken Hoffnungsmelodie!
Steck' eine neue Welt mir auf zum Ziele!
Ein Wink von Dir, und ich entdecke sie,
Und wenn sich tausend Himmel um mich türmen,
Du bist der Preis; die Liebe soll mich schirmen.

Sprich nur ein Wort, sprich, kann ich Dich erwerben,
Hast Du im Herzen ein Gefühl für mich?
Laß diese Feuerseele nicht verderben,
An Deiner reinen Sonne hält sie sich.
Ich will ja alles, alles, kämpfen, sterben;
Nimm meines Himmels Seligkeit für Dich;
Bin ich doch reich, wenn mir der Trost geblieben:
Hab' ich vollendet, könntest Du mich lieben!“

Auch das folgende, ebenfalls „An Toni“ betitelte Gedicht atmet einen ähnlichen Geist und Sinn. Mit seinem ganzen Sein und Können will der Dichter

nach den höchsten Zielen ringen, will er kämpfen und streiten, da es einen herrlichen Sieg gilt, und ihm die schönste Palme winkt.

„Frisch in den Kampf hinein!
Wer Kräfte fühlt, der muß die Kräfte regen;
Der Kampf ist kurz, der Sieg soll ewig sein,
Und sehnt sich wer nach ungemeinen Schätzen,
Er muß das Ungemeine daran setzen.

Was thaten sie, die wir im Lied vergöttern,
Von denen noch der Nachwelt Hymne spricht?
Sie hielten aus in Kampf und Sturmeswettern
Und standen treu bei Tugend, Recht und Pflicht.
Das Schicksal kann den stärksten Mann zerschmettern,
Doch seinen ehrnen Willen beugt es nicht.
Viel sind geboren, in dem Staub zu kriechen:
Ein edles Herz muß kämpfen, aber siegen.

Und ich? — ich fühl's, ich kämpfe nicht vergebens,
Solange Du mir mit der Palme winkst,
Wenn Du zuletzt am Ziele meines Strebens
Mit Gruß und Kuß mir in die Arme sinkst
Und von der Blüte des gereiften Lebens
Den Perlentau der ew'gen Liebe trinkst.
Dann mag mir eine Freudenthräne sagen,
Was Du gefühlt in den durchkämpften Tagen."

Dieses Gedicht verdient um so mehr Beachtung, als Theodor zwei Teile davon, den einen wörtlich, den anderen nur in einzelnen Zeilen etwas verändert, in seinen „Zriny" hinübergenommen hat.

Dann folgen in der Handschrift zunächst wieder drei Charaden, von denen wenigstens die erste zu seiner Geliebten in Beziehung steht: ihre Lösung ist „Adamberger".

Aufs schmerzlichste ergriffen wurde am 12. April die Wiener Theaterwelt durch den Tod des berühmten Schauspielers Brockmann. Theodor hatte ihn zwar in seinem Glanze nie gesehen; wohl aber war er Zeuge des tiefen Kummers, den Toni unmittelbar vor und nach dem Scheiden des ihr nahestehenden Künstlers empfand. Auf Brockmanns Tod beziehen sich drei Gedichte. Das erste darunter hat die Ueberschrift: „An den sterbenden Künstler. Am 11. April 1812, während des Requiems in der Hofkapelle", ist also schon einen Tag vor dem Tode Brockmanns verfaßt, als sein besorgniserregender Zustand bereits jede Aussicht auf Besserung ausgeschlossen hatte. Bei den Orgeltönen in der Hofkapelle kommt es dem Dichter vor, als klagten sie um den geliebten Künstler, es ist ihm, als ob das Requiem nur diesem gelte. Drei Tage später fand in der Augustinerkirche die Toten-

feier Brockmanns statt. Von ihr handelt das zweite Gedicht, das sich an den Schluß des ersten anlehnt. Diese Feier, der auch Antonie beiwohnte, ist ihm gewissermaßen bloß die Folie für die Gefühle, die ihn ergreifen, als er plötzlich die Geliebte wie einen stummen Engel in dem Kreise der Trauernden mit thränenden Augen erblickt. Auf die sich ihm aufdrängende Frage, was bei dem Welken aller Lebensblüten, bei dem Absterben aller Lebensreize ewig sei, hat er nur eine Antwort:

„Nur was wir tief in unsrer Brust behüten,
Nur was der Gottheit stille Ahndung gab,
Wenn wir in reiner, heil'ger Liebe glühten,
Das bleibt uns treu, das folgt uns mit ins Grab."

„Tief in der Seele
Fühl' ich's, daß nur die Liebe ewig ist,
Daß jedes Herz nur einmal, einmal wähle,
Und daß Du mein, mein Stern, mein Engel bist."

Und so bittet er, daß die Geliebte im Angesichte des Todes ihm und seinem treuen Herzen vertrauen, daß sie seine Freuden nehmen, ihm ihre Schmerzen geben, daß sie namentlich Glauben an ihn haben möge.

„Ja Glauben, Glauben mußt Du an mich haben,
Sonst stehn wir einsam, bis der Hammer fällt,
Sonst werden wir, wie er, einsam begraben;
Der kranke Mann hat uns den Sarg bestellt. —

Willst Du die reiche Seligkeit ermorden,
Kalt dastehn in der glühenden Natur?
Nein, sag's noch einmal, sag's mit heißen Worten,
Sag's wärmer mir, Du glaubtest meinem Schwur,
Ich sei Dir lieb, ich könnte Dich erwerben —
Sonst kömmt der Tod und läßt uns einsam sterben."

In dem dritten Gedichte endlich, einem am 20. April gedichteten Sonett, spricht der Sänger den Freunden Brockmanns Trost zu, indem er ihnen das ideale Streben des Künstlers vorführt, dessen Stirn nun, nachdem er den Schmerz bezwungen, im Strahl des Ewigschönen erglänze.

Die im „Reisebüchlein" folgenden, zu einem Cyklus zusammengefaßten drei Silbenrätsel fallen, wie die beiden gleich hinter ihnen stehenden Gedichte zeigen, in die der Aufführung der „Toni" unmittelbar vorangehende Zeit und gelten offenbar der Geliebten, die er, wie wir wissen, am Abend des 17. April in dem für sie geschriebenen Stück wie nie zuvor bewunderte. Was er dabei empfunden, hat er im Sturme der Begeisterung ausgedrückt in den Distichen: „Nach der Aufführung der Toni (nach dem 17. April 1812)". Was der Dichter geschaffen, das hat erst der belebende Hauch der Schauspielerin ans Licht geführt; erst sie

hat seine Schöpfung in das Reich der jungfräulich prangenden Anmut, in ihr heimisches Land gezogen.

Wohl schon vor der Aufführung des Stückes entstanden ist das kürzere Gedicht „Am 17. April, mit Rosen", in welchem Theodor seine Dichtung mit den Rosenblüten vergleicht, die in der Sonne Gunst ihre Kelche aufgeschlossen, wie seine Verse erst durch den Strahl der Kunst Antoniens Kraft und Leben gewonnen haben.

In diese Zeit fällt eine kleine Episode, über die er am 12. April nach Dresden berichtet: „Heute vor acht Tagen hinderte mich eigentlich ein wunderbares Abenteuer, Euch mehr zu schreiben, indem ich von einem bekümmerten Vater den wunderbaren Auftrag hatte, mit Gewalt oder List seine ungeratene Tochter aus Wien zu entführen und zu ihm zu bringen. Die Maßregel war notwendig, weil die Entfernung schnell sein mußte, und man in dem Hause, wo sie war, Schwierigkeiten machte, sie so schnell reisen zu lassen. Ich habe die Aufgabe glücklich gelöst, fuhr die Nacht hindurch zwölf Meilen und kam Sonntag mittag wieder hier an." Kurz vorher hatte ihn die Gemahlin Humboldts bei einer Gräfin D . . ., einer geborenen Sachsin, „repräsentiert". Launig fügt er in dem Schreiben an die Eltern, in dem er von diesem Besuche erzählt, hinzu: „Ihr mögt selbst bedenken, wie liebenswürdig sie sein muß, da ich mich entschloß, seidene Strümpfe anzuziehen. Denn meine Antipathie gegen vornehme Gesellschaften und Galakleider hat sich womöglich noch verdoppelt, da man in Wien im allgemeinen sehr bequem lebt."

Am 21. April wohnt er zusammen mit Toni dem zu Ehren Brockmanns abgehaltenen Requiem „Dies irae" in der Augustinerkirche bei. Aber so furchtbar auch die Töne der Orgel und Posaunen erklingen, so sehr er auch Zittern und bleiche Verzweiflung auf jeder Stirn erblickt: unbekannt mit diesem Beben steht er Arm in Arm mit der Geliebten da:

Das Gefühl, so ewig fort zu leben,
  Mit den Blüten der Erinnerungen
Eine ew'ge Liebe zu verweben,
  Hat des Herzens Bangigkeit bezwungen.
Schuldlos sind wir; denn wir konnten lieben;
Fehlerlos ist ja kein Mensch geblieben.

Und zwei Engel seh' ich dort erscheinen,
  Lichte Knaben, winken mit der Hand,
Und wir folgen den verklärten Kleinen,
  Unsre Augen still hinauf gewandt.
Tiefe Rührung löst sich jetzt mit Weinen;
  Wir erkennen unser Vaterland.
Fester halten wir uns nun umschlungen,
Und ein lichter Strahl hat uns durchklungen.

Und auf einem Thron von klaren Sonnen
Sitzt der Herr und lächelt uns entgegen:
»Dunkel hat das Streben zwar begonnen,
Doch die Liebe ging auf euren Wegen.
Wandert ein zum Reiche meiner Wonnen,
Mit der Liebe blüht und reift der Segen!« —
So der Herr; die Pforten schlugen auf,
Und die Seelen jubelten hinauf."

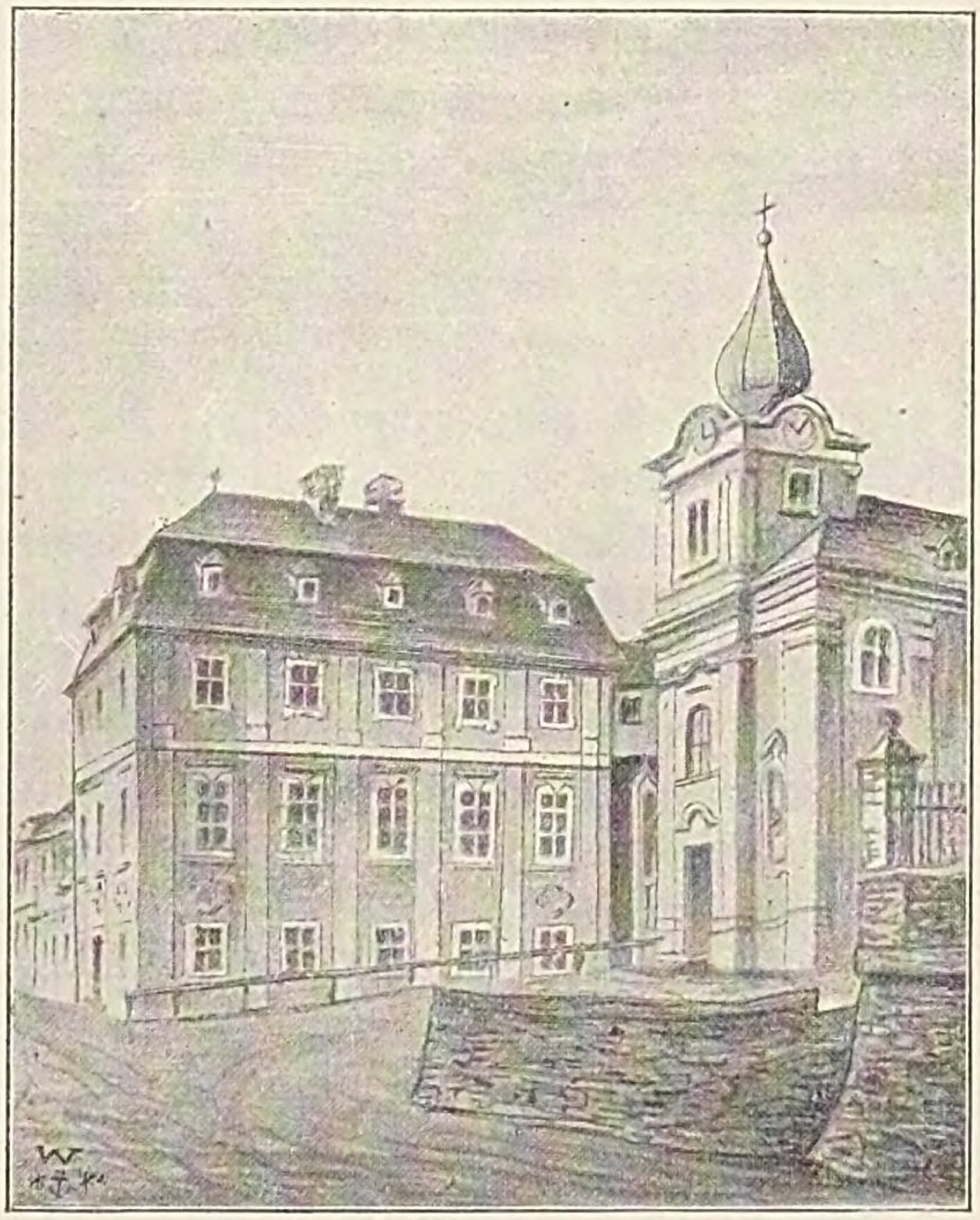
In den beiden folgenden Gedichten, die die Ueberschriften tragen „Gute Nacht, lieber Theodor!" und „Nachtgedanken", giebt er dem Entzücken Ausdruck, das er darüber empfunden, daß Toni ihn lieber Theodor und Freund genannt hat: er will sich dieser heiligen Namen immer mehr wert machen und im Gefühle seines reinen Herzens die ihm immer näher winkende Palme zu erringen suchen, ja mit Freuden für sie leiden und sterben.

Daß ihm aber bei aller seiner Sentimentalität auch der Humor nicht verloren gegangen ist, zeigt der weiterhin in der Handschrift eingetragene „Trauergesang eines tiefgebeugten Dichters beim plötzlichen und unglücklichen Hinscheiden seines weiland hoffnungsvollen und in der Blüte der Jahre grausam geopferten Schnurrbarts".

„Ein weiblich Herz, zwar aller Weiber Blüte,
Doch nur ein Weib, die forderte sein Blut.
Die Tigerseele! — Sie bestellt den Schergen,
Mir vor der Nase läßt sie ihn erwürgen."

Noch ein paar Gedichte im Reisebüchlein beziehen sich auf sein Liebesverhältnis. Das letzte von ihnen verfaßte Theodor nicht mehr in Wien, sondern, wie aus der Ueberschrift hervorgeht, in Döbling. Dort wollte er, um besser arbeiten zu können, einige Zeit zubringen. „In acht bis zehn Tagen," hatte er am 25. April an die Seinen geschrieben, „ziehe ich nach Döblingen hinaus. Döbling liegt am Fuße des Kahlenberges ohnweit dem Donauufer, eine Stunde von der Stadt. Mit mir zieht ein recht braver junger Mann, der mir sehr ähnlich sein soll, zum wenigsten sind wir es an Humor und guter Laune, wenn auch nicht an Gesichtszügen, Joseph v. Herrl, ein angehender Kaufmann. Unser Zimmer ist im zweiten Stock und hat sieben Fenster mit der königlichsten Aussicht: zwei gehen auf die Berge, drei auf die Donau und zwei auf die Stadt, die herrlich ausgebreitet vor uns liegt. Briefe schickt immer mit der alten Adresse, da ich einen Tag um den anderen in der Stadt bin und mit Baumanns in dem freundschaftlichsten Verhältnis bleibe. Ich freue mich sehr auf die ländliche Einsamkeit, um endlich mit vollen gesammelten Kräften, die ich sonst in lyrischen Kleinigkeiten zersplittere, an den Zriny und die beiden Opern gehen zu können."

Der in diesem Briefe erwähnte Joseph v. Herrl, mit vollem Namen Joseph Alexander Edler v. Herrl (geb. 15. Juni 1789 in Wien, † ebendaselbst 25. Dezember 1870 als pensionierter Official im Justizministerium) muß einer der vertrautesten Freunde Theodors in Wien gewesen sein; sein Verhältnis zu Antonie hatte sie offenbar zusammengeführt; war er doch nach des Dichters eigenem Bericht fast der einzige junge Mann, der außer ihm im Hause ihrer Tante Zutritt hatte. Auch der Vater lernte im August bei seinem Besuche in Wien den Freund des Sohnes kennen und schätzen und blieb mit ihm lange noch im schriftlichen Verkehr.



Oberdöbling (Wien), Hauptstraße Nr. 75, wo Th. Körner im Juni 1812 das Trauerspiel „Zriny" dichtete. Radierung von M. v. Weitenhiller.

Die nächste Nachricht über den beabsichtigten Landaufenthalt des immer mehr „wie im Paradiese" lebenden Dichters findet sich in einem vom 2. Mai datierten Schreiben, aus dem ersichtlich ist, daß der Vater von einer Krankheit befallen war. „Ihr Lieben! Endlich ist der Frühling mit aller Pracht gekommen, und ich freue mich unendlich auf meine Sommerwohnung. In diesen Tagen Wien und seine Umgebungen zu sehen, ist wirklich ein hoher Genuß. Vor ein paar Tagen habe ich den Hyacinthenflor in Schönbrunn gesehen, vier Beete, die mich an ein Zauberland mahnten. Besonders schön sind die Mondennächte. — Des Vaters Krankheit ist hoffentlich jetzt ganz gehoben. Nimm Dir ein Beispiel an mir, Papachen; ich bin nie so gesund gewesen, als jetzt. — Sehr spaßhaft ist meine Einrichtung in Döbling. Wir müssen uns so manches anschaffen, worum ich mich noch nie bekümmerte; doch habe ich das listig meist dem Alexander auf die Achseln gewälzt."

Die Uebersiedelung nach Oberdöbling fand am 10. Mai statt. Die Ruhe, die er auf dem Lande zu finden gehofft, sollte ihm hier reichlich zu teil werden. Erst aber galt es, die Sehnsucht seines Herzens zu stillen. Denn fern von Toni,

wenn auch nur für einen Tag, merkt er erst, was sie ihm ist, wie er ohne sie nicht mehr leben kann. Wohl schweifen seine Blicke mit stiller Lust über die erwachte Natur; wohl umwehen ihn Luft und Leben so frisch und so frei; aber — so singt er in dem ersten, alsbald nach seiner Ankunft in Döbling entstandenen Gedichte:

„Dort prangt die Burg auf stolzem Bergesrücken,
Mit Frühlingsträumen schmückt die Wiese sich;
Und dort — dort, — ach, ich denk' es mit Entzücken,
Dort, Toni, atmest Du und denkst an mich!"

Und nun hält es ihn nicht mehr: es reißt ihn fort, er kann nicht widerstehen; was er so lange nur mühsam in seiner Brust verschlossen, das entscheidende Wort, er wagt es, und der erste Kuß besiegelt den seligen Bund.

Die erste Nachricht über dieses, ohne Wissen von Tonis Tante geschlossene Verlöbnis findet sich in einem vom 16. Mai datierten Schreiben an Schmid:

„Treuer Freund!

Endlich bin ich ganz, ganz glücklich; der Tod mag mich abrufen, wann er will! Ich habe von dieser Erde weiter keine Seligkeit zu fordern. Karl, gutes, treues Herz! ich liebe einen Engel und werde geliebt, geliebt mit aller Reinheit eines zarten, jungfräulichen Gemüts. Bruder, ich kann Dir nicht sagen, was das für ein Gefühl war, als ich fühlte, das sei mein Lebensziel und Bedingnis, auf diesem Stern endige sich die glühende Sehnsucht meines Herzens.

Ich glücklicher, seliger Mensch! — Sieh, mir thut es weh, es jemandem zu sagen, weil ich fühle, daß niemand diese Seligkeit ahnden kann, die in mir glüht, und weil ich Deine treue Bruderseele nicht neidisch machen will.

Karl, Du solltest sie sehen, und Du würdest ein Gott. Antonie heißt sie, damit Du's weißt; schwarze Haare, schwarze Augen und einen Blick! — Wenn der Frühling ein Mädchen wäre, er hätte keinen anderen Blick als meine süße, himmlische Toni! —

Jetzt lebe ich auf dem Lande in Döbling und komme nur in die Stadt, um Toni zu sehen. Süßes, himmlisches Geschöpf! Du kennst es, wie ich fühle, und hast mich als Knaben gekannt: denke Dir das Gefühl, das jetzt in der männlich gereiften Brust glüht! — Noch drei Jahre, und ich hab überwunden, und sie ist mein, und ich verschmähe alle Paradiese gegen eine einzige Minute, die ich in verzückender Wonne von ihren Lippen trinke. — Karl, Du verstehst mich; was soll das dumme Schreiben, wenn die Herzen zusammenschlagen und ihren Donner durch das Weltall jauchzen! —

Gott beschere Dir ein Gleiches! Kunst und Liebe in der Brust, wo hat die Welt etwas Besseres aufzuweisen! —

Ich drücke einen seligen Kuß der Freundschaft auf Deine brüderliche Lippe.

Dein glücklicher Theodor."

Und nun folgt auch, nachdem alles zwischen ihm und Toni klar geworden, die Mitteilung von seinem Glücke nach Dresden, wohin er bisher nichts davon hatte verlauten lassen, um die Seinen, bevor er das Jawort erhalten, nicht unnötig aufzuregen. Der diese Nachricht enthaltende Brief trägt in bezeichnender Weise die Aufschrift: „Meinem Vater". Zu ihm als seinem besten und treuesten Freunde hatte der Sohn gerade in dieser Herzensangelegenheit mehr Zutrauen als zur Mutter oder zur Schwester, wohl nicht ohne Grund fürchtend, daß die weiblichen Mitglieder seiner Familie seine Wahl zunächst nicht billigen würden. Die Mutter hat nach ihrem eigenen Geständnis aus späterer Zeit einen Kampf, wenn auch nur in ihrem Gemüte, durchgekämpft: sie fürchtete, ihr Sohn würde durch diese Verbindung nicht glücklich werden. Einer schon früher getroffenen Verabredung gemäß, wonach alle intimen Angelegenheiten, die vorläufig nur zwischen Vater und Sohn abgehandelt werden sollten, durch die Vermittelung von Henoch gehen sollten, war der Brief zur Weiterbeförderung an den Jugendfreund adressiert.

Der im Vollgefühl des höchsten Erdenglückes abgefaßte Brief, in welchem sich die Liebe des Bräutigams, wie des Kindes in gleich rührender Weise ausspricht, ist vom 20. Mai datiert. Nachdem er im Eingange zunächst ein offenes Bekenntnis seiner pekuniären Verhältnisse abgelegt und unter Hinweis auf den demnächst zu erwartenden Erlös aus seinen gedruckt erscheinenden Stücken um die vorläufige Bezahlung einer entliehenen Summe gebeten hat, fährt er fort: „Das war eigentlich die Ursache dieses Briefes; weil es mir aber vergönnt ist, bei dieser Gelegenheit so recht offen, Freund zu Freund, zu sprechen, so kann ich mir's nicht versagen, Dich, den ich nicht bloß als meinen guten Vater verehre, sondern den ich als meinen herzlichsten Vertrauten von Jugend an zu betrachten gewohnt bin, mit dem Glücke, mit der Seligkeit Deines Theodors bekannt zu machen. — Vater, treuer, treuer Freund, ich habe mein Ziel gefunden, wo ich meinen Anker werfen soll; Vater, ich liebe. — Sieh, es ist mein größter Stolz, daß ich mit dieser Freiheit der Empfindung Dir ins väterliche Auge blicken darf und sagen kann: ich liebe, liebe einen Engel! — Nun, Du wirst sie sehen, und wenn Dich ihr Anblick nicht ebenso ergreift, wie mich, wenn Dir aus ihren dunklen Augen nicht eben die friedliche Seligkeit entgegenweht, wie mir, so ist es eine Lüge, was mein kindliches Herz von Uebereinstimmung und Harmonie unserer befreundeten Seelen geträumt hat. Vater, die Gewißheit, die ich in mir trage, daß sie Dich ebenso begeistern wird, wie mich, sei Dir ein Bürge meiner Liebe, meiner Wahl. — Ich darf es ohne Erröten gestehen, ohne sie wäre ich wohl untergegangen in dem Strudel neben mir. Du kennst mich, mein warmes Blut, meine ungeschwächte Kraft, meine wilde Phantasie; male Dir dies ungestüme Gemüt in diesem Garten von blühender Lust und berauschender Freude, und Du wirst begreifen, daß mich nur die Liebe zu diesem Engel so weit brachte, daß ich keck aus der Schar heraus=

treten darf und sagen kann: hier ist einer, der sich ein reines Herz bewahrt hat, den noch kein viehischer Rausch der Sinne entweihte. Ich seh es ein, Vater, ich hätte Dir nichts schreiben sollen; auch glaube ich, daß noch kein Sohn seinem Vater so geschrieben hat; ich hätte Dir nichts sagen sollen, als bis Du sie gesehen hättest; aber — mein volles warmes Herz, das die Sehnsucht nicht bekämpfen kann, seine Seligkeit in die Freundesbrust zu tauchen, riß mich allmächtig fort. — Vater, ich liebe, und wenn Du mich recht kennst, so weißt Du es ja, wie ich liebe! — ewig, unendlich. — Sie sieht der Mutter recht ähnlich, welcher Zufall mich um deinet- und meinetwillen vorzüglich gefreut hat. Deswegen erwarte ich auch diesmal mit um so größerer Sehnsucht, weil ich kein Maß mir träumen kann für die Seligkeit der Minuten, wo Du mir es sagen sollst, daß Toni Dir unendlich gefällt; ach, was ist das für ein nüchternes Wort! — Daß sie Deine Liebe, Deinen Segen verlangen darf! — Vater, ich bin zu weich, zu glücklich, zu heiß, um Dir all das recht deutlich, recht klar zu schreiben; wenn ich Dich ans Herz drücken dürfte, an die treue Sohnesbrust, dann würdest Du mich balder, leichter verstehen! — Aber Du verstehst mich ja auch so! — Vater, ich bin ein recht, recht glücklicher Mensch! Nun habe ich erst den Mut, auch die trockenste, schlimmste Arbeit fröhlich zu beginnen; denn, was ich thue, was ich trage und dulde: ich thue es ja nur für den herrlichsten Lohn; ich kämpfe ja für sie! — Und wenn ich dann nach bald durchkämpften Jahren bei Euch, Ihr Lieben, mit der Geliebten glücklich, selig sein darf, und Vater und Mutter sich neu verjüngen an der Freude ihrer Kinder, um eine gute himmlische Tochter reicher, Vater, diese heiligen Stunden sind meine schönsten Träume. — Du freust Dich mit an meiner Seligkeit, ich weiß das; deswegen hab ich es nicht länger in der Brust verschließen können, was ich schon seit sechs Monaten gern in glühenden Worten ausgejauchzt hätte. — Komm nur bald und gewiß! — Es schlagen Euch jetzt zwei Herzen entgegen, und das Euch noch unbekannte soll Euch das ersetzen, was Ihr am Sohnesherz vermißt, so warm, so glühend es auch für Euch hier schlägt. — Vater, mir stehen die Thränen in den Augen; ich gäb eine Welt drum, wenn ich Dich jetzt in diesem heiligen Augenblicke umarmen könnte. — Wenn ich je das Glück verdiene, was mich an Tonis Herzen erwartet, hab ich's nicht Dir, nicht Deiner Liebe zu danken und der guten edeln Mutter? Ich werde zu weich. Leb wohl! Leb wohl! Vater, Du hast einen glücklichen Sohn, und bei Gott, er will es verdienen! Dein Theodor."

Die Antwort des Vaters auf diesen Brief ist nicht erhalten. Und fast hat es den Anschein, als ob er den Seinen in Dresden vor Antritt der Reise nach Wien von dem Herzensbündnisse Theodors, vielleicht mit Absicht, nichts mitgeteilt hatte. Wohl erneuerte der Sohn auch in den folgenden Briefen zweimal die Beteuerung seines Glückes; aber sie sind doch, abgesehen von der eben wieder nur

für den Vater bestimmten Einlage des an ihn zu seinem Geburtstage gerichteten Schreibens, so allgemeiner Natur, daß ein Uneingeweihter etwas Bestimmtes daraus nicht entnehmen konnte. So schreibt er am 30. Mai an die Seinen: „Wie der letzte Sommer und der jetzige mich so verschieden begrüßen! Damals war ich krank und schwach und ein roher, wilder Bursche obendrein, der sich in seichter Gesellschaft von Studenten herumschlug, und jetzt bin ich so stark und frisch und glücklich überdies und etwas abgeschliffen von Zeit und Menschen."

Acht Tage später heißt es dann: „Wenn ich Euch noch um mich hätte, so möchte ich gern der Zeit zurufen, sie möchte still stehen; denn man kann nicht glücklicher und fröhlicher leben, als ich jetzt. — Es hat jedermann seine Frühlingsblüten im Leben zu brechen, und mein Strauß ist bei Gott nicht der kleinste, und Eure Liebe das Immergrün unter den bunten Schwestern." Dazu kommt dann noch eine Stelle aus einem Briefe vom 24. Juni: „Ich schwanke jetzt sehr, ob ich das Stück (Zriny) an die Wien oder an die Burg gebe. Auf letzterem Theater bin ich bekannter und habe eigentlich die Rollen der Helene und des Juranitsch für die Adamberger und Korn geschrieben." Hier wird also der Name seiner Braut in ganz unverfänglicher, rein geschäftlicher Weise genannt. Bis zum September ist dies die einzige Stelle, wo es überhaupt geschieht. Nach alledem ist zu vermuten, daß der Vater dem Sohne geschrieben hatte, er möge vorläufig in seinen Briefen nach Dresden von seiner Verlobung noch nichts verlauten lassen. Um so mehr aber fließt dem Dichter sein volles Herz über in der schon vorher erwähnten, für den 2. Juli bestimmten Einlage, welche wieder die Adresse trägt „Meinem Vater" und wieder Ausführliches über sein ihm fast überirdisch erscheinendes Glück enthält. In dem der Einlage vorausgehenden Teile dieses Schreibens, den eben alle Familienmitglieder lesen konnten und sollten, stehen folgende auf den Geburtstag sich beziehenden Worte: „Liebster Vater! Wär ich bei Dir, so könnte ich Dich mit dem fertigen Zriny anbinden; so kann ich Dich aber nur aus meiner Ferne mit kindlichen, herzlichen Wünschen begrüßen und Dir es sagen, mein erstes großes Werk ist fertig. — Denkt meiner auf den Donnerstag und füllt auch für mich ein Glas, wenn Ihr anstoßt! — Nochmals meine innigsten, treuesten Wünsche zu Deinem Feste, guter, teurer Vater! Grüße die Lieben und trau auf Deinen glücklichen Theodor."

Einen ganz anderen Ton schlägt er in der Einlage an, in der er auch den in den früheren Mitteilungen noch nicht erwähnten, vollständigen Namen seiner Geliebten angiebt. „Guter, teurer Vater! Ich kann unmöglich Dein Fest vorübergehen lassen, ohne Dir recht aus vollem, glücklichem Herzen zu schreiben, und was mich ebenso glücklich macht, darf ich ja vor den anderen nicht nennen. Vater, ich habe mit aller Sorge und Liebe Dir wohl nie ein besseres Geschenk erdenken können, als diesmal mit der Ueberzeugung, die ich in mir trage, daß ich des

Lebens höchste Freude kenne, daß ich ganz glücklich bin, und nur Deine segnende Hand noch fehlt, um mich selig zu machen. — Wenn ich mich recht erinnere, so hab ich Dir eigentlich noch gar nicht gesagt, wer die Sonne ist, die die Wandelsterne meines Strebens in ein ewiges System gebannt hat. Antonie Adamberger heißt sie, reich von der Natur mit Schönheit des Körpers, aber unendlich reicher an Herz und Seele begabt. — Nein! Du hast den Begriff nicht von diesem heiligen Gemüt. — Ich sah sie zuerst bei der Generalprobe vom Domino, und ich fühlte es gleich so klar in mir, hier werfe mein Streben seine Anker, daß ich abends in der Vorstellung, wo eine gewisse Spannung und Furcht sehr natürlich für das erste Mal gewesen wäre, von diesen Gefühlen keine Ahnung hatte, nur an sie dachte, nur von dieser Empfindung durchdrungen war. Ich könnte Dir ein klares Bild von ihr geben, wenn ich Dir nur einen ihrer lieben, lieben Briefe schicken wollte; aber ich kann mich nicht von ihnen trennen. — Was hat sie für unendliche Gewalt über mich! Sie hat mich aus den wilden Gesellschaften herausgezogen, hat mich billig gegen die Philister, natürlich gegen die Welt gemacht, meine keimende Lust an Trinkgelagen ganz unterdrückt, mich zur Arbeit angehalten, mich ausgescholten, wenn ich faul war, und mich geliebt! Gott, das verdiene ich nicht so! — Du kannst Dir denken, welche Verhältnisse eine Waise, die nur eine Tante hat, aber das ist freilich eine unendlich würdige, wenn auch fast zu strenge Frau, zu überwinden gezwungen ist, besonders in dieser üppigen, großen Stadt, wenn sie als Schauspielerin sich als Mädchen in der größten Achtung beim ganzen Publikum erhalten soll. Sie ist die einzige, die in den ersten Zirkeln willkommen ist; — wenn ich oft in unbekannten Kaffeehäusern den Prahlereien der jungen Herren zuhörte, wie sie über alle Schauspielerinnen herzogen, von jeder etwas Schlechtes zu erzählen wußten, wie freute es mich allemal, wenn all die losen Mäuler sich nur bei dem Namen Adamberger schlossen, und jeder gestand, ja, das sei freilich ein Mädchen, wie es wenige giebt. Sie hat schon mehrere brillante Partieen ausgeschlagen; einer von den Herren wandte sich sogar an mich, weil außer mir und meinem Alexander (Herrl) fast kein junger Mann Eintritt im Hause hat, und bat mich, seine Wünsche an Mann zu bringen, da wir beide, die Toni und ich, unsere Gefühle ziemlich verbargen. — Ach, wie sie sich so kindlich auf Dich freut! — Wenn ich sie recht froh sehen will, so muß ich ihr nur von Dir erzählen; sie sagt, ich erzählte dann so gut; das mag wohl sein; denn mir wird immer so voll, so warm dabei ums Herz. Den Donnerstag will ich ganz in der Stille mit ihr feiern, und wenn wir auch keinen Augenblick allein sind, so les ich's doch in ihren Blicken. Ihre Tante weiß noch nichts von unserer Liebe, wenigstens nicht, daß sie mich liebt. Die Toni will es ihr noch nicht sagen, weil jene es nicht begreifen würde, wie ein junges Mädchen, das manches sogenannte Glück verscherzt hat, ihre Zukunft

mit einem jungen Menschen verknüpfen könne, der ihr für den Augenblick noch nichts anbieten kann. — Wenn Du herkommst, so magst Du mit der Tante reden, damit die Tante ihr erlaubt, mir zu schreiben; denn sonst, ohne diese Hoffnung, bringt mich keine Gewalt von Wien hinweg. Ach! wie sie Dir gefallen wird! — 's ist aber auch ein ganz himmlisches Geschöpf. Wenn ich Dir es je vergelten kann, was Du unendlich Liebes und Gutes an mir gethan hast, so mag ich es damit können, daß ich Dir meine Toni als Tochter zuführe. — Vater! wie glücklich, wie selig wollen wir sein! — Leb wohl, leb wohl! Meine Toni grüßt Dich unendlich und küßt Dir die väterliche Hand. Leb wohl, mein teurer Vater! Dein glücklicher Theodor."

Mit Spannung und seliger Hoffnung zugleich sieht er dem Besuche der Eltern entgegen. Schon Anfang Mai hatte er die Versicherung erhalten, daß die Seinen im Sommer bestimmt nach Wien kommen würden. Am 24. Juni bittet er sie, sie möchten doch ihre Reise so einrichten, daß sie schon in den letzten Tagen des Juli in Wien wären, damit sie noch die berühmte Sängerin Milder, deren ganz außerordentliches Spiel er selbst Anfang Januar in Cherubinis „Medea" zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte, hören könnten; auch sollten sie, wenn sie durch Prag gingen, nicht vergessen, auf den dortigen Komödienzettel zu sehen. „Koberweins vom hiesigen Theater," so gab er als Grund an, „für die ich meinen Vetter aus Bremen geschrieben habe, spielen jetzt Gastrollen da und werden das Stück zu ihrer Einnahme geben . . . . Die Humboldt trug mir an, ein Quartier in ihrem Hause zu nehmen, und Ihr solltet dann alle Tage bei ihnen essen. Ich bin der Sache aber ausgewichen, weil ich vermutete, es könne Euch genieren, obgleich sie eine vortreffliche Frau ist, die uns alle sehr lieb hat."

Wilhelm v. Humboldt selbst hatte Wien bereits am 8. Juni verlassen, um von Burgörner aus, dem in der Nähe von Eisleben gelegenen Gute seiner Frau, geschäftliche Angelegenheiten zu besorgen. An ihn hatte sich Körner mit der Frage gewandt, was er von Theodor und der Fortsetzung seiner Studien in Wien halte. Humboldt sprach seine Ansicht offen aus in einem Briefe, auf den wir weiter unten zurückkommen. Inzwischen war die Einladung Goethes in dem schon (S. 321) erwähnten Briefe vom 14. Mai erfolgt: „Wenn Ihr lieber Sohn nach seinem Aufenthalte in dem großen Wien eine Zeitlang in dem kleinen Weimar ausruhen will, so soll er uns sehr willkommen sein. Ich wünsche, daß ihn alsdann unser Theater anregt, etwas auf der Stelle zu schreiben, um es sogleich aufgeführt zu sehen, wozu ihm dann die beiden ersten Stücke ganz freundlich vorleuchten werden." Zehn Tage später hatte dann Theodor dem Vater von einem Anerbieten Humboldts geschrieben: „Humboldt spricht von einer Reise nach Berlin. Ich vermute, er nimmt den Abschied und geht nach

Italien, in welchem letzten Falle, den er einmal auf künftigen Sommer, 1813, festsetzte, er mir schon mehrere Male ernstlich vorgeschlagen hat, seine Familie zu begleiten, da er vermutlich erst später nachkäme.“ Auf beides geht der Vater in einem Briefe ein, den er am 29. Mai an den Sohn richtet: „Dir müßte es in vieler Rücksicht angenehm sein, mit des Freundes Familie nach Italien zu reisen, und wenn es erst im künftigen Jahre geschähe, so hätte ich nichts dagegen. Vorher wünschte ich nur, daß Du der Einladung Goethes folgtest und ihn noch recht benutztest, da er jetzt noch bei vollen Kräften ist und sich für Dich interessiert. Eine solche Gelegenheit darf, wie mir deucht, nicht versäumt werden. Auch zu der italienischen Reise könntest Du Dich bei ihm sehr vorbereiten. Deine Ausbildung nimmt nun einmal einen eigenen Gang, und ich bin bis jetzt dabei mit meinem Verfahren zufrieden, das von dem gewöhnlichen ganz abweicht. Es kommt nicht darauf an, in welcher Ordnung Du die vorhandenen Lücken ergänzest, wenn Du nur Fortschritte machst, Dich immer mehr entwickelst und mit dem Genuß, den Dir die Umstände darbieten, eine ernste Thätigkeit verbindest.“

So sehr dem Vater an einer Weiterbildung und Vervollkommnung seines Sohnes gerade in Weimar lag, und obwohl Goethe noch in zwei weiteren, vom 5. Oktober und 16. November datierten Briefen auf diese Sache zu sprechen kam, so zerschlug sich das Vorhaben doch schließlich, namentlich infolge der bei Beginn des folgenden Jahres erfolgten Ernennung Theodors zum k. k. Hoftheaterdichter. Humboldts Urteil über Theodor in dem oben erwähnten Schreiben lautet: „Er hat entschiedenes Talent und, was trefflich ist, gar keine Eitelkeit auf die schon gemachten Fortschritte und gehabten Erfolge. Sein unbefangenes, immer heiteres Wesen führt ihn gefahrlos, und ohne daß er es selbst weiß, zwischen Eigendünkel und Mangel an Zuversicht zu sich selbst sehr glücklich hindurch. Ich glaube, er wird auch in größeren und tragischen Kompositionen Talent zeigen, und es scheint mir sehr möglich, daß er, wenn er mit Liebe und Eifer und Anspruchslosigkeit bei der Kunst bleibt, außerordentlich viel leiste. In diesem Fall ist er geborgen, und alsdann werden auch Sie nichts anderes für ihn verlangen. Sollte es aber auch der Fall nicht sein, sollte, wie ich sicherlich das Gegenteil glaube, sein entschiedenes Talent sich früh ausgesprochen und erschöpft haben, so lenkt er sehr leicht in irgend eine bürgerliche Existenz ein, zu der er schon vielerlei Kenntnisse besitzt und hernach bald die Fertigkeit erwirbt. Wien schadet ihm sicherlich nicht. Er ist und bleibt von den Dingen, da eine große Stadt Gefährliches hat, unangesteckt; nur in wenigen jungen Leuten seines Alters fand ich ein so reines, unverdorbenes Gemüt, und er verliert da wenigstens nach und nach — wenn auch, wie ich freilich offen gestehe, da es das einzige ist, was ich in ihm auszulöschen wünsche, langsam — die Vorliebe für ältere Studentenerinnerungen, die sogar seinen beiden ersten kleinen Stücken an-

kleben. Es ist mir sehr lieb, daß er gern in unserem Hause ist. Wir lieben ihn ungemein und sehen es immer sehr ungern, wenn er einmal einige Tage nichts von sich hören läßt."

Etwa fünf Monate später, nachdem Humboldt die im Laufe der Zeit neu entstandenen Stücke Theodors zum größten Teile gelesen und inzwischen auch Nachricht über Goethes Einladung und des Vaters Plan erhalten, modifiziert er sein Urteil. „Ihr Sohn," schreibt er, „ist fortwährend in neuen Kompositionen sehr fleißig gewesen. Er hat, wie er Ihnen geschrieben haben wird, zwei Stücke, Rosamunde und Hedwig, gemacht. Ich habe nur das erstere gelesen. Da mir einiges nicht recht konsequent Angelegtes im Plan schien, so habe ich es ihm gesagt, und er hat sehr willig, ja, ich möchte sagen, auf flüchtige Bemerkungen zu willig geändert. Ich bin ganz Ihrer Meinung, daß sein schnelles Arbeiten, solange das erste Feuer noch dauert, nicht aufgehalten werden muß; ich habe darum sogar sehr sorgfältig meine Bemerkungen über seine ersten Produktionen verschwiegen und bin noch jetzt überzeugt, daß es besser war. Jetzt kann man mit mehr Freiheit mit ihm über alle reden, weil er fester und mit Recht seines Erfolges gewisser ist. Die einzige Sache, die ich jetzt bei ihm fürchte, ist, daß er zu sehr das Dramatische im Auge hat und darüber das Poetische vernachlässigt. Dies wird Ihnen auf den ersten Anblick sonderbar vorkommen und ist doch ebensowahr. Es ist nämlich ganz verschieden, ob die Handlung eines Stückes mit großer Lebendigkeit dargestellt ist, und ob diese Handlung selbst, dargestellt wie es nun sei, einen tiefen Eindruck hervorbringen, große Empfindungen und Gedanken erregen kann. Wenn das erstere auch ohne das letztere gelingt, so kommt allemal Effekt hervor; denn da jede Tragödie doch immer mit heftigen Leidenschaften zu thun hat, so fehlt es weder an Furcht und Schrecken noch Mitleid. Aber wie die einzelne Rührung vorbei ist, bleibt nichts übrig und haftet nichts nach der Vorstellung, und kein Teil des inneren menschlichen Lebens, was doch eigentlich das Wichtigste und Letzte in allem poetischen Streben ist, ist auf eine neue und nur durch Poesie erreichbare Weise ins Idealische übergegangen. Das Publikum im ganzen und vorzüglich die Schauspieler begünstigen solche Stücke immer mehr, und da Ihr Sohn hier sich in Rücksicht seiner Kunst fast nur an Schauspieler halten kann, so ist auch er mehr auf diese Seite hingetrieben worden. Drum halte ich hierin für das sicherste Besserungsmittel, daß er, wie er ohnehin bald thut, Wien verläßt und zu Goethe kommt. Den Aufenthalt in Weimar halte ich darum so vorzüglich gut, weil er Ihren Sohn zu einem ernsten poetischen Streben bringen wird, ohne ihn weniger lebendig für das so unendlich notwendige theoretische Streben zu machen, und wie Ihr Sohn einmal ist, wird immer nur das Leben recht stark auf ihn wirken. Es ist z. B. unleugbar, daß es ihm gut und sogar nötig wäre, mehr eigentlich zu studieren,

vorzüglich alte und ausländische Poesie. Er ist wirklich nicht müßig, er treibt sogar viel Geschichte, allein immer zu sehr im Zweck seiner nun angenommenen Arbeitsweise, vorzüglich um Stoffe zu neuen Kompositionen zu suchen. Es ist aber natürlich, daß nur ein gleichsam uneigennütziges, frei durch das Interesse am Gegenstande geleitetes Studium den wahren inneren Gehalt geben kann, den niemand so wenig entbehren kann, als der Dichter, da sonst sein unmittelbares Gefühl ihn in die Gefahr bringt, für Gehalt zu nehmen, was es nicht ist. Ich habe Ihren Sohn wohl hie und da dazu angemahnt; allein so voll guten Willens er ist, wird er nie viel durch eigentlichen Vorsatz wirken; in Weimar wird von selbst durch den bloßen, unendlich gehaltreichen Umgang die Lust sich mehr entwickeln, und dann wird ihm sein hiesiger Aufenthalt immer sehr nützlich gewesen sein und ihm gerade dasjenige gegeben haben, was er an einem anderen Orte und auf einem anderen Wege nicht leicht je hätte erreichen können. — Ich habe Ihnen so ausführlich und offenherzig über Ihren Sohn geschrieben, liebster Freund, weil ich mich ausnehmend für ihn interessiere und weil ich weiß, daß Sie die Offenheit lieben. Ich bin in mir überzeugt, daß, soviel Verdienst auch seine Produktionen schon jetzt haben, er künftig noch etwas viel Ausgezeichneteres leisten wird, und ich freue mich dessen im voraus mit Ihnen."

Nachdem Theodor für die Seinen in Wien eine Wohnung besorgt hatte, wartete er mit Sehnsucht auf die genaue Bestimmung des Tages ihrer Ankunft. „Wir sehen nun," so schreibt er Mitte Juli, „einem heiteren Sommer entgegen, welches mich um so mehr freut, da ich nun glauben darf, Euch die hiesigen Umgebungen ohne Störungen von oben bekannt machen zu können. Herrl, der heute früh von einer Fußreise zurückkam, habe ich schon als Cicerone engagiert, um Euch die hiesigen Merkwürdigkeiten, die ich selbst noch nicht kenne, gehörig vorzureiten." Er schließt mit den Worten: „Das wird wohl der letzte Brief sein, den ich Euch jetzt nach Dresden schreiben kann. Meinen nächsten Brief will ich poste restante nach Prag adressieren."

Ehe wir unsere Erzählung weiterführen, haben wir noch einiges aus dem Leben Theodors und der Eltern in Dresden nachzuholen.

Noch bevor Theodor nach Döbling übergesiedelt war, hatte er das bekannteste und wohl am besten durchgearbeitete unter seinen Lustspielen, nämlich den „Vetter aus Bremen" (am 12. Mai), vollendet. Das für das Ehepaar Koberwein geschriebene Stück, das der Verfasser ursprünglich „Die drei Schulmeister" betitelt hatte, wurde zuerst in Graz und Prag und danach erst am 10. August in Wien am Hofburgtheater gegeben. Ueber den Beifall, den das „kleine, niedliche Spiel in Versen" damals fand, wird nichts berichtet; auch sonst wird sein im Briefwechsel nirgends Erwähnung gethan; wohl aber verdient hervorgehoben zu werden, daß Goethe, als er das ihm unbekannte Stück 1814 zum ersten Male in Wies-

baden aufführen sah, sich besonders bei der mit gebührendem Pathos vorgetragenen Rede des Pachters Veit:

„Ich habe schon mein Wort gegeben;
Der Vetter aus Bremen trifft heute noch ein u. s. w.“

auf das herzlichste lachte und schließlich die ganze Posse für allerliebst, neckisch und komisch erklärte. In Weimar wurde das Lustspiel zum ersten Male am 6. März 1816 gegeben, in Berlin bereits 1814.

Aus derselben Zeit stammen verschiedene, seiner Braut gewidmete Lieder Theodors. In einem „Dresden“ betitelten Gedichte fordert er sie auf, ihm auf den Schwingen des Liedes in die Heimat zu folgen. Nicht gerade in den glänzendsten Farben hatte er ihr bisher das Volk der Sachsen geschildert. Zwischen den Zeilen, die sich darauf bezogen, war deutlich genug zu lesen, wie beschämt er über die antinationale Politik der sächsischen Regierung war. Jetzt, wo er der Geliebten das Glück, das ihrer in seiner Heimat harrt, schildern will, schlägt er einen anderen Ton an:

„Nein, Geliebte, so arg mein' ich's nicht mit dem heimischen Lande,
Und ich ehre mein Volk, wie es sich selber geehrt. —
Freilich die Zeiten sind schwer: es ächzt unter fremden Tyrannen,
Und das geduldige Land scheut die verwegene That.
Aber Männer giebt's doch, und Herzen giebt's noch in Sachsen,
Wo das deutsche Blut ehrlich und wacker sich regt.“

Und dann preist er die Stätte, wo der „Don Carlos“ entstand, und das heimische Haus, wo der Eltern segnende Hand sich auf das glückliche Paar legen werde, und schließlich denkt er an die Seligkeit, wenn er nach zwei Jahren mutiger Arbeit mit der Braut zum Altar treten werde.

In dem folgenden Gedichte „Beim Sonnenuntergang“ ruft er sich die köstlichste Stunde seines Lebens zurück,

„Wo der Liebe Vertrauen göttlich die Kette zerbrach,
Die die eiskalte Welt um Herz und Begeistrung geworfen,
Wo ein liebendes Paar küssend die Seelen getauscht.“

Der weitere Inhalt bezieht sich auf die von Toni geforderte Zurückhaltung, solange ihrem Bunde die Zustimmung der Eltern fehlt:

„Nie sei meine Sehnsucht Dir lästig,
Keine Klage soll je mir aus dem Herzen entfliehn!
Nur das eine vergönne, daß mir in sel'ger Erinn'rung
Still im Traum noch das Glück freundlich die Seele beschleicht,
Daß ich den Kuß auf der Wange, ach, Deinen Kuß mir noch träume,
Und mich Dein lieblicher Arm noch in Gedanken umschlingt!“

Dann wieder vergegenwärtigt er sich in einem Liede, das nur die Ueberschrift tragt „An Toni“, wie ihm die Geliebte zum ersten Male erschienen, wie er ihr dann den ersten Brief geschrieben und seine Liebe gestanden:

„Seligkeit, nun drängen deine Keime
Ihre Blüten in die volle Brust,
Lebenswarm in heitre Sonnenräume
Jubeln die entzückten Frühlingsträume
Die Verklärung ihrer heil'gen Lust.

Denn ich sehe mich auf meinen Knieen
Liegend vor dem heiligen Altar,
Sehe Seelen ineinandersprühen,
Kuß auf Kuß und Wang' an Wange glühen,
Gottes Frieden und ein selig Paar.

Strahlenjubel leuchtet aus den Blicken,
Der sich klar durch Nacht und Nebel webt; —
Dich ans treue, warme Herz zu drücken,
Nenne mir, Geliebte, das Entzücken,
Das durch alle Nervenzweige bebt!“

Zwei weitere Gedichte, „Die Sonnenwende“ und „In der Nacht“, sind später nach Inhalt und Form von dem Dichter in seiner „Rosamunde“ verwertet. Die beiden Monologe Rosamundens im ersten und zweiten Akte haben wenigstens in einzelnen Teilen hier ihre Quelle. In dem ersten Gedichte vergleicht er die Geliebte mit der Sonnenblume, die traurig und sehnsuchtsvoll wartend Nacht für Nacht dasteht, beim Grauen des Morgens aber den goldenen Blütenkamm hebt und der Sonne, dem Strahlenbräutigam, zuwendet u. s. w. In dem zweiten Gedichte fühlt er sich nächtens von ihren Träumen, von ihren Locken, von ihrem Geiste umweht:

„Es war der Hauch der Liebe!
Hast mein gedacht.
O, daß sie ewig, ewig bliebe,
Die schöne Nacht!“

Was sich der Dichter bereits in dem Liede „An Toni“ vergegenwärtigt und ausgemalt hat, führt er in dem Gedichte „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ weiter aus. Was die Gegenwart ihm noch vorenthält, soll ganz die Zukunft bringen. Es sind Träume, die ihn umgaukeln:

„Zuerst träum' ich mir, wie ich scheide,
Wie noch ein Kuß den Bund erneut,
Und lichter Ahndung Thränenfreude
Die schönre Rückkehr prophezeit.

Dann wirft die Trennung ihre Schmerzen
Verdoppelt aufs verschlungne Paar,
Ich reiß' mich los mit wundem Herzen,
Wo ich so überselig war.“

Klingt die letzte Strophe nicht wie eine Vorahnung des Schicksals, das ihm im nächsten Jahre bevorstand?

Das nächste Gedicht „Elegie“ handelt hauptsächlich von der süßen Qual geheimer Liebe. Bei einer Feierlichkeit, der er zusammen mit seiner Geliebten beiwohnt, wagt er wohl heimlich einen Kuß auf ihren Arm zu drücken, im übrigen aber muß er, was die Sehnsucht ihm gebietet, in sich verschließen:

„Reden mag wohl der Mensch, der kalt in die Tage hineinstarrt,
Aber nichtig verhallt doch in die Winde sein Wort;
Denn nur die Liebe versteht des Gespräches seligen Einklang,
Und der verstummende Mund ist der beredte zugleich.
Manchmal gelang es uns wohl, den tieferen Sinn, den verborg'nen,
Nur dem Geweihten bekannt, nur von der Liebe gelöst,
In den nüchternen Klang des leeren Gesprächs zu verweben,
Und es ergötzte der Geist sich an der heimlichen List.
Süßes Spiel, das die Liebe in süßeren Stunden ersonnen,
Wie so wonnig erquickst du das verschmachtende Herz!
Magisch ziehst du den Kreis um die Liebenden, jedes Geheimnis
Wird ein blühender Ring, der an die Kette sich reiht,
Wird ein verborgener Platz, wo ihre Seelen sich finden,
Wird ein stummes Gespräch, wird der Empfindungen Tausch.“

Das im „Reisebüchlein“ folgende Fragment „Auf dem Greifenstein“ verdankt seine Entstehung einem Ausfluge, den der Dichter zusammen mit Humboldts, Karl v. Röder und einem sonst nicht näher bekannten Albrecht am 22. Mai nach diesem an der Donau gelegenen, dem Fürsten Lichtenstein gehörigen Bergschlosse unternahm. „Ohne Zweifel,“ so schreibt er am 24. Mai nach Hause, „ist es eine der schönsten Stellen, vielleicht die schönste in allen Umgebungen Wiens.“

Nun schweigt für einige Wochen seine lyrische Muse. Unermüdlich schafft er an seinem Drama „Zriny“ und fördert es, wenigstens in der ersten Zeit, rüstig in dem bei seiner Sommerwohnung gelegenen Kastanienwäldchen, das die nötige Kühlung um ihn herbreitet. Zu seiner Erholung ergreift er die hinter ihm am Baume hängende Guitarre oder schweift in den herrlichen Nächten mit ihr auf dem Rücken in den nahen Ortschaften umher. Am 3. Juni hat er den „Zriny“ begonnen, und bereits am 25. ist er im großen und ganzen vollendet.

Die erste Erwähnung des Dramas findet sich in einem Briefe, den der Sohn am 5. März an die Seinen richtet: „Ihr Lieben! Der ungarische Leonidas, Graf Zriny, ist jetzt mein Augenmerk. Er ist ein Stoff, der alle möglichen Erfordernisse eines gewaltigen Trauerspiels hat, und dadurch, daß der

Heldentod einer entschlossenen Schar die Katastrophe bildet, bekommt jene große Ansicht eine Todesweihe, die mich in den Bürgern von Pforzheim so angezogen hat.“ Nachdem er den „Konradin“ aufgegeben und sich danach ohne rechten Erfolg nach einem anderen, für ein Drama geeigneten Stoff mehrere Tage umgesehen, hatte ihn der ungarische Dichter Kisfaludy, der damals in Wien als Maler in ziemlich dürftigen Verhältnissen lebte und mit ihm befreundet war, auf die Geschichte der heldenmütigen Verteidigung von Sigeth durch den Grafen Zriny aufmerksam gemacht. Der Vater beeilt sich seinem Grundsatze gemäß, daß ein dramatischer Dichter, der einen historischen Stoff auf die Bühne bringen wolle, nicht Kompendien und Handbücher lesen, sondern Quellen studieren müsse, ihm die für den Zriny zu benutzenden Bücher aufzuschreiben. Aus einem Briefe Theodors vom 2. Mai geht hervor, daß er unter den ihm angegebenen Quellen den Ortelius redivivus bevorzugt. „Er ist so ziemlich das Beste, was ich über den Gegenstand gefunden, und recht kräftig und männlich geschrieben.“ Neben dem Ortelius hat er aber noch andere Quellen benutzt. Er selbst bezeichnet als solche eine ungarische Chronik, in der erzählt werde, wie Eva bei dem letzten Ausfall, auf dem Pulverturm mit einer Fackel stehend, diesen mit dem ganzen Schloß und über dreitausend Türken, als sie ihren Gemahl fallen sieht, in die Luft gesprengt habe. Theodor hat das aber verwechselt: nicht einer ungarischen Chronik, sondern einem im Jahre 1790 gedichteten, dreiaktigen historischen Trauerspiel von Clemens Werthes „Niklas Zriny oder Die Belagerung von Sigeth“ hat Theodor den hier in Frage stehenden Umstand entlehnt. Vorgebildet fand er hier auch die Liebe des Juranitsch zur Helene in dem analogen Verhältnis zwischen Georg, dem Sohne Zrinys, und einer gewissen Sophie Mailatt. Zwar tötet Georg schließlich seine Geliebte nicht selbst, sondern läßt sie mit in den Kampf ziehen; wohl aber stößt der schwer verwundete Hauptmann Sektschudi, als er die Niederlage der Christen erfährt, und der Fall Sigeths unvermeidlich erscheint, mit eigener Hand seinem Kinde, das damit einverstanden ist, den Dolch ins Herz, um es vor schmachvoller Barbarei zu bewahren. Andere Uebereinstimmungen der beiden Werke fallen weniger ins Gewicht: sie gehen, namentlich was den Inhalt betrifft, offenbar auf die Benutzung derselben Quellen, besonders auf die von Budina verfaßte Belagerung Sigeths, zurück. Das ist das zweite Hauptwerk, auf das Theodor bei seinen historischen Forschungen stieß. Wenn sich auch der Dichter an diese Quellen nicht so eng anschließt, wie an den Ortelius, so sind doch gerade hier wegen der lebendigen, fast poetischen Darstellung, namentlich aber wegen der ansprechenden Einzelangaben, die sich in Menge bei Budina finden, die Uebereinstimmungen besonders auffällig und zahlreich.

Eine dritte historische Quelle, die Theodor benutzte, ist die Schilderung der Belagerung Sigeths von Forgach de Ghymes. Abgesehen von einigen unbedeuten-

deren Zügen, die der Dichter diesem Werke entlehnte, ist der Bericht Forgachs deshalb beachtenswert, weil er einzig und allein eine Angabe über das Verhalten der Frauen während der Belagerung enthält; die todesmutige Helene hat hier ihr Prototyp in der vornehmen, schönen Gattin eines Soldaten, die auch im Tode nicht von ihm weicht, sondern tapfer kämpfend an seiner Seite fällt. Wichtig ist auch, daß hier nicht, wie in anderen Quellen, die Feuersbrunst schließlich den Pulverturm ergreift, sondern daß die Ungarn selbst freiwillig die Explosion herbeiführen.

Die vierte und letzte historische Quelle endlich, der sich Theodor hin und wieder fast wörtlich anschließt, ist die allerdings, größtenteils dem Budina entnommene, aber bei weitem kürzere Biographie des Zriny von J. v. Hormayr (im siebenten Bändchen des „Oesterreichischen Plutarch“ 1807).

Außerdem lag Theodor noch ein fünfaktiges Trauerspiel „Zrinys Tod“ von Johann Baptist Pyrker (in dessen „Historischen Schauspielen“ Wien 1810) vor. Hier fand der Dichter gerade wie bei Werthes dem Zriny eine im Charakter der Eva völlig gleiche Gattin zur Seite gestellt, die allerdings vor der letzten Katastrophe nebst ihrer Tochter zunächst in einem Kellergewölbe untergebracht wird und dann auf Geheiß ihres Mannes durch einen unterirdischen Gang sich rettet. Ferner läßt Pyrker ebenfalls den Pulverturm nicht durch die Türken, sondern durch einen ungarischen Soldaten auf Befehl des Führers in Brand stecken und ebenso führt er ein Liebesverhältnis zwischen Zrinys Tochter und einem gewissen Emerich Alapi in seinem Drama ein. Auch andere kleine Züge, die anzuführen zu weitläufig sein würde, hat Theodor diesem Werke entlehnt.

So fand der Dichter in den historischen Quellen und dramatischen Ausarbeitungen reichliche Anhaltepunkte für die dramatische Ausgestaltung des Stoffes. Die in der Geschichte überlieferten Daten sind von ihm auf das geschickteste benutzt und zu einer lebendig fortschreitenden Handlung verwebt, die besonders durch den Gegensatz zwischen Soliman und Zriny Licht und Schatten erhält.

Am 4. April schrieb Theodor nach Hause: „Auf den Montag wird die Bibliothek wieder geöffnet, und dann will ich die Studien zu Zriny vollenden.“ Die nächste, allerdings sehr kurze Nachricht findet sich in dem Briefe vom 18. April; hier heißt es: „Nun geht's mit frischem Mut an den Zriny.“ In einem weiteren Briefe vom 2. Mai folgt dann die bereits berücksichtigte Erwähnung des Ortelius, und am 9. Mai will er den Plan zum Zriny Goethen, der sich kurz vorher so anerkennend über die „Sühne“ und „Toni“ ausgesprochen hatte, nach Karlsbad schreiben. Dann schweigen die Briefe ziemlich drei Wochen lang über das Stück: der „Vetter aus Bremen“, der Umzug nach Döbling, namentlich aber die Liebe zur Toni nehmen sein Hauptinteresse, auch in dichterischer Beziehung, in Anspruch. Keineswegs aber vergißt er darüber den „Zriny“; fallen doch jedenfalls gerade in diese Zeit hauptsächlich seine ausgedehnten Quellenstudien und auch bereits die

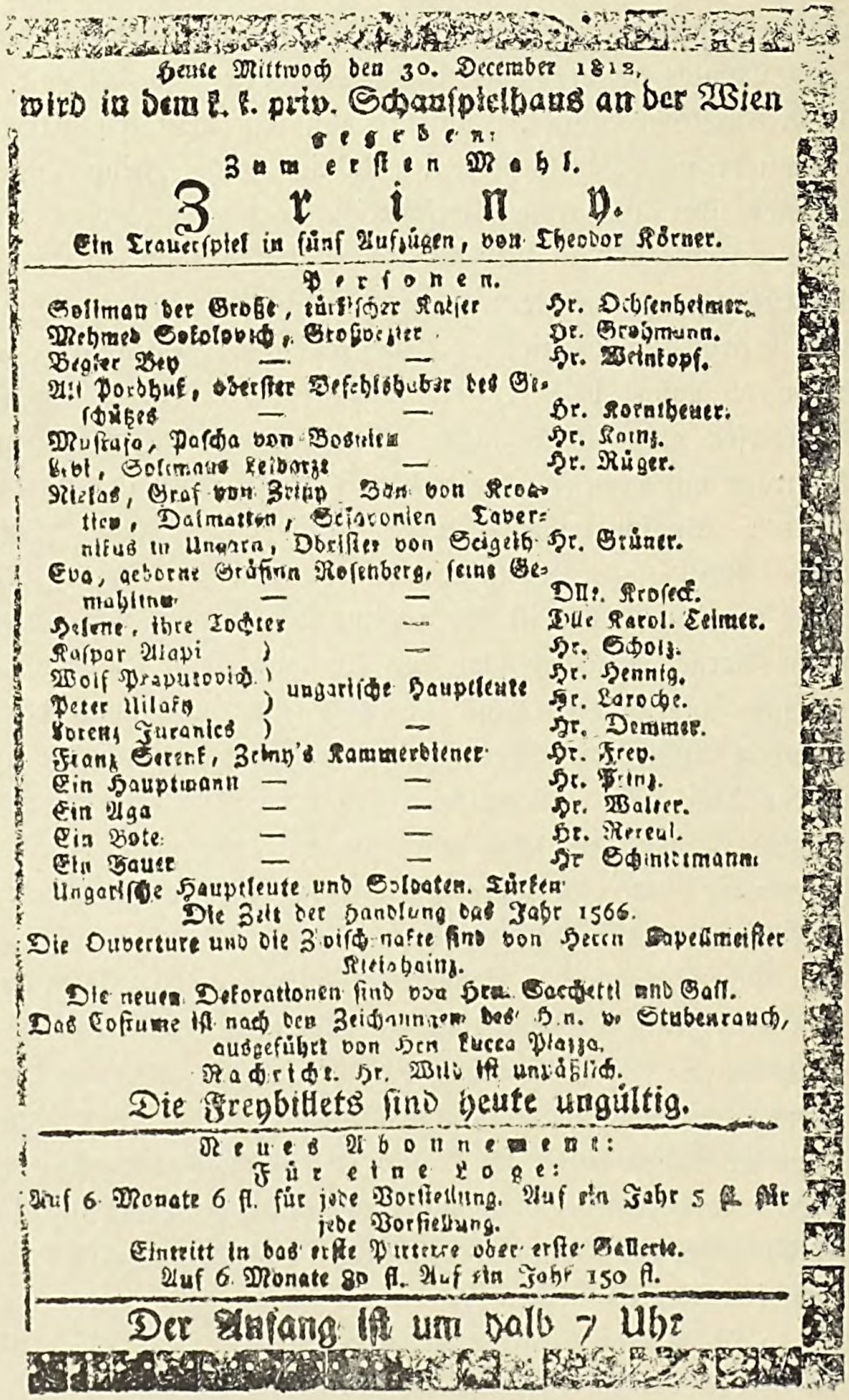
ersten Entwürfe, die er, wie aus einem Briefe Emmas an ihn vom 27. Mai ersichtlich ist, alsbald auch nach Hause geschickt haben muß. Am 6. Juni endlich ist es mit ihm und dem Zriny zum Durchbruch gekommen. Bereits am 3. Juni hat er mit der Ausarbeitung begonnen, und jetzt — also drei Tage später — ist er schon im zweiten Aufzuge. „Wunderlicherweise," so fügt er hinzu, „sind mir die türkischen Scenen, vor welchen ich eine besondere Furcht gehabt habe, besser gelungen, als die christlichen. Der Monolog von Soliman, gleich die zweite Scene, soll mir hoffentlich keine Schande machen. — Wenn meine Produktivität nicht sehr bald nachläßt, was ich nicht hoffe, da ich mehrere Monde ziemlich brach gelegen, so hoffe ich, Euch bald vom Ende schreiben zu können, was nicht zu verwundern ist, da ich sehr viel vorgearbeitet habe, und die Jamben, Gott sei Lob und Dank, sich ziemlich in mich fügen gelernt haben." — Am 24. Juni früh hat er den vierten Aufzug fertig; mit dem fünften, den er schon viel im Kopfe bearbeitet hat, denkt er zwei Tage später fertig zu sein.

Vollendet wurde der Zriny nach dem „Reisebüchlein" bereits einen Tag früher, als Theodor sich gedacht hatte, am 25. Juni. Aus der unmittelbar dahinter folgenden Notiz aber „geschlossen am 16. Juli 1812", sowie aus den vom 27. Juni und 18. Juli datierten Briefen ist ersichtlich, daß der Dichter die folgenden drei Wochen noch zu Aenderungen, namentlich zum Feilen des Ganzen benutzte, sodaß man füglich erst Mitte Juli von einem eigentlichen Abschluß des Dramas reden kann. In dem Geburtstagsbriefe an den Vater bemerkt Theodor selbst, daß sein erstes großes Werk fertig sei. Zugleich meldet er, daß er das Stück bereits bei Humboldts vorgelesen. Das Lob, das er hier aus dem Munde der Hausfrau hörte, mußte ihm um so mehr schmeicheln, als diese im allgemeinen „sehr karg im Loben" war. Ebensosehr freute ihn der Beifall, den das Stück am 3. Juli bei seiner Vorlesung vor einer großen Gesellschaft im Schlegelschen Hause fand, zumal da ihm namentlich auch „Friedrich", ein strenger Kritiker, sehr zufrieden zu sein schien. Auch Caroline Pichler (Denkwürdigkeiten II. 206 f.) weiß von einer Zriny-Vorlesung, der sie im Hause der Frau v. Weißenthurn beiwohnte, zu berichten. „Meine Mutter war ebenfalls gegenwärtig. — Als er (Theodor) an die Scene kam, wo Juranitsch seine Helene ohne weiteres ersticht, schrie meine Mutter auf, und sie sowohl, als Frau v. Weißenthurn wollten ihn bereden, die Scene zu ändern, weil dieser kaltblütige Mord gar zu gräßlich, zu unnatürlich sei, sagte meine Mutter. »Unnatürlich?« erwiderte Körner mit seiner Naivetät. — »Es hat mir eben so in der Hand gelegen.« Wir mußten alle über diese Antwort lachen; er aber ließ die Scene stehen." Anfang Dezember las der Dichter den Zriny auch bei der Frau v. Pereira, sowie beim Grafen Fries vor; bei der ersteren hatte er das dankbarste und doch wahrhaft „gefühlvollste Publikum" von allen; auch in dem Zirkel des letzteren bekam er „manches Schöne" zu hören.

Daneben dachte er aber auch an die Inscenierung; er scheut sich nicht, „einen guten Weg über Land zu machen, um den berühmten Orientalisten Hammer aufzusuchen, der ihm einige Auskunft wegen der türkischen Kostüme und einiger anderer türkischer Geschichten geben soll." Mit Spannung sieht er dann, nachdem er sich für das Theater an der Wien entschieden hatte, dem Ausfall der Censur durch die Theaterdirektion entgegen; lange genug läßt man ihn warten; erst am 31. Oktober kann er nach Hause melden: „Endlich ist der Zriny aus der Censur, und ich habe mich über allzugroße Streichereien nicht zu beschweren. Die Rollen werden morgen verteilt, und in vier Wochen ist die Aufführung gewiß möglich." Auch die Rollenbesetzung erfolgte nicht ganz nach des Dichters Wunsche. Dem außerordentlich beliebten, schon ziemlich bejahrten und eigentlich nicht mehr aktiven Schauspieler Joseph Lange hatte er die wichtige Rolle des Soliman zugedacht; zu seinem Leidwesen aber schickte dieser sie ihm zurück, „wahrscheinlich einem heimlichen Vertrage mit dem Fürsten Lobkowitz gemäß, der ihm verbot, an der Wien zu spielen". So übernahm denn Ochsenheimer die Rolle, „freilich" — so fügt der Autor hinzu — „zu meinem Nachteil in der guten Meinung des Publikums, das leicht zufrieden ist, wo es nur den Namen Lange liest".

Noch mehr Aerger bereitete ihm der Umstand, daß die Aufführung des Stückes von einem zum andern Male verschoben wurde, zumal da er deshalb den Plan aufgeben mußte, die Seinen zu Weihnachten in Dresden zu besuchen. Zunächst soll das Stück am 5. Dezember gegeben werden; dann aber kann wegen Erkrankung einiger Schauspieler eine angesetzte Leseprobe nicht stattfinden; darum wird die Aufführung um acht Tage verschoben. Ein neuer Hinderungsgrund macht auch diesen in Aussicht genommenen Termin hinfällig. Theodor schreibt darüber am 5. Dezember an die Seinen: „Pallfy hat dem Pensionsfonds abgeschlagen, ihm den Zriny als Einnahme zu überlassen, weil ihm das Stück zu viel Geld kostet, und er die erste Einnahme, an der ich obendrein meinen Anteil habe, nicht verschenken will. Da nun kontraktmäßig der Pensionsfonds in diesem Jahre noch eine Einnahme haben muß, und diese Einnahme muß ein neues Stück sein, so wird Hals über Kopf der Naphtali noch einstudiert. Der ist also heut über acht oder vierzehn Tage; dann kommen acht Tage Theaterferien, und weil alsdann in der ersten Woche des Jänners niemand viel ins Theater geht, wegen der Neujahrsgratulationen, so ist es eine hergebrachte Regel, erst am 9. oder 10. das erste neue Stück zu geben. Da ich Prozente der Einnahme habe, bin ich freilich dabei interessiert." Seine Befürchtung war indes nicht ganz gegründet, denn der Zriny wurde schon am 30. Dezember 1812 zum ersten Male aufgeführt. Mit den Proben ist er zufrieden; die Musik scheint ihm „nicht bedeutend, aber sehr rauschend, das Kostüm prachtvoll, die Dekoration schön, die Maschinerie gut erfunden und gewiß voller Wirkung". Am Tage der Aufführung selbst schreibt

er dann noch folgenden Brief an die Seinen: „Ihr Lieben! Beiliegender Komödienzettel sagt Euch, daß heute abend Zriny aufgeführt wird. Endlich! — Wir



Heute Mittwoch den 30. December 1812,
wird in dem k. k. priv. Schauspielhaus an der Wien
gegeben:
Zum ersten Mahl.

Zriny.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Theodor Körner.

Personen.

Soliman der Große, türkischer Kaiser	Hr. Ochsenheimer.
Mehmed Sokolovich, Großvezier	Hr. Grohmann.
Begler Bey — —	Hr. Weinkopf.
Ali Portuk, oberster Befehlshaber des Geschützes — —	Hr. Korntheuer.
Mustafa, Pascha von Bosnien	Hr. Kainz.
Levi, Solimans Leibarzt —	Hr. Rüger.
Niklas, Graf von Zriny, Ban von Kroatien, Dalmatien, Sclavonien, Tavernikus in Ungarn, Obrister von Sigeth	Hr. Grüner.
Eva, geborne Gräfinn Rosenberg, seine Gemahlinn — —	Dlle. Kroseck.
Helene, ihre Tochter —	Dlle Karol. Teimer.
Kaspar Alapi) —	Hr. Scholz.
Wolf Praputovich) ungarische Hauptleute	Hr. Hennig.
Peter Vilaky)	Hr. Laroche.
Lorenz Juranics) —	Hr. Demmer.
Franz Serenk, Zriny's Kammerdiener	Hr. Frey.
Ein Hauptmann — —	Hr. Prinz.
Ein Aga — —	Hr. Walter.
Ein Bote — —	Hr. Rereul.
Ein Bauer — —	Hr Schmidtmann.

Ungarische Hauptleute und Soldaten. Türken.
Die Zeit der Handlung das Jahr 1566.
Die Ouverture und die Zwischenakte sind von Herrn Kapellmeister Kleinhainz.
Die neuen Dekorationen sind von Hrn. Gaetettl und Gail.
Das Costume ist nach den Zeichnungen des Hn. v. Stubenrauch, ausgeführt von Hrn Lucca Piazza.
Nachricht. Hr. Wild ist unpäßlich.

Die Freybillets sind heute ungültig.

Neues Abonnement:
Für eine Loge:
Auf 6 Monate 6 fl. für jede Vorstellung. Auf ein Jahr 5 fl. für jede Vorstellung.
Eintritt in das erste Parterre oder erste Gallerie.
Auf 6 Monate 80 fl. Auf ein Jahr 150 fl.

Der Anfang ist um halb 7 Uhr

Theaterzettel zu der ersten Aufführung des „Zriny“ in Wien, den 30. Dezbr. 1812.
Vorlage im Körnermuseum.

haben sehr fleißige Proben gehabt, gestern z. B. früh um zehn Uhr und des Nachts um zehn Uhr und heut früh wieder. Den Eifer, mit dem alles geht,

und der ungewöhnlich ist, darf ich bloß der persönlichen Zuneigung der ganzen Gesellschaft zurechnen. — Ich verspreche mir viel! Die letzte Dekoration ist von ungeheurem Effekt. Fünffacher Feuerregen, eine förmliche Schlacht, Eva stürzt mit vier Türken samt dem ganzen Schlosse in den brennenden Schutt. Kurz, ich hoffe, es wird nicht schlecht wirken. — Die Logen sind schon auf mehrere Male versagt, lauter Ungarn. — Heute fallen die entscheidenden Würfel meines Glücks. Das Nächste auf den Sonnabend. Gott gebe einen glücklichen Schluß!“

Die Hoffnungen, die er gerade auf dieses Stück gesetzt hatte, betrogen ihn nicht. Der Beifall, den es gleich bei seiner ersten Aufführung fand, verdoppelte sich an dem zweiten und dritten Abende, am 31. Dezember und 1. Januar, nachdem es durch einige von dem Dichter vorgenommene Kürzungen noch wirksamer geworden war. Er selbst giebt in dem am Abend des 1. Januar nach Dresden geschriebenen Neujahrsbriefe folgenden Bericht darüber: „Ihr Lieben! Ich glaube Euch nicht besser zum neuen Jahre Glück wünschen zu können, als mit der Nachricht, daß Zriny sehr gefallen hat. Der erste Akt ging sehr gut, der zweite begeisterte das Publikum, der dritte erhielt es in dieser Stimmung, der vierte sank etwas durch das Spiel der Weiber, das unter der Mittelmäßigkeit war, der fünfte schlug mit dem letzten Knalleffekte wütend drein. Grüner war schon nach dem zweiten Aufzuge herausgerufen worden; man rief ihn am Schluß wieder und drauf mich. Ich wollte nicht gehen, weil fast kein Beispiel ist, daß ein Dichter, der nicht zugleich Schauspieler gewesen wäre, herausgerufen ward; Grüner zog mich aber hinaus. Ich wurde sehr enthusiastisch begrüßt, und weil doch ein Dichter nicht stumm sein darf, so nahm ich mir den Mut und sagte einiges. Es lautete ungefähr also — ich selbst habe es nicht behalten; ich folge also der Tradition: Ich fühl es deutlich in mir, daß ich diesen schönen Zuruf nicht meiner schülerhaften Muse, nein! nur dem schönen Eifer des edlen Künstlervereins und dem begeisternden Andenken an die große That einer großen Nation zu verdanken habe. Das Gefühl, das ich bei der Vorstellung klar hatte, es sei zu gedehnt, und große Wiederholungen nicht selten, bewog mich, zu streichen. Ich kam so dem allgemeinen Wunsche entgegen, da die Vorstellung bis halb elf Uhr gedauert hatte, und die Leute gern vor zehn Uhr zu Hause sind. — Dieser Aenderung verdanke ich den verdoppelten Beifall bei der zweiten und dritten Vorstellung. Helenes Tod macht großen Streit. Den meisten ist er gar zu fürchterlich. Ich leugne es nicht, der Eindruck war selbst für mich nicht ohne geheimen Schauer.“

Auch Caroline Pichler, welche der ersten Aufführung beiwohnte, erwähnt, wie mißfällig die Erstechung der Helene durch Juranitsch von dem Publikum aufgenommen worden, wie ein allgemeines Zischen entstanden und dem Drama, besonders bei seiner ungebührlichen Länge, beinahe den Untergang gebracht hätte; der höchst effektvolle Schluß aber habe wieder einen Wechsel der Stimmung hervor-

gerufen. Theodor selbst war jedenfalls mit dem Erfolge, den er errungen, wohl zufrieden, zumal da die in Wien anwesenden Ungarn ihren patriotischen Gefühlen den lebhaftesten Ausdruck gaben; eine Aenderung der Scene aber, die den Beifall der Zuschauer nicht gefunden, nahm er nicht vor, während er, wie bereits erwähnt, den anderen von Frau Pichler gerügten Fehler beseitigte.

Mit der günstigen Aufnahme, welche der Zriny in den ästhetischen Damenzirkeln Wiens und auf der Bühne fand, ging nicht ganz Hand in Hand die zeitgenössische Kritik. Abfällig z. B. lauteten die Recensionen, die der „Sammler" und der „Beobachter", zwei Wiener Zeitschriften, brachten; doch konnten solche schwache und von Mangel an poetischem Sinn zeugende Beurteilungen nach des Vaters Ansicht dem Sohne bei dem Publikum wenig schaden.

Mehr Beachtung verdient der Brief, den Dorothea Schlegel aus Anlaß der Ernennung Theodors zum Hoftheaterdichter an ihren Schwager August Wilhelm Schlegel schrieb: „Der junge Körner aus Dresden ist k. k. Hoftheaterdichter geworden. Das wird nun wohl so viel heißen, als er wird früher noch, als sonst geschehen wäre, recht sanft wieder eindämmern in die allerkotzebueschste Gewöhnlichkeit. Ohne diese Fortuna, die er wohl seiner Handfertigkeit und seinem familiären Umgang mit den Schauspielern verdankt, hätte er sich vielleicht doch noch um einige Stufen höher bringen können. Dies wäre ein vortreffliches Amt für einen ausgemachten Dichter gewesen, der sich des Theaters hätte annehmen wollen; für einen jungen Menschen wie Körner ist es aber geradezu ein Verderb, ohne daß die Bühne etwas dabei gewinnen wird. Er überschwemmt jetzt das Theater mit Dramen aller Art, die bei ihm wie Pilze aufschießen, in welchen, er mag nun sein Thema aus der Geschichte oder aus der Konversation, aus der Phantasie oder aus der Zeitung nehmen, ihm nichts deutlich vorschwebt, als die Katastrophe, die manchmal eine wahre Explosion ist, wie in seinem Zriny, wo alles in die Luft gesprengt wird. Die drei, vier oder auch fünf Akte vorher sind nichts als Zubereitungen zu einem solchen Feuerwerk. In Wien heißt er allgemein der zweite Schiller. Sie meinen, ihn damit zu ehren, eigentlich aber geben sie ihm diesen Beinamen, weil ihnen Schiller ganz natürlich bei diesen Dramen einfallen muß, da er aus lauter Reminiscenzen von Schiller besteht. Auch liest er nichts als Schiller und kennt außer Kotzebue keinen anderen Dichter als höchstens Werner, den er sehr beneidet um gewisse Grauslichkeiten, die ihm noch immer nicht so recht gelingen wollen."

Richtig in diesem Urteil ist der auch von vielen anderen Seiten gegen den Zriny erhobene Vorwurf, daß der Dichter sich darin allzusehr an Schiller angeschlossen habe; dabei ist aber doch zu berücksichtigen, daß ja schon im Elternhause gerade Schiller der Lieblingsdichter gewesen, an dem er von Jugend an sich gebildet hatte, und daß es für ihn überhaupt kein höheres Ziel geben konnte,

als dem großen Freunde seines Vaters würdig an die Seite gestellt zu werden. Und wenn er gerade im „Zriny“ sich der Diktion Schillers anschloß, so mag für ihn der Umstand bestimmend gewesen sein, daß dieses ganz von vaterländischer Gesinnung getragene Drama, wie er an Parthey schrieb, das eigentliche Prüfungsstück seiner Feder sein sollte, und dieses ihm des Erfolges und Beifalles um so sicherer erscheinen mußte, wenn es sich an die fast unerreichbare und bisher unerreichte Sprache des größten deutschen Dramatikers anlehnte. Von einer sklavischen Nachahmung, von einer einfachen Kopie, wie vielfach behauptet worden ist, kann dabei gar nicht die Rede sein. Was aber die anderen Bemerkungen Dorotheas anbetrifft, so müssen sie als völlig unbegründet und ungerechtfertigt zurückgewiesen werden; fast könnte man verstimmt werden, wenn nicht die Absicht und die Stimmung der scharfzüngigen Schreiberin zu sehr durchblickte, die durch die dem jugendlichen Dichter zu teil gewordene Ehrung veranlaßt worden war.

Auch Graf Geßler, der alte Freund der Körnerschen Familie, beurteilte den „Zriny“ von seinem Standpunkte aus nicht gerade günstig. Anfang Juni war er auf der Durchreise nach Karlsbad einige Tage in Dresden gewesen. Während Dr. Körner ihn hier noch „ziemlich wohl“ und voll „leidlichen Humors“ findet, schreibt Humboldt, der ihn bald darauf in Karlsbad sah, nach Dresden über ihn: „Was die Heiterkeit und den Frohsinn betrifft, quantum mutatus ab illo!“ Geßler hatte sich auch gelegentlich, wie Humboldt seiner Gattin brieflich mitteilte, äußerst besorgt nach Theodor erkundigt „als einem in loser Poesie Verlorenen“. Schon aus dieser Aeußerung geht hervor, wie mißtrauisch sich Geßler gegen die dichterische Entwickelung seines Patenkindes verhielt, so sehr er auch an der Freude der Eltern über ihren Sohn teilnahm. Nach der Ernennung Theodors zum Theaterdichter gab er darüber seiner verdrießlichen Stimmung in einem Briefe Ausdruck, den er am 12. März an Caroline v. Wolzogen schrieb: „Haben Sie teil an der Freude unserer Freunde über Karlchen, nunmehr Theodorchen, genommen? Ist es nicht wahr, was Boileau parodiert, que

dans les ames bien nées
la rime n'attends pas le nombre des années.

Voltaire schrieb im achtzigsten Jahre noch fürs Theater; aber ein besoldeter Theaterdichter ohne Bart ist wohl in den Annalen der Schauspielkunst noch nicht vorgekommen. Kleine Theaterstücke von Körner habe ich gelesen, in denen die Diktion recht artig war. Aber ein großes Stück, wie z. B. sein Zriny, ist mir noch nicht zu Gesicht bekommen. Der Beifall, den es in Wien gehabt hat, blendet mich nicht, da es gewissermaßen ein Nationalschauspiel ist und das Publikum durch so manches anspricht, was den, der kein Ungar und nicht einmal Oesterreicher ist, sehr gleichgültig läßt, zu geschweigen, daß man in Wien von Pasteten besser

judizieren kann, als vom hohen tragischen Pathos und das Land der Fajaken schwerlich die hohe Schule des Geschmacks ist."

Diesen bitteren Kritiken und zum teil höhnischen Bemerkungen gegenüber berührt um so angenehmer die Anerkennung, die Goethe am 5. Oktober in einem Briefe an den Vater dem „Zriny" zollte: „Ich habe auch darin das sehr schöne Talent Ihres Sohnes bewundert." In betreff der Möglichkeit und Rätlichkeit einer Aufführung des Stückes in Weimar schien ihm allerdings fürs erste noch manches in politischer und theatralischer Hinsicht bedenklich; am besten glaubte er darüber mit dem Dichter persönlich sich auszusprechen; vorerst wollte er abwarten, wie das Stück in Wien gespielt werden würde. Als dann aber der geplante Besuch Theodors sich zerschlagen, stand er vorläufig von einer Inscenierung der Tragödie ab; erst am 12. Oktober 1816 ging sie über die Weimarer Bühne, nachdem Goethe „mit besonderem Interesse" die Proben geleitet hatte.

Auch das Urteil Friedrich Schlegels zeugt von ruhiger Besonnenheit und warmem Interesse, das er von vornherein dem „Zriny" entgegenbrachte. Manches Gute hatte er dem Dichter über das Stück gesagt, und bereitwillig hatte dieser seinen Rat vor dem endgültigen Abschluß des Dramas benutzt. Zugleich hatte ihn Schlegel um einige Scenen für sein „Deutsches Museum" gebeten. Gern willfahrte ihm der Dichter, und so erschien denn im zweiten Bande der Zeitschrift die erste Scene des ersten Aktes und aus dem fünften Aufzuge Zrinys Monolog. Nach dem Tode Theodors brachte dann der vierte Band derselben Zeitschrift zwei seiner bisher ungedruckten lyrischen Gedichte, und diese Gelegenheit benutzte Schlegel, eine Charakteristik des Dichters zu geben. Hier heißt es: „Sein Talent für das Theater entwickelte sich hier (in Wien) bei uns sehr schnell und ausgezeichnet glücklich; es fand auch die ermunternde Aufnahme, die es verdiente, erwarb ihm entschiedenen Beifall, ja die allgemeine Liebe. Er war fruchtbar und arbeitete schnell; es würde ungerecht sein, die Reife der Erfahrung und die Sicherheit des geübten Künstlers von Hervorbringungen zu fordern, welche so ganz der erste Erguß der überströmenden jugendlichen Kraft waren. Feuer und Leben, Leidenschaft und Wirkung ist in reichem Maße in diesen Werken; eine festere Haltung und reifere, strengere Form würde sein Streben im weiteren Fortschreiten unfehlbar gewonnen haben. Den bleibendsten Wert unter Körners dramatischen Arbeiten, wenigstens als Gedicht, wird vielleicht das Trauerspiel Zriny behalten. Ein entschiedenes Talent ist unverkennbar in diesen dramatischen Arbeiten, wenn sie gleich noch einige Mängel und Spuren der jugendlichen Flüchtigkeit an sich tragen."

Am meisten interessierte sich natürlich von vornherein für das Stück das elterliche Haus in Dresden, in erster Linie der Vater, der mit Spannung der Vollendung des Werkes entgegensah. Als er das Drama gelesen hat, findet er darin den Beruf seines Sohnes als eines Dichters völlig gegründet, und ein

beruhigendes Gewissen vor Gott und sich selbst ist es für ihn, daß er ihn nicht gehindert, seiner poetischen Neigung zu folgen. „Aber,“ so fährt er fort, „mit dem Erfolge Deiner Thätigkeit steigen auch meine Forderungen. Du arbeitest in voller Jugendkraft, unter sehr günstigen Umständen. Dir liegt also ob, nach dem höchsten Ziele zu streben. Binnen zwei Jahren mußt Du zu den Lieblingsdichtern der Nation gehören, die Achtung der Kenner erworben haben und auf ein sicheres Einkommen rechnen können. Benutze alle Deine vorhandenen Verbindungen und suche sie zu erweitern; aber übereile Dich nicht, wenn man Dich fesseln will! Suche Dich noch ein paar Jahre frei zu erhalten, um Deine Ausbildung zu vollenden und um Deinen Ruf in Norddeutschland zu gründen! — Viel hast Du empfangen und viel zu hoffen; daher Deine Verbindlichkeit, die Würde Deines Berufes nie zu vergessen. Auf den Flügeln der Dichtkunst soll die gesunkene Nation sich erheben. Dein Geschäft ist, alles Edle und Große und Heilige zu pflegen, wodurch die menschliche Natur sich verherrlicht. Ich verlange nicht, daß Du bei Deinen dichterischen Arbeiten an einen moralischen Zweck denken sollst. Lebe und wirke in der ästhetischen Welt, aber nie feindselig oder mit unbändigem Mutwillen gegen irgend etwas, das guten Seelen ehrwürdig ist! Zeige Dich selbst nie anders, als wie Du Dich schämen würdest, vor Deiner Geliebten zu erscheinen!“ Auch Goethe gegenüber, dem er am 24. September das Stück zusendet, spricht er den Stolz aus, der ihn als Vater über das neueste Produkt seines Sohnes erfüllt; von der Ausführung in Wien verspricht er sich viel, namentlich da Grüner, den er in der Rolle des Mahomet und Tell gesehen, den Zriny zu spielen übernommen habe.

Auch der nähere Bekanntenkreis der Körnerschen Familie zeigte für das Stück das wärmste Interesse, und so versammelte sich denn, wie Emma an den Bruder schrieb, am 17. November ein possierliches Quodlibet in ihrem Hause, um den Zriny zu hören, größtenteils Menschen, die den lebhaften Wunsch ausgesprochen hatten, das Drama kennen zu lernen. Außer der damals bei Körners wohnenden verw. Geh. Kriegsrätin v. Felgenhauer „bestand die Gesellschaft“ — so lautet der Bericht der Schwester an Theodor — „in Deinem vortrefflichen Grüne, Böttiger, der Bülow, der Thielmann, Leipzigern, Hartmann, Schulze (Laun), einer Frau v. Glockenprinz aus Hannover und dem neuen württembergischen Legationsrat Kolle. Der letztere ist äußerst begierig, Dich kennen zu lernen, und da er ein Mensch von vielen Kenntnissen ist, wird Dir seine Bekanntschaft Vergnügen machen. So gemischt das Publikum war, nahm es doch allgemein großes Interesse an dem Stück. Die Felgenhauer rief immer einmal um das andere aus: ‚Ne, Kinder, wo hat der Junge das hergenommen? Das sind ja wahre Kernstellen.‘ Das Urteil des unvergleichlichen Böttiger kannst Du Dir denken, und schwerlich wirst Du Wert darauf legen.“

Der Vater war mit der Absicht Theodors, die Wirkung seines Zriny in Wien abzuwarten, einverstanden, riet ihm aber dringend, sich dann von der Kaiserstadt loszureißen und der freundlichen Einladung Goethes zu folgen. „Mir ist besonders darum zu thun, daß Du eine Gelegenheit nicht versäumst, den einzigen Mann zu benutzen, der in Deiner Kunst Dich weiter führen kann. Und soviel auch in Wien zu schätzen ist, so fürchte ich doch eine gewisse Einseitigkeit und ein Stillstehen, wenn Du aus der dortigen Welt gar nicht heraustreten solltest. Ich verlange gar keine lange Abwesenheit. Mit ein paar Monaten, in Weimar verlebt, bin ich zufrieden. Unterdessen kommst Du den Wienern aus dem Gesicht, trittst dann mit neuen Werken wieder auf und erscheinst in einer andern Gestalt."

Nach der ersten Aufführung des Zriny 'gratuliert Dr. Körner dem Sohne zu seinem Erfolge, weist ihn aber gleichzeitig auf die zu erwartenden Angriffe hin. „Vor allen Dingen meinen Glückwunsch zu dem Erfolg des Zriny. An einer guten Aufnahme habe ich nie gezweifelt; aber sie hat meine Erwartung noch übertroffen. Es muß ein schöner Moment sein, wenn man den lauten Dank eines so warmen und empfänglichen Publikums einnimmt. Auf eine Opposition mußt Du Dich nun freilich gefaßt machen. Sie droht Dir nicht bloß von Deinen unglücklichen Kollegen und ihren Freunden, sondern von der zahlreichen Klasse derer, die auf Kennerschaft Anspruch macht und jedes neue Kunstwerk für einen Feind ansieht, den man seine Ueberlegenheit fühlen lassen muß. Indessen kannst Du auch manches Urteil hören, das Aufmerksamkeit verdient. Du wirst es mit Unbefangenheit hören, da Dir das Werk fast fremd geworden ist, und Deine neueren Produkte Dir natürlicherweise lieber sind. Aber sei auch gegen Dein Kind nicht zu hart! Auf einige Kritiken würde sich wohl antworten lassen. Wie das Stück vier Stunden dauern konnte, begreife ich nicht. Ich brauche zum Vorlesen wenig über zwei Stunden, ohne zu übereilen. Es muß ungebührlich langsam gesprochen worden sein, was ich bei einigen Schauspielerinnen in Wien bemerkt habe. Von Zrinys Aufopferung ist zwar oft die Rede, und nach dem Gange des Stückes ist dies fast nicht zu vermeiden, auch kann vielleicht hierin etwas abgekürzt werden; aber von den weiblichen Scenen möchte ich nicht gern etwas einbüßen. Sie können nur gedehnt scheinen, wenn sie schlecht gegeben werden, und man vielleicht nicht einmal die Worte hört. Helenes Tod macht mir auch allemal eine peinliche Empfindung, und ich wünschte, daß es einen anderen Ausweg geben möchte; aber ich weiß keinen vorzuschlagen."

Zum zweiten Male fand eine Zrinyvorlesung im Körnerschen Hause am 12. Januar statt. Einige Tage vorher hatte nämlich der österreichische Gesandte, Fürst Esterhazy, dort vorgesprochen; der Vater merkte sofort, daß er eigentlich auf den „Zriny" neugierig war, und da es ihn interessierte, zu erfahren, wie das Stück auf den hochgestellten Politiker wirken würde, bot er sich an, es ihm vor-

zulesen. „Die Wärme, mit der er es aufnahm,“ so berichtete der Vater nach Wien, „hat mir recht wohl gefallen, da sie ganz natürlich war und nichts Ueberspanntes hatte. Mit der Geschichte der Begebenheit war er recht wohl bekannt, und er erklärte mir unter anderem, was Tabernikus — Du schreibst Tavernikus. Ist das wohl richtig? (Am Rande:) Du hast recht; ich finde das Wort so auch im Büsching: es kommt von Tavar, ungarisch: der Schatz — für eine Stelle ist. Blümner von Frohburg war eben angekommen und hörte die Vorlesung mit. Es schien auch auf ihn gewirkt zu haben.“

Zu derselben Zeit ließ auch Madame Sekonda, die damals das Dresdner Theater dirigierte, den Vater „wegen des Zriny beschicken“. Da er aber ohne Einwilligung des Sohnes das Manuskript nicht herausgeben wollte, erschien Ende Januar im Auftrage des Grafen Vitzthum, der die Oberdirektion des Königlichen Theaters hatte, Herr Sekonda, um für die Ueberlassung des „Zriny“ an die Prinzessin Auguste, die durch Esterhazy viel darüber gehört hatte, zu bitten, und nunmehr wurde das Stück sofort an Vitzthum abgeschickt. Mit Spannung sah der Vater der Nachricht über die Beurteilung entgegen, die das Stück bei Hofe gefunden, zumal da von dieser die Aufführung auf der Dresdner Hofbühne abhing. Aber vierzehn Tage vergingen, bevor die Handschrift wieder in seinen Besitz kam. Zur Aufführung kam das Drama aber hier erst 1814, nach des Dichters Tode. In demselben Jahre, am 7. April, fand auch die erste Aufführung im Königlichen Schauspielhause zu Berlin anläßlich der Totenfeier Theodors statt. Der Vorstellung vorausging ein von Madame Bethmann gesprochener Prolog und ein von Herklots gedichtetes, von Bernhard Anselm Weber komponiertes „Siegeslied der Deutschen nach der Schlacht bei Leipzig“. Im Oktober ließ Iffland das Stück zum zweiten Male aufführen, als Theodors Angehörige auf der Reise nach dem Grabe ihres Lieblings längere Zeit in Berlin bleiben mußten.

Die letzte auf den „Zriny“ bezügliche Bemerkung Theodors findet sich in einem Briefe, den er kurz vor seiner Abreise aus Wien an den Vater schrieb. Er bittet ihn darin, verschiedene Rechnungen, die er in Wien nicht bezahlt habe, um sich für den Augenblick nicht zu sehr zu entblößen, entweder von der ihm als Monatsgeld ausgesetzten Summe oder aber von dem Buchhändler-Honorar für den „Zriny“ auszugleichen, den er an Cotta geschickt zu wissen wünsche: der Oberbibliothekar Beigel oder auch Böttiger werde ihm gewiß die falsch geschriebenen türkischen Namen korrigieren, während er andere kleine Feilen wohl selbst übernehme.

Um zu einer dem Drama angemessenen Beurteilung zu gelangen, ist es vor allem notwendig, die Zeit zu berücksichtigen, in der es gedichtet wurde. Im wesentlichen vollendet wurde es in den Tagen, die zwischen den beiden Briefen an den Vater liegen, in denen sich Theodor über sein Liebesglück und seine

„süßliebe Braut“ ausspricht. Das Hochgefühl, das ihn damals beseelte, hat sein Spiegelbild in der poetisch verklärten Liebe des Juranitsch zu Helenen. Glauben wir nicht, den Dichter in eigener Person zu hören, wenn Juranitsch spricht:

„Wir sind vereint, wir haben uns gefunden;
Da draußen mag es stürmen, wie es will,
Uns trennt es nicht; des Schicksals eh'rner Wille
Bricht sich, wie Wellen sich an Felsen brechen,
Am festen Glauben eines treuen Paars.
Was ewig ist wie unsre reine Liebe,
Das geht nicht unter mit dem Sturm der Zeit. —

Nicht ohne Dich, Geliebte, möcht' ich sterben,
Doch so mit Dir, in Deinen Armen! Sieh,
Was kann uns diese Erde dann noch bieten?
Hat sie noch eine Seligkeit für uns?
Ich möchte untergehen wie ein Held,
Im frischen Glanze meiner kühnsten Liebe,
Und was die wilde Sehnsucht hier versprach,
Dort drüben von der Lust des Himmels fordern.
Was bleibt denn Höh'res noch auf dieser Welt,
Das ich im sel'gen Wunsche nicht gekostet?
Giebt's mehr als einen Silberblick im Leben?
Hier ist das Glück vergänglich wie der Tag:
Dort ist es ewig wie die Liebe Gottes!“

Mit der heißen Liebe des Jünglings paart sich sein begeisterter Patriotismus, den der Dichter zum erhabensten Ausdruck bringt, und auch in dieser Beziehung steht das Stück im innigsten Zusammenhang mit der Zeit seiner Entstehung. Der „Zriny“ ist ein in durchaus patriotischem Sinne entworfenes Drama; in erster Linie galt es Oesterreich und dem Hause Habsburg, dann aber im Hinblick auf die traurige Gegenwart dem gesamten deutschen Volke. Der Dichter will den Zeitgenossen in der Heldengestalt des Niclas Zriny und in seiner todesmutigen Schar vor die Seele führen, was Vaterlandsliebe und festes Gottvertrauen gegen unbezwinglich scheinende, menschliche Uebermacht vermögen. Nicht bloß für ihr Vaterland, sondern auch für ihren „ewigen, wahren Glauben“ gehen diese Helden freudig in den Tod. Was Theodor schon in einzelnen Gedichten, den ersten in „Leyer und Schwert“, ausgesprochen: hier zaubert er es in lebendigen Farben und Bildern aus dem Schoße der Geschichte der Mitwelt vor die Augen, ahnungsvoll die Vergangenheit durch das Medium der Gegenwart mit der Zukunft verknüpfend. Die Grundstimmung der kurze Zeit darauf sich erhebenden Freiheitskämpfer, die mit Gott für König und Vaterland in den Krieg zogen: hier war sie mit prophetischem Seherblick geschildert und verherrlicht. Von diesem Standpunkte aus ist es denn doch mehr als hohles Pathos, wenn immer wieder mit

mächtigem Nachdruck der des eigenen Lebens nicht achtende Patriotismus und das bis zum Tode ausharrende Gottvertrauen des ungarischen Leonidas betont und gepriesen wird. Und wie ist es doch ganz der Dichter selbst, der Bräutigam, der glückliche Mensch, dem zum vollen Glück nur noch der Tod fürs Vaterland fehlt, wenn Juranitsch dem Zriny auf die dringende Mahnung, daß er sich für seine Braut erhalten müsse, antwortet:

„Zuerst muß ich die größre Schuld bezahlen,
Mit der ich meinem Volk verfallen bin.
Mein Herz, mein Lieben, mein Gefühl und Denken,
Das, süße Braut, ist Dein und soll es bleiben;
Doch, was man Leben nennt, die Spanne Zeit,
Die ich auf dieser Erdenwelt veratme,
Das ist des Vaterlandes Eigentum.
Mein Lieben ist ja ewig, drüben kann ich
Dein sein, Dein ungestört, Dein ganz allein;
Doch dies Gefühl für mein verwandtes Volk,
Es endigt sich mit meinem letzten Kampfe.
Was ich ihm also danke, das muß ich
Noch hier in diesem Leben ihm bezahlen
Und will es auch! — Dort find' ich meine Braut
Und darf ihr freudig dann entgegentreten;
Denn keine Schuld ließ ich hier ungetilgt."

Besonders charakteristisch aber ist der Schluß der Rede, der ganz der Denkweise des Dichters entspricht, als er seine Braut verließ, um in den Kampf zu ziehen:

„Daß ich dem Tod mich weihte, gilt nicht viel;
Mein Leben schlug ich oft schon in die Schanze.
Doch daß ich's that mit diesem Recht an Glück,
An Seligkeit und höchste Erdenwonne,
Das war des Kampfs, das war des Preises wert;
Mein Vaterland sei stolz auf dieses Opfer!"

Ein glücklicher Treffer war es, der dem Dichter gerade die Gestalt des Soliman zuführte. Bei der Charakterzeichnung des Sultans schwebte ihm ohne Zweifel das Bild Napoleons vor. Der unbeugsame Despot, der ländergierige Eroberer, dem nichts heilig ist, als sein eigener Wille, der, trotzend auf sein bisheriges Glück sich zum Herrn der Welt zu machen trachtet, auch wenn der Weg über Trümmer und Leichen führt:

„Was? ich soll warten? was? unmöglich wär's?
Was ist unmöglich, wenn der Großherr will? —

Mir aber gilt der Augenblick, und sollt' ich
Mit Millionen Leben ihn erkaufen!
Nichts ist zu kostbar für die flücht'ge Zeit.

Ich habe nie mit Menschen karg gethan;
Soll ich's in meinen letzten Tagen lernen? —

Ich hab' gekämpft, genossen und bezwungen;
Den Augenblick hab' ich mit Blut erkauft
Und seine ganze Wollust ausgekostet.
Mein Thatenruf hat rings die Welt durchbebt,
Der Mitwelt Furcht und Zittern aufgedrungen,
Der Nachwelt ihre Stimme abgetrotzt
Und sich die Bahn zur Ewigkeit gebrochen!
Daß ich auf Trümmern und auf Leichen ging,
Daß ich Millionen in den Tod geschmettert,
Wenn's mein Gelüsten galt, das mag der Wurm,
Der unter mir im Staube sich gewunden,
Der Welt erzählen: sein Gekrächz verstummt;
Das Große nur bleibt ewig, unvergessen
Und hat kein Ende in dem Grab der Welt."

Ein so treues Bild des Korsen, der damals halb Europa gegen Rußland aufgeboten hatte, auf die Bühne zu bringen, war ein um so kühneres Wagnis, als der Argwohn des Gewaltherrschers schon manches Opfer gefordert hatte.

Dem finsteren Despoten gegenüber steht die Lichtgestalt des Zriny, dem das Heil des Vaterlandes über alles geht, eine Verkörperung des edelsten Pflichtgefühls. Als er die Nachricht erhält, daß er Sigeth bis aufs Blut verteidigen solle, ohne auf Entsatz rechnen zu dürfen, ruft er aus:

„Du kennst mich, Maximilian.
Ich danke für Dein kaiserlich Vertrauen.
Du kennst den Zriny, Du betrügst Dich nicht.
Nicht schönern Lohn verlangt' ich meiner Treue
Als für mein Volk und meinen ew'gen Glauben,
Ein freudig Opfer, in den Tod zu gehn! —
In diesem Kampf bewährt sich meine Treue,
Mein ganzes Haus für Dich und für Dein Volk,
Mein höchstes Gut für unsern ew'gen Glauben:
Nichts ist zu kostbar für das Vaterland."

Nichts vermögen über ihn die glänzenden Versprechungen des Großwesirs Sokolowitsch, nichts die Hinweise auf das gräßliche Schicksal, das seiner und der Seinen harre, nichts der Kummer über das unabwendbare Verderben der Neustadt.

Der edlen Absicht, auf die Gemüter der Zeit- und Volksgenossen in patriotischem Sinne einzuwirken, muß man die unleugbaren Schwächen der Dichtung zu gute halten. Das Stück leidet an epischer Breite und mehr noch an lyrischen Gefühlsergüssen, in denen Schiller noch überschillert wird. Den Figuren des Dichters fehlen auch die festen Konturen, die scharfen individuellen Züge, ohne die

Monolog des Zriny im fünften Aufzug,
wie er [illegible] Aufstelle gewünscht ist:

So steh' ich denn im letzten Glanze des Lebens?
Die nächste Stunde bringt mir Nacht und Tod.
So steh' ich denn am Ziele meines Strebens,
Reif auch die Blüthen, die das Glück mir bot.
Ich fühl' es klar, ich kämpfte nicht vergebens,
Durch diese Nacht bricht ew'ges Morgenroth,
Und muß ich hier mit meinem Blut bezahlen,
Ein Gott vergilt mit seines Lichtes Strahlen.

Die Stimme der Jahrhunderte wird erschallen,
Und das Geschlecht erstehen, das mich kennt,
Die Enkel werden zu den Trümmern wallen,
Wo dankbar dann mich manche Lippe nennt.
Wer muthig für sein Vaterland gefallen,
Der baut sich selbst ein ewig Monument,
Im treuen Herzen seiner Landesbrüder,
Und dies Gebäude stürzt kein Sturmwind nieder!

Ich folgte unbewußt dem dunklen Drang,
Der mit des Jünglings frischster Gluth erwacht! —
Von allen Seiten lockend mir der Klang,
Der Ruhm der Waffen hat ihn angefacht.
So wandt' ich mich zu meinem letzten Gang,
Und was mein kühnster Traum sich nicht gedacht,
Um aller Kronen schönste darf ich werben,
Darf für mein Volk und meinen Glauben sterben.

Monolog aus „Zriny" V. Aufzug, 2. Auftritt. Handschrift im Körnermuseum.

ein Drama haltlos und verschwommen wird. Das erklärt sich aus der Jugend des Dichters, dessen überreicher Schaffensdrang noch nicht zur Abklärung gelangt ist. Immerhin wird dadurch der Zriny nicht um seinen dauernden Wert gebracht, oder gar die Bedeutung abgeschwächt, die dieses „hohe Lied von Freiheits- und Vaterlandsliebe, von Liebe und Treue bis in den Tod“ für die Zeit seiner Entstehung hatte.

Wir können unsere Betrachtung über den Zriny nicht besser schließen als mit den Worten, in denen sich C. A. Tiedge in seiner Biographie des Dichters über „Leyer und Schwert“ ausspricht, und die auch auf das Trauerspiel passen: „Glühende Vaterlandsliebe, hoher Sinn für Freiheit, brennender Haß gegen Unterdrückung und Tyrannei, heftiger Unwille und tiefe Verachtung gegen feige und sklavische Hingebung, dann aber auch die zartesten Gefühle für seine Lieben, ein triumphierender Glaube an Gott und eine helle Zuversicht für die Sache des Rechts sind die Elemente, aus denen diese Poesieen hervorgingen.“

So angestrengt auch Theodor im Juni an dem „Zriny“ gearbeitet hatte: die ihn umgebende Welt hatte er darüber nicht vergessen, am allerwenigsten natürlich seine Toni. Auch der Humor ist ihm über dem „Zriny“ nicht ausgegangen, wie aus dem Geburtstagsgedichte, das er zum 13. Juni seiner Braut widmete, hervorgeht. Er bringt darin ihren Namen in Verbindung mit dem heiligen Antonius von Padua: dieser habe einst die Apostel und Heiligen, daneben aber auch die Götter Griechenlands zum Schmause nach seiner Klause geladen; zuerst sei man seelenfroh gewesen, dann aber sei ein schließlich in Thätlichkeiten ausartender Streit ausgebrochen, bei dem leider auch eine von den Grazien verletzt worden sei; da nun zum Unglück Aeskulap wegen Schulden auf fünfzig Jahre verbannt gewesen, und andererseits die beiden Schwestern Aglaias auf die Dreizahl so verpicht gewesen, daß sie erklärt hätten, zu zweien würden und könnten sie an dem nunmehr beginnen sollenden Tanze keine Freude finden, habe Zeus schnell mit Hülfe aller himmlischen Mächte eine neue Grazie zur Stellvertretung erstehen lassen. Diese neue Grazie, welche der Wirt am Schlusse der Allegorie nach sich selbst benannt wissen will, ist natürlich Antonie.

Am 22. Juni war Humboldts Geburtstag. Obwohl das Geburtstagskind selbst in der Fremde weilte, dichtete Theodor doch für diesen Tag ein „Gelegenheitsstückchen“, das dann von zweien der Humboldtschen Kinder aufgeführt wurde. Die „kleine Komödie“ ist eine poetische Verherrlichung Humboldts. Deutschland und Italien, durch die Nymphen der Donau und der Tiber repräsentiert, winden dem großen Forscher und Gelehrten aus Eichenlaub und Lorbeer einen Kranz und überreichen ihn am Schluß der Gattin.

Drei Tage später hat Theodor das Glück, seine Braut die Rolle der Desdemona spielen zu sehen. Namentlich der letzte Akt, wo er sie „auf dem Lager

hingegossen" erblickt, entzückt ihn und entlockt ihm ein Sonett zum Preise der Geliebten, das ebenso überschwenglich klingt, wie die es begleitenden Worte: „Ach, wie glühend, wie unendlich lieb ich Dich, süße, himmlische Toni! Anbeten möcht ich Dich; das Wort, das ich zu Dir spreche, klingt mir verwegen; ich sollte knieen vor Dir und sollte beten! Reizende, heilige Braut!"

Das letzte Gedicht des „Reisebüchleins" trägt das Datum des 15. Juli. In dem Originalmanuskripte hat das Lied die Ueberschrift „Auf der Bastei, als ich Dich am Fenster gesehen". Den Namen „Bastei" führte im Volksmunde wegen seiner turmgleichen Höhe das an der Ecke der Kärnthnerstraße belegene Haus, in welchem Antonie damals noch wohnte. Der Dichter, der die Geliebte noch immer nicht in ihrem Hause besuchen durfte, schildert die Gefühle, die ihn bewegten, als er nach ihrem Fenster aufschaute. Aus ihren Zügen wollte er neues Leben, neue Lust saugen. In seinem Innern tobt es gleich der Brandung des Meeres. Aber wie der Schiffer durch Ausgießen von Oel die erregten Wogen beruhigt, so wird's friedlich in seiner Seele, als ihr Blick ihn trifft:

„Leicht veracht' ich dann die Klippen,
Leicht das Ende meiner Zeit,
Einen Kuß von Deinen Lippen —
Und der Tod wird Seligkeit."

Inhaltlich steht diesem Herzenserguß ein anderes, „Mut" betiteltes Gedicht nahe, das zwar nicht an Antonie gerichtet und erst etwas später, nach dem Abschlusse des Reisebüchleins entstand, aber doch wegen der Anklänge an die der Braut gewidmeten Verse in die „Lieder- und Liebesgrüße" aufgenommen ist. Der Schluß lautet:

„Und drum hinaus ins rasche Leben,
Drum durch die Brandung ohne Beben,
Drum ohne Furcht hinaus, hinaus!
Zwei Herzen, die sich treu verschlungen,
Ziehn, nicht von Tod und Zeit bezwungen,
Mit Gottes Sieg ins Vaterhaus."

Inzwischen trug sich der Dichter bereits wieder mit dem Gedanken an eine neue Tragödie. Am 27. Juni schreibt er an den Vater: „Ich will unterdes die Studien zu einer Rosamunde von England machen. Solltest Du etwas Bedeutendes darüber erfahren können, so wär mir's ein großer Gefallen." Der Sommer ging indes darüber hin, und erst im September machte er sich ernstlich an die Arbeit, die er auch bald danach vollendete.

Nebenbei beschäftigte ihn eine Zeitlang auch der Gedanke an einen Operntext, mit dem er sich um einen von dem Direktor der k. k. Oper, dem Fürsten Lobkowitz, ausgesetzten Preis zu bewerben dachte. Auch hier sollte eine Rosa-

munde, und zwar die Frau des Longobardenkönigs Alboin, der auf ihr Geheiß ermordet wurde, das Leitmotiv sein. Der Dichter ließ den Gedanken aber wieder fallen, wie es scheint, aus Mißtrauen gegen den Fürsten, der keine Preisrichter ernannt hatte.

Am 2. Juli feierte er des Vaters Geburtstag „sehr still, aber recht herzlich und fröhlich“ im Hause Friedrich Schlegels, wo er des öfteren mit dessen, damals zum Besuche in der Kaiserstadt weilendem Bruder Wilhelm zusammentraf. Ende Juli wohnte er einer Vorstellung seiner „Sühne“ beim Fürsten Odescalchi bei, wo auch Antonie mitwirkte, und sah in den nächsten Tagen mit Spannung dem für Anfang August angekündigten Besuche der Seinigen entgegen.

Die Körnersche Familie hatte die letzten Monate in Dresden nicht in ungetrübter Freude verlebt. In ihrem patriotischen Empfinden wurden Körner, sein Familien- und Freundeskreis schwer getroffen, als im Mai Napoleon vor seinem Aufbruch gegen Rußland eine Versammlung der deutschen Fürsten in Dresden abhielt und ihm dabei wie einem Gotte gehuldigt wurde. Bei dieser Gelegenheit fehlte es nicht an glänzenden Schaustellungen und rauschenden Festen zu Ehren der gekrönten Häupter, unter denen sich auch der König von Preußen und das österreichische Kaiserpaar eingefunden hatten. Um so schmerzlicher nur mußte jeder echte Vaterlandsfreund die Schmach und Schande empfinden, in die das deutsche Volk versunken war. Es könnte wundernehmen, daß in dem damaligen Briefwechsel Theodors mit den Seinen von der Politik und von ihrem Anteil an dem Weltschicksal keine Rede ist. Wahrscheinlich gebot ihnen die Vorsicht, sich Zwang anzuthun. Nur über das äußere Erscheinen einzelner hoher Herrschaften erfahren wir etwas aus einem Briefe Emmas vom 27. Mai: „Kaiser Franz und die liebenswürdige Kaiserin habe ich bei Gustel Vitzthum den Tag ihrer Ankunft aus den Fenstern gesehen und später beim Spazierenfahren. Der Kaiserin Gesicht hat einen unendlichen Liebreiz; jedermann ist von ihr bezaubert. — Gestern früh bin ich dem König von Preußen entgegengegangen. — Seine Physiognomie hat etwas sehr Einnehmendes und Offenes. Gestern abend ist auch der Kronprinz noch gekommen, dessen schöner, würdevoller Anstand alle Welt bezaubert.“ In demselben Briefe wird auch die französische Kaiserin als Tochter des Kaisers Franz geschildert: „sie ist weniger schön als ihre Mutter, aber ihre Figur hat etwas sehr Imponierendes, und die Formen ihres Gesichtes haben etwas sehr Frisches; dabei hat sie sehr schöne blaue Augen“.

Im Gefolge der Gemahlin Napoleons traf auch Paer, der früher im Körnerschen Hause verkehrt hatte, in Dresden ein. Der Vater freute sich, ihn wiederzusehen, war aber von seiner neuesten Oper Agnese, die auch in Dresden, freilich etwas abgeändert, aufgeführt wurde, nicht sonderlich erbaut. Der ganze, an empörenden Scenen reiche Stoff war ihm zuwider, zumal da Paer mit seinem Talent

für leidenschaftliche Darstellung zu sehr kokettierte. Einen höheren musikalischen Genuß bereitete ihm der damals bei der österreichischen Staatskanzlei angestellte Baron Nicolaus v. Krufft (1779—1818) aus Wien. Mit Theodor bekannt, versäumte Krufft nicht, bei dessen Eltern vorzusprechen, und, da er ein hervorragendes musikalisches Talent und ein ungemeines Gedächtnis für eigene und fremde Kompositionen besaß, war er ein gern gesehener Gast. Außer manch anderem spielte er bei Körners auch die ihnen noch unbekannte Ouverture zur Medea. Emma empfahl dem Bruder, sich nach der Rückkehr des Barons eine Reihe von Liedern, die dieser besonders meisterhaft vorgetragen hatte, von ihm vorspielen zu lassen.

Die mißlichen politischen Verhältnisse hatten Körner allgemach auch seine amtliche Stellung im Geheimen Konsilium verleidet. Sein Wunsch war, wieder in die juristische Laufbahn einzutreten. „Mein Uebergang ans Appellationsgericht," hatte er schon am 30. Januar geschrieben, „scheint sich zu nähern. Die Minister haben auf Heydenreichs Entlassung angetragen, und es ist jetzt ein Fonds da, um ihn zu pensionieren. Ich habe deshalb schon die nötigen Schritte gethan. Aber meine Nachmänner sind sehr verdrießlich darüber und hatten ein Plänchen, mir einen Schlagbaum vorzuziehen, was ich aber zu vereiteln hoffe. Ich freue mich sehr darauf, aus meinen jetzigen Verhältnissen hinauszukommen, und sehne mich ordentlich danach, wieder Urtel zu machen." Auch dem Vetter B. Weber teilt er einige Tage später mit, daß er alsbald wieder ernstlich an die Jurisprudenz gehen wolle. Die Sache zog sich dann aber wider Erwarten lange hin. Erst am 19. September, also nach seiner Rückkehr aus Wien, konnte ihm der Sohn zum Eintritt in das Appellationskollegium gratulieren. Eine andere Freude wurde ihm im Juli zu teil durch das endliche Erscheinen der ersten Lieferung von Schillers Werken, das sich durch Cottas Schuld ungebührlich lange verzögert hatte.

Anfang August trafen die Eltern Theodors in Begleitung Emmas und der Tante in Wien ein. Sie fanden dort in vollem Maße bestätigt, was Theodor ihnen über das Wiener Leben und seine eigenen Verhältnisse mitgeteilt hatte. Zunächst gewann Antonie, die mit einem gewissen Bangen der ersten Begegnung mit den Eltern entgegensehen mochte, durch die ungezwungene Liebenswürdigkeit ihres Wesens aller Herzen im Fluge. Unter den zärtlichsten Küssen überreichte ihr die Mutter eine Perlenschnur und segnete die Wahl ihres Sohnes gleich dem Vater, dem das holde Wesen wie ein Schutzengel seines Sohnes erschien.

Unter den befreundeten Familien hatte die Humboldtsche für Körners die meiste Anziehungskraft. In dem interessanten Zirkel der alten, bewährten Freunde fühlte man sich am wohlsten; alte Erinnerungen wurden aufgefrischt; Theodors Dramen und Entwürfe gaben Stoff genug zu anregenden Erörterungen über dessen Studiengang und Zukunft. In allen wichtigen Punkten stimmte der Vater

mit Humboldt überein; namentlich hielten beide einen Aufenthalt Theodors in Weimar für wünschenswert.

Schriftlich bezeugt ist außer den Besuchen im Humboldtschen Hause und einer ganz kurzen, oberflächlichen Bekanntschaft oder Begegnung mit Frau v. Pereira nur noch der Verkehr bei Frau Pichler. Sie selbst berichtet darüber in ihren „Denkwürdigkeiten" (II, 208): „Körners Eltern, Fräulein Stock, die Schwester seiner Mutter, und Emma, seine Schwester, kamen diesen Sommer von 1812 nach Wien. Er führte sie sogleich zu uns, und nun sahen wir diese würdige Familie sehr oft. Mancher Abend an den Tagen, wo wir ohnedies Besuch erwarteten, der oft sehr zahlreich ausfiel, ging aufs angenehmste hin, wenn die jungen Leute entweder tanzten, oder Körners verehrter Vater am Klavier den Gesang seiner beiden vortrefflich unterrichteten Kinder und meiner Tochter begleitete. Das waren sehr schöne Stunden!" Und in wehmütiger Erinnerung fügt sie (1844) hinzu: „Wo sind die Menschen hin, welche sie mir so genußreich verfließen machten? Wie viele leben noch?"

Aus dem späteren freundschaftlichen Briefwechsel des Vaters mit Herrl ist ersichtlich, daß er auch dessen Bekanntschaft gemacht und den jugendlichen Freund seines Sohnes sehr bald lieb gewonnen und schätzen gelernt hat. Daß daneben auch Schlegels besucht wurden, ist selbstverständlich; aus den Grüßen, die in den demnächst folgenden Briefen Theodor an die Seinen übermittelt, geht weiter hervor, daß sie auch Fürst Lobkowitz, Wagner und Baumann kennen gelernt hatten. Endlich sei noch der Gräfin Vay (geb. v. Wartensleben) gedacht, die Körners bald darauf auf einer Reise nach Holland in Dresden besuchte. Der Vater nennt sie eine sehr angenehme, empfängliche und gutmütige Frau, mit der man namentlich über Kunst sprechen könne.

Die Sehenswürdigkeiten Wiens, seine Kunstsammlungen, die landschaftlichen Reize der nahen und ferneren Umgebung der Stadt boten den Eltern reichen Genuß und immer neue Abwechslung. Unter den Kunstsammlungen, die besichtigt wurden, erwähnt Emma in einem Briefe an B. Weber das Belvedere, die Liechtensteinsche Galerie und die Privatsammlungen des Grafen Lamberg und der Herren v. Hope und v. Rainer. Die Hofoper war leider geschlossen. Dafür aber war der Familie das Schicksal in den anderen Theatern sehr günstig: an der Wien und in der Burg hatten sie Gelegenheit, allerliebste Opern und vortreffliche Schauspiele — Die Zauberflöte, Cendrillon, Johann von Paris, Mahomet, Die Braut von Messina und Die Jungfrau von Orleans — zu sehen. „Koberwein," so schreibt Emma mit Bezug auf die beiden zuletzt genannten Stücke, „ist unvergleichlich als Cäsar, und der Chor wird so gut gesprochen, daß er die erschütterndste Wirkung hervorbringt. Die Adamberger hat mir auch sehr gut gefallen, viel besser, als die Krüger, deren Ton mir zu weinerlich schien."

Anfang September trat man die Rückreise an. Alles hatte der Familie in Wien gefallen, mit Ausnahme des österreichischen Papiergeldes. Ueber die Staatsfinanzen und ihren papiernen Notbehelf hätte Körner gern Notizen gesammelt, um sie wissenschaftlich zu verwerten, den Grund des Uebels aufzudecken und nach Mitteln zur Abhülfe zu forschen. Aber als Fremdem verstattete man ihm nicht den gewünschten Einblick, und so gab er es denn, nachdem auch andere Versuche in dieser Beziehung gescheitert waren, schließlich auf, sich mit seinen staatswissenschaftlichen Liebhabereien in Wien zu beschäftigen.

Der Abschied von den Eltern, die ohne Aufenthalt auf dem kürzesten Wege nach Dresden zurückreisten, war dem Sohne diesmal besonders schwer geworden. Es war, als ob er ahnte, daß es der Tage nur noch wenige seien, die er in ungetrübtem Glücke mit den Seinigen verleben würde. Er machte sich nach ihrem Scheiden fast Vorwürfe, daß er es ihnen gegenüber bisweilen an Herzlichkeit habe fehlen lassen. Aber wenn sie diese wirklich manchmal vermißt hätten, so habe seine Außenseite sie getäuscht; zu warm, um ernst zu sein, und zu stolz, um weich zu scheinen, gehe es ihm oft so, daß er verkannt werde, und wenn er oft so bitter und launisch sei, so sei die Verstimmung eigentlich nur ein Gegenmittel gegen seine überströmenden Gefühle. Jedenfalls, so versichert er, habe er noch nie bei einer Trennung von ihnen solch eine Leere um sich gefühlt, eine Empfindung, die ihn sogar für die ersten Tage am Arbeiten gehindert habe; nur die Augenblicke, wo er bei der Toni sei, seien ihm wie helle Sterne in dem nüchternen Nebel aufgegangen. Gewiß: was der Sohn früher den Eltern und den Seinen gewesen, war er ihnen jetzt nicht mehr; sein Interessenkreis hatte sich gewaltig erweitert, und vor allem war seine Liebe geteilt. Dazu war seine ganze Lebensanschauung in Wien allmählich eine ernstere geworden. „Ich höre," so schrieb er z. B. am 5. September an Parthey, „meine sonstigen Gesellen, die Berliner Studenten, sollen erstaunlich ausarten. Dem Himmel sei Dank: ich bin über die Tollheit weg."

Nach der Abreise der Eltern befaßte sich Theodor mit neuen dichterischen Plänen. In der Fortsetzung des Reisebüchleins, einem Quartheft, sind nicht weniger als sieben Stücke aufgeführt, und zwar mit beigesetzten Daten, die sich teils auf den Tag der Aufführung, teils auf die Entstehungszeit beziehen: Der Vetter aus Bremen, zum ersten Male auf dem Burgtheater aufgeführt am 10. August; Die Vedette, ein Singspiel in einem Akt; Das Fest an der Linde, ein Gelegenheitsstück; Hedwig, ein Drama in drei Aufzügen, vom 10.—28. September; Der Wachtmeister, ein Lustspiel, vom 19.—22. Oktober, Rosamunde, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, vom 26. Oktober bis 8. November, und endlich Zriny, zum ersten Male aufgeführt im Theater an der Wien am 30. Dezember 1812.

Zunächst wird das Singspiel „Die Vedette“ oder, wie es ursprünglich hieß, „Der vierjährige Posten“ fertig, eine ziemlich mäßige Dramatisierung einer kleinen Erzählung. Auf gleicher Stufe steht das aus irgend einem festlichen Anlaß hervorgegangene „Fest an der Linde“, das übrigens Fragment geblieben ist. Bei dem Drama „Hedwig“ ist, wie in der „Toni“ und in der „Sühne“, der Stoff offenbar einer schauerlichen Erzählung entnommen. Neben der eigentlichen Heldin steht im Mittelpunkte der Handlung ein moralisches Ungeheuer, das vor keinem Mittel, selbst vor dem Morde nicht zurückschreckt, um das Ziel seiner wilden Leidenschaft zu erreichen. Die am Schluß ins Maßlose sich steigernden grausigen Scenen wirken so fürchterlich, daß man heutzutage kaum versteht, wie das damalige Publikum an einem solchen Stücke Gefallen finden konnte. An Bühnengerechtigkeit läßt das Stück nichts zu wünschen übrig; die Handlung schreitet lebendig und frisch vorwärts; der Dialog ist meist dramatisch bewegt, die einzelnen Scenen schließen effektvoll; aber die Charaktere sind, so viele feine Züge auch im einzelnen hervortreten, so wenig von überzeugender Wahrheit, wie die psychologische Entwickelung der Handlung.

Am 11. Januar 1813 fand die erste Aufführung des Stückes statt. Theodor berichtet zwei Tage später darüber: „Ihr Lieben! Ich eile, Euch über die Aufführung und Aufnahme der „Hedwig“ die gebührende Nachricht zu erstatten. Der Vater wird Euch das Sujet erzählen; es ist wirklich über alle Maßen gräßlich. Das Publikum nahm die beiden ersten Akte mit großer Spannung, üblichem Beifall und gebührender Empfänglichkeit auf; der dritte Akt war den Leuten aber zu gräßlich, und sie äußerten laut ihr Mißbehagen bei der fürchterlichen Situation, wo Hedwig den Rudolph erschlägt, da Rudolph zu viel Interesse teils durch mich, teils durch das herrliche Spiel Koberweins erweckt hat. Der Vorhang fiel; das Mißbehagen regte sich wieder; doch als die Leute von der Empörung gleichsam zu Atem gekommen waren, brach es rauschend aus; man rief so lange Koberweins und meinen Namen, bis Roose als Regisseur herausging, um dem Publikum anzuzeigen, es sei keinem engagierten Mitgliede der Bühne erlaubt, persönlich zu erscheinen, was durch ein neues Edikt der Oberpolizeidirektion veranlaßt worden war. Gestern wurde das Stück wiederholt und gefiel ungleich mehr in den beiden ersten Akten; besonders wurde mitten im Dialog sehr viel applaudiert, was dem Dichter immer gilt, und im dritten brachte Rudolphs Ermordung gerade die entgegengesetzte Wirkung als das erste Mal hervor und wurde heftig beklatscht. Ich selbst hatte vor der Vorstellung naiv gestanden: ich hoffe zur Ehre der Moralität und des guten Geschmacks des Publikums, es werde klanglos zum Orkus hinabgehen. Uebrigens hat noch keins meiner Stücke so viel Aufsehen gemacht, als dies.“

Der Vater war natürlich über den neuen Erfolg seines Sohnes hoch erfreut. „Das Ganze finde ich,“ schreibt er, „poetisch gedacht, und wenn Dir der Dialog

gelungen ist, muß die Wirkung bedeutend gewesen sein. Mag immerhin das Publikum, das die weinerlichen Dramen liebt, über die schauderhaften Scenen unwillig geworden sein. Bei der zweiten Aufführung scheint es sich damit ausgesöhnt zu haben, und vielleicht wird ihm auf solche Art endlich der nasse und platte Jammer verleidet. — Hedwig muß eine sehr angreifende Rolle für Toni gewesen sein und doch nicht dankbar bei einem Publikum, das von dem Stoffe noch überwältigt wird. Je mehr man sich für Koberwein interessiert hat, desto mehr hat man es der Hedwig übel genommen, daß sie ihn totschlägt." Weiterhin geschieht des Dramas im Briefwechsel nur noch einmal Erwähnung. Am 5. Mai 1814 schreibt Emma an Frau v. Pereira: „Mein Vater schreibt Ihnen selbst und wird gewiß auch mit Ihnen von Hedwig sprechen, die uns allen neu war und uns sehr angezogen hat trotz des Grauenvollen der Situation. Wie ich noch hoffte, daß alle schönen Blüten seines Geistes schon hier die völlige Reife erhalten würden, erfreute ich mich immer so sehr seines zarten Sinnes, der ihn auch in den grellsten Situationen bei jungfräulichen Rollen nie die Grenze der Weiblichkeit überschreiten ließ, und die Hedwig giebt einen neuen Beweis für Theodors Zartgefühl in diesem Punkte." Auch des Beifalls des Publikums erfreute sich das Stück in der Folgezeit, wurde es doch in Wien bis zum 6. November 1834 in Summa einunddreißigmal gegeben; in Berlin stand es 1815 zum ersten Male auf dem Theaterzettel des Schauspielhauses; bis zum Jahre 1828, wo es dort zum letzten Male daselbst gegeben wurde, erlebte es noch weitere fünfundzwanzig Aufführungen.

Nach der „Hedwig" machte sich Theodor zunächst an ein Lustspiel und vollendete es in drei Tagen. Am 23. Oktober schrieb er darüber an den Vater: „Mit meiner Posse in zwei Aufzügen, Der Wachtmeister betitelt und für den Hasenhut geschrieben, bin ich fertig und habe so eine Masse schlechter Wiener Witze hineinzubringen gewußt, daß ich mir eine glückliche und sehr komische Wirkung davon versprechen darf. — Die Posse habe ich in Prosa geschrieben, und es ist mir wider eigene Hoffnung recht passabel gegangen."

Das bisher ungedruckte Stück ist vielleicht die beste Posse, die der Dichter überhaupt verfaßt hat. Die Exposition ist außerordentlich geschickt, der Inhalt spannend, die Sprache launig und witzig, die Tendenz läuft auf eine Verherrlichung des Soldatenstandes hinaus. Franz, ein junger Grenadier, der sich bereits im Kriege ausgezeichnet hat, und Kati, die Tochter eines Pächters, lieben sich. Der Vater hat aber Katis Hand schon dem ihm noch unbekannten Sohne eines Geschäftsfreundes versprochen. Die Mutter steht auf der Seite ihrer Tochter. Trotz der Vorsichtsmaßregeln des Pächters gelingt es den Liebenden, sich im Hause des Vaters ein Stelldichein zu geben, und hier eröffnet ihnen die Mutter, daß der in Aussicht genommene Bräutigam bereits selbigen Tages eintreffen werde, und

zwar in Begleitung des Wachtmeisters, der, ein Bruder des Pächters, nach dreißig Jahren die Seinen wieder besuchen will und dabei über Buchstädt, dem Wohnsitze des Bräutigams, kommt. Es wird beschlossen, Franz soll dem Wachtmeister entgegengehen und als Soldat diesen auf seine Seite zu bringen suchen. Zugleich kommt der Pächter auf die Idee, den Schulmeister des Dorfes, der mit seinen lateinischen Brocken eine höchst komische Rolle spielt, dem Wachtmeister entgegenzuschicken, damit ihn nicht etwa vor seiner Ankunft die Weiber sprechen. Dabei legt er dem Schulmeister besonders ans Herz, auf die Liebhaberei seines Bruders einzugehen und das Gespräch auf Krieg und Kriegsthaten zu bringen. Die komische Verwickelung wird nun dadurch herbeigeführt, daß der designierte Bräutigam Censel (Innocenz), der sich als Tölpel einführt, bei seinem Zusammentreffen mit dem Wachtmeister dessen neue Uniform anzieht und von dem nach diesem Kostümwechsel erscheinenden Schulmeister für den Bruder des Pächters gehalten wird. Censel muß nun wider Willen den Kriegshelden spielen und findet sich dabei mit dem Gedanken ab, daß sich in der ihm aufgenötigten Rolle am besten seine zukünftige Braut beobachten und beurteilen lassen werde. Selbstverständlich findet zwischen Franz und dem Wachtmeister eine Verständigung statt, die darauf hinausläuft, daß dieser sich in die Kleider Censels steckt und die Bräutigamsrolle spielt mit der Absicht, einen möglichst schlechten Eindruck auf Katis Vater zu machen. Daß die List gelingt und sich die Verwickelung schließlich in Wohlgefallen auflöst, braucht nicht gesagt zu werden.

Von den dramatischen Plänen, die den Dichter in der nächsten Zeit beschäftigten, wurde nur „Rosamunde" ausgeführt und bis zum 8. November vollendet. Als Hauptquelle für den Stoff des Trauerspiels ist die 47 vierzeilige Strophen umfassende englische Ballade „Fair Rosamond" zu betrachten. Die wesentlichsten der in seinem Drama verwerteten Motive fand Theodor zum großen Teil bereits in dieser Dichtung vor. Weiteren Anhalt boten ihm seine Studien über die historisch beglaubigte Rosamunde Clifford, eine der Geliebten Heinrichs II. von England (1154—1189) und Mutter seiner beiden natürlichen Söhne Gottfried und Wilhelm Langschwert, an welcher der König, der nur aus politischen Gründen Eleonore von Poitiers geheiratet hatte, mit schwärmerischer Verehrung hing. Drittens benutzte der Dichter die geschichtliche Kunde von der Empörung der Söhne Heinrichs gegen ihren Vater und endlich die nach dem Tode des Königs entstandenen sagenhaften Berichte der fahrenden Sänger, nach denen Heinrich unerkannt als einfacher Ritter mit Rosamunde sich trauen ließ, diese aber von der Königin Eleonore vergiftet wurde.

Aus diesen Elementen gelang es dem Dichter, eine Tragödie zu schaffen, die dem „Zriny" mindestens gleichsteht. Der Erfindungsgabe und dichterischen Gestaltung war hier ein freierer Spielraum gelassen. Die ziemlich verwickelte

Exposition ist vortrefflich durchgeführt, der Aufbau der Handlung außerordentlich geschickt, sodaß der Hörer in der lebendigsten Spannung erhalten wird. Die Charakterzeichnung ist scharf, natürlich-menschlich, niemals ins Uebertriebene gesteigert, die Sprache klangvoll und gemäßigt, das Ganze reich an edlen Gedanken und idealen Anschauungen. „Aus einem minder ergiebigen Stoff," so bemerkt K. Streckfuß richtig, „hat hier der jugendliche Dramatiker, der zur Meisterschaft berufene Künstler, ein bedeutendes und vollendetes Werk der Einbildungskraft, in dessen ganzer Anlage besonnene, dem genialen Schwunge maßgebend zur Seite schwebende Kunst herrscht, zu erschaffen vermocht. Es enthält ein großes Gemälde von gegeneinander streitenden Leidenschaften, worin jede einzelne Zeichnung mit genialen und doch korrekten Zügen hingeworfen erscheint."

Auch in der „Rosamunde" finden sich manche Züge aus des Dichters eigenem Seelenleben. Gleich seiner „Toni" hat „Rosamunde" ein reines, edles, an Würde und jeder weiblichen Tugend reiches Gemüt. Nicht bloß durch die königliche Hoheit ihrer Erscheinung, sondern auch durch ihrer Stimme Zaubermacht weiß sie das menschliche Herz zu erheben und zu rühren. So wird Richard, einer von den Söhnen Heinrichs, durch die Macht ihres Gesanges zuerst in ihren Bann gezogen:

„Da klang ein Zauberton in unsre Seelen
Von dort herüber, der das tiefste Mark
Mit einklangsvoller Seligkeit durchbebte.
Die Pulse stockten mir; ich wagte nicht,
Des Atems leisen Wellenzug zu trinken;
Es wurde jeder Nerve zum Gehör,
Und wie zum Kusse öffnen sich die Lippen,
Wollüstig von der liedbewegten Luft
Den Hauch der Silberstimme einzuatmen.
Da schweigt das Lied — hier tönt es ewig fort."

Der Heldin des Stückes ist zur Seite gestellt der König Heinrich, der durch seinen Heldenmut und seine unermüdliche Sorge für sein Reich ebensogroß dasteht, wie durch sein allen edlen Regungen zugängliches Herz. Rosamundens Gegenbild ist die arglistige und herrschsüchtige Königin. Unter den Söhnen Heinrichs spielt Richard die Hauptrolle. Sein unbeugsamer Stolz und sein maßloser Ehrgeiz treiben ihn ab von der Bahn des Rechtes; aber das Gute, das in ihm ist, gewinnt schließlich die Oberhand, und reuevoll kehrt der verlorene Sohn in die Arme seine Vaters zurück.

Mit besonderer Liebe gezeichnet ist die Figur des alten Ritters Nesle, des treuen Beschützers der Rosamunde, der für seine Herrin in den Tod geht, und das schöne Verhältnis zu seinem Sohne Georg, den er zu seinem Nachfolger in dem bedenklichen Wächteramte ausersehen hat:

„Ich hab' Dich noch als einen schwachen Sprossen
In eine kampfbewegte Zeit gepflanzt;
Du wardst durch Vatersorge nicht verwöhnt,
Kein Wetter ging sturmlos an Dir vorüber,
Ein freier Morgen zog Dich mutig auf;
In Manneskraft als Stamm find' ich Dich wieder.
Du hast Dich selbst fürs Leben ausgeprägt:
Sei stolz, mein Sohn! Du warst Dein eigner Meister."

Die erste Nachricht, daß die Tragödie fertig sei, gab Theodor den Seinen am 14. November, indem er hinzufügt: „Einige geben ihre Vorliebe dem Zriny, andere der Rosamunde; für mich selbst ist sie noch zu neu, um parteilos darüber zu urteilen." Acht Tage später schreibt er: „Meine Rosamunde wird mir immer lieber. Pichlers, Korns, Weißenthurns, Kurländer, kurz alle, außer Humboldts, ziehen die Rosamunde dem Zriny weit vor. Ich glaube jetzt auch mit Sicherheit, die Rosamunde für mein Bestes ausgeben zu können. Humboldts schienen aber wenig damit zufrieden zu sein; vielleicht, daß der kranke Hermann, der schwer am Nervenfieber daniederliegt, sie zu sehr verstimmte."

In ihren „Denkwürdigkeiten (II, 206)" erwähnt Caroline Pichler einer in ihrem Hause veranstalteten Lesung des Stückes: „Lebhaft erinnere ich mich der Lesung der Rosamunde. Er (Theodor) hatte zu Mittag bei uns gegessen und las uns nach Tische das Trauerspiel vor, das voll höchst effektreicher Scenen war und den nicht ganz züchtigen Gegenstand mit einer Zartheit und Rücksicht für seine Geliebte, welcher die Titelrolle bestimmt war, behandelte, wie sie nur in einem reinen Jünglingsherzen wohnen konnte. Auch bei diesem Stücke waren oft auf einer Seite kaum drei oder vier Korrekturen — und sowohl meine Mutter als ich ganz erhoben und entzückt von dem Werke. Am anderen Tage schrieb ich ihm mütterlich dankend für die Freude, welche mir gestern nicht bloß sein Dichtertalent, sondern der Blick in sein schönes Gemüt gegeben. Ein allerliebstes Sonett, in dem er mich, wohl etwas zu hoch, als eine Priesterin in den Tempel des Ruhmes gestellt hatte, erhielt ich dafür, bewahrte es — es war das einzige Blatt von seiner Hand — als kostbares Andenken und habe es dennoch nicht mehr! Verloren im eigentlichen Sinne kann ich es nicht haben; denn es hatte seinen angewiesenen Platz bei ähnlichen Gedichten und Briefen an mich; aber wahrscheinlich wurde es mir abgeborgt unter irgend einem Vorwande und nicht mehr zurückgegeben oder aus der Sammlung entwendet."

Das hier erwähnte Schreiben der mütterlichen Freundin des Dichters lautet:

Den 18. Novbr. abends.

Lieber Körner!

„Noch voll von den großen erhebenden Eindrücken, die Ihr Trauerspiel in meiner Brust hinterlassen hat, setze ich mich hin, um Ihnen erstens zu danken

und zweitens meine Ansichten über das Ganze, die ich sogleich und vor anderen nicht so wohl und so geordnet Ihnen hätte mitteilen können, niederzuschreiben. Sie werden sie in einiger Zeit lesen und darüber nachdenken und vielleicht — ganz verwerfen. Glauben Sie ja nicht, daß mich das beleidigen wird — nein — mir ist meine eigene Ueberzeugung zu heilig, meine Ansichten des Lebens und der Kunst zu sehr mit meinem Innersten verwebt, als daß ich nicht glauben sollte, daß sie bei jedem guten kräftigen Herzen ebenso sein müßten — und sind sie das einmal, wo ist dann die Möglichkeit, die eines anderen, wenn man ihn sonst auch noch so sehr achtete, anzunehmen? Also nicht, um Sie zu Aenderungen an Ihrem schönen Werke zu bewegen, sondern um Ihnen meine Ansichten zur Prüfung vorzulegen, schreite ich zu dieser Auseinandersetzung, die Sie von meiner hohen Achtung für Ihr Talent und von meinem innigen Wohlwollen für das Gemüt, aus dem Charaktere wie Zriny, Rosamunda und Richard entsprungen sind, überzeugen sollen.

Den 19. morgens.

„Zuerst also meinen Dank — meinen warmen, herzlichen, nicht bloß dafür, daß ich teilnehmen konnte an einem vorzüglichen Werke der Dichtkunst, an einem Gebild, zu dem die schönsten, besten Kräfte Ihres Geistes mitgewirkt hatten, sondern vor allem dafür, daß ich durch dies Gebild wie durch einen Spiegel in Ihr Gemüt sehen durfte und den heiligen Sinn für Recht, Pflicht und Tugend drinnen erkannte, der die Achtung, welche Sie mir von jeher einflößten, noch viel vermehrt und mich Ihre Mutter nicht ohne geheimen Neid betrachten läßt. Wahrlich, Ihre Eltern können und müssen glücklich sein durch solche Kinder! Nun aber zu meinen Bemerkungen. Es sind vor allen Dingen zwei Gegenstände, welche unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehen und uns mit lebhaftestem Interesse erfüllen: Rosamundas Schicksal und das Schicksal des Reiches oder vielmehr Heinrich II. als Mensch und König. Hier tritt nun die Frage ein, welches von beiden das Wichtigere oder Interessantere sei — und da (mögen es Ihre 22 meinen 42 vergeben) scheint mir das Reich, das Wohl eines Landes das Vorzüglichere, die Rebellion also und ihre Dämpfung wichtiger, als die Liebesgeschichte des Königs, die ich nach meiner Ansicht jener unterordne. Hieraus entstehen nun folgende Wünsche:

„Erstens: Die verruchte That der Königin, daß sie die eigenen Söhne gegen den König aufwiegelt u. s. w., sollte von diesem selbst schärfer gerügt und die Königin nicht in ihrem Zimmer im Schlosse, sondern im Tower eingesperrt werden, woraus zu entfliehen ihr mehr Mühe und Anstalt kosten müßte: denn im Grunde ist sie eine Staatsverbrecherin.

„Zweitens möchte ich den König selbstthätig an der Dämpfung des Aufruhrs mitwirken sehen, damit er nicht bloß als Liebender, sondern auch als Held erscheine.

„**Drittens** endlich hätte ich die Sterbescene in den Anfang des vierten Aktes und **Rosamundas** Ermordung an den Schluß desselben gewünscht, damit im fünften, wenn das Haus und Herzensglück des Königs zertrümmert ist, er dann seinen Trost in seinen Königspflichten, sein Glück in der Beruhigung seiner Länder, in Richards wunderschöner Unterwerfung fände, und der Mensch sich im Könige gleichsam verlöre und verklärte! So, glaube ich, würde auch die also genannte **Reinigung der Affekte** noch deutlicher hervorgehen. Freilich heißt Ihr Stück **Rosamunda** und nicht **Heinrich**, und ich begreife wohl, daß mit ihrem Tode der größte Teil des Interesses aufhört; dennoch kann ich mich des Wunsches nicht erwehren, daß dieser Tod für Heinrich ein Uebergang in ein höheres Leben und Wirken werde, und wenn es auch schwer wäre, das Stück auf diese Art umzuformen, so wüßte ich doch nichts so Schwieriges, was ich mir von Ihrem Genie nicht zu fordern traute. Eben darum trag ich Ihnen meine Wünsche vor; einem anderen würde ich gesagt haben: Schön, schön! und mir dazu denken: Laßt uns froh sein, daß er es so weit gebracht hat!

„Nicht wahr, lieber Körner, Sie nehmen mir's nicht übel, daß ich so aufrichtig mit Ihnen bin? Ich will ja nichts bessern oder tadeln an einem Werke, was so schön, so ergreifend ist, daß einige Momente desselben noch heute in meiner Brust nachleben und die Ueberzeugung in mir hervorgebracht haben (die Sie für kein Kompliment, keine gedankenlose Höflichkeit halten müssen), daß ich nie im stande sein würde, etwas so Lebendiges, Feuriges, Tiefeindringendes zu dichten, wie dies Stück oder wenigstens wie die drei ersten Akte desselben — und ein Teil des fünften. Ich habe dasselbe gestern meinem Manne gesagt und ich denke es bestimmt so. Vor allem wird mir die Schlußscene des zweiten Aktes — die Scene zwischen Heinrich und Rosamunda im dritten und Richards Unterwerfung im fünften unvergeßlich bleiben.

„Und nun leben Sie wohl und zeigen Sie mir, daß Sie mir nicht nachtragen, indem Sie mich recht bald besuchen.

C. Pichler.“

Auch bei Schlegels, bei der Pereira, sowie beim Grafen Fries wurde das Stück vorgelesen. Die ersteren zogen den Stoff des „Zriny“, aber die Behandlung der „Rosamunde“ vor. Der Vater sprach sich zunächst, wie folgt, über das Stück aus: „Ich kann jetzt nur nach dem ersten Lesen urteilen und behalte mir künftig vor, mehr ins Detail zu gehen. Der Totaleindruck befriedigte mich sehr, und ich bemerke mit Freuden, daß Du hier weniger dem Stoffe und mehr Deiner Bearbeitung verdankst. Ein sehr glücklicher Gedanke scheint mir, daß Du den Richard so sehr heraushebst. Etwas Kräftiges mußte der peinlichen Hauptsituation entgegengesetzt werden. Rosamunde ist edel und zart gehalten und das Weinerliche vermieden. Heinrich hebt sich an mehreren Stellen, besonders durch die

Begeisterung für England. Auch die Nebenpersonen sind nicht vernachlässigt, und Georgs heimliche Leidenschaft für Rosamunde, die nur geahnt wird, macht eine schöne Wirkung. In der Diktion fand ich beinahe zu viel Schmuck, manchmal vielleicht einen Ueberfluß von Bildern, nicht bloß bei Richard, sondern auch bei dem alten Ritter. Ich sehe die Notwendigkeit nicht ein, warum man zwischen Zriny und Rosamunde entscheiden muß. Es sind Produkte verschiedener Art, die eigentlich nicht zu vergleichen sind. Je weiter Du fortschreitest, desto weniger wird man eine einzige Manier in Deinen Werken finden. Jedem Stoffe wirst Du die Form geben, die er fordert. Es giebt so vielerlei Gattungen dramatischer Gedichte, als es mannigfaltige Stoffe giebt. Dem männlichen Heroismus im Zriny steht hier ein weiblicher gegenüber. Dort bilden die Frauen den Kontrast, hier ein leidenschaftlicher Fürstensohn von edler Art. — In der Rosamunde, besonders in Heinrichs Monolog, habe ich einige Stellen gefunden, die an das mineralogische Studium in Freiberg erinnern."

Die in Aussicht gestellte eingehendere Kritik des Vaters erfolgte am 20. Januar. „Lieber Sohn! Heute zuerst von Rosamunde. Beim zweiten Lesen wirkte das Ganze auf mich schön und ergreifend. Die Hauptfigur einer weiblichen Heldin trat glänzend aus dem Gemälde heraus, und die umgebenden Gestalten waren ihrer nicht unwert. Heinrichs Charakter war einer der schwierigsten. Er täuscht ein edles weibliches Wesen und vermag sie als König nicht einmal vor Mord zu schützen. Gleichwohl soll er eine tiefe Leidenschaft eingeflößt haben. Sein historischer Charakter war für die Poesie wohl nicht zu brauchen. Nach dem, was ich von seiner Geschichte weiß, war etwas Trotziges und Verzagtes in ihm, was Deinem Stücke geschadet hätte. Es war Dir erlaubt, ihn zu verschönern. Richard hast Du brav dargestellt, und, wie ich Dir schon geschrieben habe, halte ich die Idee für sehr glücklich, durch die Erscheinung dieser kräftigen Natur das Peinliche des Stoffs zu unterbrechen. — Eleonora war keine leichte Aufgabe. Sie sollte nicht Karikatur werden. Ihre frühere Geschichte gab ihr eine gewisse Aehnlichkeit mit Isabeau, die man auch zu vermeiden hatte. Je mehr ihr Mord und ihre Verschwörung durch Heinrichs Betragen motiviert wurde, desto mehr verlor dieser, der nicht sinken durfte. Es blieb fast nichts übrig, als sie in ein gewisses Helldunkel zu stellen. — Nesle ist eine Gestalt, bei der man gern verweilt. Sein Tod nimmt etwas viel Raum ein, und man wird vielleicht tadeln, daß er beinahe den ganzen vierten Akt ausfüllt. Indessen erlangst Du dadurch manche Vorteile. Rosamunde erscheint dabei sehr liebenswürdig, und der fünfte Akt wird gleichsam musikalisch vorbereitet. Unter Heinrichs Söhnen konnten Heinrich und Gottfried nur angedeutet werden. Letzteren hättest Du vielleicht durch einen Zug mehr bezeichnen können. Johann ist sehr interessant; aber manchen wird es vielleicht stören, wenn er sich erinnert, daß dieser Johann nachher als König eine so niedrige

Rolle spielte. — Georg ist eine sehr gelungene Nebenfigur, bedeutend und anziehend, ohne die anderen zu verdunkeln. — Armand würde gewinnen, wenn er entweder bloß Werkzeug Eleonores aus blinder Anhänglichkeit wäre oder als Ratgeber einen besonderen Grund hätte, Heinrich zu hassen. — William scheint mir fast zu vernachlässigt, da er doch als Richards Freund aufgeführt wird. — An der Anordnung wüßte ich nichts auszusetzen, und daß der vierte Akt viel kürzer als die anderen und weniger reichhaltig ist, stört auch nicht. Es bedurfte eines Zwischenraumes für die Begebenheiten, die zu Anfang des fünften Aktes erzählt werden, und es mußte inmittelst etwas erscheinen, was weder zu fremdartig war, noch den Effekt des fünften Aktes schwächte. Vielleicht hättest Du Richard in Frankreich als Krieger darstellen können; aber dies hätte die Aufmerksamkeit zu sehr zerstreut. Bei dem Anfange des Stückes hätte ich gewünscht, daß Heinrichs Macht als König mehr ins Licht gestellt worden wäre, um seinen Uebermut gegen den Zwang des Gesetzes und der Sitte mehr zu motivieren. Kaiser Friedrich I. war sein Zeitgenosse; aber im Jahre 1168 führte er unglückliche Kriege in Italien, während Heinrich in England siegreich herrschte. Heinrichs II. Tochter war an Heinrich den Löwen vermählt. Es ließe sich denken, daß Heinrich auf Friedrichs I. Ruhm eifersüchtig gewesen wäre und sich nun auf einer höheren Stufe fühlte. Die Liebe zu Rosamunde fällt sogar ungefähr in diese Zeit. — Nun zu einzelnen Stellen: I. A. Sc. 1. William wiederholt das: „Bedenkt". Sollte er nichts anderes zu sagen haben? — Sc. 8. „Eleonore, ich kenne Euch zu gut, um nicht". Wäre nicht besser: ‚Zu gut kenne ich Euch, Königin, um nicht.' — II. A. Sc. 2. Richard. „Verachten u. s. w., wie Fluch und wie Verdammnis". Sind hier nicht zu viel Worte für den tiefen Eindruck des Worts: Verachten auf Richard? — Sc. 8. Der Gedanke ist gut, daß die Ahnung von Heinrichs Ankunft sich in das Erscheinen gleichsam verliert; nur wünscht ich noch etwas Sinnliches in der Ausführung, worauf sich die Idee der Nähe gründet. — III. A. Sc. 1. Warum erleichtert William dem Armand die Unterredung mit Richard und giebt ihm Winke? Kennt er denn den Günstling der Königin gar nicht? — Die „Schicksalsglocke" will mir nicht gefallen. — Einen kleinen Nachtrag zu dieser Kritik giebt der Vater dann noch am 8. Februar: „In der ersten Scene des ersten Aktes von Rosamunde habe ich neulich noch bemerkt, daß zweimal nacheinander ‚Trinken' von dem Atem und der Stimme vorkommt. Könnte man nicht das zweite Mal setzen: Den Laut der Silberstimme einzusaugen?"

Dem Beifalle des Vaters schloß sich auch Böttiger, wie überhaupt die zeitgenössische Kritik an, die in diesem Stücke ein sicheres, zielbewußtes Fortschreiten des Dichters erblickte. Eine Aufführung der Rosamunde sollte dieser nicht mehr erleben. Mit seinem Fortgange von Wien war auch das Schicksal des Stückes

entschieden: an der Burg ging es nicht über die Bretter. Erst im letzten Monat desselben Jahres — am 3. Dezember — wurde es in Wien, und zwar im Theater an der Wien, aufgeführt.

Noch bevor die „Rosamunde" vollendet worden war, hatte Theodor seinen letzten und glücklichsten Geburtstag gefeiert. In den Gratulationen der Eltern spricht sich deren Glück und Stolz auf die Erfolge des Sohnes aus.

„Du feierst," schreibt der Vater am 21. September, „Deinen Geburtstag diesmal unter sehr günstigen Umständen. — Du kannst, ohne Dir Vorwürfe zu machen, viel mehr mit Zufriedenheit auf das vergangene Jahr zurücksehen. Du bist thätig gewesen und hast in der Kunst, sowie in Deiner persönlichen Ausbildung bedeutende Fortschritte gemacht. Deine Produkte haben den Beifall der Menge erlangt und sind von Sachverständigen geschätzt worden. Deinen Eltern hast Du viel Freude gemacht, und sie sehen für Dich einer glücklichen Zukunft entgegen. Mit frohen Aussichten werden wir Deinen Tag feiern, werden Gott danken für alles, was er uns in Dir gegeben hat und noch zu geben verspricht, und die Hoffnung, Dich bald wieder zu sehen, wird uns die Trennung erträglich machen. Ich drücke Dich im Geist an die Brust und gebe Dir meinen besten Segen." Der Brief der Mutter lautet: „Gott segne Dich mit seinem reichsten Segen, mein teurer Sohn! Mit Dank gegen den Allmächtigen seh ich dem Tag entgegen, der Dich uns gab; bleib so gut, so edel, wie Du bist, und Deinen glücklichen Eltern bleibt nichts zu wünschen übrig! Möchte der Tag Deiner Geburt Dir froh und heiter vorübergehn! Denk, daß unsere Herzen bei Dir seien und jeden frohen Genuß mit Dir teilen! Sag Deiner Toni viel Herzliches! — Der gute Baumann wird Dir eine kleine Erinnerung dieses Tages geben; ich wünsche, er hat Deinen Geschmack getroffen."

Ueberglücklich schildert dann der Dichter am 23. September den Morgen seines Geburtstages und die Gefühle der herzlichsten Freude und des innigsten Dankes: „Ihr Lieben! Mit dem Morgen meines Geburtstages sind mir tausend liebe Erinnerungen in dem Herzen erwacht; und welche von allen könnte mir süßer sein, als Die an Euch, an Eure Liebe, an Euer Andenken in dieser festlichen Stunde. — Den ersten Gruß brachte mir Herrl, indem er mir in Deinem Namen, liebster Vater, eine schöne tonkräftige Guitarre überreichte. Zugleich hatte meine gute Toni ihm einen Rosenstock, ein Guitarrenband mit der Aufschrift: ‚Zum Angebinde von Deinem Vater', und ein wunderzierliches Armband von ihren Haaren, mit unseren Monatssteinen geziert, für mich übergeben. Gleich darauf erschien Baumanns Diener und brachte mir Eure lieben Geschenke, die ich in diesem Augenblicke schon an mir trage. — Tausend Dank Euch allen für die Ueberraschung! Ich habe mir dabei so leicht träumen können, ich wäre schon bei Euch und könnte Euch meinen Dank in einer herzlichen Umarmung ausdrücken. —

Noch nie hat mich ein 23. September so glücklich gefunden. Der Kranz der Liebe ist um mich geschlungen, und alle Blüten, die Ihr in mir erzogen habt, hat die Sonnenzeit meines heiligsten Gefühls, hat meine Toni mir zum ewigen Frühling aufgeküßt. — Ich fordere den auf, der glücklicher sich rühmen kann! — Neues wüßt ich nicht; es fällt mir auch nichts ein, und das Gefühl meines Glücks, das mich heut so klar, so herzlich anspricht, verbietet mir alle anderen Gedanken.“ Zugleich bittet er die Seinen, sie möchten ihm doch etwas von seinen langen Haaren, welche die Mutter aufbewahre, zusenden: er wolle daraus gern für seine Toni ein Armband machen lassen.

Nur zu schnell verflossen dem Dichter die Tage des sonnigsten Glücks. Nachdem Toni seine erklärte Braut geworden, genoß er in ihrem erheiternden Umgange die ganze Seligkeit seines Liebesglücks. „Wir singen jetzt alle Tage,“ so schreibt er am 3. Oktober, „Duette zusammen. Das Duett aus der Vestalin: ‚Mich will der Freund‘ ist unser Paradestück.“ Daneben liest er mit ihr die Undine, diese „liebenswürdige Blüte der Romantik“.

Das musikalische Ereignis des Tages war die Aufführung von Händels „Alexanderfest“, bei der auch Theodor mitwirkte. „Fünfhundert Dilettanten,“ so schreibt er darüber an die Eltern, „werden die Produktion besorgen, allein siebzig Bässe, deren einer ich bin. Das Ganze ist zum Vorteil der Gesellschaft adliger Frauen. Bis jetzt bestanden die Proben in den einzelnen Stimmenabteilungen; so haben wir Bässe zweimal ganz allein probiert. Ich kann nicht beschreiben, wie gut es geht, wenn man bedenkt, daß wir noch nie zusammen gesungen haben. Es ist aber ein Eifer, eine Begeisterung da, die man schwerlich anderswo finden würde. Streicher dirigiert das Ganze; er ist Enthusiast im höchsten Grade. Morgen (1. November) ist die erste allgemeine Probe der Singstimmen. Einen großen Effekt in dem einen Chor macht das angehaltene Contra-Es der Bässe, was durch die Menge der Sänger zu einer kräftigen metallenen Stärke anwächst. Die Musiker von Profession ärgern sich sehr über unseren Eifer. Die Singpartieen hat Streicher gleich mit dem Steindruck drucken lassen. Wirklich ehrwürdig im höchsten Grade ist diese Gesellschaft adliger Frauen, die 2000 wirklich beschäftigte und 14000 zahlende Mitglieder hat; dennoch erstreckt sie sich jetzt nur über die Provinz Oesterreich.“ Im großen Rittersaale in der Burg finden die Proben statt; den beiden ersten wohnen sogar von Anfang bis zu Ende der Kaiser und die Kaiserin bei. „Es macht einen ungeheuren Effekt. Schwierig wird das Taktieren für Streicher, da er so weit von Schuppanzigh, der das Orchester dirigiert, steht, daß die Entfernung immer anfangs einige Differenz zwischen dem Vokale und dem Instrumentale im Takte macht. Die Arien sind interessanter, als ich gedacht habe, und werden sehr brav gesungen; jedoch würde ich einige weglassen, wenn ich etwas zu sagen hätte. Es kommen z. B. drei Baß-Arien

auf einander, ohne auch nur einen Chor dazwischen zu haben. Der Kaiser hat sich so an uns ergötzt, daß er nach geendigter Probe den Fürsten Trautmannsdorf heruntersandte, um uns seine Zufriedenheit zu erkennen zu geben und zugleich der Gesellschaft zu verkündigen, er nehme alle Kosten der Produktion auf sich, sodaß nun der reine Ertrag an der Kasse gleich für die Armen bleibt."

Am 27. November ist Generalprobe. Theodor, der sich vom Singen losgemacht hat, weilt als Zuhörer im Parterre. „Solchen Sturm der Begeisterung," schreibt er, „habe ich lange nicht gefühlt. Der Chor: ‚Brich die Bande seines Schlummers' — nein, über diesen Chor geht nichts." Und als dann Anfang Dezember zwei Aufführungen stattgefunden, hat er kaum Worte genug, um den großen Eindruck, den sie gemacht, und den gewaltigen Enthusiasmus, mit dem sie aufgenommen wurden, zu schildern. Ein aus neun Stanzen bestehendes Gedicht, das er zum Preise der Komposition und deren Aufführung verfaßte, fand allgemeinen Anklang. Streicher, dessen rastloses Mühen er in einer besonderen Strophe pries, war davon so gerührt, daß er ihm mit Thränen in den Augen dankte. Am Schluß des Gedichtes brachte Theodor auch dem Kaiserhause eine Huldigung dar für die vom Hofe dem Unternehmen gewidmete Unterstützung:

„Doch manches blieb der ungeprüften Stunde,
Was ihren Wünschen rauh entgegenstand.
Zum Throne unsers Kaisers kam die Kunde;
Unaufgefordert reichte er die Hand
Und trat begeistert zu dem schönen Bunde: —
Heil Dir, mein Volk! Heil Dir, mein Vaterland!
Solange solche Kaiser auf den Thronen
Und Kunst und Liebe in den Herzen wohnen!"

Edlere Früchte als dieses poetische Kompliment zeitigte die lyrische Muse des Dichters in den dem Erzherzoge Karl geltenden Gedichten, zu denen ein Besuch des Schlachtfeldes von Aspern vielleicht die äußere Anregung gegeben hatte.

In dem ersten dieser den Kampf für Freiheit und Vaterland feiernden Gedichten „Hoch lebe das Haus Oesterreich" ist der Name des Erzherzogs selbst nicht genannt, wohl aber in dem zweiten Gedichte „Auf dem Schlachtfelde von Aspern", in dem der Besieger Napoleons begeistert gefeiert wird:

„Aspern klingt's, und Karl klingt's siegestrunken,
Wo nur deutsch die Lippe lallen kann.
Nein, Germanien ist nicht gesunken,
Hat noch einen Tag und einen Mann.

Und solange deutsche Ströme sausen,
Und solange deutsche Lieder brausen,
Gelten diese Namen ihren Klang.

Was die Tage auch zerschmettert haben,
Karl und Aspern ist ins Herz gegraben,
Karl und Aspern donnert im Gesang.
Mag der Staub gefall'ner Helden modern,
Die dem großen Tode sich geweiht:
Ihres Ruhmes Flammenzüge lodern
In dem Tempel der Unsterblichkeit."

Beide Gedichte übersandte der Dichter mit einer aus acht Distichen bestehenden Widmung dem Erzherzoge selbst. In dieser Widmung spricht der Sänger aus, was er bisher wortlos unter dem Druck der Verhältnisse in seinem Innern begraben hat:

„Was der verwegenen Hand gebot, in die Saiten zu schlagen,
Was mein jugendlich Herz tief in Entzückung getaucht,
Dieser Begeisterung Sturm, er schlummert nirgends; es mangelt
Nie der Brust das Gefühl, nur dem Gefühle das Wort.
Manche schweigen wohl auch, weil die Zeit das Schweigen gebiete,
Weil der drängende Tag scheuche den glücklichen Mut:
Aber die Zeit will ich sehn und den Tag, der gebieten kann, frostig,
Kalt und besonnen zu sein, wenn mich Entzückung durchglüht,
Wenn mein germanischer Stolz sich beugt dem germanischen Helden,
Der auf dem Altar des Siegs Funken und Flammen geweckt."

Auch eine Komposition des in der Schlacht bei Saalfeld (10. Oktober 1806) gefallenen Prinzen Louis Ferdinand weckte in dem Dichter „den vaterländischen Schmerz". In einem um das Ende des Jahres 1812 entstandenen Gedichte verherrlichte er den jugendlichen Fürsten, der „nun im freien Land der Töne lebe".

Der Dank für seine patriotischen Dichtungen sollte nicht ausbleiben. Am 4. Januar ließ ihn der Erzherzog Karl durch seinen Adjutanten nach seinem Palais abholen. Ueber eine halbe Stunde sprach er auf das gütigste und herzlichste mit Körner, größtenteils über Litteratur, zuletzt aber über „Meinungen und Gesinnungen", wobei dem Dichter, wie er nach Hause berichtet, „gewaltig das Herz aufging, und er frisch von der Seele weg schwatzte, was den Herzog sehr zu freuen schien". Mit den Worten, es sei ihm lieb, solch wackeren, jungen Deutschen kennen gelernt zu haben, entließ ihn sein hoher Gönner.

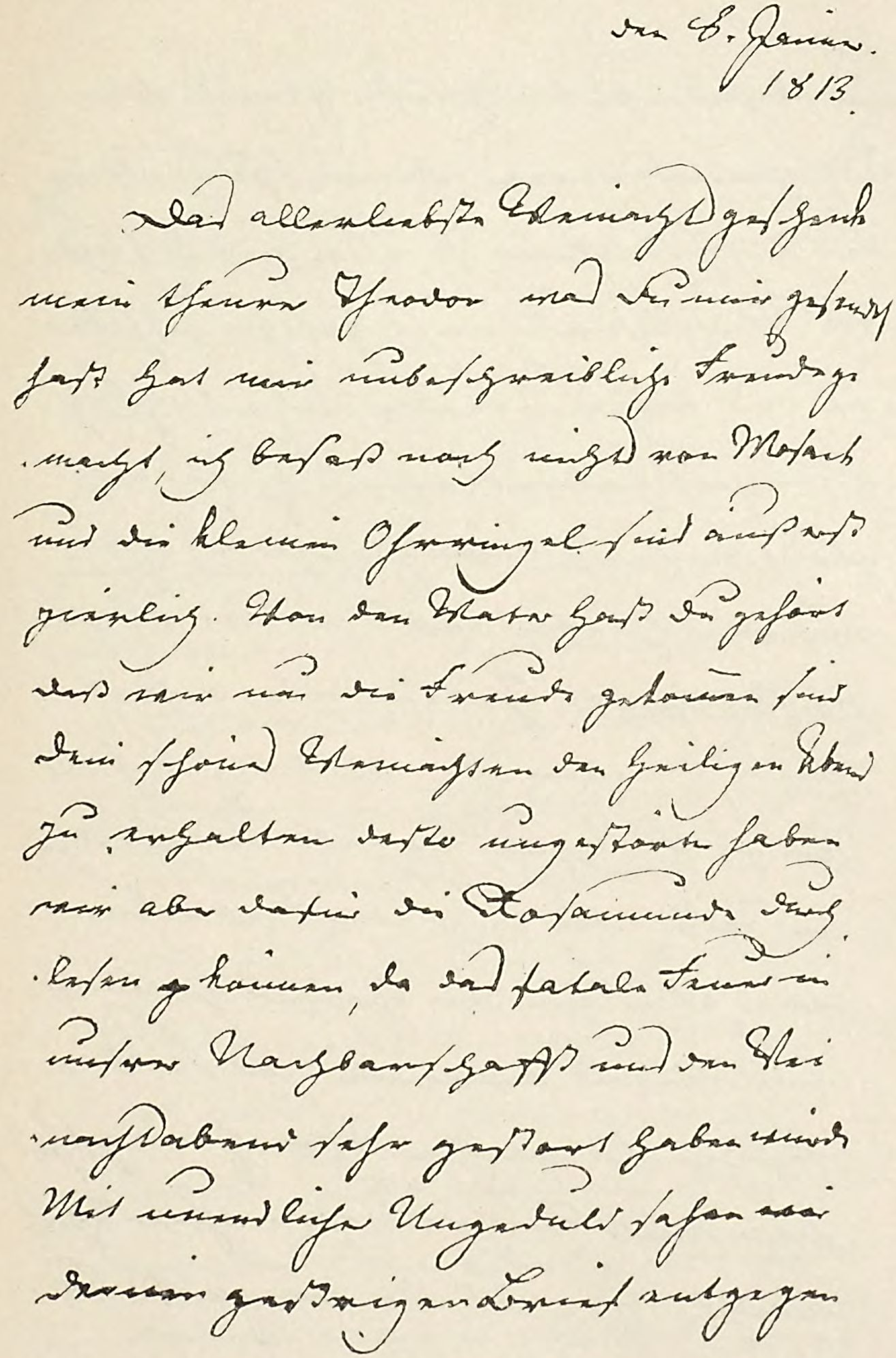
Die Aufführung des Zriny zog sich, wie wir wissen (S. 357), in die Länge. Der Dichter war darüber nicht gerade ungehalten, da die Verzögerung einen Grund abgab, seine Abreise aufzuschieben. Die Eltern hatten erwartet, daß er noch vor Weihnachten nach Hause kommen und zu Anfang des neuen Jahres sich nach Weimar begeben werde, fügten sich aber dem Wunsche des Sohnes um so leichter, als die politische Lage immer kritischer wurde. Ende November schrieb Theodor nach Hause, daß der Zriny in vierzehn Tagen aufgeführt werden solle. „Dann warte ich," fügt er hinzu, „noch die Hedwig ab und gehe fort. Mit welchem

schweren Herzen, mag ich Euch nicht beschreiben. Ich amüsiere mich jetzt glänzend hier, bin immer auf eine Woche voraus engagiert und so zu sagen recht in der Mode. Bei Arnsteins werden jetzt einige Scenen aus dem Wallenstein einstudiert, und ich stelle den schwedischen Hauptmann vor." In der Antwort des Vaters vom 11. Dezember heißt es dann: „Es wäre recht schön gewesen, wenn Du am Weihnachtsabend Dich selbst geschenkt hättest; aber es sind jetzt Zeiten, wo man sich oft seine liebsten Wünsche versagen muß. Du wirst Dich wundern, wenn Du erfährst, daß mir der Aufschub Deiner Abreise lieb ist, und daß ich eben im Begriff war, Dich zu bitten, länger in Wien zu bleiben. Aus nicht ästhetischen Gründen, die ich Dir künftig eröffnen werde, bist Du jetzt dort besser aufgehoben, als in Weimar. Dies kann sich vielleicht bald ändern, und ich schreibe Dir dann weiter darüber."

Die Besorgnisse des Vaters wurden aber nicht so bald zerstreut. Am 18. Januar rät er wieder zum Bleiben: „Mein Bedenken gegen Deine Reise kann sich vielleicht in einigen Wochen heben; wenn Deine neuen Verhältnisse (Theodor war inzwischen zum Hoftheaterdichter ernannt worden) Dich nötigen, bis zum Sommer in Wien zu bleiben, so ist nichts dagegen zu sagen."

So blieb denn Theodor in Wien und wandte sich neuen dramatischen Plänen zu. Nachdem er die „lombardische Rosamunde" (sieh S. 371) ganz aufgegeben hatte, beschäftigte ihn der Plan zu einem anderen Operntext „Luitgarde". Außer dem Scenarium sind aber nur neun Scenen des ersten Aktes fertig geworden. Luitgarde ist die liebreizende Gemahlin des Herzogs Konrad von Lothringen, zugleich aber auch die angebetete Herzensdame eines Grafen Burkhard, und dieses Verhältnis wird zu dem tragischen Konflikt zugespitzt, mit dem das um 950 n. Chr. spielende Stück seinen Höhepunkt erreicht. Aus einem anderen Plane, der ihn damals beschäftigte und der den Opfertod des Decius zum Gegenstande hatte, ist gar nichts geworden.

Seine lyrische Muse wurde um Weihnachten durch allerlei Gelegenheitsgedichte in Anspruch genommen. „Die Verse, die ich alle zu Weihnachten habe machen müssen, gehen in keine Scheune; ich kann den Sand am Meere leichter an den Fingern herzählen." Auch Toni ging dabei nicht leer aus. „Mit den Knospen" ist das Gedicht überschrieben, das seine bescheidene Festgabe (Die Knospen) begleitete. Den Weihnachtsabend konnte er nicht mit ihr zusammen verbringen, da sie sich nicht wohl fühlte und ihm deshalb die ihm zugedachten Kleinigkeiten auch nicht selbst einhändigen konnte. Die Eltern ließen ihre auf das Praktische gerichtete Bescherung durch Baumann ausrichten, der die Schwächen der Garderobe des Dichters kannte und sich „sehr geschickt mit Schnupftüchern, Halstüchern und einigen Strümpfen" bei ihm einstellte. Eine scherzhafte Bescherung wurde ihm nebenbei in der Gesellschaft der Frau v. Pereira zu teil, zu der er gebeten worden


den 8. Januar.
1813.

Das allerliebste Weinachtsgeschenk mein theurer Theodor und Du mir gesandt hast hat mir unbeschreibliche Freude gemacht, ich besaß noch nichts von Mozart und die kleinen Ohrringel sind äußerst zierlich. Von der Mutter hast Du gehört daß wir um die Freude gekommen sind Dein schönes Weinachten den Heiligen Abend zu erhalten desto ungestörter haben wir aber dafür die Rosamunde durchlesen können, da das fatale Feuer in unserer Nachbarschaft und den Weinachtabend sehr gestört haben würde. Mit unendlicher Ungeduld sehen wir deinem gestrigen Briefe entgegen

Brief Emmas vom 8. Januar 1813.

und obgleich es ein großer Genuß für
uns gewesen wäre, Damen Schauspielerinnen
mit beÿ zu wohnen so ist es mir doch lieb
die Aufführung nicht gesehen zu haben
da die beÿden Weiber mich entsetzlich
geärgert haben würden. Es war mir
gleich äußerst unangenehm als wir
von dir hörten daß Cavalier Damen
die Rolle der Helden übernehmen
würden, da mir ihr matter gedehnter
Ton in der Agnes Sorel und Bertha,
im Tell, noch in gutem Andenken
war aber von der Gräfin hätte ich
mir etwas erwartet, da Kölle,
welcher sie noch in Mannheim gesehen
sehr viel Rühmens von ihrem Spiel
macht. Es muß dir ein großer Be-

, wie sehr der Erfolg deines Stückes freut, mein Theodor, daß trotz der mangelhaften Besetzung so vieler bedeutenden Rollen (den Herrn la Roche als Ulama will ich auch nicht ansehen) es doch seine Wirkung auf das Publikum nicht verfehlt hat; aber ich beschwöre dich, wenn auch die Damen durch ihr gedachtes Spiel manche Längen herumgebracht haben, ja nicht seine zu streichen, wenigstens sie in der ersten Form drucken zu lassen. Rosamunde, die mich sehr begeistert hat, habe ich in Gedanken schon besetzt, und Koberwein den Richard gegeben, Korn aber den König, die Frauen werden aber an der Burg

dem Hause und der Kirchthüre vortrefflich behagt sein. Die Johanna wäre eine schöne Stelle für den Jüngern, wenn sie ihr nicht zu klein ist.

Mutter und Tante sagen dir tausend herzliche Grüße, lebe wohl mein geliebter Theodor

Ewig dein Körner

war und bei der jedem Gaste eine Scherzgabe überreicht wurde. Theodor erhielt eine große Puppe, als Helene von Zriny ausstaffiert, mit allen Instrumenten zum Morden und Zerstören, nebst einem sehr artigen Gedicht von schönen Händen. Bei dieser Gelegenheit lernte er auch den an der Stephanskirche angestellten Chorherrn Jakob Kühnel kennen, mit dem er sich in eine lebhafte, auch das religiöse Gebiet streifende Unterhaltung einließ. Der geistliche Herr war von der Art des Dichters so erbaut, daß er seiner Wertschätzung in einem Gedichte Ausdruck gab, das er diesem am folgenden Tage zusandte:

„Steig', junger Aar! Dich wird der Aether tragen!
Der Sonne warmen Glanz trinkst Du mit Lust,
Und wie die Fittiche die Lüfte schlagen,
So schlägt das Herz Dir kräftig in der Brust.

Steig', edler Aar! Der Menschheit gute Geister,
Lieb', Freundschaft, Vaterland, Religion,
Umschweben Dich und grüßen bald Dich: Meister.
O sei es stets nach deutscher Art, mein Sohn!

Der Lieb' entfuhr dies heil'ge Wort, dies reine:
O deut' es wohl, wie ich es achtend meine!
Der neue ält're Freund, wie nännt' er Dich? —
Fort mit dem Namen! — Eines dränget mich:
Gelingen soll Dir stets das Ungemeine,
Und dazu segne Dich mein Gott; er ist der Deine."

Das nächste Fest, das Theodor feierte, war der Geburtstag seiner Braut. Er hatte sich malen lassen und schenkte ihr das, wie er selbst sagt, „glücklich getroffene" Bildnis, das aber leider nicht mehr erhalten ist. Von Dresden traf ein Schmuck ein, begleitet von einem herzlichen Briefe der Mutter. Toni war davon tief gerührt und dankte mit folgenden gemütvollen Worten:

„Meine gütige Mutter!

Nicht für das schöne, geschmackvolle Angebinde, nein, für Ihre himmlische Güte danke ich. Eine Kette! Eine Kette von Wohlwollen ist es, die Sie um mich ziehen, deren letztes Glied unauflöslich fest gezaubert ist. Ich fühle es, ich bin an Herzen geknüpft, die mich nur freiwillig verstoßen müssen, um mir das Wort Trennung begreiflich zu machen, und nicht wahr, meine Mutter, das werden Sie nie? Sie werden mir immer erlauben, Sie zu lieben? Ich habe Ihnen freilich gar nichts anzubieten, was Ihnen das Glück meines geliebten Theodors sicherte, als — Liebe, aber herzliche, reine, wahre Liebe: weder Verstand noch Witz, weder Talente noch Reichtum, ein Herz voll Liebe und Treue, voll vom Bilde meiner Mutter, deren Ebenbild zu werden ich mich bestrebe. Ich will Gott um Kraft für mich, um Geduld für meinen Theodor anflehen, bis ich nur halb so gut, so milde und liebevoll bin wie meine Mutter." Weiteres zu schreiben,

wurde Toni zunächst durch Besuche verhindert; und als dann auch Theodor eintraf, um den Brief abzuholen, nahm er denselben, da er nicht bis zum nächsten Posttage warten wollte, unvollendet, wie er war, mit und schloß ihn im Namen seiner Braut mit der herzlichsten Beteuerung ihrer kindlichen Liebe.

Das Jahr 1812 ging zu Ende, und voller Befriedigung konnte Theodor darauf zurückblicken. Er galt allgemein für einen Günstling des Glücks, und gleichwohl hatte er über Neid und Kabalen in seinen theatralischen Verhältnissen nicht zu klagen. Durch anspruchslosen Frohsinn und kleine Gefälligkeiten hatte er es verstanden, fast mit allen Kunstgenossen im besten Vernehmen zu bleiben. Im Vollgefühl seines Glückes wünscht er den Eltern zum neuen Jahre das gleiche Maß von Glückseligkeit, das ihm zu teil geworden.

Auch dem Vater hatte das verflossene Jahr die Erfüllung vieler seiner Wünsche gebracht. Die amtliche Stellung, die er nun wieder bekleidete, sagte ihm zu; seine litterarische Thätigkeit hatte gute Früchte gezeitigt, und die Familie war von Krankheiten und Ungemach verschont geblieben. Unerfüllt war freilich die Hoffnung auf Theodors Rückkunft geblieben, zum besonderen Leidwesen Emmas, die aus der Erinnerung ein Bildnis Tonis zu malen angefangen hatte, aber es erst zu vollenden gedachte, wenn Theodor einträfe und ihr zur Berichtigung der Gesichtszüge behülflich sein werde.

Von dem, was das Jahr 1812 an litterarischen Erscheinungen neues gebracht hatte, nahm der zweite Teil von „Dichtung und Wahrheit" zumeist das Interesse Körners in Anspruch. Goethe hatte ihm den Band selbst übersandt und dankte ihm für die dem Werke gespendete Anerkennung mit warmen Worten. „Auch wir, mein Bester," fügt er hinzu, „haben gute Zeiten zusammen verlebt, und ich habe höchst Ursache, jener Epoche mit Liebe und Treue zu gedenken. — Erhalten Sie mir, meinen älteren und neuesten Produktionen in Ihrem Kreis ein freundliches Andenken!" Auch an B. Webers Lehrbuch der politischen Oekonomie und den darin begründeten liberalen Ideen hatte Körner seine Freude, meint aber, daß sich über manches noch streiten ließe, daß bei einzelnen Punkten auch größere Ausführlichkeit am Platze gewesen wäre.

Wenig befriedigt dagegen hatte ihn die Lektüre von „Johannes Müllers Briefen an seinen Bruder". „Ich begreife nicht," so schreibt er am 18. Dezember an Theodor, „wie man einige davon zum Druck bestimmt hat. Ueberhaupt erscheint der deutsche Gelehrte selten zu seinem Vorteil in vertraulichen Briefen, weil er sich darin oft zu sehr ohne Toilette zeigt. Und bei Müllern war sie in der letzten Zeit allerdings nicht überflüssig, um seine Schwächen zu überkleiden. Aber hier liegt alles offen da, Inkonsequenz, Mutlosigkeit, Eitelkeit, verbunden mit innerer Scham, die man zu übertäuben sucht. Es ist eine traurige Erscheinung."

Zu Anfang des Jahres 1813 erfolgte die Ernennung Theodors zum k. k. Hoftheaterdichter. Sie hatte ein Vorspiel, indem dem Dichter nach dem durchschlagenden Erfolge seines Zriny von dem Grafen Pallfy Anerbietungen gemacht worden waren, die darauf hinausliefen, ihn als Dramaturgen für das Theater an der Wien zu gewinnen. Als Fürst Lobkowitz davon gehört hatte, säumte er nicht, sich des Dichters für das Burgtheater zu versichern. In ökonomischer Hinsicht war das Anerbieten des Grafen Pallfy günstiger; aber Theodor schlug doch die Ehre der Hofstellung und auch die Qualität der Zuhörerschaft an der Burg höher an, als den materiellen Vorteil. „Draußen," so äußert er sich den Eltern gegenüber, „durfte ich nur für Coulissenreißer schreiben; in der Stadt liegt das komische und tragische Feld in gleicher Freiheit vor mir." So schloß er denn am 9. Januar mit Fürst Lobkowitz den Vertrag ab, auf Grund dessen er sich verpflichtete, jährlich zwei große Stücke, wovon jedes einen Abend ausfüllen sollte, und zwei kleine Nachspiele zu liefern und außerdem die sogenannten Bearbeitungen zu übernehmen; dagegen erhielt er mit dem Titel eines k. k. Hoftheaterdichters ein Jahresgehalt von 1500 Gulden. Außerdem wurde ihm für jedes Stück, welches er außer dem Ausbedungenen schrieb, eine besondere, sehr gute Bezahlung in Aussicht gestellt; auch hatte er, sobald er nur seine Dramen geliefert, Freiheit, zu reisen, wann er wollte. Der vom 1. Januar datierte Vertrag galt zunächst für drei Jahre; gefiel es dem Dichter länger, so trat er „ins förmliche Dekret", und seine Pensionsfähigkeit wurde vom Tage des Kontraktschlusses an gerechnet. Auf diese Weise stand er sich nach seiner eigenen Aeußerung, wenn er nur halb so fleißig war, wie das vorige Jahr, mit allen Nebenverdiensten auf etwa 3000 Gulden. „Und nun ein Wort," so schließt er diese freudige Botschaft an seine Eltern, „warum ich Euch nichts von den Anträgen schrieb. Ich kenne meinen Vater, und er hätte mir gewiß widerraten, weil er gedacht hätte, ich sei von dem Wunsche bestimmt worden, Euch nicht länger viel Geld zu kosten. Aber meine Freiheit ist gar nicht verkauft; ich habe einen ehrenvollen Posten, dem bedeutende Männer vor mir schon vorgestanden haben, habe mein gewisses, sattsames Einkommen und die schöne Aussicht, nur meiner Kunst leben zu dürfen. Die drängende Zeit verlangt gewiß große Opfer von Euch; laßt mir das Gefühl, sie Euch nicht auch noch zu erschweren! Ich werde schon wiederkommen und Eure Freigebigkeit in Anspruch nehmen, wenn ich ins häusliche Leben trete. Dann mögt Ihr mir für die Enkel sorgen, wie Ihr für den Sohn gesorgt habt. Nun, Gott wird seinen Segen weiter geben; für mich hätte ich nun schon etwas zu essen und wohl auch noch etwas mehr."

Noch nie war einem Dichter in so jugendlichem Alter eine derartige Auszeichnung zu teil geworden, und sie läßt erkennen, wie groß die Erwartungen waren, die man von seinem Talente hegte, zugleich aber auch, wie sehr sich die Zeiten geändert hatten, seit Schillers Räuber zum ersten Male über die Bühne

gingen. Die Nachricht von seiner Berufung wurde von den Angehörigen des Dichters mit großer Freude aufgenommen. Nur in einer Hinsicht regen sich bei dem Vater Bedenken: daß Theodor sich zu alljährlicher Lieferung von zwei Dramen verpflichtet hat, will ihm nicht gefallen. „Du hast," schreibt er, „nun ein wichtiges und ehrenvolles Amt und bist berufen, auf eine empfängliche Nation von trefflichen Anlagen durch das Theater zu wirken. Ich traue Dir zu, daß Dein Ziel höher gesteckt ist, als auf Befriedigung der Eitelkeit durch vorübergehenden Beifall. Alles Heilige und Edle, was durch Poesie in dem Menschen erweckt und gepflegt werden kann, ist in Deine Hand gegeben. Deine höheren Zwecke darfst Du nicht ankündigen; Dir liege zunächst ob, die Forderungen der Kunst zu befriedigen! Aber wenn auf Deinem Wege sich eine Gelegenheit darbietet, für Wahrheit, Recht und menschliche Würde mit Wärme zu sprechen, so wirst Du sie nicht versäumen. Du wirst nie zu der Klasse herabsinken, die durch Frechheit und Sophisterei eine Partei zu gewinnen sucht, die ihre Verworfenheit gern für Stärke des Geistes möchte gelten lassen. Was die Propheten des alten Testamentes waren, ist für das jetzige Zeitalter der Dichter. — So hätte auch ich gern gewirkt; aber wohl mir, wenn Du ausführst, was ich gewollt hatte! — Daß Du eine Anstellung bei dem Burgtheater vorgezogen hast, ist ganz nach meinem Wunsche. Dies Theater ist unabhängig von der Menge, das andere bedarf gewisser merkantilischer Kunstgriffe. Die Rivalität ist gut, damit Stillstand und Erschlaffung verhütet werde; aber das Theater eines mächtigen Regenten darf sich nicht herabwürdigen, dem Zeitgeschmacke des Publikums zu fröhnen. Durch Geist, Witz und lebendige Darstellung soll es Freunde gewinnen und erhalten, soll nicht auf die schwache, sondern auf die starke Seite der Nation zu wirken suchen. — Daß Du zwei große Stücke jährlich liefern sollst, ist etwas viel. Es giebt Stoffe, die ein weitläufiges vorbereitendes Studium erfordern. Bei dem Lustspiel ist dies weniger der Fall. Rosamunde wird Dir doch schon, denk ich, als das erste Stück angerechnet. Zur Ausführung brauchst Du wenig Zeit, und es ist vorteilhaft für die Einheit des Ganzen, daß Du schnell arbeitest. Aber um mit Deinem Stoffe vertraut zu werden, darfst Du Dich nicht übereilen lassen."

Wie die Mutter über des Sohnes Auszeichnung dachte, charakterisieren kurz die dem Briefe des Vaters beigefügten Worte: „Gott sei mit Dir in Deinem schönen Berufe! Dir folgt der Mutter Segen." Die Schwester teilte bei aller Freude in gewissem Sinne die Bedenken des Vaters: „Es würde mich ängstigen," so schreibt sie am 17. Februar an B. Weber, „daß Theodor jetzt schon so produktiv ist, und mich für sein Talent besorgt machen, da Leichtigkeit der Erfindung zu Leichtsinn in der Bearbeitung führen kann. Aber zum Glück hat er an Humboldt und Schlegel zwei ganz verschiedene, aber gleich strenge Richter neben sich stehen, die ihm nichts hingehen lassen werden, was das Gepräge dieses Fehlers

tragen würde, und dann wird ihn auch noch sein eigenes ernstes Streben vor dieser Klippe bewahren."

Die Sorge des Vaters, daß der Sohn den Beruf des Dramatikers zu leicht nehmen könne, zieht sich auch durch den folgenden Briefwechsel. So rät er ihm, jährlich nur ein Stück zu liefern, das besondere historische Vorbereitungen erfordere, und zu dem anderen einen Stoff zu wählen, wo er fast alles aus sich selbst zu schöpfen hätte; namentlich solle er seine historischen Studien planmäßiger und weniger fragmentarisch treiben; an seiner Stelle würde er, der Vater, sich einen wichtigen Teil der Geschichte, der für die Poesie besonders ergiebig wäre, ganz zu eigen zu machen suchen, als etwa das Mittelalter in Deutschland, Spanien, England und Frankreich; bei dem Lesen würden sich dann poetische Stoffe finden, die er sich zum künftigen Gebrauche notieren könne; aber auch für alle späteren Arbeiten hätte er gewonnen, wenn er in der Vergangenheit ganz einheimisch geworden wäre. Weiterhin äußert er seine Freude darüber, daß Theodor mit Ernst Griechisch treibe; er solle nur eifrig fortfahren, um auf den Punkt zu gelangen, daß er die griechischen Dichter mit hinlänglicher Leichtigkeit lesen könnte, damit er den Eindruck des Ganzen empfinge; Homer und nach ihm Sophokles und Euripides würden zuerst zu lesen zu sein, Aeschylos später, am spätesten Pindar; auch die Historiker würden ihm, in der Urschrift gelesen, vielen Genuß gewähren.

Was den Dichter damals zu den griechischen Studien veranlaßte, war vielleicht der Umstand, daß er von befreundeter Seite darum angegangen worden war, für Beethoven einen Operntext „Ulysses' Wiederkehr" zu schreiben. Das Stück war auf zwei Akte berechnet, ist aber über den flüchtigen Entwurf eines Scenariums und die Niederschrift der drei ersten Scenen nicht hinausgekommen.

Auch Spohr, der damals als Konzertmeister und Operndirektor am Theater an der Wien angestellt war, hatte ihn um eine große Oper gebeten und ihm dabei eine Bearbeitung des „Faust" nahe gelegt. Theodor war nicht abgeneigt, auf diese Idee, so verwegen sie ihm schien, einzugehen. Aber dem Vater wollte „Faust als Oper" gar nicht recht in den Kopf. „Einzelne Scenen in dem Goetheschen," so schrieb er, „geben wohl Stoff genug zu musikalischen Gemälden; aber für ein musikalisches Ganze müßte der Stoff ganz anders — vielleicht weit populärer und roher — behandelt werden, was einem Dichter nicht zuzumuten ist." Auch diese Oper blieb ungeschrieben.

In jene Zeit fällt auch das letzte und zugleich feinste unter den von Theodor in gebundener Rede verfaßten Lustspielen, „Die Gouvernante". Das Stück ist, wie seine Vorgänger, wiederum in dem schleppenden Versmaße des Alexandriners geschrieben, für das der Dichter eine unserem heutigen Geschmack unbegreifliche

Vorliebe hegte. Die Fabel des Lustspiels ist ziemlich einfach: eine pedantische Gouvernante wird von zweien ihrer Obhut anvertrauten Mädchen, denen sie die Briefe ihrer Liebhaber vorenthält, mit List übertölpelt. Dabei findet wieder einmal das Motiv der Verkleidung Anwendung, indem das eine der Mädchen die Rolle einer alten Dame, der ehemaligen Erzieherin der Gouvernante, spielt und dieser, scheinbar bei einem Stelldichein überraschten Sittenrichterin den Text liest. An dem harmlosen Witz und der drastischen Komik des Stückes hat sich das Publikum lange ergötzt. In Berlin ist es vom 7. März 1815 bis zum 15. Juli 1839 nicht weniger als neunundfünfzigmal gegeben worden.

In dem damaligen Briefwechsel zwischen Vater und Sohn ist wieder von allerlei dramatischen Vorsätzen Theodors die Rede, von einem größeren Lustspiele, von der Wiederaufnahme des vor Jahresfrist aufgegebenen „Konradin", von einem Opernlibretto „Rübezahl", um das ihn Spohr gebeten hatte, von der Herausgabe eines Almanachs, worin er lyrische Gedichte veröffentlichen will, u. s. w. Aber alle diese Pläne blieben Pläne. Vielleicht trugen die vielen Ansprüche, die das gesellschaftliche Leben, insbesondere in der Karnevalszeit, an den Dichter stellte, einige Schuld daran. Die Gefälligkeit, mit der er seine Muse in den Dienst der Freundschaft stellte, wurde allgemach als etwas Selbstverständliches hingenommen. Dabei nahmen die geselligen Vergnügungen, zu denen er eingeladen wurde, kein Ende. Am angenehmsten war ihm nach wie vor der Verkehr in dem kleinen Zirkel der Frau v. Pereira: „Entweder wird da bloß gesprochen, oder ich lese vor; man erzählt Geschichten; die Damen geben uns Stoff zu Liedern, und Bartholdy und ich satteln den Pegasus." Einigermaßen erleichtert fühlte er sich, als der Karneval und damit die Zeit, wo er sich fast wie „ein allgemeines Gut" vorgekommen, zu Ende war, sodaß er wieder an eine regelmäßige Einteilung des Tages denken konnte. „Ich lebe hier," so schrieb er am 6. März an die Mutter, „ein sehr glückliches Leben, wie Du weißt. Bis um elf Uhr arbeite ich; dann geht's zur Toni; von da geh ich essen, wohin ich gerade eingeladen bin — zu Humboldts, Arnsteins, Pereira, Geymüllers, Zichy, Baumanns u. s. w. Dann mach ich ein paar Visiten, geh entweder nach Hause und arbeite oder bringe meinen Abend teils im Theater, teils in Gesellschaften zu."

Zu den zuletzt genannten Gesellschaften wird auch der Zirkel zu rechnen sein, von welchem der bekannte österreichische Dichter Ignaz Friedrich Castelli (1781 bis 1862) im ersten Bande (S. 288) seiner Memoiren (4 Bde. Wien und Prag 1861) spricht. Er giebt dabei von Theodors Persönlichkeit und seinem bis zur Abreise von Wien unterhaltenen Verkehr mit ihm eine anschauliche Schilderung: „Es giebt wenige Jünglinge, welche gleich beim ersten Anblicke, beim ersten Worte so für sich einnehmen und mit denen man sich so sympathisierend fühlt, als Theodor Körner. Er war ein schöner Jüngling mit jener Körperfrische, die

sogleich ein Beweis ist, daß der giftige Hauch der Ausschweifung über diesen reinen Körper noch nicht Macht gehabt hat. Er war verständig und bescheiden, Zutrauen einflößend und selbst zutraulich. Wie in einem offenen Buche konnte jeder in seinem Innern lesen. Zweizüngigkeit und Hinterlist waren ihm ganz fremd. Er besaß eine Feuerseele, welche für Recht und Wahrheit hell entbrannte, aber dabei ein so tiefes Gemüt, daß jeder Verkannte oder wie immer Leidende einen Verteidiger und — wenn es ihm möglich war — auch einen Helfer in ihm fand. Er war ernst mit den Ernsten und lustig mit den Lustigen, kurz, er wurde von der ganzen Welt geliebt, und er liebte die ganze Welt.

„Mehr aber als die ganze Welt, liebte er die vortreffliche Schauspielerin, die nicht nur ihrer Kunst, sondern auch ihres tadellosen Wandels wegen ebenfalls von der ganzen Welt geliebte und geachtete Hofschauspielerin Antonie Adamberger. Das wäre ein Paar nach dem Herzen Gottes, nach ihren eigenen und nach jenen der Menschen geworden.

„Ich wohnte damals im Ballgäßchen im Blumenstock. Ich und mehrere meiner Freunde kamen gewöhnlich abends in dem Gasthause, welches sich in diesem Hause befand, zusammen. Da aber auch viele Fremde dahin kamen, und wir nicht ungestört und unbelauscht unsere Meinung austauschen konnten, so machte ich den Vorschlag, meine Freunde sollten sich bei mir versammeln: ich wolle ihr Bierwirt sein. Da brachten denn Körner, Meyerbeer, der Deklamator Sydow, Benedict, jetzt Kapellmeister des Drury-Lane-Theaters in London, Moscheles, K. M. v. Weber, Deinhardstein und mehrere andere die Abende bei mir zu. Speise und Trank ward aus dem Gasthause geholt. Jeder bezahlte das Seinige, und wir verlebten sehr vergnügte Abende."

Die aus dem Briefe Theodors vom 6. März citierten Worte bilden einen Teil des Schreibens, das die Gratulation zu der Mutter Geburtstage enthielt. „Das ist nun schon das dritte Mal, daß ich nicht bei Dir bin, wenn Dich ein neues Jahr in ein neues Leben ruft. — Eh ich von Euch getrennt wurde, hätte ich nicht begreifen können, wie mir das möglich werden sollte, wie ich nicht wenigstens in der traurigen Abgeschiedenheit den Tag verseufzen müßte, und jetzt sitz ich sechzig Meilen von Dir entfernt und fühle doch nur eine freudige Empfindung in mir vorherrschen. — Du hast es in Deinem letzten Briefe sehr schön gesagt, wenn man ein treues fernes Herz nur glücklich weiß, so ist man nicht von ihm getrennt. — Wir sind es nicht, und die kommende Zeit mag zwischen uns schieben, was sie will, und chinesische Mauern auftürmen, meine Gedanken fliegen darüber weg zu der geliebten Mutter und begegnen ihren Gedanken gewiß auf dem halben Wege. — Küsse den Vater und Emma in meinem Namen, denke an dem elften an Deinen Sohn, der im Geist unter Euch ist, und bleib ihm nah mit Deinem Segen!"

Noch im Laufe ihres Geburtstages erwiderte die Mutter: „Dein Brief, mein teurer Sohn, hat mich beglückt und mir die reinste Freude gegeben. Du bist wohl, Du bist froh, der teure Vater und Emma gesund, meine Schwester munter: was brauch ich mehr, um glücklich zu sein? Und dies Bewußtsein giebt mir Mut bei den Stürmen, die auf uns einbrechen, und keine Klage soll mir entwischen, wenn Ihr Teuren mir gesund bleibt. — Ich danke Dir sehr für die Ausführlichkeit Deines Briefes; er ist mir ein Bild Deines Lebens — und mein Geist begleitet Dich in den Geschäften und Freuden Deines Lebens. — Der geliebten Toni meine besten Grüße und meine Zufriedenheit, daß sie wohl ist, und daß ihr bei dem harten Winter das Theater nicht geschadet hat. — Lebe wohl, gesegnet von Deinen Eltern! Der Allmächtige sei mit Dir und Deiner Geliebten! Er sei mit uns!

Deine treue Mutter."

Das Leben und Treiben in den höheren Gesellschaftskreisen Dresdens scheint ebensowenig wie in Wien von der Wendung berührt worden zu sein, die sich nach dem Rückzuge Napoleons aus Rußland in dem Schicksale Preußens vorbereitete. So schreibt z. B. der Vater am 13. Januar nach Wien: „Seit dem vorigen Montag leben wir in großem Geräusch. Am Sonntage Picknick, Montag Souper bei Fabers, Dienstag Musik, Mittwoch Souper bei Vicekanzler Nostitz, gestern Esterhazy bei uns, heute Souper bei Thielmann, morgen Oper, auf den Sonntag wieder Picknick. Wenn es so fortgeht, haben wir uns über Stille und Einsamkeit nicht zu beklagen." Auch die folgenden Briefe sprechen wiederholt von Bällen und musikalischen Vergnügungen, an denen die Körnersche Familie teilnahm. Doch fehlt es darin auch nicht an Streiflichtern, die auf die politischen Ereignisse fallen, und an Hindeutungen auf den bevorstehenden Kampf um die Freiheit und Unabhängigkeit Preußens und Deutschlands.

Tief in seinem Innern von dem festen Vorsatz beseelt, an der Erhebung der Nation gegen die Fremdherrschaft mit Gut und Blut teilzunehmen, griff Theodor noch einmal zur Feder, um mit dem Worte zu wirken, ehe es ihm vergönnt war, mit dem Schwerte für Freiheit und Recht in die Schranken zu treten. Das Trauerspiel „Joseph Heiderich oder Deutsche Treue" läßt die Absicht des Dichters, an der Volksseele zu rütteln und das Gewissen der Nation zu wecken, in seiner ganzen Anlage, wie in den einzelnen Zügen erkennen. Es ist, wenn man will, eine Art Selbstbekenntnis des Dichters, eine Verherrlichung der soldatischen Pflichttreue, die ausharrt bis zum Tode.

Den Stoff zu dem in Prosa geschriebenen Stücke fand er in einer Erzählung aus dem italienischen Feldzuge von 1800. In der für die Oesterreicher unglücklichen Schlacht bei Montebello (9. Juni) opferte ein alter Korporal sein Leben, um seinen Oberlieutenant von dem Tode durch Feindeshand zu retten.

Das schnell hingeworfene einaktige Stück erhebt seiner ganzen Anlage nach keinen Anspruch auf dramatische Wirkung. Die Handlung selbst ist nur ein Gerüst für Dialog und Monolog und spielt sich zwischen einem Hauptmann, einem Oberlieutenant und dem Träger der Titelrolle ab. Der Hauptmann, dem die rechte Hand zerschmettert ist, wacht trotz seiner Schmerzen neben dem schwer verwundeten Oberlieutenant. Dieser erwacht aus seinem Schlummer und dringt in den Hauptmann, daß er sein eigenes Leben dem Kaiser erhalten möge, da für ihn selbst keine Rettung mehr sei. Der Hauptmann folgt, wenn auch zögernd, den Bitten des Kriegskameraden, der mit einem Appell an die wehrhafte Jugend vom Leben Abschied nimmt: „O, könnt ich jetzt vor allen jungen treuen Herzen meines Volkes stehen und es ihnen mit der letzten Kraft meines fliehenden Lebens in die Seele donnern: es ist süß, für sein Vaterland zu sterben! Der Tod hat nichts Schreckliches, wenn er die blutigen Lorbeern um die bleichen Schläfe windet. — Wüßten das die kalten Egoisten, die sich hinter den Ofen verkriechen, wenn das Vaterland seine Söhne zu seinen Fahnen ruft; wüßten das die feigen, niedrigen Seelen, die sich für klug und besonnen halten, wenn sie ihre Redensarten auskramen, — wie es doch auch ohne sie gehen werde, zwei Fäuste mehr oder weniger zögen nicht in der Wagschale des Sieges, und was der erbärmlichen Ausflüchte mehr sind — ahneten sie die Seligkeit, die ein braver Soldat fühlt, wenn er für die gerechte Sache blutet: sie drängten sich in die Reihen. Freilich wird's auch ohne sie gehen, freilich geben zwei Fäuste den Ausschlag nicht; aber hat das Vaterland nicht ein gleiches Recht auf alle seine Söhne? Wenn der Bauer bluten muß, wenn der Bürger seine Kinder opfert, wer darf sich ausschließen? Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! — Schnell zu den Fahnen, wenn euch die innere Stimme treibt! Laßt Vater und Mutter, Weib und Kind, Freund und Geliebte entschlossen zurück! Stoßt sie von euch, wenn sie euch halten wollen — den ersten Platz im Herzen hat das Vaterland!“ Und nun naht zu seiner Rettung Joseph Heyderich, den er, als der Verlust der Schlacht drohte, mit der Compagniekasse an den Obersten abgeschickt hatte. Nach Erfüllung seines Auftrages war er zurückgeeilt, die Gefahr nicht achtend, die ihm die feindlichen Kugeln bereiteten. Selbst zum Tode getroffen, findet er den Verwundeten wieder und bietet seine letzten Kräfte auf, um ihm Hülfe zu bringen. Dann bricht er zusammen und scheidet mit dem freudigen Bewußtsein aus dem Leben, gut österreichisch geblieben und als ein ehrlicher Kerl im Dienste des Kaisers gestorben zu sein. „Vaterland,“ so lauten die dem Oberlieutenant in den Mund gelegten Schlußworte des Stückes, in die er an der Leiche seines treuen Freundes ausbricht, „Vaterland, sieh her! Solche Herzen schlagen in Deinen Söhnen, solche Thaten reifen unter Deiner Sonne. — Vaterland, Du kannst stolz sein!“

Leipzig,

Druck von Ramm & Seemann.